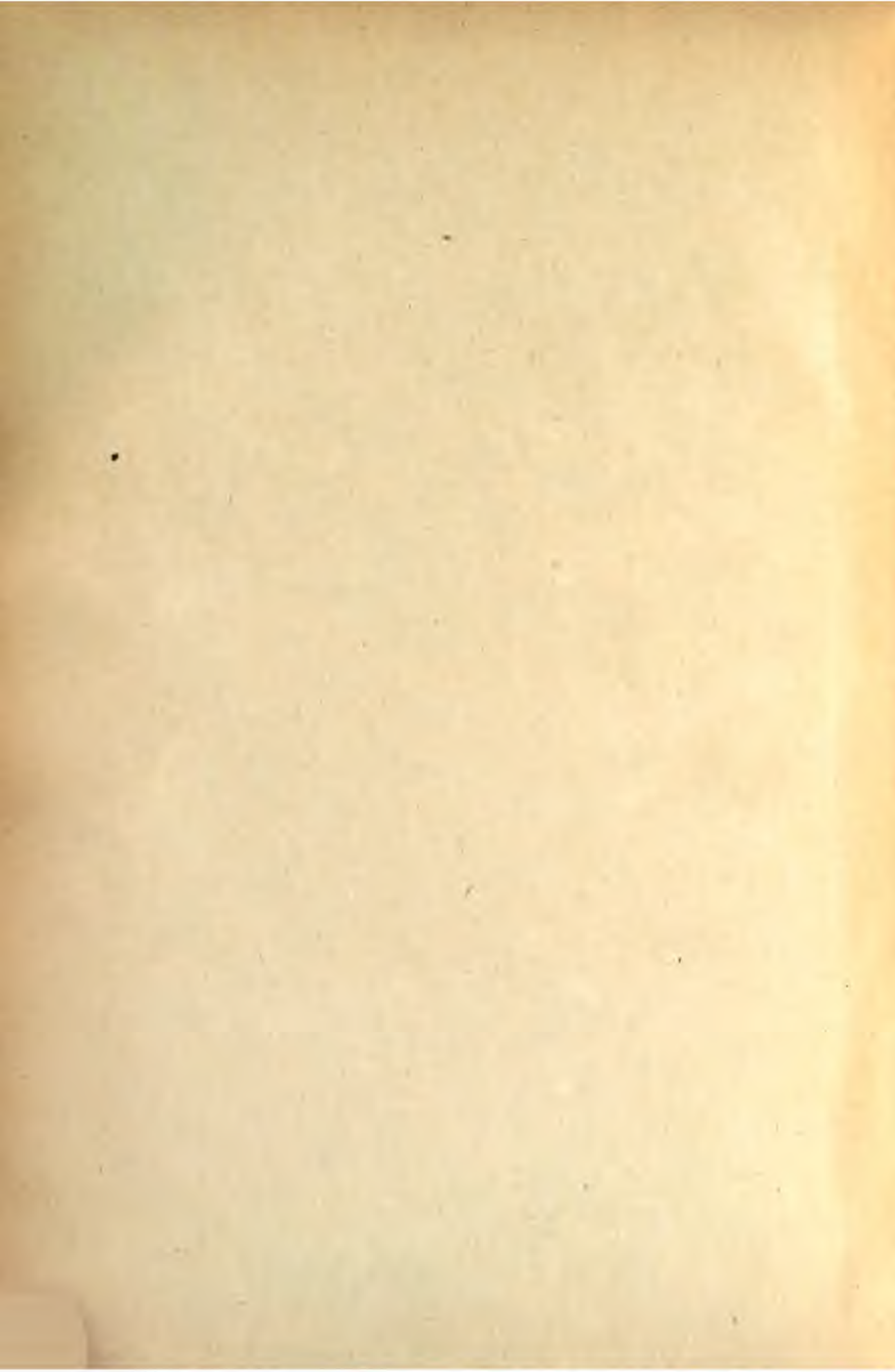






Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

1. Band.

Mit 25 Tafeln und 4 Plänen.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1902.

Am 12. Mai 1901 verschied zu Halle a. S. der Königliche Oberst a. D. Hans von Borries, seiner zwei Jahre früher verstorbenen Gattin im Tode folgend.

Den Sarg des hochverehrten Mannes begleiteten neben den zahlreichen Angehörigen viele Leidtragende, um dem für das Gemeinwohl und die Erforschung der Geschichte und Urgeschichte der Provinz Sachsen einst rastlos thätigen Manne noch am Grabe ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Geboren am 11. August 1819 zu Steinlacke in der Grafschaft Ravensberg, war von Borries im Jahre 1836 in Münster bei der damaligen 7. Artillerie-Brigade auf Beförderung eingetreten.

Sein vielseitiges Wissen und Können hat mannigfache Verwendung im Dienste seiner Waffe und des Vaterlandes gefunden.

Nachdem er als Oberstleutnant und Commandeur der 2. Abteilung des Feldartillerie-Regiments No. 5 ruhmreichen Anteil an dem Kriege gegen Frankreich genommen hatte, zwangen ihn körperliche Leiden, im Jahre 1872 um seinen Abschied zu bitten. Er wählte Weissenfels als Wohnort und stellte seine Kräfte ganz in den Dienst seiner neuen Heimat. Heute legen die herrlichen Anlagen in der unmittelbaren Umgebung der aufblühenden Stadt Zeugnis davon ab, wie planvoll seiner Zeit von Borries vorgegangen war.

Seinem schöpferischen Geiste verdankt Weissenfels ferner die Gründung eines Verschönerungs-Vereins, eines Musik-, Altertums- und Litterarischen Vereins.

Im Jahre 1883 übernahm von Borries als „Konservator" die verstreuten Bestände, aus denen die Provinzial-Verwaltung ein „Museum für heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen" zu bilden beabsichtigte. Am 16. Juli 1884 wurde er zum Direktor dieses Museums ernannt.

Hier unterzog sich von Borries der Arbeit des Ordnens alter und neuer Erwerbungen mit der ihm eigenen Arbeitslust und fand doch daneben noch Musse, Ausgrabungen selbständig zu leiten und die dabei gemachten Erfahrungen in den „Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen", Heft III, IV und IX, zu veröffentlichen.

Sie betrafen Grabfunde von Rössen und Kuckenburg, Brand- und Herdstellen von Giebichenstein, Begräbnisplätze von Dötlingen und Schkölen, sowie Grabhügel vom Dachsberge bei Hohen im Saalkreise.

Seinem leutseligen und heiteren Wesen war es zu verdanken, dass in jenen ersten Entwicklungsjahren dem Museum reiche Schenkungen und Mitteilungen von Gönnern, deren Beruf ihnen Gelegenheit zu Beobachtungen bot, zugingen. In welcher Weise unter seiner Leitung die Bestände gewachsen sind, vermag nur der zu bemessen, der einen Blick in die innere Verwaltung des Provinzial-Museums gethan hat.

Am 1. Juli 1890 trat der verdiente Direktor vorgerückten Alters wegen von seinem Amte zurück; der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Forschung blieb er jedoch treu bis an das Ende seines Lebens, in dem er so viel Wertvolles und Bleibendes geschaffen hat.

Ehre seinem Andenken!

F.

Über die Steinbeile der Umgegend von Halle a. S.

(Hierzu Tafel I und II).

Früher hat der der Wissenschaft und seinen Freunden leider zu früh entrissene A. Arzruni durch seine mineralogischen Untersuchungen über die Herkunft der Nephritbeile die Urgeschichtsforscher lebhaft zu interessieren gewusst; später hat Professor Deecke diese Untersuchungen, wenn auch auf ganz anderem Gebiete, nämlich dem der pommerschen Steinwaffen, fortgesetzt. Als die Anthropologische Gesellschaft 1900 in der Stadt Halle tagte, gedachte ich dieselbe mit einem Vortrage über die Herkunft der Halleschen neolithischen Steinbeile zu erfreuen; leider haben unvorhergesehene Umstände dies verhindert und erst später auf der General-Versammlung des naturwissenschaftlichen Vereins für Sachsen und Thüringen zu Landsberg bei Halle ist dies geschehen. Mit Genehmigung und auf Veranlassung des Direktors des Provinzial-Museums in Halle, Herrn Major a. D. Dr. Foertsch, habe ich, um Unterlagen für diesen Vortrag zu erhalten, die im genannten Museum aufbewahrten, neolithischen Steinbeile von Halle einer mineralogischen Untersuchung unterworfen, deren Resultate ich nun hier mitteile. —

Es finden sich darunter Vertreter aus fast allen Formationen der Umgebung unserer alten Salzstadt, so aus den krystallinischen Schiefern, aus dem Silur Thüringens, aus dem Devon des Harzes, aus den krystallenen Gesteinen des Culm des Kyffhäusers, aus dem Rotliegenden, dem Buntsandstein, dem Tertiär und Diluvium der näheren und ferneren Umgebung von Halle an der Saale. —

Aus den krystallinischen Schiefern stammen polierte Steinkeile und gelochte Steinbeile, welche vorwiegend aus Hornblendegestein bestehen; sie sind meist als Hornblendeschiefer, nur selten als dichtes, körniges, richtungsloses Hornblendegestein ausgebildet; der hauptsächlichste Gemengteil ist das genannte Mineral zum Teil in makroskopisch erkennbaren, langen, dunkelgrünen bis schwarzen, an den Enden zerfaserten Säulchen, zum Teil herabsinkend zu mikroskopischen Kryställchen; daneben finden sich Quarz und Orthoklas, ersterer nur selten in makroskopischen Körnern bis 6 mm gross, letzterer

makroskopisch nicht erkennbar. Leider sind sie beide gewöhnlich ohne eine irgendwie erkennbare Form vorhanden und so miteinander verflösst, dass auch die Beckesche Methode, sie mittels der Brechungsexponenten zu bestimmen, nur schwierig anzuwenden ist, ja in vielen Fällen versagt. Um beide voneinander zu unterscheiden, habe ich daher die Tinktionsmethode mit Methylenblau desselben Autors angewandt. Plagioklase sind in diesen Steinbeilen selten, nur bei einem spitznackigen Keil von Granau (615 II, Nummer des Provinzial-Museums) wurde derselbe beobachtet, was also der Bemerkung Zirkels[1] widerspricht, welcher darauf hinweist, dass gerade die Plagioklase die Orthoklase in den Hornblendeschiefern übertreffen: dies hat auch Becke[2] besonders in denselben Gesteinen von Senftenberg im Kremsthal und Mügge[3] in denen des Massailandes beobachtet. Es unterscheiden sich also gerade die Hornblendeschiefer der Halleschen Steinbeile von den sonst bekannten, wo Plagioklase fast stets sich am Aufbau derselben beteiligen; sie nähern sich durch den Zurücktritt der Plagioklase besonders den Hornblendegesteinen von Ruhla, wo dasselbe der Fall ist. Von anderen Mineralien tritt makroskropisch höchstens noch der Eisenkies manchmal in grösseren Kryställchen hervor; Muscovit, titanhaltiges Magneteisen, Chromeisen, Titanit, Metachlorid, Granat, Apatit und ein isotropes Glas (vermutlich amorphe Kieselsäure[4]) kommen fast ausschliesslich in mikroskopischen Mengen vor und treten daher makroskopisch selten auf.

Merkwürdig ist, dass der Granat hier selten auftritt; seine schönen roten Dodecaëder schmücken sonst die Hornblendeschiefer sehr häufig, so sind besonders die von Janowitz in Schlesien, jene von Hannover in Nord-Amerika, die von Kalvola in Finnland und von Böhmisch-Neustaedel reich an diesem schönen Minerale. Auch in den Thüringer Hornblendeschiefern von Ruhla tritt der Granat ganz zurück und erscheint fast nur mikroskopisch und auch dann niemals in der schönen roten Varietät, sondern gewöhnlich ziemlich wasserhell, nur selten etwas gelblich. Während an anderen Fundorten dieses Mineral durch seine Pseudomorphosen in den Hornblendeschiefern geradezu berühmt

---

[1] Zirkel, Lehrbuch der Petrographie, III. Bd. S. 335. 1894.

[2] Becke, Niederösterreichisches Waldviertel, 1882, in Tschermaks Mineralog. Mitteilg. IV.

[3] Mügge, Massailand, äquator. Afrika, Neues Jahrbuch f. Mineralogie etc. 1886. Beilageband IV. S. 582.

[4] Wunderlich, Die Harzer Kieselschiefer, Mitteilg. des berg- u. hüttenmänn. Vereins Maja in Clausthal, 1880. N. Folge II. Heft.

geworden ist, so in den Tiroler Central-Alpen und von anderen Stellen, findet es sich hier immer in ganz frischen, wasserhell durchsichtigen, gewöhnlich gerundeten Stücken. Biotit findet sich in den Hornblendeschiefern anderer Fundorte in sehr wechselnder Menge; hier dagegen fehlt er fast ganz, was diese Hornblendeschiefer wiederum den Thüringern von Ruhla ähnlicher macht.

Muscovit und Chlorit sind wohl nur als sekundäre Produkte der Hornblende vorhanden, wie dies ja auch von anderen Orten bekannt ist; in einzelnen Fällen ist hier die Hornblende in Metachlorid verwandelt, so in dem spitznackigen Keil von Wedenberg bei Farnstedt (244 II) und in dem von Wickerode; in letzterem Falle ist fast alle Hornblende in Metachlorid (Lacroix) verwandelt.

Titanhaltiges Magneteisen ist zum Teil in schwarzen, von Titanomorphit umgebenen Körnern, zum Teil in Oktaëdern und Würfeln krystallisiert mikroskopisch vorhanden. Manchmal ist die Verwandlung in Titanomorphit oder Eisenoxydhydrat auch so vollständig, dass von den schwarzen Massen nichts mehr zu sehen ist. Neben dem käsigen Titanomorphit finden sich hie und da manchmal grössere Krystalle von Titanit.

Lange, säulige Krystalle von Apatit finden sich mikroskopisch; seltener ist Chromeisen.

Ganz zurücktretend ist das Vorkommen eines wasserhellen, isotropen Glases, welches einen kleineren Brechungsexponenten hat als Hornblende; es ist vielleicht die amorphe Kieselsäure, welche Wunderlich, vergleiche oben, zuerst beschrieben hat. —

Beschreibung der einzelnen Werkzeuge: *1.* Hornblendeschiefer. Ein nicht durchlochter, grüner, spitznackiger Keil von Giebichenstein zeigt ein ziemlich dichtes, doch deutlich geschichtetes Gefüge; die Grösse beträgt ca. $5{,}5 \times 6{,}5 \times 2{,}2$ cm (422 II).

In der grünen Grundmasse treten makroskopisch Quarze hervor, welche Glas deutlich ritzen. Bei 700facher Vergrösserung sieht man im Dünnschliffe ein Gewirr von Hornblendesäulchen, von denen einzelne grössere eine Auslöschung von 18° zwischen gekreuzten Nicols zeigten; vielfach strahlen dieselben radial von einem Punkte aus, an anderen Stellen sind sie so angeordnet wie die feinen Seitenteilchen an der Fahne der Vogelfeder. Nur selten findet sich im Hornblendgewirre ein wasserhell durchsichtiges Körnchen von parallel auslöschendem Orthoklas; etwas häufiger sind die das Licht stärker brechenden Quarze, dessen ordentlicher Brechungsexponent kleiner ist als der des Canadabalsams und dessen ausserordentlicher grösser ist als letzterer. Ausserdem

findet sich schwarzes Magneteisen und ein amorphes isotropes Glas mit einem Brechungsexponenten, der grösser als der des Canadabalsams und kleiner als der der Hornblende ist. Wahrscheinlich ist es amorphe Kieselsäure.

Die Hornblendekryställchen haben hier immer noch eine deutliche, wohl erkennbare Grösse: einzelne waren 0,02 mm breit, bei einer Länge von 0,033—0,066 mm.[1] Die Kryställchen — wenigstens einzelne — nähern sich in ihren Grössenverhältnissen den Fäserchen des Nephrit sehr; doch sinken die letzteren selbst bei starken Vergrösserungen zu so feinen Nädelchen herab, wie sie bei diesen Hornblendeschiefern selten sind; während im Nephrit fast alle Kryställchen diese Kleinheit erlangen, finden sich im Hornblendeschiefer nur wenige kleine neben sehr viel groben. Sehr schön treten diese Verhältnisse auf der beigegebenen Tafel I in den Figuren 1, 3, 4 und 5 hervor. Diese Figuren sind ebenso wie 6 in linearpolarisiertem Lichte aufgenommen und zwar so, dass die Polarisationsebenen der beiden gekreuzten Nicols den Rändern der Tafel parallel sind, ferner als Objektiv ein Zeisssches Apochromat (trocken) von 6 mm Brennweite, mit einer Apertur von 0,95 (für kurzen Tubus korrigiert), als Okular ein Projektionsokular N 4 und als Condensor ein apochromatischer von 1,0 Apertur, bei kurzem Camera-Auszug angewandt wurde.[2] Die sämtlichen Figuren sind bei einer Vergrösserung von 188 aufgenommen worden, können also, was Grössenverhältnisse anlangt, direkt miteinander verglichen werden.

Die Feinheit der Nephritkryställchen von Neu-Seeland (Fig. 5) tritt hier schön im Gegensatz zu den grösseren Kryställchen, aus welchen die Hornblendeschiefer in den Photographien 1, 3 und 4 bestehen. Chemisch ist ja ebenso wie mineralogisch der Bestand, abgesehen von den geringen Beimengungen anderer Minerale in den Hornblendeschiefern, von denen oben die Rede war, derselbe.

Der graue bis dunkelgrüne, abgebrochene hintere Teil eines spitznackigen Keils von Granau (615 II), eine Stunde westlich von Halle, besteht grösstenteils aus einem Agglomerat von Hornblendekrystallen (mikroskopisch), in welchem Quarz und grössere Hornblenden eingebettet liegen; das Agglomerat besteht aus einem förmlichen Geflecht von Hornblenden, deren Krystallvertikalaxen fast immer annähernd

[1] Messung mit Hilfe des Mikrometers des Objekttisches am Mikroskop.

[2] Obige Apparate gehören dem Privatdocenten Herrn Dr. Gebhardt hier, welcher auch die grosse Freundlichkeit hatte, die Photographien selbst aufzunehmen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank aussprechen möchte.

parallel sind; der Pleochroismus der Hornblenden ist gelb und grün, die Auslöschung beträgt 11—20°. Um die fast wasserhellen Partien (Quarz?) näher zu studieren, wurde der Dünnschliff mit Fluorwasserstoff geätzt (vergl. Becke, Tschermaks Mineralogische Mitteilungen XII, S. 257), mit Methylenblau gefärbt und wieder mit Deckglas bedeckt; es zeigte sich, dass ein Teil der früher für Quarz gehaltenen Massen nun mit einer blaugefärbten Schicht von Aluminiumsiliciumfluorid und Kieselsäure bedeckt war; es war also neben dem Quarz noch Orthoklas vorhanden, dessen Spaltbarkeit nach dem Klinopinakoid nun erst zu sehen war; die Auslöschung war deutlich parallel dieser Fläche. An einer anderen Stelle zeigten die blaugefärbten Teile Zwillingsbildung nach dem Albitgesetz; es war also neben dem Orthoklas auch ein wenig Plagioklas vorhanden, welcher übrigens in allen übrigen Schliffen nicht weiter beobachtet wurde. Nach dem Beckeschen Verfahren wurden die Brechungsexponenten des Orthoklases und Quarzes miteinander verglichen; es bestätigte sich, dass die des Orthoklases geringer waren als die des Quarzes. Als accessorische Bestandteile fanden sich noch Titanit in deutlichen Krystallen, titanhaltiges Magneteisen und Eisenkies mit den Flächen des Würfels und Pentagondodecaëders. —

Ein 14 cm langer, grüner spitznackiger Keil von Dederstedt (33. 18), nördlich vom süssen See, ist seiner Längsrichtung nach schwarz gestreift. Die mikroskopische Untersuchung lehrte, dass er aus sehr kleinen Säulchen von Hornblende besteht, welche stark verfilzt sind, und deren Auslöschung 17° betrug. Quarz und Orthoklas treten gegenüber dem erstgenannten Minerale zurück; untergeordnet finden sich Magnetit und Titanit.

Ein spitznackiger Keil von 12×4,5×2 cm Grösse besteht wiederum aus Hornblendeschiefer und stammt von Wickerode (52. 17). Das Gestein ist deutlich makroskopisch geschichtet und besteht mikroskopisch aus Hornblende, welche jedoch zum grösseren Teile und nach seiner Gebrauchsperiode (?) in Metachlorid, Lacroix verwandelt wurde; sonst wo sie frisch ist, zeigt sie 18° Auslöschung, als accessorische Gemengteile treten selten Quarz, Orthoklas, Muscovit und Magnetit auf.

Aus der Gegend von Sangerhausen (80. 17) stammt ein spitznackiges Flachbeil von 12×4×1,5 cm Grösse, welches eine sehr schöne Politur zeigt, wie sie gewöhnlich nur durch langes Tragen hervorgebracht wird, es ist deutlich geschiefert, sieht bräunlich-grau aus und besteht mikroskopisch betrachtet aus einer hellen Grundmasse, welche von feinen Hornblendesäulchen gebildet wird, zwischen welchen

hie und da Eisenoxydhydrat und Quarz ausgeschieden liegen; es erinnert dieses Gestein wieder lebhaft an Nephrit.

Von der Flur des Dorfes Helfta (224 II) im Mansfelder Seekreis stammt ein spitznackiger Keil von 8×5×2 cm Grösse; er ist makroskopisch deutlich geschiefert und besteht mikroskopisch aus kleinen Hornblendesäulchen, welche in Quarz eingebettet liegen; auch Orthoklas befindet sich zwischen ihnen; die Hornblendenädelchen bilden ein feines, wirres Geflecht im Quarz; ausserdem finden sich Muscovit und Titanit.

Ein spitznackiger Keil von Wedenberg (244 II) bei Farnstedt besteht ebenfalls aus geschichtetem Hornblendeschiefer; die typisch auslöschende (14—21°) Hornblende ist zum Teil schon verwandelt in Metachlorid; fast ebenso sehr beteiligt sich der Quarz am Aufbau des Gesteins; hier und da kommt auch isotroper, aber stark brechender, wasserheller Granat vor.

Aus dem Mansfelder Seekreis von Ober-Wiederstedt (15.18) stammt das folgende Artefakt, welches Verwitterung an der Oberfläche zeigt, wodurch der schiefrige Charakter erst bemerkbar geworden ist. Auch halten sich sehr feine Hornblendesäulchen und Quarz, zwischen welchen hie und da rechtwinklig spaltender, zum Teil gerade auslöschender Orthoklas liegt, das Gleichgewicht. Die Hornblende zeigt an manchen Stellen deutlich ihre nach dem Prisma von $124^1/_2{}^0$ stattfindende Spaltbarkeit, welche von der grösseren Elasticitätsaxe symmetrisch durchschnitten wird; die Auslöschung in der Säulenzone betrug im Maximum 18—19°; daneben findet sich noch Muscovit. Ein Teil dieses Schliffes ist auf Tafel I in Figur 1 und 2 dargestellt worden. Bei Betrachtung der Abbildung, Figur 1 auf Tafel I, darf daran erinnert werden, dass dieselbe den Druck einer im polarisierten Lichte aufgenommenen Photographie bei 188facher Vergrösserung darstellt; die Polarisationsebenen der Nicols sind parallel den Rändern der Tafel, also gekreuzt; in der Ecke rechts oben findet sich ein säulenförmiger, schwarz erscheinender, verhältnismässig grosser Krystall von Hornblende; er erscheint hier vollständig schwarz, weil seine Auslöschungsrichtungen parallel den Polarisationsebenen der Nicols sind, seine Vertikalaxe, parallel seiner Haupterstreckung, ist gegen den vertikalen Tafelrand ca. 18° geneigt. Rechts unterhalb des vollkommen dunkel erscheinenden Krystalls findet sich ein helles Sechseck, welches feine Linien parallel zu seinen 4 längeren Seiten zeigt; es ist dies ein Hornblendekrystall, welcher mit seiner Vertikalaxe beinahe senkrecht zur Bildfläche steht; die feinen Linien entsprechen den Tracen

der Spaltbarkeit des Prismas; da die Symmetrieebene, welche man durch die vordere und hintere Kante des Spaltbarkeitsprismas gelegt denken kann, schief zu den Polarisationsebenen der Nicols liegt, erscheint er hier hell; auch der daneben liegende, grössere, weisse Krystall ist Hornblende, zu welchem Minerale überhaupt alle säulenförmigen Krystalle des Bildes gehören. Die grauen, schummrigen Partien sind Quarz und Feldspat. Letztere Massen treten in der Photographie 2 (15.18) auf Tafel I besser im rechten Teile derselben hervor. Dieselbe ist nicht im polarisierten Lichte aufgenommen, sondern im gewöhnlichen Lichte, also mittels derselben Apparate wie die anderen, aber ohne Nicols, dagegen ist das Licht, welches von einer Auerlichtlampe mit Wolfscher Birne und einer planconcaven Sammellinse auf dem Spiegel projiciert wurde, durch ein Zettnow-Filter (Kupferchromitlösung) gegangen. Hierdurch treten die blaugefärbten Massen des Aluminiumsiliciumfluorids auf den Orthoklasen besser hervor. Links im Bilde über dem schwarzen Magneteisen findet sich ein grosser Orthoklas, welcher so aussieht, als ob er mit schwarzem Staube überstreut wäre; letzterer ist die von Methylenblau imbibierte Siliciumaluminiumfluorid-Masse. Die säulenförmigen Krystalle sind auch hier Hornblende, welche in diesem Teile des Schliffes mehr zurücktritt.

Von Welbsleben im Mansfelder Gebirgskreise (13 II) stammt ein einseitiger Schaber, welcher eine Grösse von $14{,}5 \times 6 \times 1{,}7$ cm besitzt; er ist deutlich geschiefert und ritzt Glas. Seine Grundmasse erweist sich mikroskopisch als ein Pflaster von Quarzbruchstücken, in welchem grössere Hornblendekrystalle eingelagert sind; letztere sind wieder umsäumt von radial angeordneten kleineren Hornblendesäulchen, eine Anordnung, welche von Gümbel aus dem Orte Drescherseuth im Fichtelgebirge beschrieben wird. Wie die Eisenfeilspäne am Pole eines Magneten stehen die kleinen Hornblenden um die Enden des grossen angeordnet. Neben einfachen Krystallen finden sich auch Zwillinge von Hornblende nach der Querfläche, gegen welche die symmetrische Auslöschung 19° beträgt; an einzelnen Stellen sind die Hornblenden, mit ihrer Vertikalaxe parallel der Hauptaxe im Quarz eingelagert, ein wahres, mikroskopisches Katzenauge! Neben diesen Bestandteilen findet sich auch noch Magnetit. In Figur 3 auf Tafel I ist ein Teil des Dünnschliffs im polarisierten Lichte dargestellt; der grösste hier dargestellte Hornblendekrystall links oben am Rande hat eine Länge von 0,14 mm und eine Breite von 0,023 mm. Bei anderen fällt die letztere Zahl auf 0,003—0,009 mm. Der Unterschied gegenüber dem Nephrit ist hier 1. das Quarzpflaster, in welchem die Horn-

blenden liegen, und 2., dass hier doch die Hornblenden der grossen Mehrzahl nach noch eine messbare Grösse haben, während der Nephrit aus feinsten Säulchen besteht, welche, wie Figur 5 zeigt, meist garbenförmig angeordnet sind und grössere Krystalle nur selten zwischen sich bergen; an einzelnen Stellen erreichen dieselben ja allerdings nach Arzruni noch eine solche Grösse, dass krystallographische Messungen möglich sind; allein es sind diese grösseren Krystalle in dem Gewirre der mikroskopischen immer Ausnahmen.

Aus einem Steinbruche bei Niemberg (327 II) stammt ein spitznackiger Keil mit runder Schneide von 13,5×6,2×2,5 cm Grösse; er besitzt deutliche Schichtung, welche parallel der breiten Seite ist, auf welcher sich deutliche Schlagspuren befinden: er besteht aus quarzreichem Hornblendeschiefer, welcher deutlich Glas ritzt; die mikroskopische Untersuchung lehrt, dass neben den beiden genannten Mineralien, von welchen die horizontal gelagerten Hornblenden die Schichtung veranlassen, noch ein deutlich doppelbrechendes, wasserhelles vorhanden ist; vielleicht ist es Orthoklas; endlich findet sich noch Magnetit.

Von Wormsleben (37. 18) stammt ein kleines spitznackiges Keilchen von 7,5×5,2×1,7 cm Grösse; es ist wiederum ein geschichtetes Hornblendegestein; die Grundmasse ist hier zum Teil Quarz und Orthoklas, in welcher grüne Hornblendekrystalle liegen; Magnetit und Eisenoxydhydrat begleiten dieselben. Eigentlich könnte man nach dem grösseren Gehalte an Quarz dieses Keilchen den Quarziten zurechnen, wenn man nur der mineralogischen Bestimmung folgte; indes scheint es geologisch wahrscheinlicher, dass es derselben Schichtreihe angehört hat wie die vorigen; es ist nur eine lokale Ausbildung der Hornblendeschiefer. Bei Vorwiegen des Quarzes werden diese Hornblendeschiefer makroskopisch bläulich-grauer.

Von Gutenberg bei Halle (334 II) stammt ein Beil mit Loch, welches jedoch nur halb erhalten ist; die Felsart ist deutlich geschichtet; auch hier liegen in einer aus Quarz bestehenden Grundmasse grüne Hornblenden; schwarze Magnetite und seltene farblose, stark brechende Granaten (mikroskopisch); auch diese Felsart ist also ein quarzreicher Hornblendeschiefer. Ein Teil des Dünnschliffs ist in Figur 4 (334 II) photographisch dargestellt. Die säulenförmigen, zum Teil hellen, zum Teil dunklen, in Auslöschungslage befindlichen Krystalle sind Hornblende; quer zur Säulenspaltbarkeit sind jene, welche rechts am Rande unter der Mitte des Schliffs liegen, getroffen; die übrigen dunklen, zum Teil schummrigen Stellen sind Quarz.

Von Cröllwitz bei Halle a. S. (361 II) stammt ein einseitiger Schaber, welcher äusserlich mehr Phyllit als Hornblendeschiefer gleicht. Das Mikroskop lehrt auch hier, dass in einer meist aus Quarz, seltener Orthoklas bestehenden Grundmasse grüne Hornblendesäulchen und Magnetit eingebettet liegen; die Hornblenden sind zum Teil radial angeordnet und diese Hornblendesphärulithe sind dann wieder zu parallel gelagerten Schichten verbunden. Das Magneteisen ist zum Teil titanhaltig, wie der gebildete Titanomorphit bezeugt. Muscovit findet sich hie und da.

Die grosse Zähigkeit der oben beschriebenen Stücke beruht wohl auf der Kleinheit der Gemengteile und der innigen Verflechtung derselben; so hatte die Hornblende in dem Werkzeug von Welbsleben eine Breite von 0,033 bis 0,099 mm, bei einer Länge von 0,06 bis 0,1 mm, die Quarze aber einen Durchmesser zwischen 0,02 bis 0,06 mm. Im Beil von Niemberg hatten die Hornblenden eine Breite von 0,006 mm, bei einer Länge von 0,1 mm, während die Quarze zwischen 0,02 und 0,03 mm schwankten. Im Hornblendeschiefer von Giebichenstein waren die Hornblenden 0,053 mm lang und breit, die säuligen waren 0,02 mm breit und 0,03 bis 0,06 mm lang; im Hornblendeschiefer von Wickerode hatten die Hornblenden eine Länge von 0,106 mm, während sie 0,003 bis 0,009 mm breit waren; die Quarze besassen hier einen Durchmesser von 0,02 bis 0,096 mm. Im Beil von Gutenberg kommen 0,08 bis 0,1 mm lange und 0,006 bis 0,013 mm breite Hornblenden neben 0,026 bis 0,046 mm im Durchmesser haltende Quarze vor; sehr ähnliche Grössen führen von Beck und Muschketow[1] für Nephritsäulchen an: 0,0043 mm Dicke und 0,016 mm Länge.

Am meisten gleichen diese Gesteine der Halleschen Stein-Artefakte ihrer Zusammensetzung nach den ähnlichen Amphiboliten von Ruhla in Thüringen. Während die Halleschen Beile vorzüglich aus Hornblende und Quarz bestehen, führen jene aus Ruhla Hornblende, Quarz, Biotit, Chlorit, Granat und Magnetit; doch sind jene letzteren viel gröber im Korn; hier ist beispielweise die Hornblende 0,1 mm breit und 0,5 mm lang; auch die Quarze und die Biotite sind viel grösser. Andere, ähnliche Gesteine von Ruhla führen noch colombinroten Granat und vor allem Zoisit, welcher vielfach poikolitisch mit Hornblende verwachsen ist; auch Turmalin, Epidot, Zirkon und Plagioklas stellen sich, wenn auch sehr selten, ein. Fällt das Korn der an erster Stelle

---

[1] Verhandlung. d. Kaiserl. Russisch. Mineralog. Gesellschaft zu St. Petersburg, II. Serie XVIII. Bd. 1883. S. 1.

beschriebenen Hornblendeschiefer von Ruhla auf $^1/_{10}$—$^1/_{30}$, so würden sie den Gesteinen der Keile etc. von Halle ident sein. Zu Hornblendeschiefern anderer Fundorte treten sie besonders dadurch im Gegensatz, dass Plagioklas und Epidot fehlen.

An einer Reihe Artefakte von Halle wurden noch die folgenden Beobachtungen angestellt, welche leider nicht durch mikroskopische Untersuchungen aus Mangel an Präparaten unterstützt werden konnten. Aus einem ähnlichen Hornblendeschiefer wie die obigen, in welchen die Hornblende vorwiegt, besteht ein Prachtbeil des Provinzial-Museums aus Radewell (eine Stunde südlich von Halle) (671 II), welches einem steinzeitlichen Grabe entnommen wurde; es hat eine Grösse von 35 cm × 5,3 cm × 2,5 cm; die Hornblenden sind tiefschwarz, hellere Adern parallel der oberen und unteren breiten Fläche durchziehen die schwarze Masse; einzelne grössere Krystalle erscheinen weisslich bis grünlich; vergleiche Tafel II, Figur 1 und 1a; in letzterer ist eine einzelne Stelle mit den hellen (Augit?-) Krystallen dargestellt. Diese Kryställchen zeigen die Hornblendespaltbarkeit nicht, sind vielmehr kompakter und heller; es sind vielleicht Augitkrystalle. Die Figur 1 stellt das Beil in $^1/_2$ der natürlichen Grösse dar. Das Loch für den Helm durchbohrt das Beil senkrecht zur breiten Ober- und Unterfläche und ist 9,5 cm vom Rücken entfernt, die Schneide ist parallel der Längserstreckung des Helms. Das Helmloch ist von einer seinem Umfange parallelen Furche umgeben, welche nach der Schneide zu in 2 parallele Linien übergeht, die sich später wieder vereinigen; von dieser Furche strahlen nach dem Nacken zu 3 Strahlen aus, welche 3—4 mal so lang sind als jene, welche radial das Loch umsäumen; dieser Strahlenkranz deutet offenbar auf die hervorragende, vielleicht führende Stellung seines ehemaligen, neolithischen Inhabers hin. Auf der Oberfläche finden sich ferner 19 ringförmige Vertiefungen und nach der Schneide zu federförmige Einschnitte; die Unterseite ist ähnlich, doch nicht so reich verziert, wie die Oberseite. Auf der der Längserstreckung des Helms parallelen Schmalseite finden sich 3 Rinnen eingetieft, von welchen die mittelste gleich weit von den Rändern das Beil vollständig umzieht; die beiden anderen finden sich in der Nähe des oberen und unteren Randes.

Mineralogisch ähnlich zusammengesetzt scheinen folgende Artefakte zu sein: das von Granau (616 II), das von Gottenz (664 II), (deutlicher Hornblendeschiefer), das von Eisleben (215 II), die von Gehofen (16. 17) und (17. 17), die von Nienstedt (74. 17) und (32. 17), die von der Blankenhainer Flur bei Eisleben (42. 17 bis 50. 17),

das von der Thomasiusstrasse in Halle (37. 19), das von Dederstedt (33. 18), das von Stedten (69. 18), das zwischen Wettin und Halle gefundene (325 II), das bei Dammendorf gefundene (324 II), das Bruchstück von Cröllwitz (27. 19), das von Dornitz (295 II), das von Ober-Teutschenthal, welches besonders glatte Politur besitzt (265 II) und die von den Kuhlöchern bei Voigtstedt (100. 101. 102. II). Zu diesen Hornblendegesteinen gehört auch das von Braunsrode in Figur 11 und 11ᵃ abgebildete; es besteht aus einem besonders grobkörnigen Hornblendegestein; zwischen schwarzen Hornblenden ist ein weisses Mineral vorhanden gewesen, welches an der Oberfläche verschwunden ist, wodurch eine Menge Löcher entstehen; in der Tiefe der Löcher ist manchmal das Mineral noch zu sehen; es ist vielleicht Feldspat gewesen. 11ᵃ stellt einen Teil der Oberfläche in zweifacher Vergrösserung dar; vielleicht ist dieses Artefakt aus dem bekannten Diorit des Bornthals vom Kyffhäuser gemacht. Die folgenden Artefakte sind, soweit man das mittels der Handlupe erkennen kann, ebenfalls Hornblendeschiefer, jedoch erkennt man schon makroskopisch Quarzkörner zwischen den geschichteten Lagen der Hornblenden; eine mikroskopische Untersuchung fehlt hier. Auch hier eröffnet Granau den Reigen (613 II), daran schliesst sich an Nienstedt (13. 17), aus dessen grüner Hornblendemasse weisse Quarze hervorleuchten; ähnlich sind Beile von Ober-Wiederstedt (18 II), ein Schaber(?) von Sachsenburg (387 II), ein Beil aus einem Steingrab von Stedten (250 II) und wahrscheinlich auch ein dicknackiges Beil von Oppin, nördlich von Halle a. S.

Zu den Hornblendeschiefern, welche Feldspat enthalten, rechne ich die folgenden: ein nach dem Nacken zu sich verjüngendes, durchlochtes Beil, welches abwechselnd grüne und schwarze Hornblendestreifen zeigt; zwischen denselben findet sich ein Mineral, welches etwas ausgewittert ist; vielleicht ist es Feldspat, das Beil stammt von Gröbers (660 II); ferner gehört hierher ein Hammer mit Loch von Riestadt (63. 17), ein Steinkeil von der Sachsenburg bei Giebichenstein, ein spitznackiger Keil von Giebichenstein (298 II) und ein Beil aus dem Mansfelder Seekreis; letzteres macht mehr den Eindruck eines massigen als eines Schicht-Gesteins.

Zu jenen Beilen, welche neben Hornblende wahrscheinlich — die Beobachtungen stützen sich nur auf Besichtigungen mit der Handlupe — Quarz und Feldspat enthalten, gehören folgende: ein Beil von Nienstedt (57. 17) und ein ähnlich beschaffenes Beil von Voigtstedt (54 II): man kann hier deutlich unterscheiden:

1. die grüne Hornblende mit ihrer Spaltbarkeit nach dem Prisma, 2. den monotom spaltenden, weissen Glimmer, 3. den grauen Feldspat.

2. An diese Hornblendegesteine schliessen sich die viel selteneren Augitgesteine naturgemäss an, wie in der Natur diese Felsarten zu den seltenen gehören, so ist es auch bei den Steinbeilen von Halle; ich habe nur ein Bruchstück eines Schabers von Giebichenstein (422ª II) als Augitgestein sicher erkannt (vergl. Fig. 6, Tafel I). Das Gestein besteht aus Augit mit deutlicher Spaltbarkeit nach dem Prisma von $87^1/_2{}^0$ (gemessen mikroskopisch ca. 90^0) mit deutlicher diagonaler Auslöschung; Säulchen, welche parallel der Längsfläche geschnitten waren, zeigten im Dünnschliffe eine Auslöschung von 42^0; andere Pulverpräparate zeigten in Flächen, welche durch die Spaltbarkeit auch hervorgerufen werden, von $44-48^0$. Pleochroismus fehlt; im Dünnschliff hatten die Prismen einen Durchmesser von 0,023 mm; da derselbe ziemlich senkrecht zu demselben ist, erschien im konvergenten Lichte zwischen gekreuzten Nicols das Interferenzbild einer optischen Axe. Quarz ist hier in makroskopisch 6 mm grossen Körnern, welche deutlich muschligen Bruch und Fettglanz zeigen, vorhanden. Charakteristische Spaltbarkeit zeigt der Feldspat, doch waren Zwillingslamellen nicht zu beobachten; seine Körner erreichen eine Grösse von 0,13 mm; ausserdem erscheint ein völlig isotropes Glas, Titanit und Chlorit; letzterer ist auch makroskopisch mit einer scharfen Lupe zu sehen. Neben dem makroskopischen Quarz finden sich auch mikroskopische Körner, charakterisiert durch die geringe Doppelbrechung und seine beiden Brechungsexponenten, von welchen der ausserordentliche grösser als der des Canadabalsams, der ordentliche, aber kleiner erfunden wurde; beide waren aber grösser als jene des Feldspats, wodurch die Wahrscheinlichkeit, dass es Orthoklas ist, steigt. Vielleicht findet sich auch eine zweite Augitart in dem Dünnschliff, welche deutlich bemerkbaren Pleochroismus: gelbgrau und rötlich-gelb zeigt, während die Stärke der Doppelbrechung geringer ist als an den anderen Augiten; die Auslöschung in der Längsfläche beträgt 45^0. Durch Verwitterung zeigt sich an der Oberfläche eine undeutliche Schichtung, welche im Dünnschliff zurücktritt. Im Bilde N 6 Tafel I sind die hellen hervorquellenden Teile Augit, die schummrigen dagegen Feldspat und Quarz; die Augite sind meistens körnig entwickelt und erreichen hier 0,4 mm Durchmesser, die Faserfilze der Jadeïte fehlen durchaus. Ähnliche Gesteine, aus Augit, Feldspat und Quarz bestehend, hat Ch. W. Cross aus der Bretagne von Pontivy

beschrieben[1]; auch das Augitgestein von Ober-Rochlitz am Fuss des Riesengebirges besteht nach Kalkowsky aus Augit (Salit) und Quarz,[2] Feldspat fehlt also hier.[3] Aus Thüringen und dem Harz sind leider solche Gesteine noch nicht bekannt geworden. Vielleicht stammt das Material aus Sachsen (Rochlitz?); freilich sieht das Beil äusserlich nicht so aus wie Salit. Die Untersuchung aller folgenden Artefakte beruht nur auf unvollkommenen Untersuchungen mit der Lupe; Dünnschliffe fehlten durchaus und stehen also die folgenden Angaben nicht auf derselben Höhe der wissenschaftlichen Untersuchung wie die Mehrzahl der vorhergehenden.

3. Von Dobis an der Saale stammt ein gelochtes Beil, welches vielleicht aus Serpentin besteht.

4. Die folgenden stammen aus jüngeren geologischen Epochen. Da ist zunächst ein Artefakt aus Nienstedt (76. 17), welches aus oolithischem Chamosit besteht, jenem bekannten Eisenerz des Silur, welches technisch bei Schmiedefeld bei Neuhaus im Frankenwalde gewonnen wird, aber auch sonst weit im Frankenwalde verbreitet ist.

5. Da sind ferner einige Keile, welche offenbar aus Diabas bestehen, einer massigen Gebirgsart, welche in den palaeozoischen Formationen Thüringens und des Harzes eine bedeutende Rolle spielt; aus dieser Gebirgsart sind die folgenden Artefakte gefertigt: jenes von der Osterfelder Haide (387 II), ein spitznackiger Keil von Dölau (355 II) und ein kleines schmalnackiges Beil von Wormsleben (37. 18), welches in Figur 4 auf Tafel II in 1/2 der natürlichen Grösse dargestellt ist; Figur 4a stellt einen Teil der Oberfläche in doppelter Grösse dar: man sieht hier die weissen Feldspate zwischen dunklen Augiten; ganz ähnlich ist jenes vom Steinberg bei Eismannsdorf (322 II), ein gelochtes Beil von Cröllwitz (27.19) und endlich ein Steinkeil von Alsleben (75. 18), welcher in 1/2 seiner natürlichen Grösse in Figur 10 dargestellt ist; Fig. 10a u. b stellen je ein Stück der Oberfläche dar und zwar 10a wieder die weissen Plagioklase zwischen den dunklen Augiten, während 10b im mittleren Teile das auf denselben befindliche Katzenauge darstellt; da nun diese Katzenaugen (Verwachsungen von Quarz und Hornblende) vorzüglich im

[1] Mineralog. u. petrographische Mitteilungen von Tschermak III. S. 389.

[2] Kalkowsky, Tschermaks Mineralog. Mitteilg. 1875. S. 49.

[3] v. Payrs Analyse ergab: $SiO_2 = 55{,}03$, $CaO = 20{,}72$, $MgO = 15{,}71$, $FeO = 4{,}84$, $MnO = 3{,}16$, $Sa = 99{,}46$, aus Zirkel, Lehrbuch der Petrographie III. Bd. S. 357. 1894.

Harz aus Treseburg bekannt geworden sind, so liegt die Vermutung nahe, dass auch das Alslebener Artefakt von dort her ursprünglich stammt. Die Diabase waren Eruptivgesteine der palaeozoischen Zeit, deren Eruptionen von Aschenauswürflingen begleitet waren. Diese Aschen trifft man daher in ihrer Nähe; im Laufe der Zeit sind dieselben zu festen Gesteinen verfestigt worden; solche Gesteine kommen auch in Gestalt von Artefakten vor, so scheint ein 19×4,5×1,5 cm grosser Schaber von Dachritz aus derselben zu bestehen.

6. Westlich von Riestedt her stammt ein Beil mit auf 3 Seiten umlaufender Rinne zum Befestigen des Stiels (vergl. Treptow[1]); dasselbe besteht aus Grauwacke (Fig. 9 und 9ª auf Tafel II). 9ª zeigt die meisten Quarzgerölle in der grauen Grundmasse in doppelter Vergrösserung. Auch ist der Ort, wo man die Grauwacke des Harzes anstehend kennt, Ilfeld, nicht weit von dem Fundort des Artefakts entfernt; auch bei Goddula bei Dürrenberg sollen solche Beile gefunden worden sein.

7. Bei Lettin, westlich von Halle, hat man einen flachen Keil, aus dem Konglomerat des Weissliegenden bestehend, aufgefunden; es ist also auch hier der Fundort des Urmaterials, das Weissliegende des südlichen Harzrandes, nicht weit von dem Fundpunkte des Artefakts entfernt; die neolithischen Arbeiter haben also auch in diesem Falle wie so oft einheimisches Material verarbeitet.

8. Von der Arnoldsburg bei Breitungen (43 II) stammt ein grosses, hackenartiges Artefakt von 35 cm Länge bei 6×6,5 cm Dicke; es besteht wahrscheinlich aus Melaphyr (vergl. Figur 2 auf Taf. II); Figur 2ª zeigt den kurzen muschligen Bruch. Ebenso wie dieses Gestein stammt auch das folgende — ein (fremder?) Porphyrit — aus dem Rotliegenden; es ist dies ein Klopfstein (340 II) (vergl. Fig. 8 und 8ª); ob derselbe aus der näheren Umgebung stammt, ist allerdings nicht ganz sicher.

Aus dem Porphyr der Halleschen Gegend (vergl. Figur 7 u. 7ª) ist ein Reibstein von Gehofen bei Wiehe (17. 18) gefertigt; die schwarzen Punkte in 7ª sind die Quarze; auch hier liegen Fundort des Urmaterials (Halle) und die Gegend, wo das verarbeitete Material herstammt, nicht sehr weit voneinander.

9. Der jüngeren Formation des Buntsandsteins gehören 2 Beile aus Rogenstein an; das eine davon stammt von Stedten (18. 71), ist

[1] Die Mineralbenutzung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen 1901.

30 cm lang und 3 cm dick und zeigt deutlich die Rogensteinkörner; das andere stammt von Sangerhausen (20. 17) (vergl. Figur 5 und 5[a] auf Tafel II).

10. Aus der Tertiärformation stammt ein 20 cm langes und 7 cm dickes Hammerbeil, welches aus braunem Phonolith besteht (vergl. Figur 3 und 3[a] der Tafel II) und bei Schiepzig gefunden wurde; die weissen Feldspate sind deutlich in der braunen Grundmasse zu erkennen (3[a]). Wahrscheinlich stammt das Material aus der Rhön oder aus Böhmen.

Derselben Formation gehört ein schwarzes gelochtes Beil (763 II) an, welches aus der Saale stammt (vergl. Figur 6); es besteht vielleicht aus Basalt, über dessen Herkunft nur ein Dünnschliff nähere Auskunft geben könnte.

11. Aus dem Diluvium, nördlich von Halle, also wahrscheinlich aus der Kiesgrube am Goldberge stammt ein ungeschliffener Steinkeil aus Kreidefeuerstein mit einem Abdruck von Ananchytes ovata und seinen Stacheln; er ist 10 cm lang, an der teilweise und nur einseitig gedengelten Schneide 7 cm breit, am gegenüberliegenden Nacken 5 cm dick; er ist wahrscheinlich nicht neolithisch, sondern palaeolithisch, wofür auch der Fundpunkt spricht.

So ist denn der grösste Teil der näher betrachteten neolithischen Artefakte bodenständig: die Hornblendeschiefer vielleicht aus Material von Ruhla in Thür., der Diorit vom Kyffhäuser, die Chamosite aus Ost-Thüringen, die Diabase vom Harz, ebenso die Grauwacken, das Weissliegende, der Melaphyr vom Harzrand, der Porphyr von Halle, der Rogenstein aus der Umgebung des Harzes und der Phonolith von der Rhön oder aus Böhmen; die Neolithiker haben also jene Materialien, auf denen sie vegetierten, für ihre Kultur ausgenutzt.

Halle a. S., April 1902.

Dr. O. Luedecke,
Professor der Mineralogie a. d. Universität.

Baalberge.

(Hierzu Tafel III und IV).

Von der Eisenbahn Bernburg-Köthen erblickt man in der Nähe der Station Baalberge einen Hügel, der sich wie ein Wahrzeichen nördlich über dem Dorfe erhebt. Das Dorf ist in die Senkung der Fuhne eingebettet und hat durch seine Lage keinen Anspruch auf einen Namen mit -berg: die ganze Gegend hat den Charakter der Ebene, und die Fuhneniederung durchzieht dieselbe wie eine Falte, der Ort müsste seiner Lage nach auf aue (ouwa) oder a (aha) oder thal (tal) ausgehen; die Vermutung liegt darum nahe, dass das Dorf seinen Namen von dem Hügel oder „Berge" entlehnt hat, der, wenn auch nicht hoch, so doch durch seine steile Kuppengestalt auffällig aus der Formation der Landschaft heraustritt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht; er steht auf der rechten Seite der Flussniederung, die von Südost nach Nordwest streicht, und zwar auf dem höher gelegenen Boden, der die Niederung begleitet, sodass, vom Bahnhof gesehen, der Hügel hinter dem Dorfe liegt und über dasselbe hervorragt.

Die Vermutung, dass das Dorf seinen Namen von dem Hügel hat, scheint zwar durch die jetzige Benennung nicht bestätigt zu werden, denn im Dorfe wird der Hügel jetzt Schneiderberg genannt, wahrscheinlich aus einer zufälligen — jetzt nicht mehr bekannten — Veranlassung; aber glücklicherweise ist uns der ursprüngliche Name des Hügels durch Beckmann erhalten, und wir sehen daraus, dass die jetzige Benennung noch nicht zweihundert Jahre alt ist. Beckmann schreibt in seiner Historie des Fürstentums Anhalt von 1710, Band I S. 140: „Weiter in das Feld hinein unfern Palberge liegen zween erhabene Hügel, welche man die Baals-Berge zu nennen pflegt, könnten auch eine Vermuthung geben, ob nicht der Abgott Baal daselbst verehret worden. Aber gleichwie die Hügel dieser Gegenden mehrentheils factitii sein, und der Alten wohlverdienten Herren dieser Ohrten Grab-Hügel gewesen, wie wir I. Th. u. V. § 6 f 27 gesehen, hernach auch mögen vor Warten und Gräntzen gedienet haben; Also wird auch hier das gewisseste sein davor zu halten, dass es dergleichen Grabhügel gewesen, die man hernach vor Gräntzen gebrauchet, gleichwie auch das anliegende Dorf Palberg ein Gräntz-Dorf mag gewesen sein, und selbige von dem Worte Pahl oder Pfahl ihren Namen haben und so viel heissen als Pfahl- oder Gräntz-Berge; Wiewohl auch wohl

zu vermuthen, dass im Nachsuchen einige monumenten hierunter, gleichwie bei andern dergleichen möchten gefunden werden."

Beckmanns Etymologien können wir auf sich beruhen lassen; dass er den Ortsnamen fälschlich mit P geschrieben hat, beweisen die Urkunden, die den Ort schon 961 und 964 Balberg nennen; in einer Urkunde des Papstes Innocenz III. von 1205 wird Balberge iuxta Vonam unterschieden von Balberge iuxta Kalve. Andererseits zeigt die Form des Ortsnamens bei Beckmann, ebenso wie in den Urkunden, dass ein s nicht in den Namen gehört, und dass in der Benennung der beiden Hügel das s nur zu Gunsten der Anspielung auf den Abgott Baal eingeschoben ist. Wertvoll aber ist uns die Nachricht Beckmanns, dass die beiden Hügel um 1710 noch Baalberge genannt worden sind. Die Bezeichnung Schneiderberg dürfen wir also in Zukunft unberücksichtigt lassen und werden dafür die echte Benennung wieder anwenden. Was die Ableitung dieses Namens anbetrifft, so wird heute niemand mehr an den semitischen Lichtgott Baal denken; meines Erachtens kann nur das mittelhochdeutsche Adjektiv bal (altsächsisch balu) in Betracht kommen, welches uns nur in Zusammensetzungen und zwar in der Bedeutung „übel, schlecht, schädlich" erhalten ist; dasselbe gehört zu dem althochdeutschen Substantiv balo (st. m.) „Verderben", dem mittelhochdeutschen bale „Böses, Unrecht". Zusammensetzungen sind folgende: balmunt „schlechter Vormund", balrat „falscher, böser Rat", ballast „schlechte Schiffsfracht", balsturich „schlecht zu steuern, unlenksam", balmundich „der schlechten Schutz hat (oder keinen)", balemunden (verb.) „jemand für einen balemunt, d. h. einen schlechten Vormund, erklären". Der Balberg ist demnach der schlechte oder üble Berg und ist vielleicht deshalb so genannt, weil die Erinnerung an die alte Begräbnisstätte allmählich in die Vorstellung des Unheimlichen übergegangen war, wie ein Hügel bei Langeln in der Grafschaft Wernigerode, welcher Begräbnisgefässe der Hallstattzeit enthalten hat, von den Anwohnern der Hexenkniggel genannt wurde. Zu einer so allgemeinen Bedeutung des Namens passt der Umstand, dass beide Hügel, die einst hier vorhanden waren, dieselbe Bezeichnung trugen; beide waren Balberge — üble Berge.

Von dem zweiten Hügel, der einst hier gestanden hat, hörte ich im Dorfe, ehe ich Beckmann nachgesehen hatte. Derselbe wurde der Lange Berg genannt und lag im Südosten des Dorfes, etwa 350 Schritt von diesem entfernt bei der Windmühle. Genauere Nachricht gab mir der Rentier Herr Adolf Reinecke, der sich der Abtragung des Hügels noch erinnert, welche durch seinen Vater ausgeführt worden ist.

Diesem war nämlich durch die Separation der Hügel überwiesen worden, um mit dessen Erde die Vertiefungen eines benachbarten Ackerstückes auszufüllen, und dieser Bestimmung gemäss hat der Besitzer in den nächstfolgenden Jahren 1853—54 gehandelt. Nach der Erinnerung des Herrn Ad. Reinecke sind in dem Hügel mehrere Steinkisten, etwa fünf bis sieben, aufgefunden worden; in dem von Steinplatten hergestellten Raum standen Urnen mit verbranntem Gebein zusammen mit kleineren Gefässen. Die meisten Steinkisten waren im Innern rot angestrichen. Von den Beigaben ist noch ein bronzenes Messer mit wenig geschweifter Klinge im Besitz des Herrn Reinecke; dasselbe ist auf beiden Seiten mit konzentrischen Kreisen, Linien und langen Reihen kleiner Bogen verziert, endigt in ein walzenförmiges Stück, das noch mit Querlinien und konzentrischen Halbkreisen verziert ist, und mit seiner dünneren und durch Einhiebe rauh gemachter Fortsetzung zum Einsetzen in einen Griff bestimmt ist. Die Klinge ist 20,2 cm lang, der verzierte Stiel 2,4 cm, die rauh gemachte Griffangel 2,7 cm. Ausser diesem Messer bewahrt Herr Reinecke eine wetzsteinförmige, durchbohrte Axt von einem grauwackenähnlichen Gestein, 21,3 cm lang, 3,4 cm breit, 2 cm hoch; er erinnert sich ferner, dass auch hohle Bronzearmringe gefunden worden sind.

Durch das Bronzemesser ist das Alter jener Beisetzungen im einstigen Langen Berge bestimmt; es ist die jüngere Bronzezeit und zwar die fünfte Periode nach Montelius (850—650 v. Chr.), die Zeit der Antennenschwerter, der Lanzenspitzen (mit Querbinden und Halbkreisen auf der Tülle), der Schaftlappencelte und Sicheln. Ein Steindenkmal bei Baasdorf bei Köthen, das 1844 geöffnet ist, enthielt ebenfalls derartige Bronzen; und die obere Schicht des Spitzen Hoch bei Lattorf, welche Steinkisten mit Lausitzer Urnen und zerschmolzenen Bronzen enthielt, gehört derselben Zeit an. Die Urnen des Langen Bergs haben lange Zeit auf dem Hausboden des Herrn Reinecke gestanden, sind aber dann, wie es meist mit den Altertümern in Privathäusern geht, spurlos verschwunden. Die Angabe, dass die Steinkisten rot gestrichen gewesen, erweckte mein Befremden, bald darauf las ich von dem Königsgrabe bei Pritzwalk, welches ebenfalls der jüngeren Bronzezeit angehört,[1] dass die Wand der Grabkammer mit einem

[1] Es heisst in der aus der „Natur" geschöpften Nachricht der Täglichen Rundschau vom 28. Juli 1901, dass ein Bronzeschwert an der Wand der Kammer gelehnt hat; was für eins, ist nicht gesagt; auch der Bericht des Herrn Friedel in der Zeitschrift für Ethnol. 1901, S. 69 bezeichnet es nur als „ein 51 cm langes Bronze-Schwert, das mit dem Griff im Boden steckte, sodass die Spitze aufrecht

Mörtel aus Thon und Sand abgeputzt und auf diesem ein mit roter Farbe aufgetragenes teppichähnliches Muster dargestellt sei. Die Bemalung der Grabwände mit roter Farbe in der jüngeren Bronzezeit hat demnach Analogien. Bestätigt wird übrigens die Angabe des Herrn Ad. Reinecke durch eine Nachricht, die Realgymnasialdirektor Fischer in seinem Vortrage über stein- und bronzezeitliche Beziehungen des Orients zu dem Bernsteinlande (Zeitschr. des Harzvereins 1896 S. 571) mitgeteilt hat: „z. B. ist 1825 bei Balberge, eine Stunde von hier, ein bronzezeitliches Grab geöffnet, das nach mündlicher Versicherung des Major Nauendorf und nach einer schriftlichen Aufzeichnung des Pastors Schönichen inwendig bemalt war und zwar von oben nach unten weiss, schwarz, rot“ (die Jahreszahl ist wahrscheinlich verdruckt für 1852). Ob in dem Langen Berge ausser jenen Steinkisten der jüngeren Bronzezeit nicht noch ältere Skelettbestattungen in der Tiefe angetroffen sind, können wir nicht wissen; Herr Reinecke erinnert sich dessen zwar nicht; aber es ist begreiflich, dass Reste von Skeletten weit weniger beachtet sind als die Steinbehälter mit ihren Urnen, in denen der gemeine Mann einen Schatz zu finden hofft.

So viel war über den zweiten Balberg zu ermitteln, welcher nach dritthalbtausendjährigem Bestand von einer allzu nüchternen Behörde als eine Anhäufung brauchbarer Ackererde betrachtet und verwendet worden ist. Wir kehren nun zu dem einzigen noch vorhandenen Hügel zurück, dessen Lage schon beschrieben ist. Derselbe gewährt bei dem ebenen Charakter der Umgegend eine gute Aussicht und wird, wie mir die Leute erzählten, zur Ausschau benutzt, wenn am Himmel Feuerschein bemerkt wird. Dieser Balberg hat einen Umfang von 133 m, ist — von der Oberfläche des anliegenden Ackers gemessen — 5,75 m hoch und trägt oben ein ziemlich kreisförmiges Plateau von 8 m Durchmesser. Auf der etwas erhöhten Ostseite dieses Plateaus steht ein der Landesvermessung dienender trigonometrischer Stein, der mit Zustimmung der Landesbehörde von der topographischen Abteilung des Generalstabs gesetzt worden ist. Die Bitte des Bernburger Altertumsvereins, diesen Stein vorübergehend wegnehmen zu dürfen, war vom Generalstab abschläglich beschieden worden. Der

---

hervorragte“. Nach einem kleinen Gruppenbild, das die Gartenlaube 1899 in ihrer Nr. 42 über das „Hünengrab von Perleberg“ brachte, scheint es sich um ein Schwert vom Möriger Typus zu handeln, also um einen Zeitgenossen des Antennenschwertes. Herr Friedel bezeichnete übrigens das Grab als „Königsgrab bei Seddin“; die beiden anderen Benennungen werden also zurücktreten müssen.

Stein ist denn auch für die vollständige Klarlegung der im Hügel angetroffenen Verhältnisse recht hinderlich gewesen. Die Staats- und Gemeindebehörden hatten in dankenswerter Weise die Erlaubnis zur Ausgrabung gegeben. Die Arbeiten begannen am 5. Juni 1901 unter Leitung des Vorsitzenden des Bernburger Altertumsvereins, Herrn Kommissionsrat Kälber, der mich zur Mitwirkung freundlich eingeladen hatte; ausgeführt wurden dieselben durch sechs Bauarbeiter der Stadt Bernburg unter Aufsicht des Bautechnikers im städtischen Bauamt, Herrn Grünewald.

Es wurden zunächst zwei Einschnitte von 2 Meter Breite in den Hügel hineingetrieben und zwar auf dem Niveau des mit Gras bewachsenen Bodens, der den Hügel umgiebt. Der eine Einschnitt wurde von Osten her, der andere von Nordwesten aus nach der Mitte zu getrieben; doch musste diese Richtung vor Erreichung des Plateaus nach Norden und Osten abgelenkt werden, um dem trigonometrischen Stein etwa 2 Meter fern zu bleiben.

In den ersten Tagen wurden nur wenige vorgeschichtliche Scherben gefunden; der hohle Klang, der an einigen Stellen wahrgenommen wurde, war durch Gänge von Hamstern verursacht. Am 7. Juni wurde im nordwestlichen Einschnitt, wo derselbe sich dem Plateau nähert, etwa 1,75 m unter der Oberfläche der grössere Teil eines kleinen dunklen Gefässes vom Bernburger Typus gefunden (Fig. 1), ferner eine Scherbe (Fig. 2) mit der Zickzackverzierung desselben Typus; ausser dem Zickzack zeigt sich ein Viereck, das durch zahlreiche rundliche Eindrückungen gebildet und gefüllt ist; eine Verzierungsweise, wie sie sich noch auf einem grösseren Gefässe dieses Typus aus dem Stockhof-Hügel in der Altertumssammlung zu Bernburg findet. Die Einschnitte hatten am 8. Juni das Plateau auf der Nordostseite erreicht und sich vereinigt; die Tiefe des Durchschnitts, vom Plateau gemessen, betrug 4,60 m. Am Nachmittage dieses Tages waren 13 Mitglieder des Bernburger Altertumsvereins an der Arbeitsstelle; trotz des scheinbaren Misserfolgs sprach ich die tröstliche Erwartung aus, dass durch weitere Arbeiten ein grosses Steinplattengrab zu finden sein müsse.

Am Montag den 10. Juni wurde ein dritter Einschnitt begonnen, der von der Vereinigungsstelle der beiden ersten Einschnitte auf dem Plateau nach Südwest in einer Breite von 3,50 m getrieben wurde. Dieser breite Einschnitt, der mit Vermeidung des trigonometrischen Steins den grössten Teil des Plateaus öffnete, traf in einer Tiefe von 0,75 bis 1 Meter auf die erste Steinkiste; die Deckplatte derselben war

1 m lang, 0,75 m breit, 0,25 m dick; das Grab war in Unordnung und leer; neben demselben fanden sich noch 2 kleinere Steinkisten, deren Deckplatten 75 zu 50 cm gross waren; auch diese waren gestört und leer. Weiter in die Tiefe gehend hatte man eine Erdschicht von einem halben Meter zu überwinden, ehe man wieder auf eine Gruppe von 6 Steinkisten stiess, welche unter dem Plateau und südlich davon im Verlauf des dritten Einschnitts in einer Tiefe von meist 1,50 m angetroffen wurden. Auch diese Kisten waren bereits ausgenommen, sodass nichts als einige belanglose Scherben gefunden wurden.

Erfolgreicher war die Arbeit an einer dritten Schicht von Gräbern, welche, durch starke Steinpackungen angekündigt, in einer Tiefe von 2,50 m unter dem Plateau angetroffen wurden: Durch senkrecht gestellte dickere Steinplatten von 10—20 cm Stärke waren mehrere aneinanderstossende Behältnisse (A) geschaffen worden, die oben mit flachen, fast ebenen Platten bedeckt waren. Auf der Westseite des Einschnittes, der hier unten nur noch 2,80 m breit war, wurde das Fussende von 2 nebeneinander befindlichen Steinplattengräbern freigelegt; das nördliche davon, 70 cm im Lichten hoch, 98 cm breit, aber durch eingestellte Steinplatten auf 67 cm verengt, war 1,50 m lang; zwar die Seitenplatten reichten noch weiter und das Grab wäre 2 m lang gewesen, wenn nicht eine quergestellte Platte das eigentliche Grab von einem hinteren Raume abgetrennt hätte, der nichts enthielt. Der vordere Grabraum barg die mürben Knochen eines liegenden Hockerskeletts, dessen Schädel nach Westen, dessen Gesicht nach Süden gerichtet war. Die Knochen waren in einem schwammig porösen Zustande, sodass sie von der Erde sich nicht lösen liessen ohne zu zerkrümeln. Südlich neben diesem Steinplattengrabe lag ein zweites von ähnlichen Abmessungen (175 cm lang, 80 cm breit, 60—70 cm hoch), das ebenfalls Skelettreste enthielt; es war mit dem anderen gleichzeitig gebaut: die mittlere Längsplatte diente beiden Gräbern als Wand, und beide waren von derselben starken Deckplatte (25 cm) überdeckt. Eine Beigabe wurde bei beiden Skeletten nicht gefunden, nur ein Stückchen Bronze wurde in dem zweiten Grabe aufgehoben.

An das Fussende beider Gräber war ein durch Steinplatten abgeteilter und bedeckter Raum von 1,50 m Länge und 1,38 m nördlicher, 1,08 m südlicher Breite angebaut, welcher nichts anderes enthielt als einen kleinen Topf von 7 cm Höhe mit tiefangesetztem Henkel, von einer Form, wie sie aus der älteren Bronzezeit bekannt ist (Fig. 3).

An diese Abteilung reihte sich weiter nach Osten ein 2,90 m langer

80 cm breiter, mit dünnen Steinplatten bedeckter Raum von kaum 50 cm Höhe, dessen Längsrichtung von Nordnordost nach Südsüdwest ging. In der Mitte seiner Längsausdehnung, nahe an der Ostwand des Einschnittes lagen auf der Deckplatte 2 Dolche von Bronze aufeinander; ein kleiner von 7,4 cm Länge mit 3 Nieten (ohne Griff) von der bekannten Dolchform der ersten Periode der Bronzezeit (Fig. 5); und ein grosser, schöner Dolch (Fig. 4) von 30 cm Länge mit einem sprossenartigen Griff, wie ihn ein Dolch aus dem Depotfunde von Castione in der Provinz Parma aufweist.[1] Der Griff findet seinen Abschluss durch einen Knauf von ovalem Durchschnitt; im übrigen besteht er aus einem Rundstabe von 1 cm Durchmesser, den in Abständen von 6 mm vier ovale Scheiben von 25 mm gr. Durchmesser und 7 mm Dicke umgeben; ungefähr so als wenn der vollgegossene Griff des triangulären Dolches fünfmal bis auf Centimeterstärke 6 mm breit eingekerbt wäre. Im übrigen hat der Griff die übliche halbkreisförmige Verbreiterung zur Aufnahme der Klinge und den üblichen runden Ausschnitt in der Basis des Klingenhalters; durch 6 flachgewölbte, 1 cm breite Niete ist der Griff mit der Klinge verbunden, welche oben 6 cm breit und von der Griffbasis bis zur abgebrochenen Spitze 17 cm lang ist. Die Klinge war schon beim Auffinden in 3 Stücke zerfallen, doch lagen die Stücke in der ursprünglichen Reihenfolge nebeneinander.

Das Grab, auf welchem diese beiden Bronzesachen lagen, hatte noch eine andere Eigentümlichkeit: unter der dünnen Deckplatte von feinem Roggenstein wurde viel Holz, braunes, stark zerklüftetes und zersprungenes Eichenholz zu Tage gefördert, sodass man einen eichenen Baumsarg vermuten konnte; indessen schien es sich doch nur um die Reste einer eichenen Bohle zu handeln, die unter den Steinplatten zur Deckung des Grabes gedient hatte, zumal die steinernen Deckplatten nur 2,5 bis 3 cm stark waren; dieselben hätten überhaupt ohne Unterstützung nicht halten können, da sie in Vierteilung (wie die Flügel eines Fensters) lagen. Am oberen, südlichen Ende des Grabes fanden sich ausserdem 5 senkrecht gestellte rundliche Eichenpfähle, stark zerrissen und zerblättert, die nach unten zugespitzt waren; sie waren im ganzen 50 cm hoch und durchschnittlich — ohne die abgebröckelten Teile — 20 cm dick. Diese Pfähle schienen als Träger

---

[1] Vgl. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, Braunschweig 1900, S. 127, Fig. 310; ein gleicher Dolch ist in der Schweiz, Kanton Bern bei Renzenbühl unweit Thun bei einem Skelett gefunden (ebenda S. 105).

der Deckplatte, also zunächst wohl der Eichenbohle, oder auch als Stütze der hinter ihnen stehenden steinernen Querplatte gedient zu haben und waren unten mit weissem fetten Thon verstrichen, der wie Kitt aussah und von den Arbeitern auch so genannt wurde. Auch in diesem Grabe wurden einige Knochen gefunden, darunter 2 Stücke eines menschlichen Unterkiefers mit wohlerhaltenen Zähnen, die im Südende des Grabes lagen. In der südlichen Fortsetzung des eben beschriebenen Grabes, 1,50 m von der ersten Pfahlreihe entfernt, wurde dann noch eine zweite Reihe ähnlicher Pfähle gefunden, die der ersten parallel stand und ebenfalls durch weissen Thon befestigt war, wahrscheinlich der Abschluss eines vierten Grabes.

Dies sind die abgeteilten Räume der dritten Schicht des Berges, welche mit Boden- und Deckplatten teils 70, teils 90 cm Höhe einnahmen, denn die Gräber unter den Dolchen waren nicht so tief wie die langen Plattengräber der Westseite; dabei muss noch bemerkt werden, dass über diesen Plattengräbern der dritten Schicht schwere Kieselsteine, Sandsteine, blaue Steine, Porphyr, Roggenstein, zum Teil von sehr grossen Dimensionen lagen, während die eigentlichen Grabplatten meist von hartem Sandstein und feinkörnigem Roggenstein nicht sehr dick, meist nur 7 cm stark waren.

Während diese Steinplattengräber in der Mitte des Hügels aufgedeckt wurden, war man auf dem Ostabhange des Hügels einem anderen Funde näher getreten. Von dem vorhandenen östlichen Einschnitte aus hatte Herr Kälber Steine sondiert und diese mit dem Spaten verfolgen lassen; schon nach einem halben Meter Entfernung stiess man auf eine mächtige Steinplatte (B), zu deren Freilegung ein neuer Einschnitt von 4,50 m Länge und 3 m Breite hinabgeführt wurde; derselbe war von dem grossen Mitteleinschnitt 7,25 m östlich entfernt und erhielt auf der höher gelegenen Seite eine Tiefe von 2,60 m, auf der niedriger gelegenen Seite eine Tiefe von 1,70 m, die nachher noch etwas vertieft wurde, um ausser der Platte auch die steinernen Stützen und schräg angelegten platten Steine sichtbar zu machen. Die länglich viereckige Platte, die sich nun den Blicken zeigte, war 2,63 m lang, 1,32 m breit, 0,50 m dick und wurde auf ein Gewicht von 41 Centner geschätzt; sie war durch unterliegende Steine ringsherum gestützt, nur auf der nördlichen Querseite, wo wir die Platte zuerst erreicht hatten, waren grössere Steine nicht untergeschoben, sondern nur angelehnt; diese Seite hielten wir deshalb für den Eingang des Grabes.

Die Steinplatte von seltener Grösse und Dicke bestand aus Bern-

burger Sandstein, sie war ziemlich regelmässig geformt, im ganzen rechtwinklig, auch die Seiten standen im ganzen senkrecht zur Ober- und Unterfläche, doch war nirgends die gerade Linie durchgeführt, es zeigten sich überall die willkürlichen Ein- und Ausbiegungen des natürlichen Bruches, und Spuren von Bearbeitung konnten nicht entdeckt werden. Zur Erklärung, wie eine solche Platte in der Steinzeit hatte gewonnen werden können, wurde von den Kennern der dortigen Formation angeführt, dass noch in ihrer Kinderzeit der Sandstein an manchen Stellen der Fuhne bei Bernburg zu Tage gestanden habe, indem er ein hohes Ufer bildete, in welches der Fluss sein Bett hinein vertieft hatte; dort waren Bänke von der Mächtigkeit dieser Platte zu finden und abzuheben; freilich blieben die Mittel unbekannt, durch welche man den Stein von seiner Umgebung getrennt hatte.

Es lag uns fern, an einer solchen Platte Hebungsversuche anzustellen, die leicht gefährlich hätten ablaufen können, wir beschlossen vielmehr, von der Nordseite unter die Platte einzudringen, nachdem wir uns von der Zuverlässigkeit der Stützen überzeugt und ausserdem noch einige grosse Steine untergeschoben hatten. Beim Ausräumen der Erde traf man bald auch auf eine Bodenplatte, von welcher aus gemessen die Höhe der Grabkammer 75 cm betrug. Mit der vorsichtig herausbeförderten Erde kamen einige leicht zerreibbare Knochenstücke zum Vorschein, am deutlichsten zu erkennen waren zwei nebeneinander liegende Röhrenknochen eines menschlichen Unterschenkels, die aber auch mit der Erde stückweise abbröckelten; vom Schädel fand sich nichts mehr vor. Etwa 75 cm von der Vorderkante entfernt traf man im Innern auf eine Querwand, die einen vorderen Raum von einem hinteren abtrennte; und in der linken Hinterecke des vorderen Raumes stand ein grösseres Gefäss, dessen 3 horizontale Hohlkehlen man schon, von aussen hineinblickend, erkennen konnte. Das Gefäss, das ohne Beschädigung gehoben wurde (Fig. 6), war durch Form und breiten Henkel als zum Bernburger Typus gehörig gekennzeichnet; die geradlinige Wandung erweitert sich nach unten wie bei einem Seidel und verjüngt sich erst kurz über dem Boden in scharfem Umbruch; als Verzierung ist ausser den genannten drei horizontalen Kehlstreifen am oberen Teile ein dreifaches Sparrenmuster von Rillen oder schmalen Hohlkehlen um den unteren Teil herumgeführt, darüber eine horizontale Reihe von aufrechtgestellten bogenförmigen Kerben. Das Gefäss ist 15,5 cm hoch, der obere Durchmesser beträgt 14,8 cm; der Henkel ist 5 cm breit.

Hohlkehlen an einem Gefässe des Bernburger Typus waren mir auffällig; man ist gewohnt, diese Verzierungsweise dem Lausitzer Typus und seinen Verwandten zuzuschreiben; unter den zahlreichen Gefässen des Lausehügels bei Halberstädt, an welchen zuerst der Bernburger Typus beobachtet ist, unter den vielen Gefässen dieser Gattung aus dem Latdorfer Hügel, nach welchen Klopfleisch den Typus ursprünglich Latdorfer Typus nannte, unter den umfangreichen Gruppen von Conradsburg, Hausneindorf, Quedlinburg, unter den in Halle aufbewahrten und vielen in Abbildung gesehenen Exemplaren war mir diese Verzierungsweise nicht vorgekommen; auch Götze sagt in seiner Beschreibung des Bernburger Typus: „Die Ornamente sind in der Technik der Strich- und Stichverzierung mit Kanal hergestellt",[1] Hohlkehlen waren ihm also auch noch nicht vorgekommen; erst einige Tage nach der Hebung des oben beschriebenen Gefässes sah ich in der Bernburger Sammlung ein ähnlich geformtes Gefäss mit horizontalen Kehlstreifen auf dem oberen und dem unteren Teile der Wandung und mit 3 vertikalen Kanelüren auf dem breiten Henkel, nur waren die Hohlkehlen viel flacher und weniger auffällig; das Gefäss war aus dem Stockhof, einem Grabhügel bei Gröna, eine Stunde südlich von Bernburg, welcher neben Skeletten zahlreiche Gefässe dieses Typus, namentlich auch grössere, enthalten hat. Für das Alter der Hohlkehlenverzierung ist unser Gefäss zeifellos von bestimmendem Wert; zugleich dient dasselbe dazu, den bisher vorhandenen Beweis für die Gleichzeitigkeit des Bernburger Typus mit der verbreiteten Gruppe der Kugelamphoren wesentlich zu verstärken; nämlich auf folgende Weise:

Das vordere Grab stand mit dem hinteren in Verbindung: in der trennenden Zwischenplatte war ein halbrunder Ausschnitt von 50 cm Breite, gross genug, dass ein Mann hindurch kriechen konnte. Aus dieser Grabkammer kamen mit der lockeren Erde einige wenige Knochenreste, meist Teile von Röhrenknochen in porös weichem Zustande zum Vorschein; ausserdem 2 Kugelamphoren, die nebeneinander standen. Die erste, welche zu Tage gefördert wurde (Fig. 7), war 20 cm hoch, der obere Halsdurchmesser betrug 7,7, der Bauchumfang 66 cm. Durch eingedrückte schräge Linien war am Hals eine Rautenverzierung hergestellt, und die senkrecht stehenden Spitzvierecke waren in ihrer unteren Hälfte durch 3 bis 4 kurze Linien schräg schraffiert. Die Absetzung des Halses wurde durch eine Reihe von runden Punkten und eine darunter befindliche horizontale Linie

---

[1] Zeitschrift für Ethnologie 1892, Verhandlungen S. 185.

markiert; unterhalb dieser bildeten kurze senkrecht geführte Striche eine fransenartige Verzierung auf dem oberen Teile des Bauches. Die Linien sind nicht glatt geritzt, sondern zeigen zackige Ränder, als wären sie durch fortgesetzte schräg gestellte Eindrücke eines kantigen Stäbchens gebildet, eine Manier, die zwischen Stichkanal und Schnurabdruck stehen dürfte.

Die Amphore war bis oben hin mit frischer Gerste angefüllt, die zolllange Keime und weitverbreitete Wurzelfäden getrieben hatte, sodass ein zusammenhängendes und eng verfilztes Gewirr den Inhalt des Gefässes bildete. Es war sofort klar, dass ein Hamster, dessen Röhren wir mannigfach angetroffen hatten, in dieser Amphore ein Magazin von Gerste angelegt hatte, die zu verzehren ihm nicht beschieden gewesen; einige durch Abnutzung entstandene Vertiefungen im Rande des Gefässes werden von dem Ein- und Auskriechen des Hamsters herzuleiten sein. Besonders auffällig war mir nun, dass in dem Fasergewirr der Gerstenwurzeln auch zwei fingerlange Hälften menschlicher Röhrenknochen im Halse des Gefässes standen, denn ich musste daraus schliessen, dass auch diese mürben, zwischen den Fingern zerreibbaren Knochen dem Hamster zur Nahrung hatten dienen sollen. Dieser Umstand erklärte wiederum die Spärlichkeit der Knochenreste in allen Gräbern dieses Hügels. Die Ansicht, dass die Knochen in alten Gräbern von Nagern aufgefressen werden, hat früher ein sehr thätiges Mitglied des sächsisch-thüringischen Altertumsvereins, der Kondukteur Bergner, der sehr viele thüringische Steinplattengräber untersucht hat, mit grosser Bestimmtheit behauptet.[1] Seine Angabe, dass die Wandermaus oder Lemming, deren zahlreiche Reste er in den Gräbern gefunden, die Skelette aufgezehrt habe, hat bisher wenig Beachtung, vielleicht auch wenig Glauben gefunden; mir scheint sie jetzt glaubhaft. Übrigens haben wir auch den oberen Teil eines Hamsterschädels in diesem Grabe gefunden.

Beim Anblick der ausgeschütteten frischen Gerste musste sich der Gedanke aufdrängen: Wenn nun der tumulus nicht gerade im Jahre 1901, sondern vielleicht 20 oder 50 Jahre später ausgegraben worden wäre, würde man dann die Gerste nicht für eine Mitgabe der Steinzeit gehalten haben? Und welche Schlussfolgerungen würden sich an die 2 menschlichen Knochen in der Amphore geknüpft haben? Würde man nicht an kannibalische Mahlzeiten geglaubt haben? Ein merkwürdiger Zufall, dass die im Jahre 1900 durch einen Hamster

---

[1] Vgl. Kruse, Deutsche Altertümer Bd. I, H. 6, 1826 S. 21.

eingetragene Gerste schon im Jahre 1901 in der Kugelamphore gefunden worden ist, als die Keime noch frisch waren und die blassgrünen, im Wachstum befindlichen Spitzen deutlich das jugendliche Alter kund thaten.

Die zweite, weit grössere Kugelamphore dieses Grabes (Fig. 8), enthielt nichts dergleichen, sondern nur die lockere schwarze Erde, die das Innere des Grabes füllte. Sie ist 33 cm hoch und hat einen Umfang von 105 cm. Ihre Halsverzierung ist reich und eigenartig: oben ein Zickzackband, weiter unten ein Rhombengitter sind reliefartig gebildet, indem die zwischenliegenden Felder durch Stempel niedergedrückt und zugleich mit einem schuppen- oder gewebeartigen Muster bedeckt sind; so wenigstens scheint mir die Arbeit gemacht zu sein; indessen ist es vielleicht auch möglich, durch Winkelstiche ein solches Muster herzustellen; nur ein Versuch kann entscheiden, ob durch aneinander gereihte Winkelstiche eine Vertiefung der Fläche erzielt wird, so dass die ausgesparten Bänder erhaben aufliegen.[1] Den Halsansatz umgiebt, schon auf der Schulter eingeritzt, ein schräg gestricheltes Gitterband von Centimeterbreite, nahe darunter setzen die fransenartigen Striche an, welche fast alle Kugelamphoren aufweisen; dieselben laufen bei unserem Gefässe nicht senkrecht, sondern schräg und sind durch kleine Zwischenräume in Gruppen abgeteilt; jeder Strich wird unten durch einen Winkelstich abgeschlossen.[2] Die beiden Ösen im Halswinkel sind ziemlich breit.

Die Scheidewand zwischen der vorderen und der hinteren Grabkammer war 10 cm stark, von dieser bis zur Hinterwand, welche durch eine gerade Platte gebildet wurde, betrug die Länge 135 cm; 30 cm blieben also übrig für den Steinverschluss der hinteren (südlichen) Schmalseite. Die Breite dieser zweiten Kammer war — im Grabe

---

[1] Den Eindruck, dass Stempel angewendet sind, macht auch eine Kugelamphore von Frenz in der Bernburger Sammlung, bei deren Halsverzierung die Rauten so eingedrückt sind, dass die ausgesparten Bänder wie ein erhaben aufliegendes Gitter aussehen. Diese Kugelamphore von Frenz ist jedenfalls das Exemplar, welches Götze in einer Zeichnung bei J. Schmidt gesehen, nachher aber vergeblich in der Sammlung zu Gross-Kühnau hat suchen lassen, und das er deshalb in seinem Aufsatz über die neolithischen Kugelamphoren als „unbekannt“ aufführt. Zeitschr. f. Ethnol. 1900 S. 161. Eine andere dort S. 160 als „unbekannt“ aufgeführte Kugelamphore im Museum zu Stendal stammt, wie ich festgestellt habe, aus Hindenburg in der Altmark.

[2] Genau wie das Muster c bei Götze, Neolithische Kugelamphoren, Zeitschr. f. Ethnol. 1900, S. 167.

selbst gemessen — etwa 70 cm. Der Aufbau des ganzen Grabes wurde noch deutlicher, als 2 Wochen später die Gemeinde Baalberge dazu schritt, die schwere Steinplatte im Dorfe als Bismarckstein aufzustellen. Nachdem unser Einschnitt bis zum Südrande des Hügels verlängert war, wurde der Stein, dessen Gewicht jetzt auf 60 Ctr. angegeben wird, durch Pferde aus dem Hügel herausgezogen, und es zeigten sich nun erst deutlich die Seitenstützen sowie der Verschluss des Grabes auf der südlichen Querseite: Das Grab war hier durch zwei dünne Platten von 3 cm Stärke zugesetzt, welche hintereinander standen und mit Thon verschmiert waren; hinter diesen waren dann die starken Steine angelegt, welche unter der Deckplatte hervorragten; dieselben waren mit kleineren Steinen verzwickt, sie hatten nicht zur Stütze gedient, sondern zum Verschluss, und es wurde klar, dass das Grab auch auf dieser Seite einen Eingang hatte. Ein besonderer Eingang für jede der beiden Grabkammern war auch an sich natürlich, da man kaum annehmen kann, dass von der Nordseite her, also durch das Loch der Zwischenwand ein Toter in die südliche Kammer geschoben worden sei.

Auch an den Längsseiten waren von aussen dicke Steine angelegt; erst nach Entfernung der Deckplatte konnten die Seitenstützen genauer betrachtet und gemessen werden. Es waren lange Platten mit geradlinigen Seiten, 22 und 37 cm dick; die westliche (rechts von unserem Eingang) war 2,05 m lang, vorn (am Nordende) 0,95 m hoch, hinten (am Südende) nur 0,60; sie war vorn tiefer in die Erde eingelassen, sodass die Deckplatte wagerecht lag. Eine ähnliche Trapezform hatte die östliche (linke) Seitenstütze, sie war 1,90 m lang, vorn 1,05 m hoch, hinten 0,85. Diese Sandsteinplatte zeigte aber noch eine besondere und merkwürdige Bearbeitung: es war ihr nämlich auf der Innenseite eine 3 cm hohe Platte von 1,10 m Länge und 0,60 m Breite aufgehauen, indem ringsherum die Fläche des Steines entsprechend vertieft war und zwar geradlinig und winkelrecht, sodass die aufgehauene Platte ein Rechteck bildete. Die Spuren der Behauung waren auf diesem Steine bemerkbar, indem die Fläche überall ganz feine Vertiefungen oder Punkte aufwies, die Kanten der Platte waren nicht scharf, sondern etwas abgerundet. Der Zweck dieser Arbeit war nicht ersichtlich.

Es ist noch zu erwähnen, dass keine Spur von Metall in diesen beiden Kammern, auch nicht in der Umgebung des Steinplattengrabes gefunden ist; auffällig war uns, dass auch kein Steinbeil oder Steinhammer trotz alles Suchens zum Vorschein gekommen ist. Nur der

obere Teil eines Meissels von Feuerstein[1] ist in der ersten Grabkammer angetroffen; dieses vierkantige Werkzeug hat rechteckigen Durchschnitt, sowohl in der Länge wie in der Breite, ist 2 cm breit, 1,20 cm dick und allseitig geschliffen; das Bruchstück ist 4,6 cm lang, vermuthlich kaum $^1/_3$ der ursprünglichen Länge, der grössere Teil mit der Schneide fehlt. Da dieses Bruchstück keinesfalls als Mitgabe für den Toten angesehen werden kann, dürfen wir dasselbe als abgesprungenen Teil des Werkzeuges ansehen, mit welchem die seitliche Steinplatte in so eigentümlicher Weise behauen worden ist. Diesen Schmalmeissel hat unser Steinplattengrab mit den Steinkammergräbern und megalithischen Bauten der Altmark gemein; man vergleiche Krause und Schötensack in Zeitschr. f. Ethn. 1893 S. 147 und 154, Taf. XI. Fig. 86/88 und 140/147; auch mit anderen nordischen Hünengräbern, vgl. Beltz, Jahrb. f. mekl. Gesch. 63 S. 40.

Unter diesem Grabe war nichts mehr zu finden. Die Berechnung ergab, dass die Bodenplatte nur 30 cm über der Grundfläche des Hügels lag, dennoch wurden noch Einstiche in den Boden getrieben, welche sehr bald auf den Kies stiessen, der hier überall unter der Humusschicht ansteht. Da sich derselbe Umstand nachher auch bei dem tiefsten Steinplattengrabe in der Mitte des Hügels herausstellte, erkannten wir, dass diese beiden Gräber auf der ursprünglichen Bodenfläche errichtet waren, und dass unsere Messung am Profil des Hügels demselben ca. 40 cm zuviel gegeben hatte. Unsere Messung war zwar richtig, aber der Boden rings um den Hügel, bis zu welchem wir gemessen, ist seit alter Zeit vertieft, wahrscheinlich ist ihm die schwarze Erde entnommen, aus welcher der Hügel errichtet ist; einige weissliche Schichtungsstreifen im Hügel beweisen, dass die Erbauer desselben beim Abheben der Erde stellenweise bis auf die Kiessandschicht gegangen waren und einigen Abhub aus dieser Schicht mit auf den Hügel gebracht hatten. Es wurden auch Überlieferungen und Erinnerungen mitgeteilt, dass in früherer Zeit ein nasser Graben den Hügel umgeben habe, was an sich sehr glaubhaft ist. Diese Vertiefung ist allmählich durch die ausdauernden Bemühungen des Landmanns

---

[1] Da von beachtenswerter Seite die Qualität des Gesteins bezweifelt wurde, ist das Stück auf meine Bitte Herrn Geh. Reg.-Rath Professor von Fritsch in Halle übersandt worden, welcher die Güte hatte folgende wertvolle Auskunft zu erteilen: „Das Material ist eine Abänderung des Kreide-Feuersteines der Ostseeländer, der sogar einige Versteinerungen enthält, zwar so wenig vollkommene Reste, dass die Arten sich nicht bestimmen lassen, aber doch für das ganze Vorkommen bezeichnend.“

wieder mit Humus so weit ausgefüllt, dass sie sich zum Getreidebau eignet — so weiss der jetzige Besitzer des angrenzenden Feldes, dass sein Grossvater von der Hinterseite (Nordseite) des Berges einen grossen Teil abgetragen habe —, aber die Humusschicht ist noch immer dünn und erreicht die ursprüngliche Höhe nicht; darum ist nicht das umliegende Feld, sondern der grasbewachsene Fuss des Berges als Niveau der ursprünglichen Bodenfläche anzusehen.

Im mittleren Einschnitt war mit der Bodenplatte der bronzezeitlichen Gräbergruppe erst eine Tiefe von 3,20 bezw. 3,40 m erreicht; es war also bis zum Grunde des Hügels nach unserer Rechnung noch eine Schicht von 2,55 bezw. 2,35 m zu untersuchen, in Wirklichkeit waren es nur 2,10 m. Die dünne Platte von feinkörnigem Roggenstein, auf dem die Dolche gelegen hatten, steckte noch zum Teil in der Erdwand, sodass man bequem von dieser nach unten messen konnte; ebenso blieben die langen Platten der beiden Parallelgräber mit ihrem hinteren Teile in der Erdwand fest, sodass sie später bei fortschreitender Vertiefung des Bodens aus der Erdwand in die Luft hinausragten. 1,70 m unter der Oberkante der Dolchplatte traf man auf die grosse Deckplatte des untersten Grabes (C) in der Mitte des Hügels. Da das Grab mit den Dolchen nur 50 cm Höhe hatte und auf die Deck- und Bodenplatten nebst der Eichenbohle nicht mehr als 10—20 cm zu rechnen sind, so befand sich dies unterste Grab also 1 m unter dem Dolchgrabe und zwar in kreuzender Richtung: das obere hatte die Richtung unseres Einschnitts, ungefähr von Süden nach Norden, das untere hatte seine Längenausdehnung von Westen nach Osten und reichte mit seiner östlichen Hälfte in die Erdwand, die wir des trigonometrischen Steines wegen stehen lassen mussten.

Das Grab war also nicht frei zu legen, und um hinein zu gelangen, blieb nichts übrig, als eine Ecke der grossen Deckplatte mit schwerem Schmiedehammer abzuschlagen. — Als die Erde vorsichtig herausgenommen wurde, zeigte sich, dass gerade dies Grab sehr regelmässig hergestellt war, die Wände waren durch senkrechte Platten von 25 cm Stärke hergestellt und bildeten ein gutes Rechteck von 1,50 m Länge, 0,80 m Breite im Lichten; die innere Höhe betrug 0,80 m. Die Deckplatte war 30 cm stark, sie war ebenfalls rechteckig und ragte vorn in der Länge 50 cm über das Grab hervor, auf beiden Seiten noch etwas mehr, sodass ihre Länge auf 3 m, ihre Breite auf mindestens 2,30 m angesetzt werden muss; die Platte war wieder ziemlich geradlinig, ohne dass man Spuren einer Behauung mit Sicherheit feststellen

konnte. Die Regelmässigkeit dieser Kammer und die Ebenheit ihrer Wände brachte mich nach meiner Abreise auf den Gedanken, dass vielleicht Verzierungen oder Zeichen eingeritzt oder angemalt sein könnten, wie bei dem Merseburger, dem Nietleber und dem Züschener Steinplattengrabe; ich bat deshalb brieflich Herrn Kälber, die Kammer darauf hin einmal mit Licht zu untersuchen; Herr Kälber hat die Untersuchung ausgeführt, von Verzierungen oder Einritzungen ist nichts entdeckt worden.

Der Boden dieses Grabes war nicht durch eine Steinplatte, sondern durch festgestampfte Thonerde gebildet, welche sich sehr deutlich von der lockeren schwarzen Erde unterschied, die das Grab ausfüllte. Nach sorgfältiger Messung lag dieser Boden 5,30 m unter dem Plateau des Hügels, die senkrechten Seitenplatten reichten noch tiefer hinab; es wurde auch hier mit der Erdsonde noch der Boden durchstochen und sofort der kieshaltige Sand erreicht, welcher im Umkreis des Hügels und in der ganzen Gegend den Untergrund des schwarzen Humusbodens bildet; das Grab war also auf der ursprünglichen Bodenfläche errichtet.

Dieses Grab ist nach seiner Lage der Kern und Mittelpunkt des jetzigen Hügels, und die Bestattung hat Anspruch, für die älteste des Hügels angesehen zu werden; danach müssen auch die Gefässe beurteilt werden, die dies Grab enthielt.

Die beiden Gefässe, welche neben einigen Skelettresten aus diesem Grabe gehoben wurden, brachten uns eine Überraschung; nicht schnurverzierte Gefässe oder sonstige den früheren Perioden der Steinzeit zugewiesene Töpfe kamen zum Vorschein, sondern zwei Henkeltöpfe, die als steinzeitliche Gefässe mir bisher noch nicht bekannt waren; der kleinere Topf von 7,5 cm Höhe (Fig. 10) ist sogar sehr ähnlich solchen, die in Urnenfeldern, auch mit Hausurnen zusammen, gefunden und von mir als Milchtöpfchen bezeichnet sind. Die beiden Gefässe wurden auch sofort von den Beschauern als Kaffeekanne und Milchtopf klassifiziert. Um das Ungewöhnliche zu vermehren, kam hinzu, dass die Kanne eine Tülle zu haben schien; denn an passender Stelle zeigte der Rand einen bogenförmigen Ausschnitt und der Thon war um denselben wie eine hängende Lippe nach vorn gedrückt. Bei Ausleerung des Gefässes und Waschen desselben bemerkte ich aber, dass der Thon ebenso auch nach innen gedrückt war und dort ebenfalls einen Wulst bildete, der für das Ausgiessen von Flüssigkeit nur hinderlich sein konnte; eine Tülle schien also nicht beabsichtigt, die Eindrückung des Randes nur zufällig. Die Kanne (Fig. 9) ist 16 cm

hoch, hat cylindrischen Hals, einen gewölbt ausspringenden Bauch, scharfen Umbruch, der ziemlich hoch liegt, und dann Verjüngung bis zur schmalen Stehfläche; der Thon ist schwärzlich, die Oberfläche ziemlich glatt, Verzierungen fehlen. Von der Mitte des Halses bis zur Mitte des Oberkörpers reicht ein breiter, stumpfwinklig geknickter Henkel. Das Gefäss ist bisher unbekannt. Der breite und flache Henkel ist das einzige, was an Bernburger Typus erinnerte, doch haben die dortigen Henkel nicht die geknickte Form.

Henkeltöpfe sind zwar schon mehrfach aus der Steinzeit vorgekommen: Berührung mit der Schnurkeramik zeigte z. B. ein Topf von Alt-Ranstedt mit horizontalen und vertikalen Schnureindrücken,[1] ein anderer aus einem Hügelgrabe bei Thale mit geschnittenen Linien um den Hals und kurzen senkrechten Kerben ringsherum auf der Schulter,[2] ein dritter: ein kleiner Henkeltopf mit Kerbschnitten aus einem Grabe mit grossen Amphoren und facettiertem Steinhammer bei Burgscheidungen[3]; aber alle diese zeigen keine Ähnlichkeit mit unserer Kanne, ebensowenig die beiden Henkelkannen von Rössen, die nun dem Rössener Typus zugerechnet werden.[4] Grössere Verwandtschaft scheint ein Gefäss zu haben, das bei Münster gefunden und in dem Werke von Lindenschmit sowie in der Gefässkunde von Koenen abgebildet ist[5]; dasselbe ist zwar mit geschnittenen Linien verziert, hat aber in der Form grosse Ähnlichkeit mit unserer Kanne, der Bauch ist ähnlich umgebrochen und der Henkel hat dieselben Ansatzstellen, ja, was noch auffälliger ist, jene Münstersche Kannne hat an derselben Stelle wie die unsrige, nämlich einen Viertelbogen links vom Henkel entfernt, einen bogenförmigen Ausschnitt im Rande — also doch nichts Zufälliges? also doch eine Tülle? Eine ähnliche Kanne mit ähnlichen Verzierungen wie die der Kanne von Münster bildet J. Mestorf ab[6]; bei diesem Gefäss, das aus Schleswig-Holstein stammt, ist der Henkel breit, wenn auch nicht ganz so geformt wie bei unserer und mit

---

[1] Jul. Schmidt, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum zu Halle I 1894 S. 39, mit Abb.

[2] Th. Nolte, Zeitschr. des Harzvereins 1896 S. 299, mit Abb.

[3] H. Grössler, Mitteilungen aus dem Prov.-Museum zu Halle II 1900 S. 77, Taf. IV Fig. 24.

[4] A. Götze, Verhandl. der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1900 S. 245, Fig. I Nr. 12.

[5] L. Lindenschmit, Heidnische Vorzeit 1858 Bd. I Heft 3, Taf. 4 Fig. 2. — C. Koenen, Gefässkunde 1895, Taf. II Fig. 2.

[6] J. Mestorf, Vorgesch. Altertümer aus Schleswig-Holstein, Fig. 135.

Linien und Stichen verziert.[1] Nach den Verzierungen, welche diese beiden Kannen tragen, sind sie zu der Keramik der norddeutschen Megalithgräber zu rechnen, wenn auch genaue Nachrichten über ihre Auffindung fehlen. Mit dieser Keramik also scheint unsere Kanne in Verwandtschaft zu stehen, wenn ihr auch das charakteristische Merkmal, nämlich die tief eingeschnittenen und eingestochenen Verzierungen, fehlen; in dieser Beziehung scheint sie also doch auf dem Boden des Bernburger Typus zu stehen, der ja auch die Gefässformen der norddeutschen Megalithgräber aufweist, die Verzierungen aber teils sehr verflacht, teils ganz weglässt. In dieser Kombination wurde ich bestärkt, als ich nach mehreren vergeblichen Anfragen im Gebiete der norddeutschen Megalithgräber aus Halle die Nachricht erhielt, dass dort drei ähnlich geformte Kannen stehen, die zusammen mit der schon mehrfach veröffentlichten Trommel in einem Hügelgrabe der Opperschöner Mark zwischen Spickendorf und Niemberg im Saalkreise 1858 gefunden worden sind.[2] Die Henkel sind zwar bei diesen Kannen nicht geknickt und setzen am Mundrande des Gefässes an, im übrigen zeigen die Gefässe dieselbe Form wie das unsere, das grösste (21,5 cm) hat als Ornament senkrechte Striche auf dem Oberkörper, 7 Gruppen von je 9 Strichen, und bekundet dadurch noch ausdrücklich seine Verwandtschaft mit dem norddeutsch-dänischen Halskruge, der, abgesehen von der Henkelbildung, dieselbe Form hat wie unsere Kannen und regelmässig jene senkrechten Strichgruppen auf dem Oberkörper[3]; durch diese Verwandtschaft und die senkrechten Strichgruppenornamente

---

[1] Auf eine ähnliche Kanne mit Linien- und Punktverzierungen, die in Böhmen bei Vrbčany gefunden ist (Pič, Čechy predhistorické I, Prag 1899, taf. XXXVI, 19), hat mich auf meine Anfrage Herr Dr. Reinecke in Mainz gütigst aufmerksam gemacht.

[2] Für die gütige und ausführliche Nachricht sowie für die photographische Abbildung (Fig. 13) sage ich dem Direktor des Museums Herrn Major a. D. Dr. Förtsch verbindlichen Dank. Die Trommel ist veröffentlicht von Reischel, die Begräbnisstätte von Hornsömmern, in Vorgesch. Altert. der Provinz Sachsen H. IX S. 6 und bei Krause und Schötensack, Die megalith. Gräber der Altmark, Zeitschr. f. Ethnol. 1893 S. 166, Taf. XIII Fig. 5. Die Kanne muss in Zukunft unter die Gefässformen des Bernburger Typus mit aufgenommen werden.

[3] Abgebildet bei Sophus Müller, Nordische Altertumskunde 1897 S. 67; Petersen, Archiv für Anthropologie Bd. XV 1884 S. 151, Fig. 30; Beltz, Steinzeitliche Funde in Mecklenburg, Jahrb. f. mecklenb. Gesch. 63, S. 79; Walter, Die steinzeitlichen Gefässe des Stettiner Museums, Taf. I Fig. 5. Dieser Halskrug ist zusammen mit einer Kugelamphora gefunden in der Steinkammer von Labömitz auf der Insel Usedom.

wird aber wieder die zeitliche Nahestellung unserer Kanne mit den Kugelamphoren erwiesen. Die zweite Kanne von Opperschöner Mark (20 cm) hat keine Strichverzierung, aber unterhalb des Henkels zu beiden Seiten je ein Knöpfchen oder Zapfen, eine Verzierung, die im Bernburger Typus häufig ist;. auch zu beiden Seiten des Henkels an tassenförmigen Gefässen, aber meist an der oberen Ansatzstelle des Henkels; an der Kugelamphora finden sich diese Knöpfchen nicht, wohl aber an ihrem Begleitgefässe, der offenen Amphora und deren Begleitern[1]: bekannt sind sie auch in der Bandkeramik und im Rössener Typus; vielfach mögen sie praktischen Zwecken gedient haben, nämlich zum Halten eines Gurtbandes, an dem eine Tragschnur befestigt war, oder auch die Schnuren zur Spannung der Membrane an den Trommeln des Bernburger Typus; so besitzt auch die in Opperschöner Mark gefundene Trommel 4 Zapfen von gleicher Form wie die beiden an der Kanne. Die dritte Kanne dieses Fundes ist kleiner als die zweite (12,50 cm) und ohne Zapfen, sonst von gleicher Form. Durch die mitgefundene Trommel sind diese 3 Kannen als Zeitgenossen des Bernburger Typus erwiesen. Auch für den Begleiter unserer Kanne, den kleinen Milchtopf (Fig. 8), findet sich eine Parallele im Hallischen Museum und zwar aus Wettin an der Saale. Da auch dieser Topf mit bekannten Gefässen des Bernburger Typus zusammen gefunden ist, so ist nicht mehr daran zu zweifeln, dass Kanne und Topf unseres mittleren Steinplattengrabes dem Bernburger Typus oder wenigstens seinen Begleitgefässen zugehören.[2]

---

[1] Z. B. an der offenen Amphora von Köben in Schlesien, Brunner, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899, S. 82, Fig. 2; und an zwei becherartigen Gefässen, die in Welbsleben zusammen mit einer offenen Amphora gefunden sind, vergl. Lehmann, Beiträge zur Untersuchung etc. 1789, Tab. I, Fig. 4 u. 6 (ersteres befindet sich in Wernigerode).

[2] Mit Rücksicht darauf, dass die Gefässe des Bernburger Typus die grösste Verwandtschaft mit denen der norddeutschen Megalithkeramik zeigen, sei darauf aufmerksam gemacht, dass auch im Kreise der letzteren sich eine ähnliche Form wie unser kleiner Henkeltopf nachweisen lässt, nämlich ein Topf aus der kleinen Steinkammer von Blengow in Mecklenburg, welche im übrigen auch Gefässe mit Tiefstich besitzt; abgebildet bei Beltz, Neue steinzeitliche Funde in Mecklenburg (Jahrb. 66) S. 128. — Die eigentümliche Bildung des Henkels an unserer Kanne: aussen stumpfwinklig geknickt, auf der Innenseite elliptisch, findet sich wieder an einer stichverzierten Kanne von Kaaso, Kr. Guben (Einzelfund), die sich sonst durch ihre breite, plumpe Form von der unsrigen sehr unterscheidet, abgebildet bei Jentsch, Steinzeitliche Funde der Niederlausitz in Niederlaus. Mitteilungen, Bd. VI S. 56.

So merkwürdig der Inhalt dieses centralen Grabes auch war, eine grössere Überraschung brachte uns die vierte Grabsetzung (D), die wir in diesem Hügel fanden. Herr Grünewald hatte es sich tagelang angelegen sein lassen, mit 3 Erdsonden von 2, 3 und 4,50 m Länge planmässig den Abhang des Hügels zu untersuchen; es waren öfter Steine angetroffen, hauptsächlich im untersten Teile des Abhangs, aber die Nachgrabung hatte immer nur ordnungslose Steingruppen, aus sogenannten Kieseln bestehend, ergeben, die auch nicht etwa als Teile eines Steinkranzes angesehen werden konnten. Da traf er am 21. Juni am westlichen Abhang des Hügels, etwa in der Mitte der Höhe, auf eine Steinkiste, die nahe unter der Oberfläche lag und leicht zu öffnen war. Die Decke lag 2,50 m tiefer als die Spitze des Hügels und 0,50 m unter der Oberfläche des Abhangs, sie bestand aus zwei Platten von 7 und 5 cm Stärke, die Wände aus ebenen Platten von 7, 8 und 5 cm Stärke und geradlinigem Rande; sie waren fast rechteckig zusammengestellt wie die Wände eines Kastens; die Länge betrug im Lichten 1,05, die Breite südlich 0,70, nördlich 0,60, die Tiefe 0,50 m. Die Platten, auch die des Bodens, bestanden aus Roggenstein. Der Grabbehälter war viel kleiner, leichter und zierlicher als die grossen Behälter der Tiefe; mit schweren Steinen hatte man sich nicht gequält; der leichte Aufbau und die kastenähnliche, sorgfältige Zusammenstellung der dünnen Platten erinnerte an das Grab, das im Jahre 1880 am Windmühlenberg von Ilbersdorf, 7 Kilometer südlich von unserer Fundstelle und gleichfalls östlich der Fuhne, aufgedeckt worden ist, wie Herr Gutsbesitzer Eckstein, der Entdecker und Besitzer des Ilbersdorfer Grabes, der am 21. Juni in Baalberge zugegen war, ausdrücklich bemerkte, und auch der veröffentlichte Grundriss beweist.[1] Im Grabe fand man ein Skelett, das in Hockerstellung auf der rechten Seite lag mit dem Kopf nach Süden, dem Gesicht nach Osten; ein platter Stein diente dem Kopf als Unterlage. Vor dem Gesicht an der Ostseite des Grabes stand ein Gefäss, ein anderes vor den Füssen in der Nordostecke; die Gefässe enthielten feine Erde, aber in der Erde des erstgenannten fand sich noch ein ziemlich grosses Feuersteinmesser. Dieses erste Gefäss war ein Topf von 15,5 cm Höhe (Fig. 11) mit zwei gegenüberstehenden kleinen Henkeln am eingebogenen Halse, verziert durch drei Reihen etwas schräg gestellter kurzer Striche, wegen seiner Form von den Zuschauern als Mustopf bezeichnet; das andere in der

---

[1] Vergl. den Bericht von Eckstein und Erfurth in Vorgesch. Altert. d. Prov. Sachsen H. IX S. 15–18 nebst Abb.

Ecke stehende war — ein Schnurenbecher (Fig. 12), ein echter, nicht etwa entarteter Schnurenbecher von 10,8 cm Höhe, um dessen Oberteil 12 Schnureindrücke, meist in Gruppen von zwei, herumgeführt waren, an mehreren Stellen konnte man den Ansatz der Schnur erkennen. Auch die Form des erstgenannten Topfes lässt sich innerhalb der Schnurkeramik nachweisen, z. B. bei Götze, Gefässformen etc. 1891 Taf. I Fig. 24.

Dass dieser Fund von grosser Bedeutung für die Chronologie der steinzeitlichen Keramik sein musste, war sofort klar. Der Ansicht, dass die Schnurkeramik die älteste Stufe der in Mitteldeutschland vorkommenden Gefässtypen darstelle, hatte ich sowohl in der Aufstellung des hiesigen Museums, wie noch vor Jahresfrist in einem Aufsatz über die früheste Besiedelung der Provinz Sachsen Ausdruck gegeben,[1] und gegenüber dem Bedenken, welche durch die Beobachtungen in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Böhmen hervorgerufen wurden, glaubte ich, dass für unsere Gegend das Thüringische Schema noch zutreffend sei.[2] Nun erschien hier diese frühe Karamik neben Gräbern und Thongefässen, die ihrer Lage nach älter sein müssen. Denn der Hügel muss an dieser seitlichen Stelle schon 2,85 m hoch gewesen sein, als das Grab mit dem Schnurbecher errichtet wurde; das setzt voraus, dass er in der Mitte etwa 4 m hoch war und dass er auch schon das östliche Steinplattengrab (B) bedeckt hat. Denn die Möglichkeit ist ausgeschlossen, dass dieses Grab erst nachträglich in den Hügel hinein vertieft sein sollte, dem widerspricht die Schwere der Platte (60 Ctr.), und der ganze Aufbau, namentlich die von aussen schräg angelegten schweren Steine, welche die Seitenwände zu stützen hatten und die künstlich hergestellte trapezförmige Form dieser Seitenwände, welche nur dadurch motiviert wird, dass man den Deckstein von der Südseite her hat hinaufschieben wollen. Auch die Analogie der sonst bekannten grossen Steinkammern spricht dagegen, da diese immer auf dem natürlichen Boden errichtet und dann mit Erde umschüttet sind,[3] nur Kisten von dünnen Platten aus der Übergangs- oder aus der Bronzezeit, sind in den Boden vertieft; derartige Platten würden nicht imstande sein, sich freistehend aufrecht zu halten. Demnach ist der Hocker mit dem Schnurenbecher später bestattet als

[1] In dem Werke: Die Provinz Sachsen in Wort und Bild, herausgegeben von dem Pestalozziverein der Prov. Sachsen, Berlin, Jul. Klinkhardt 1900 S. 47—64.

[2] Götze, Zeitschr. f. Ethnol. 1892 Verh. S. 184. 1900 Verh. S. 266 ff.

[3] Vgl. Mestorf, Zeitschr. f. Ethnol. 1889 S. 468; Beltz, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg S. 81. Krause und Schötensack, Die megalithischen Gräber der Altmark, Zeitschr. f. Ethnol. 1993. S. 118 und 119.

der Tote mit den beiden Kugelamphoren und der mit dem Bernburger Seidel, selbstverständlich auch später als der in der Mittelkammer auf dem Urboden ruhende mit Kanne und Milchtopf.

Der äussere Anschein sprach sogar dafür, dass dies Grab später angelegt sei als das Gräbersystem in der Mitte des Hügels (A), das wir der frühesten Bronzezeit zuschreiben müssen; denn der Hügel muss bei Anlegung des schnurkeramischen Grabes eine Höhe gehabt haben, welche über die Höhe jener bronzezeitlichen Plattengräber und über die Fundstelle der Dolche hinausging. Das war mein erster Eindruck von der Sachlage; aber in der Erwägung, dass eine solche Reihenfolge der Gräber im Widerspruch stehen würde mit den bisherigen Beobachtungen über das Alter und die Begleitumstände der Schnurkeramik in Deutschland, musste ich die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die bronzezeitlichen Gräber erst nachträglich in den Hügel vertieft worden seien. Gerade in der älteren Bronzezeit begegnet uns oft die Sitte, dass Steinkisten in ausgehobenen Gruben angelegt sind, und auch unsere 3 bis 4 Gräber machten den Eindruck, dass sie in den Boden eingelassen sein müssen, da die Platten der Seitenwände grösstenteils so dünn waren (7 cm), dass sie selbständig nicht hätten stehen können. Deutlich zeigte sich dies an dem Grabe unter den Dolchen, denn hier war an der südlichen Querseite durch Einschlagen eichener Pfähle die Steinplatte nach der Innenseite gestützt, damit sie nicht in das Grab hinein umfallen sollte, vor einem Umfallen nach aussen war sie nicht gestützt, gewiss doch deshalb, weil hier die Erde, in welche man das Grab vertieft hatte, die nötige Stütze bildete. Auch die beiden langen von Ost nach West gerichteten Kisten waren teilweise durch eingesetzte Steinplatten verengt, die keinen anderen Zweck haben konnten, als die dünnen Steinplatten von innen her zu stützen. So lange die Möglichkeit vorhanden ist, dass diese Gräber erst später in den Hügel hinein vertieft sind, ist man jedenfalls nicht berechtigt, aus der Höhenlage der beiden Fundstellen eine den bisherigen Beobachtungen so sehr widersprechende Schlussfolgerung zu ziehen wie die, dass die Bronzedolche gleichzeitig oder gar früher als der Schnurbecher in die Erde gekommen seien.[1] Sind die bronze-

---

[1] Zweifel sind doch nicht ganz ausgeschlossen, ob die bisherigen Ansetzungen der Schnurkeramik endgültig sind; namentlich wenn man daran denkt, dass in England schnurverzierte Gefässe vorkommen, die zweifellos der frühen Bronzezeit (Stufe der Aunétitzer Hocker) einzureihen sind. (Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland, Westdeutsche Zeitschr. XIX. S. 226, auch

zeitlichen Grabsetzungen in der Mitte später in den Hügel gebracht, als das schnurkeramische Plattengrab auf der Westseite, so wird man annehmen müssen, dass letzteres seiner Zeit absichtlich an das Ende des damals länglichen Hügels gesetzt worden ist, entsprechend einer Sitte, die in Mecklenburg bei länglichen Hügeln regelmässig beobachtet worden ist;[1] möglich wäre aber auch, dass vorher in der Mitte des Hügels ein älteres Grab gewesen ist, durch welches die seitliche Lage des Grabes (D) veranlasst wurde, und dass dieses dann bei Anlegung der bronzezeitlichen Gräber (A) zerstört worden ist. Die Annahme eines älteren zerstörten Grabes würde auch am besten die Herkunft von zwei Scherben erklären, welche Herr Kälber bei der Arbeit an dem untersten Mittelgrabe aufgehoben hat, ohne mit Sicherheit feststellen zu können, ob sie mit der oberen Erde herabgerutscht, oder ob sie aus dem untersten Steinplattengrabe herausgebracht waren. Letzteres ist weniger glaublich, da in keiner der wohlverschlossenen Grabkammern unseres Hügels lose Scherben, sondern immer nur ganze Gefässe gefunden sind. Von den beiden Scherben zeigt die eine Schnurenverzierung, die andere Tupfenleiste.

Nachdem schon Herr Grünewald und nachher auf meine besondere Bitte Herr Kälber durch sorgfältige Bohrungen sich überzeugt hatten, dass unter dem schnurkeramischen Grabe kein anderes Grab stand, muss jeder Zweifel daran schwinden, dass dieses Grab auf dem Abhang oder dem Ende des Hügels angelegt war, der die beiden auf dem Urboden errichteten grossen Steinplattengräber deckte, und dass sein Inhalt also jünger war als der Inhalt dieser grossen Gräber. Da wir uns mit unseren Ansichten den Thatsachen zu fügen haben, so war es

---

Koenen, Gefässkunde 1895 S. 26.) Unsere chronologischen Bestimmungen sind noch sehr im Fluss; die Nachrichten über Bronze in schnurkeramischen Gräbern mehren sich. Sehr auffällig war mir die im Bernburger Museum beobachtete Thatsache, dass in einer ansehnlichen Steinkammer von Weddegast bei Bernburg neben 3 Amphoren des schnurkeramischen Typus ein grosser Schuhleistenkeil und die übliche flache Hacke, wie sie sonst die Bandkeramik begleiten, gefunden worden sind, und zwar sind dem Schuhleistenkeil Facetten angeschliffen. Will man nicht annehmen, dass dieser Keil von Weddegast der Vorgänger und Urtypus aller glatt gewölbten Keile gewesen sei, die von Portugal bis Siebenbürgen zahlreich und immer gleichartig auftreten, so wird man sich doch zu der Auffassung verstehen müssen, dass hier eine rein lokale Abänderung des bekannten Typus vorliegt, und dass dieser mit Schnurkeramik verbundene facettierte Schuhleistenkeil (logisch) jünger sein muss als der mit der Bandkeramik von Süden her verbreitete abgerundet geschliffene Schuhleistenkeil.

[1] Vgl. Beltz, Die steinzeitl. Fundstellen in Mecklenburg, S. 81.

für mich entschieden, dass auch in unserer Gegend die Schnurkeramik jünger ist als die Kugelamphora und der ihr gleichzeitige Bernburger Typus; wie ihr für Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Böhmen von namhaften Forschern ebenfalls eine spätere Stellung in der Steinzeit zugewiesen wird.[1] Ich hatte deshalb Veranlassung, noch einmal die Gründe zu prüfen, die bisher für das höhere Alter der Schnurkeramik geltend gemacht sind und fand, dass der einzige thatsächliche Beweis, der für diese Annahme angeführt wird, sich gerade auf unsere Gegend bezieht: Götze beruft sich auf die Verhältnisse des Latdorfer Hügels, über welchen leider genauere Berichte mit Grund- und Aufriss und Massangaben fehlen, dort sei die Schnurkeramik in der ersten, der Bernburger Typus in der zweiten Schicht angetroffen.[2]

Wenn die Verhältnisse des Latdorfer Hügels so lägen, wie sie Götze auf Grund verschiedener Nachrichten und namentlich mehrerer Notizen von Klopfleisch aufgefasst hat, nämlich dass in den untersten Schichten Hockerskelette mit schnurkeramischen Gefässen, in der zweiten, jüngeren, peripherischen Schicht der Steinwall oder die „Steinrotunden“ mit Skeletten und Gefässen des Bernburger Typus gefunden seien, so würde der Fall vorliegen, dass die beiden Hügel, die nur eine Stunde von einander entfernt sind, sich widersprächen, und wir ständen vor einem non liquet. Nun versicherten mir aber Augenzeugen der Latdorfer Ausgrabung von 1880, dass die Verhältnisse nicht so gelegen haben, und ich entschloss mich, genaue Erkundigungen über dieses Thema einzuziehen.

Die Herren, die mit Interesse und Verständnis der Ausgrabung von 1880 beigewohnt haben,[3] wissen ganz bestimmt, dass zu unterst

---

[1] Schumann, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1898 S. 89. Kultur Pommerns S. 16. Beltz, Steinzeitl. Funde in Mecklenb. (Jahrg. 63) S. 88, 85, 81. Steinzeitl. Fundstellen in Mecklenb. (Jahrg. 64) S. 90. Mestorf, Zeitschr. f. Ethnol. 1889 Verh. S 471. Brunner, Steinzeitl. Keramik in Brandenburg S. 46 ff. Pič, Čechy predhistorické I 1899 S. 103.

[2] Reinecke, Westdeutsche Zeitschr. XIX III S. 247 hält den Beweis für nicht ausreichend, sondern erklärt: „Welches das zeitliche Verhältnis dieser Gruppe (Kugelamphoren und Bernburger Typus) zu den übrigen ist, entzieht sich gänzlich unserer Kenntnis.“

[3] Mündliche und schriftliche Mitteilungen sowie Zeichnungen, Grundrisse und Durchschnitte verdanke ich der Güte der Herren San.-Rat Dr. Würzler und O. Merkel; letzterer hat sich bei jener Ausgrabung durch tägliche Beteiligung, durch Erhaltung des einen Hockers, Überführung, Zusammensetzung und Zeichnung

im westlichen Teil des Hügels nahe der Mitte, nur wenig über der ursprünglichen Bodenfläche, zwei Bestattungen freigelegt worden sind, die eine in einem Steinplattenbau, der am 20. August geöffnet wurde, die andere daneben in freier Erde, welche am 19. August aufgedeckt wurde. An die in freier Erde aufgedeckte Bestattung erinnern sich die Herren Merkel und Würzler noch sehr bestimmt. Das Skelett hatte die merkwürdige Länge von etwa 198 cm, es lag mit angezogenen Knien und hatte einen rohen Hammer (Rillenhammer), ein „sehr scharf geschliffenes Steinbeil" und ein Messer (von Feuerstein), aber nichts von Gefässen bei sich.[1] Unter diesem grossen Skelett lag nach bestimmter Erinnerung des Herrn W. ein Kinderskelett, „Knabe von ca. 10 Jahren", dabei eine Anzahl kreisrunder Muschelstücke von 1 cm Durchschnitt, teils durchbohrt, teils nicht. Über den Inhalt des Steinplattenbaues, der mit besonders grossen Erwartungen geöffnet wurde (es waren dazu der Herzog von Anhalt und Virchow eingeladen — aber nicht gekommen), giebt Ludwigs an demselben Tage geschriebener Bericht Auskunft. Dieser „Centralpunkt" enthielt ein „gut erhaltenes, fast riesenhaftes Skelett" von genau 1,99 m Länge, die Beine waren gekreuzt unter dem Oberkörper zurückgeschlagen, der Kopf langschädlig. „Zur Seite des Skeletts befanden sich eine durchlöcherte Axt aus Feuerstein" (NB. Serpentin), „ausserdem 2 Messer, ebenfalls aus Feuerstein, deren eines eine fast regelmässig rauhe Schneide zeigt, sodass es vermutlich als eine Art Feile oder Raspel gedient hat, 2 Urnen und endlich noch ein Becher. Der letztere enthielt etwa 12—15 Stück gleichförmige kleine perlmutterartige Muscheln, von denen sich nur vermuten lässt, dass sie (wie man es ja bei den meisten Völkern des frühen Altertums gehabt hat) als Münzen gedient haben und dem Toten gewissermassen als Reisegeld mitgegeben worden sind. Funde von derartigen Muscheln sind bei der Öffnung von Hünengräbern in Mitteldeutschland, soviel mir wenigstens bekannt, noch nicht gemacht

---

der Gefässe sehr verdient gemacht. Zu diesen Mitteilungen kamen die 6 Berichte, welche gleichzeitig mit der Ausgrabung vom 18.—27. August 1880 in der Saale-Zeitung veröffentlicht sind, dieselben sind nach der Überzeugung der Beteiligten von dem Gymnasiallehrer Ludwig verfasst.

[1] Dieselbe Bestattung hat San.-Rat Dr. Fränkel in den Mitt. f. Anhalt. Gesch. u. A. II 1880 S. 759 geschildert: „In der Tiefe am Boden ein zerfallenes Gerippe von ungewöhnlicher Länge (1,99 m) in hockender Stellung mit geschliffenem Steinbeil und Messer neben sich, ringsum kleinere ohne Beigaben". Bei der am folgenden Tage vorgenommenen Öffnung des centralen Steinbaues ist F. jedenfalls nicht zugegen gewesen.

worden.“ Letztere Angabe kann nur von Klopfleisch herrühren,[1] und da man annehmen muss, dass auch die übrigen Angaben auf bester Erkundigung beruhen, ist es schwer, die Richtigkeit einer einzelnen Angabe in Frage zu ziehen. Dennoch glaube ich, dass man hinsichtlich der Muschelscheiben — falls solche nur einmal vorgekommen sind — der bestimmten Erinnerung der Herren W. und M. den Vorzug wird geben müssen, welche besagt, dass die Muschelscheiben bei dem Kinderskelett gefunden sind, zumal Ludwig von dem Kinderskelett nichts erwähnt, also bei der Aufdeckung desselben wahrscheinlich nicht zugegen gewesen ist. Bestätigt wird diese Annahme durch eine gütige Auskunft des Herrn Dr. Götze folgenden Wortlautes: „Nach dem Tagebuch Klopfleischs haben Perlmutterscheibchen in einer „Urne“ gelegen, die neben einem kindlichen Hocker stand; andere Gefässe sind bei dieser Bestattung nicht erwähnt.“

Was nun die erwähnten Steinbeile anbetrifft, so sind in der Bernburger Sammlung 5 Stück aus dem Spitzen Hoch vorhanden: B 125 die durchbohrte Serpentinaxt mit abgerundetem Bahnende (vom zweiten Skelett); B 153 der Rillenhammer (vom ersten Skelett) und 3 Flintbeile oder -keile; B 126 ein flaches breites Beil, 9,8 cm lang, von niedrig rechteckigem Durchschnitt, sehr scharf, B 127: ein kleineres aber dickeres, mehr keilförmig von abgerundet rechteckigem Durchschnitt, auch sehr scharf, 9 cm lang, B 128: ein grösseres, 13,4 cm lang, von flach mandelförmigem Durchschnitt, stumpf und mit Scharten in der Schneide, auch die Seitenkanten sind nicht scharf, sondern uneben und schartig, die ganze Form unterscheidet sich im übrigen nicht erheblich von dem vorigen. Das erste oder das zweite Beil muss es gewesen sein, das dem Augenzeugen Herrn M. als sehr scharf in der Erinnerung geblieben war, Herr M. erklärt sich für das erste.

Diese unterste Bestattung ist eine für sich abgeschlossene Erscheinung, sie würde nach unseren jetzigen Begriffen Schicht I genannt werden müssen. Klopfleisch aber bezeichnete damals, wie ein Brief

---

[1] Übersehen hat der Urheber der obigen Bemerkung einen Fund ähnlicher Muschelscheiben in einem grossen Steinplattengrabe am Hohen Petersberge (bei Halle), der im November 1827 gemacht worden ist. Bei einem „gekrümmten“ weiblichen Skelett fanden sich 250 Perlmutterscheiben mit Löchern in der Mitte (30—36 Stück waren gut erhalten), 15 durchbohrte Schweinezähne, 1 steinernes und gegen 20 Perlmutter-Amuletts und 8 Spiralrollen von „Kupfer“ (keine Gefässe). Einige dieser Scheiben habe ich noch in der Augustinschen Sammlung gesehen, sie waren von gleicher Grösse wie die Bernburger. Vgl. Kruse, D. Alterth. II H. 6 S. 97. Abb. Taf. III.

des verstorbenen Realgymnasialdirektors Fischer bekundet, die ganze neolithische Schicht als Schicht I, ähnlich wie Virchow in seiner Besprechung von 1884 auch nur zwei Hauptschichten, nämlich Gräber der neolithischen Zeit und Brandgräber mit Bronze und Lausitzer Typus unterscheidet.[1] Interessant ist es, dass in dieser untersten Schicht gerade die Axt- und Beilformen vorkommen, welche den megalithischen Gräbern der Altmark eigentümlich sind, nämlich die durchbohrte Axt mit scharfer Schneide und abgerundetem Bahnende (wie bei Krause und Schötensack, Z. Ethn. 1893 Taf. XI Fig. 9, 175a u. b u. ä.) und das Flintbeil mit flach rechteckigem Durchschnitt (wie ebenda Taf. XI Fig. 35/42a, 44/46c, 35/42d, 89/90a u. v. a.).

In einer höheren Lage, also in einer zweiten Horizontalschicht (nach Klopfleischs Notizbuch[2] 80 cm über dem Urboden) traf man auf den grossen Begräbnisplatz, der mit einem Steinwall oder einer Steinschichtung umgeben war, jene sogenannte „Steinrotunde", welche, durch Eichenbohlen in eine untere und eine höhere Abteilung geteilt, sehr viele Skelette (Kinder, Frauen und Männer), auch Zeugreste, viele durchbohrte Fuchs- und Hunde-Eckzähne und nur Scherben von einem Gefäss (des Bernburger Typus?) enthielt.[3] Die Skelette zeigten die Wirkung des Feuers, ebenso die Bohlen und die Gewebe, aber doch waren letztere nicht verbrannt, sondern nur angekohlt, sodass sich die verschiedenen Arten der Webemuster unterscheiden liessen[4]; in der

[1] Verhandlungen der Berl. anthrop. Gesellsch. 1884 S. 402.

[2] Diese und die folgende Angabe aus Klopfleischs Notizbuche sind den Mitteilungen Götzes entnommen, die sich Zeitschr. f. Ethnol. 1900 Verhandl. S. 267 finden.

[3] Ein altes Verzeichnis in der Bernburger Sammlung, welches die Gegenstände noch mit den ursprünglichen Nummern anführt, zählt von No. 107 bis 133 die „Reste einer Feuerbestattung" auf, d. h. den Inhalt dieser Rotunde mit gebrannten Skeletten. Darunter ist kein Gefäss, sondern nur unter No. 108 „ornamentierte Scherben". Ludwig (Saale-Zeitung), der sehr genau die Fundsachen aus diesem Massengrabe aufzählt, nennt nur „die Scherben einer Urne von eigenthümlicher Gestalt." Die Herren M. und W. sind der Ansicht, dass in diesem Massengrabe keine Gefässe waren. In der Sammlung und im Katalog trägt kein Gefäss die Angabe, dass es aus dem Massengrabe stamme. Die meisten vorhandenen Gefässe des Bernb. Typ. (26 Stück) sind vielmehr in besonderen „Steinbauen" gefunden, welche als Urnennest I, II, III auf den gleichzeitigen Etiketts und Zeichnungen unterschieden werden. Auch der Lederbeutel mit weichem Farbstoff und bronzenem Verschlussstück (nicht Blashornmundstück) ist in einer besonderen Steinkiste, nicht in der Rotunde, gefunden.

[4] Künstliche Muster sind nach Zeichnungen Klopfleischs abgebildet in der Zeitschr. des Harzvereins 1896 S. 569. Reste von schlichtem Gewebe finden sich unter Glas und Rahmen in der Bernburger Sammlung.

Asche wurde eine grössere Zahl Bronzekügelchen gefunden, die durch Brand ihre ursprüngliche Form verloren hatten (?) (nach Ludwig „eine Anzahl Perlen aus Knochen, in geringer Menge auch aus Bronze“: nach Olshausens Ermittelungen 1891 waren nur 2 kleine Perlen aus Bronze, die übrigen nach einer Bestimmung von Fraas aus Gagat). Diese Rotunde befand sich nach den Augenzeugen in der östlichen Hälfte des Hügels nahe der Mitte, also nicht in der Peripherie oder in einem Anbau,[1] sie machte vielmehr den Eindruck, als sei dies der Kern, um den der Hügel ursprünglich angehäuft worden sei. Auch Klopfleisch hat notiert, dass die Hügeloberfläche über dieser Rotunde nur 80 cm niedriger war, als in der Mitte; das besagt bei einem Hügel von 6,60 m Höhe und 31 m Durchmesser eine sehr geringe Entfernung von der Mitte (schematisch berechnet 2 m).

Die einzelnen Hockerskelette nun, etwa 5 an der Zahl, bei denen sich die wenigen Gefässe der Schnurkeramik befunden haben, lagen (nach O. M.) bis auf eins in freier Erde; nur eins in einer Steinkiste, letztere nahe dem Rande (also ähnlich wie das schnurkeramische Grab D am Baalberge). Nur ein Hocker, der einzige, der erhalten ist, lag unten nahe dem Urboden, die anderen, soweit man sich ihrer Lage erinnern kann, lagen höher, in derselben Horizontalschicht wie die Sohle der grossen Rotunde und zwar zwischen dieser und dem Hügelrande eingebettet, und es machte den Eindruck, als sei zum Zweck der Bestattung „ein Teil des Hügels abgetragen und dann wieder angeschüttet.“ „Jedenfalls ist es fraglich, ob die Rotunde oder die Hocker älter sind; da jedoch erstere mehr im Centrum, letztere mehr in der Peripherie liegen, so scheint doch die grössere Wahrscheinlichkeit für meine frühere Angabe zu sprechen, dass die Rotunde älter als die Hocker sind.“[2]

Mit diesen Erinnerungen des Herrn Merkel stimmt überein, was Ludwig in seinen gleichzeitigen Berichten 1880 meldet: Der Hocker, bei welchem der Schnurbecher und ein „schöner Feuersteinkeil“ gefunden ist, lag von 4 Steinen umsetzt „unter und neben“ einer von Steinen eingefassten Bestattung der „entwickelteren Bronzeperiode“. Dieser Hocker kann also nicht tiefen Schichten angehört haben, denn

[1] „peripherisch gelegen“ nach Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1900 S. 267; „in einem später angeschütteten Teile des Hügels“ nach Olshausen, ebenda 1891 S. 848.

[2] Auch Sanitätsrat Fränkel hat diese Hocker für später gehalten als die Skelette der Rotunde. Nach Schilderung jenes Massengrabes sagt er: „Von den späteren, etwas festeren Skeletten ist nur eins und dadurch erhalten, dass es gelang, dasselbe in Gips abzudrücken.“

die Gräber der entwickelteren Bronzezeit bildeten nach Klopfleisch die 3. und 4. Schicht des Hügels. Von der Amphora und dem unverzierten Becher schnurkeramischer Form wird überhaupt nicht gesagt, dass sie bei einem Skelett gefunden sind, L. nennt als am 19. August gefunden: „eine Urne, zwei Trinkgefässe (dabei auch eine sogenannte Amphora), einzelne Gerätschaften aus Feuerstein und besonders ein fast vollständiges Skelett.“ Er beschreibt darauf recht eingehend das Skelett — das erste der beiden untersten, das neben dem Steinplattenbau in freier Erde lag — ohne die Zugehörigkeit der Gefässe oder ihre etwaige Stellung bei dem Toten zu erwähnen. Nimmt man trotzdem die Zusammengehörigkeit an, so entsteht die Verlegenheit, welches das dritte Gefäss gewesen sein soll, da von den drei im Spitzen Hoch gefundenen schnurkeramischen Gefässen nur die Amphora und der unverzierte Becher zur Verfügung stehen. Ludwig hat Klopfleischs Bezeichnung „Amphora“ auf ein Trinkgefäss bezogen, und noch heute erscheint im Katalog der Bernburger Sammlung als einzige steinzeitliche Amphora aus dem Spitzen Hoch nicht jenes von Klopfleisch veröffentlichte Gefäss mit Schnur- und Kerbenverzierung;[1] diese in Trümmern liegende Amphora wird vielmehr unter B 109 als „Urne röthlich, dickwandig mit Schnur- und Schnittverzierung“ aufgeführt; als Amphora dagegen ist durch Etikett wie im Katalog unter B 110 eine unverzierte henkellose Vase mit bauchigem Unterteil und konisch aufsteigendem Oberteil bezeichnet, wie wir sie als Villanovagefäss aus Hallstattzeitlichen Gräbern kennen. Daraus muss man folgern, dass die drei am 19. August gefundenen Gefässe nicht als zusammengehörig aufzufassen sind. Mit grösster Wahrscheinlichkeit ist der unverzierte Becher dem am 19. August gefundenen Skelett zuzuteilen, denn der Katalog macht die Bemerkung: „gefunden neben einem hockenden Skelett,“ und das alte Register hat ausserdem noch die (im Katalog freilich weggelassene) Bemerkung: „Becher neben dem ersten grossen Skelett.“ Etwas Ähnliches ist von der verzierten Amphora (sog. Urne B 109) nicht angemerkt, das alte Register sagt nur: „Urne aus der ersten Schicht,“ hier also nichts vom „ersten grossen Skelett;“ die Amphora kann demnach sehr wohl ein nachträglich gefundenes Zubehör des (höher gelegenen) Hockers gewesen sein, bei dem am 18. August der schnurverzierte Becher gefunden ist. Bei dieser Annahme wäre es erklärlich, dass in ihrer Nähe die viel jüngere Vase zum Vorschein gekommen

[1] Abgebildet in den Vorgeschichtlichen Alterthümern der Prov. Sachsen H. II S. 90.

ist, welche schon am Tage des Fundes für die Amphora gehalten wurde; denn jener Hocker mit dem Schnurenbecher war zum Teil zerstört durch eine auf ihn gesetzte bronzezeitliche Bestattung.

Doch das bleibt zweifelhaft. Viel wichtiger ist für uns die zweifellose Thatsache, dass in dem am 20. August geöffneten, auf der Basis des Hügels befindlichen „centralen Steinbau“ 2 Urnen gestanden haben, die nicht der Schnurkeramik angehören, und dass ebenso der Becher mit den Muschelscheibchen vom untersten Begräbnis nicht schnurkeramisch gewesen ist, denn ausser den drei genannten am 18. und 19. August ausgegrabenen ist kein schnurkeramisches Gefäss im Spitzen Hoch gefunden worden. Leider trägt kein Gefäss der Bernburger Sammlung den Vermerk, dass es aus diesen untersten Bestattungen herrührt. Aber da nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Dr. Götze die von Klopfleisch hinterlassenen Zeichnungen ergeben, dass im Latdorfer Hügel „von neolithischer Keramik nur Schnurkeramik und Bernburger Typus vorhanden ist,“ so müssen diese Gefässe der untersten Bestattungen Bernburger Gefässe gewesen sein. In der Sammlung sind nur zwei Gefässe übrig, deren Zugehörigkeit nicht anderweitig festgelegt ist, nämlich eine grosse fast halbkugelförmige Schale mit Standfläche, tiefsitzendem Henkel und Wellenrand (B 115) und die Trommel, bezeichnet als Räuchergefäss (B 114).

Ein Beweis für die Priorität der Schnurkeramik vor dem Bernburger Typus ist also dem Latdorfer Hügel nicht zu entnehmen; ich erinnere mich auch, dass man im Jahre 1883, als ich mich in Bernburg über die Altertumssammlung zu unterrichten suchte, nicht auf die höhere Schicht hinwies, wenn man den Gefässen mit breitem Henkel oder senkrecht durchbohrten Vorsprüngen ihren Platz am Ende der Steinzeit und im Übergang zur Bronzezeit anweisen wollte, sondern lediglich aus dem Leichenfeuer und den mitgefundenen Bronzeresten argumentierte. Damals sind diese Gründe wohl auch für Klopfleisch bestimmend gewesen, heute haben sie keine Beweiskraft mehr.[1]

Die Untersuchung über den Latdorfer Hügel ist in einer Beschreibung des Baalberger Hügels eine Abschweifung; aber sie war nötig, um darüber gewiss zu sein, dass die wichtige chronologische

---

[1] Ebenso hinfällig ist ein dritter Grund, den Klopfleisch aus dem Vergleich mit der ägyptischen Keramik entnahm: Die Schnurkeramik sollte Gefässen des alten Reichs, der Latdorfer Typus solchen des neuen Reichs entsprechen. Vgl. den Vortrag in Regensburg, Corresp.-Bl. der anthrop. Gesellsch. 1881 S. 139.

Belehrung, die wir dem Baalberger Hügel entnehmen müssen, nicht beschränkt wird durch chronologische Schlussfolgerungen, welche sich aus dem Inhalt des benachbarten Hügels ergeben. Kehren wir nun zu unserem Hügel vom Baalberge zurück.

Nach Aufdeckung des Grabes D wurde der grosse Mitteleinschnitt in Verfolg mehrerer Steinplatten noch nach Süden und Osten bis zu einer Tiefe von 2 m erweitert, aber nichts entdeckt als Steinplatten und Asche, die Spuren früher zerstörter Steinkisten- und Brandgräber. Am 26. Juni wurden alle Einschnitte und Vertiefungen eingeebnet und damit die Arbeiten abgeschlossen.

Die wichtigste Belehrung, die wir dem Baalberger Hügel verdanken, ist die, dass in Norddeutschland schon eine neolithische Kultur vorhanden war, als die Ausläufer des von Mitteldeutschland sich verbreitenden schnurkeramischen Gefässstils eindrangen. Was für den Bernburger Typus und die Kugelamphoren erwiesen ist, gilt auch für den nahe verwandten norddeutschen Megalith- und Tiefstichtypus; und hier trifft unsere Beobachtung zusammen mit zahlreichen Beobachtungen in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Brandenburg, nach welchen die schnurverzierten Gefässe erst am Ende der steinzeitlichen Periode erscheinen. Mögen sie in Thüringen, vielleicht auch noch in anderen Gebieten zu den frühesten Erscheinungen der neolithischen Kultur gehören, da sie dort in den grossen Steinplattengräbern regelmässig vorkommen und eine frühere Topfware dort bisher noch nicht bemerkt worden ist — in den nördlicheren Gegenden sind die grossen Steinkammern und Steinplattengräber von einem durchaus anderen Gefässtypus besetzt. Das spricht dafür, dass wir diese Gefässtypen nicht lediglich als aufeinanderfolgende zu betrachten haben; sie können bei vorhandenen geographischen oder ethnologischen Schranken Jahrhunderte lang nebeneinander bestanden haben. Bei allmählich wachsendem Verkehr und Güteraustausch, hervorgerufen nicht nur durch das Verlangen der Südvölker nach dem Bernstein, sondern noch mehr durch das Verlangen der Nordvölker nach dem südlichen Metall, sind auch die Gefässformen ausgetauscht, der Schnurbecher gelangte am Ende der Steinzeit nach Schleswig-Holstein und Pommern, die Kugelamphoren nach Thüringen und Böhmen, die norddeutschen Gefässe des Bernburger Typus an die Unstrut (Tröbsdorf, Hornsömmern, Nägelstedt), in einigen Fällen verirrten sich sogar Tiefstichgefässe bis in diese Gegend. In der Breite von Halle scheinen die beiden Gefässstile sich begegnet zu haben, aber beide überschritten allmählich die Grenze; in Nordböhmen traf der Bernburger Typus noch zusammen

mit dem Schnurenstil,[1] und der Schnurenbecher vereinigte sich in Nordwestdeutschland mit den Gefässen der Megalithgräber.

Auch die übrigen Gefässstile, die in denselben Gebieten wie der Bernburger Typus, der Megalithgräberstil und der Schnurverzierungsstil zerstreut vorkommen, lassen sich nicht durch zeitliche Aufeinanderfolge erklären. Wenn in einem Megalithgrabe des Kreises Tecklenburg bei Nieder-Seeste eine Vase des Rössen-Niersteiner Typus zusammen mit vielen Gefässen des nordwestdeutschen Megalithgräbertypus, besonders auch mit Kragenflaschen gefunden ist, so kann der Rössen-Niersteiner Gefässstil doch nicht hinter die übrigen steinzeitlichen Stile eingereiht werden; er muss vielmehr gleichzeitig mit dem norddeutschen Megalithgräberstil, insbesondere auch gleichzeitig mit dem Halskruge und der Kugelamphora, damit aber auch gleichzeitig mit dem Bernburger Typus bestanden haben; und dasselbe wird von der Bandkeramik gelten müssen, welche dem Rössen-Niersteiner Stil nahe verwandt und auch schon mit ihm zusammen gefunden ist. Alle diese Stile haben also gleichzeitig bestanden, und der Einfluss ihrer Formen lässt sich an den Gefässformen der Bronzezeit noch wohl erkennen. Dennoch halten sich diese Stile im ganzen voneinander getrennt, und gerade dieser Umstand hat am meisten dazu Anlass gegeben, dass man eine zeitliche Unterscheidung zu finden suchte, die aber bis jetzt nicht geglückt ist und nicht glücken konnte.

Wie dem norddeutschen Megalithstil, dem Bernburger und dem Schnurverzierstil bestimmte Gegenden zugehören, wo sie heimisch sind und wo eine ältere Keramik nicht nachgewiesen werden kann, so ist von vornherein anzunehmen, dass auch dem Rössen-Niersteiner Stil und der Bandkeramik in Deutschland besondere Heimatgegenden angehören, wo sie die früheste Keramik darstellen und von wo allmählich ihre Produkte und ihre Arbeitsweise verbreitet worden sind. Nach Reineckes Fundangaben hat der nördliche Teil des Mittelrheingebiets den meisten Anspruch darauf, als Heimat des Rössen-Niersteiner Stils in Deutschland zu gelten, und der Strich von Kassel, Beckum, Münster bezeichnet die Grenze, auf welcher der norddeutsche Megalithgräberstil ihm am nächsten kam. Westdeutschland südlich vom Mittelrhein und das Nordalpenland scheint der Hauptsitz der Bandkeramik gewesen zu sein, sie ist dort die früheste. So lange man alle diese Stile in eine zeitliche Aufeinanderfolge einreihen wollte, war der Streit der

[1] Zusammen gefunden sind die Gefässscherben beider Stile in den Ansiedelungsplätzen bei Zalesel oberhalb Aussig. Vgl. Götze Verh. 1892 S. 188.

Meinungen nur natürlich: Die Bandkeramik ist die älteste! heisst es in Westdeutschland; die Schnurkeramik ist älter! in Mitteldeuschland; die Megalithkeramik ist die älteste! in Norddeutschland. Mit jedem dieser Gefässtypen ist Kupfer oder frühe Bronze zusammen vorgekommen (ausgenommen vielleicht die Megalithkeramik), auch das ist ein Hinweis auf ungefähr gleichzeitiges Bestehen, und ein Beweis, dass es sich nicht um einen Zeitraum von Jahrtausenden handelt, in welchen diese Typen nacheinander hätten entstehen und vergehen können. Die Ankunft des Kupfers in Norddeutschland kann man nicht wohl früher als um 2500 v. Chr. ansetzen, anderseits herrscht schon zwischen 2000 und 1700 die älteste Bronze mit Schleifennadeln, Flachcelten, umgeschlagenen Halsringen, triangulären Dolchen und mit einer Keramik, die Anklänge an alle jene älteren Typen enthält, freilich alle vereinfacht oder vergröbert.

Da die Annahme einer chronologischen Aufeinanderfolge der verschiedenen neolithischen Gefässstile durch die Fundthatsachen widerlegt wird, da vielmehr jeder dieser Typen in seinem Heimatgebiete die früheste Topfware darstellt, so dürfte der Schluss nahe liegen, dass diese Topfware schon von den neolithischen Einwanderern in das betreffende Gebiet mitgebracht worden ist, und dass es verschiedene Bevölkerungsgruppen gewesen sind, welche allmählich von den verschiedenen Teilen Deutschlands Besitz genommen haben; unterstützt wird dieser Schluss durch die merkwürdige Thatsache, dass mit jeder dieser besonderen Gefässsorten auch eine besondere Art von Steinwerkzeugen verbunden ist, welche uns ebenfalls auf eine Verschiedenartigkeit ihrer Träger und deren Herkunft hinweist. Hierbei ist zu bemerken, dass die verwandten keramischen Gruppen von den gleichen Steinwerkzeugen begleitet sind, nämlich der Bernburger Gefässstil von denselben wie der norddeutsche Megalithstil, und der Rössen-Niersteiner von denselben wie die Bandkeramik; es würde sich also für Deutschland um drei verschiedene neolithische Bevölkerungsgruppen handeln, eine nördliche, eine mittlere und eine südlich-westliche. In dieser Auffassung braucht uns der Hinweis nicht zu stören, dass jeder dieser Typen noch weithin nach Osten oder Südosten oder auch Westen nachzuweisen ist; vielmehr wird man gerade in diesem Nachlass die Richtung und den Umfang des allmählichen Vordringens jeder der betreffenden neolithischen Bevölkerungsgruppen erkennen. Durch eine solche Lösung des keramischen Problems würde zugleich das ganze neolithische Problem der Erkenntnis erheblich näher gebracht. Bestätigt sich z. B. die Hypothese,

die zu bezweifeln kein Grund vorliegt, dass die neolithische Einwanderung dasselbe ist wie die durch die Sprachforschung geforderte indogermanische, so wird die auf Grund des Topf- und Steingerätstils gewonnene Unterscheidung für die ethnologischen Fragen noch sehr fruchtbar werden.

P. Höfer.

Nachträgliche Anmerkungen.

Zu S. 17, Z. 7 v. u.: Ein Dorf Balhorn, westlich von Halberstadt, wird in den Urkunden öfter erwähnt, dasselbe ist jetzt wüst; ein anderes Dorf Balhorn, auch schon früh erwähnt, liegt im Reg.-Bez. Kassel, Kr. Wolfhagen.

Zu S. 18, Z. 17: Ähnliche verzierte Bronzemesser wie das aus dem Langen Berge bei Baalberge sind abgebildet bei Lindenschmit, Heidnische Vorzeit II H. VIII Taf. 2; und zwar ist Fig. 1 in der Form am ähnlichsten, Fig. 4 und 15 sind in der Verzierung am ähnlichsten, Fig. 4 u. 5 zeigen ähnliche Griffbildung.

Wendische Funde aus der Umgebung Dessaus.

(Hierzu Tafel V, VI und VII.)

Obwohl der Name Dessau (Dissowe, Dissowa) wohl sicher auf slavischen resp. wendischen Ursprung hindeutet, sind in der Stadt Dessau und der nächsten Umgebung derselben, die vielleicht schon in der Steinzeit, sicher aber von der Bronzezeit an besiedelt war, Reste slavischer Kultur bisher noch nicht gefunden worden. In weiterer Umgebung jedoch haben sich mehrere (etwa 15) Stellen slavischer Niederlassungen ermitteln lassen, und zwar zweierlei Art: erstens finden wir diese auf Terrainerhebungen, die teilweise noch heute die Reste befestigter Anlagen in Gestalt eines Umgrenzungsgrabens oder eines Grabens und Walles erkennen lassen, zweitens im Flachland ohne irgendwelche Andeutung einer Befestigung. Beide Arten haben das gemein, dass eine grössere Fläche tiefschwarzen Bodens, bestehend aus Sand, Holzkohle, Tierknochen, geglühten und verwitterten Steinen, gebranntem Lehm und vielen Topfscherben, teils dicht unter der Oberfläche, teils bis 40 cm unter derselben, in fast ununterbrochenem Zusammenhang gefunden wird. Die Branderdeschicht hat meist eine Mächtigkeit von 30—50 cm; allerdings kommen auch Stellen vor, die auf dem Durchschnitt muldenförmig, bis 1,50 m in die Tiefe gehen, besonders reichhaltig Scherben, Steine und Tier-

knochen enthalten und wohl als Kochgruben anzusehen sind. Wenn schon der Ornamenttypus auf allen Plätzen der gleiche ist, kommen doch fast auf jedem einzelnen eigenartige Verzierungen vor. Auffallend ist ferner, dass selten Metallgegenstände gefunden werden. Mit Ausnahme einer Stelle bei Gross-Kühnau (siehe unten), wo ein slavisches Gefäss Leichenbrandreste enthielt, hat sich der Gebrauch, die Toten zu verbrennen, nicht nachweisen lassen; wir finden somit die allgemeine Annahme, dass die Slaven ihre Toten beerdigten und nur ausnahmsweise verbrannten, bestätigt.

Einige der interessanteren Fundplätze mögen im folgenden eine kurze Besprechung finden.

I.

In dem zwischen dem Möster Thorhaus[1] und der Mulde gelegenen Walde[2] liegt eine allseitig scharf abgegrenzte Erhebung von etwa viereckiger Gestalt und 500 m Umfang, stellenweise von tiefen, jetzt trocken liegenden Gräben umgeben; der grösste Teil derselben ist zu einer Baumschule benutzt, die durch einen Fahrweg in zwei Teile geschieden wird. Beim Rajolen des Bodens, beim Anpflanzen und Hacken sind eine Menge Scherben, Steine, Tierknochen, schwarze Erde, mit Holzkohlestückchen vermischt, aufgeworfen. Die Steine waren meist vom Feuer stark angegriffen und geschwärzt. Die Scherben zeigten, soweit sie überhaupt ornamentiert waren, ausschliesslich slavische Muster; unter den nichtornamentierten Scherben findet sich eine Menge hart gebrannter, dünner, grauer und graublauer, teils mit profiliertem Rande versehener, die man allein gesehen für nachwendisch halten möchte; jedoch haben sich diese an fast allen wendischen Stätten in hiesiger Gegend gefunden. Unter den Ornamenten kommt mehrfach die einfache, horizontal laufende Wellenlinie vor (Taf. V, Fig. 1), ferner die mit zwei- oder mehrzinkigem Instrument gezogene Wellenlinie: horizontal (Taf. V, Fig. 2) oder senkrecht (Taf. V, Fig. 3) gestellt; eine Art Zickzacklinie, gekreuzt von parallelen Linien in grösseren Abständen (Taf. V, Fig. 4), elegant gebogene Linien (Taf. V, Fig. 5 und 6), sich kreuzende Linienbündel, die aus 4 Linien zusammengesetzt sind

---

[1] Am Verbindungsweg der Dörfer Törten und Möst liegt am Beginn des Waldes hinter Törten und am Ende vor Möst ein Thorhaus, das nach dem zunächst liegenden Dorfe benannt wird.

[2] Der Wald liegt auf preussischem Gebiete (Enklave), gehört aber dem anhaltischen Herzogshause.

(Taf. V, Fig. 7), parallele, seichte, breitere Linien mit Doppelknie (Taf. V, Fig. 8), parallele Linienbündel (je 4—5 Einstriche) in grösseren Abständen (Taf. V, Fig. 9), senkrecht zum Rande gestellte, tiefe Einstiche, zu dreien angeordnet (Taf. V, Fig. 10), schräg gestellte Einstiche in Form eines Kranzes, mit drei- oder vierzinkiger Gabel eingedrückt, und zwar: eng gestellt, aber scharf eingestochen (Taf. V, Fig. 11), fein eingedrückt und auseinandergezogen (Taf. V, Fig. 12), grob eingedrückt, (Taf. V, Fig. 13), schliesslich zu Reihen untereinander gestellt (Taf. V, Fig. 14); zu erwähnen ist ferner ein Bodenstück mit erhabener Töpfermarke[1] (Taf. V, Fig. 15) in Form eines unregelmässigen Sechsecks mit drei die Umrandung mehrfach überschreitenden Diagonalen und einer breiten, zur Mitte der grössten Diagonale senkrecht stehenden Figur, die nach unten spitz ausläuft und die Umrahmung überschreitet, nach oben kolbig anschwillt und, in drei kurzen Fortsätzen endend, den Rahmen nicht erreicht; ferner ein Bodenstück mit engen konzentrischen Rinnen, eine Scherbe mit Ausgussrohr (Taf. V, Fig. 16), ein grobes Henkelstück mit mittlerer Längsrinne (Taf. V, Fig. 17). Schliesslich mag noch ein Wetzstein Erwähnung finden von etwa dreieckigem Querschnitt, der auf der Schleiffläche (Basis) zahlreiche Krinsen, auf einer Seitenfläche eine Kreuzfigur zeigt, deren aufrechter Schenkel, aus zwei Rinnen gebildet, in der Mitte von einer tiefen, etwas darunter von einer zweiten, aber seichteren Rinne gekreuzt wird (Taf. V, Fig. 18).

Die Farbe der Scherben variiert vom reinen Weiss bis Schwarz mit allen Zwischenstufen; gleich verschieden ist die Dicke (4—12 mm) und damit die Beimischung feineren oder gröberen Sandes zum Thon; die Scherben sind ziemlich fest gebrannt, doch lässt sich ein mittlerer, meist schwarzer Kern auf der Bruchfläche erkennen mit Ausnahme der dünnen, graublauen Scherben, welche fast immer durchgebrannt sind.

II.

Geht man den von der Chaussee Dessau-Cöthen gleich beim Beginn des Dorfes Mosigkau am Teich sich nach rechts abzweigenden Feldweg entlang, über die Eisenbahn Dessau-Cöthen hinweg und noch einige hundert Meter weiter, so kommt man an der rechten Seite des Weges an ein Plateau; dasselbe hat die Form eines Dreiviertelkreises,

---

[1] Über die Töpfermarke am Boden slavischer Gefässe: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthrop., Ethnol. Urgesch. 1870 S. 27, 1878 S. 48. Ferner Prof. Dr. H. Jentsch: Die prähistorischen Altertümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben Teil II S. 14.

der Feldweg bildet den Abschluss; es fällt nach Süden und Osten steil ab in einen Graben, nach Nordost in eine Terrainmulde, nach Nordwest geht es in eine Hügelkette und nach Westen mit einer kleinen Schwelle in den Feldweg über. Der schon erwähnte Graben begleitet das Plateau auf der Süd- und Ostseite und geht dann, in nördlicher Richtung verlaufend, in den Landgraben; er ist seinerseits wieder begrenzt von einem kleinen Wall; der auf der Süd- und Ostseite ziemlich hoch ist, nach Norden aber niedriger wird. Ferner findet sich noch ein kleiner Erdaufwurf an der Westseite des Grabens von dem Punkte an, wo derselbe, in nördlicher Richtung durch die Mulde laufend, das Plateau verlässt, bis zu seiner Mündung; die kreisförmige Umgrenzung des Plateaus misst circa 290 m, die in Betracht kommende Strecke des Feldweges 155 m. Der Platz, nach dem Besitzer Diederings Fichten geheissen, ist auf der Südseite mit Kiefern bepflanzt, der nördliche Teil ist mit Feldfrucht bebaut, der Südrand mit alten, hohen Pappeln bestanden. Auf dem beackerten Stück ist nun fast überall schwarze Erde aufgepflügt, vermischt mit Holzkohle, Steinen, Knochen, Scherben und stellenweise auch mit Schlacken. Die Branderde liegt teils offen zu Tage, teils ist sie nach Entfernung einer nur geringen Kulturschicht zu erreichen und hat eine Mächtigkeit bis zu 35 cm. Auffällig ist das reichliche Vorkommen von Steinen, die teils deutlich die Einwirkung des Feuers erkennen lassen, teils aber so bestimmte Formen aufweisen, dass man sie für Bruchstücke ehemaliger Geräte halten möchte. Feuersteinspäne und erhaltenes Steingerät ist auch vorhanden, so z. B. eine geschlagene Feuersteinpfeilspitze, von 66 mm Länge, dreieckigem Querschnitt, mit leicht konkaver Unterseite und gedengelten Rändern, ein kleiner, sauber polierter Meissel aus graugrünem Gestein (57 mm lang), ein beschädigter Hammer von trapezförmigem Querschnitt, Glätter, ein fast eirunder Mahlstein und schliesslich zwei Wetzsteine[1]: der eine (Taf. V, Fig. 19) hat eine Länge von 60 mm, eine grösste Breite von 33 mm und Dicke von 8,5 mm, ist aus Sandstein gefertigt, seine Ober- und Seitenflächen sind sauber geglättet; dicht am oberen Ende ist eine angefangene, wahrscheinlich wegen Ausplatzens aufgegebene Bohrung sichtbar, darunter eine geglückte Durchbohrung, welche von beiden Flächen aus vorgenommen zu sein scheint, da die engste Stelle

---

[1] Die genauere Beschreibung der Wetzsteine erfolgte deshalb, weil sie eventuell wendischen Ursprungs sind. Über slavische Wetzsteine siehe Jentsch: Niederlausitzer Mitt. Band III. 1893: Funde aus Rundwällen der Niederlausitz. Ferner: Die prähistorischen Altertümer von Guben I. S. 23, V. S. 16 etc.

des Loches sich in der Mitte derselben befindet; auf der nicht geglätteten Unterseite zieht sich vom oberen Ende schräg nach unten eine spitzauslaufende Rinne mit einer kolbigen Anschwellung kurz vor dem Ende; der andere Wetzstein (Taf. V, Fig. 20) aus grauem Schiefer ist gleichfalls nur ein Bruchstück von 35 mm Breite und 5 mm Dicke; er trägt zwei kleinere, ungleiche (2 und 4 mm Durchmesser) Durchbohrungen, deren Ränder auf der Oberseite glatt, auf der Unterseite etwas ausgeplatzt sind; über dem grösseren Loch befinden sich zwei ganz kleine, ungleich grosse, kreisrunde Vertiefungen in Form einer liegenden 8; zwischen dem kleineren Bohrloch und dem oberen Rande des Steines ist der Versuch einer Bohrung gemacht (centraler Kern und peripherer Ring). — Metallgerät hat sich bis auf ein Stück zusammengedrücktes Bronzeblech und einigen Eisenstückchen, die aber vielleicht neueren Datums sind, trotz des Vorhandenseins von Eisenschlacken bisher nicht nachweisen lassen. — Die Scherben zeigen fast alle Farben: gelb, grau, grauweiss, hell-, dunkel- und rotbraun, ziegelrot, schwarz; gleich verschieden ist die Dicke, die zwischen 3 und 13 mm schwankt; der Thon ist häufig sehr fein, anderseits wieder stark mit Quarzkörnern vermischt, was im Verein mit dem Verwitterungsprozess häufig eine körnige Oberfläche bewirkt; auch Glimmerplättchen sind häufig beigemischt. Unter den Ornamenten kommen häufig vor breitere, scharfe oder seichte Rinnen in grösseren Abständen parallel oder divergent, ganz seichte, eng gestellte Rinnen, öfter ein unausgefülltes Feld zwischen sich lassend, Fingernageleindrücke, Eindrücke, die durch Ausziehen des aufgesetzten Fingernagels hervorgebracht, d. h. eingekratzt sind, das Quadratpunktornament auf glänzend schwarzer, orangeroter, grauschwarzer und in gröberer, grösserer Form auf grauer, fast klingender Scherbe. Ferner Gefässreste mit ziemlich dichtstehenden Durchlochungen (Durchschläge). Die Mehrzahl zeigt jedoch die bekannten slavischen Muster, so die einfache Wellenlinie in grösseren Abständen und alle die mit einem mehrzinkigen Gabelinstrument gezogenen Figuren (Wellenlinien, parallele Bündel, sich kreuzende Bündel, in Reihen untereinander gestellte Tupfen und Striche). Im besonderen sei noch auf einzelne Ornamente hingewiesen, so z. B. auf Wellenlinien, gekreuzt von einer dritten (Taf. V, Fig. 21), eine feine kritzelige Zickzacklinie (Taf. V, Fig. 22), ein Ringornament (Taf. V, Fig. 24), Bogenornamente, die wie mit dem Zirkel eingeritzt sind in breiter Form auf dünner, schwarzer (Taf. V, Fig. 23) und in seichter Form auf dicker, graubrauner Scherbe (Taf. V, Fig. 25), ferner ein seichtes Thürbogenornament auf grauweisser Scherbe (Taf. V, Fig. 26); schliesslich sei noch

eine Scherbe erwähnt mit einer 5 cm vom Rande entfernten Durchbohrung (aussen 10, innen 8 mm breit). Sehr häufig finden wir eine schöne und mannigfaltige Profilierung der Ränder. — Ausserdem sind noch Spinnwirtel gefunden; der eine ganz, der andere zur Hälfte zeigt die Form eines Kegels mit abgeschnittener Spitze, dessen obere Fläche etwas vertieft, kraterförmig, dessen untere leicht nach aussen konvex ist (Taf. V, Fig. 27), eine zweite Form ist die einer Kugel mit plattgedrückten Polen (Taf. V, Fig. 28; derselbe ist ebenfalls stark verletzt).

Interessant ist die ziemlich ununterbrochene Besiedelung des Platzes. Wenn schon Scherben mit dem für die jüngere Steinzeit typischen Ornamente fehlen, so könnte man doch die Feuersteinspitze und das übrige polierte Steingerät für diese Zeit in Anspruch nehmen; für die Bronze- und Eisenzeit, für provinzialrömische und Karolingische Zeit jedoch sind ziemlich typische Ornamente vorhanden und ganz besonders hat dies statt für die letzte, die slavische Besiedelung, welche die längste und stärkste gewesen zu sein scheint.

Der Sohn des Besitzers will von seinem Grossvater her noch wissen, dass dieser geglaubt habe, eine Burg habe dort gestanden, eine Vermutung, deren Entstehung recht wohl erklärlich ist aus der Gestalt des Platzes und dem Reichtum an (zum Teil geschwärzten) Steinen.

III.

Im Süden des Dorfes Klein-Kühnau, unmittelbar hinter den Häusern, zieht sich eine Reihe von Sandhügeln hin, von denen ein grosser Teil schon vor einigen Jahren abgetragen ist; als in den letzten Jahren wieder ein Teil derselben zur Ausbeutung des Sandes abgeräumt wurde, fiel sofort eine fortlaufende, etwa 20 cm unter der Oberfläche, an vielen Stellen noch tiefer liegende, schwarze Erdschicht auf. Diese enthielt zahlreiche Steine in geglühtem und verwittertem Zustande, gebrannte Tierknochen, Tierzähne (Pferd und Schwein), Gefässscherben, Holzkohle, häufiger auch grössere oder kleinere Stücke gebrannten Lehms mit Abdrücken von Gras oder Stroh und einige Metallgegenstände. An zwei Stellen fanden sich wieder muldenförmige Kochgruben, bei denen aber eine deutliche Schichtung der Steine nicht nachweisbar war.

Die meisten, ziemlich dünnen Gefässscherben zeigen keine Ornamente, wohl aber festen Brand, sorgfältige Thonmischung, wenn schon feiner Quarzsand fast durchgängig beigemengt ist, und häufig profilierte Ränder. Als Verzierung sind angewandt weitere und engere Rinnen

in seichter oder tiefer Ausführung, Kehlungen, die einfache Wellenlinie, die mit zweizinkiger Gabel gezogene Wellenlinie, Schlangen- und Bogenlinien in seichter, breiter Form (Taf. V, Fig. 29) und ein grob eingeritztes Zickzackmuster auf erhabener Leiste (Taf. V, Fig. 30). Was aber bei diesem Funde auffällt, ist das ziemlich reichliche Vorkommen von Metallgerät. Von Bronzegegenständen ist zu erwähnen ein 2 mm breiter, dünner Fingerring, der nach den Enden zu in zwei halbovale, übereinanderstehende Platten ausläuft (Durchmesser im Lichten 20 mm, Breite der Platten 8 mm), ferner ein dünnes, etwas verbogenes, 5 cm langes und 2 cm breites Stück Blech, durch das mehr dem einen Ende zu ein Loch geschlagen ist und das vielleicht als Zaumbeschlag gedient hat. Von den aus Eisen gefertigten Stücken ist ein grosser Teil so stark durch Rost zerfressen und beim Herausnehmen zersplittert, dass eine Bestimmung unmöglich ist; einige hingegen sind zum Teil wenigstens leidlich erhalten. So z. B. ein Messer von 29,5 cm Länge (Taf. V, Fig. 31) und sichelähnlicher Form, dessen Schneide allmählich ohne Absatz in den runden Griffdorn übergeht; ein anderes (Taf. V, Fig. 32) von 22 cm Länge zeigt einen deutlichen Absatz zwischen schneidendem Teil und Griff, eine ziemlich gerade Schneide, dagegen einen leicht gekrümmten Rücken. Um das Abrutschen der Griffschalen zu verhindern, war das untere Ende des Griffes umgebogen, zum Zusammenhalten diente der noch daran erhaltene Bronzedraht; ein dem eben erwähnten sehr ähnliches, aber dünneres und schmäleres Messer hat zwar einen abgesetzten, aber platteren Griffdorn, der bis auf ein 2,5 cm langes Stück verloren gegangen ist; die Länge desselben beträgt 12 cm. Ferner eine Nadel von leicht bogenförmiger Gestalt (Taf. V, Fig. 33), in der Mitte einen rechteckigen Querschnitt zeigend, nach den Enden zu sich verjüngend und rund endend; sodann ein dünnes, in der Mitte spiralig gedrehtes Eisenstück, dessen eines, etwas verbreitertes Ende von den Seiten nach der Mitte zu etwas umgerollt ist, eine Art Tülle bildend (Taf. V, Fig. 34)[1], die Hälfte eines Spatenbeschlages, dem auch der Schaftlappen am oberen Teile fehlt (Taf. V, Fig. 35), eine 80 mm lange, runde Stange von 6 mm Durchmesser, in die 5 mm vom oberen Ende entfernt ein etwas gekrümmtes, 25 mm langes, rundes Eisendrahtstück eingefügt ist (Schlüssel?) (Taf. V, Fig. 36).

---

[1] Über den Zweck des Instrumentes lässt sich nichts Bestimmtes sagen: vielleicht hat es als Stiel eines Rasiermessers gedient (Voss: Merkbuch Taf. VIII, Fig. 5), oder als Teil eines Schlüssels (Jentsch: Die prähist. Altert. aus d. Stadt- u. Landkreis Guben Teil III, Taf. III, Fig. 43), letzteres aber wegen des tüllenartig geformten Endes weniger wahrscheinlich.

Weiter die Hälften zweier Hufeisen: bei dem einen (Taf. V, Fig. 37) ist der Stollen einfach durch Umschlagen des Endstückes gebildet, Nagellöcher sind angedeutet, aber nicht mehr durchgängig; merkwürdigerweise sind nun bei diesem Eisen auf der Unterseite ein, auf der Oberseite zwei etwa halbkreisförmige Lappen aufgeschweisst und ausserdem trägt es auf der Mitte der Hinterseite (das Eisen als ganz gedacht) einen kleinen nach oben und unten hervorragenden Dorn, den wir jetzt an der Vorderseite als „Aufzug“ oder „Dorn“ zu sehen gewohnt sind. Vielleicht haben diese Vorrichtungen das Einsinken in morastigen Grund oder das Ausgleiten bei Schnee und Eis verhindern sollen; das andere Eisen (Taf. V, Fig. 38) trägt einen in scharfer Kante endenden, aufgeschweissten Stollen, zeigt in einer dicht am Aussenrand angebrachten Furche mehrere Nagellöcher und in einem noch einen Nagel steckend mit ziemlich grossem Kopf (17 mm lang, 7 mm breit, 8 mm hoch). Die mit diesen Eisen gefundenen Sporen haben beide die Eigentümlichkeit, dass sie für den nackten oder nur wenig umwickelten Fuss bestimmt sind; denn der eine, mit einem pyramidenförmigen, vierkantigen Dorn endende, hat so gebogene Spangen, dass er, dicht unter die Knöchel geschoben, schon leidlich Halt findet (Taf. V, Fig. 39), während der andere (Taf. V, Fig. 40), dessen Dorn abgerundet und am hinteren Drittel gespalten ist, mit seinen Spangen dem Umriss des rechten Fusses folgt und daher dicht über der Hacke oder auf dieser gesessen haben muss; von seinen Spangen ist die innere zum Teil verloren, die äussere trägt am Ende einen nach unten gerichteten, scharf abgesetzten Fortsatz, um das Abrutschen der Verschnürung zu verhüten. Endlich wurden noch mehrere eiserne, vierkantige Nägel von verschiedener Grösse gefunden, meist ohne deutlichen Kopf. Auf weibliche Beschäftigung deuten zwei Spinnwirtel; der eine (Taf. V, Fig. 41) von doppeltkonischer Form mit seichten, parallel zum Äquator laufenden Rinnen und ziemlich enger, der andere (Taf. V, Fig. 42) mehr scheibenförmige, mit starker centraler Durchbohrung.

Dass wir so mannigfaches Eisengerät an dieser Stelle gefunden, rührt wohl daher, dass einerseits die Branderdeschicht stark lehmhaltig war und konservierender wirkte, anderseits dieser Fund wohl sicher aus jüngster wendischer Zeit stammt, was aus der Form der Sporen und Hufeisen, aus der solideren Art der Töpferei und der häufiger auftretenden Verzierung mit breiteren, seichten Rinnen hervorgeht.

IV.

An dem nach dem Kühnauer Parke zu gelegenen Ende des Walles, welcher das Schloss Gross-Kühnau mit diesem verbindet, und zwar auf der rechten Seite desselben, wurde beim Fundamentausschachten ein Thongefäss gefunden, das ziemlich flach unter dem Erdboden in Branderde stand; es war mit Leichenbrandresten und schwarzem Sande gefüllt, Beigaben irgend welcher Art waren nicht darin. Das am Rande etwas beschädigte Gefäss hat eine Höhe von 11 cm (Taf. VI, Fig. 1)[1], ist auf seinem oberen Teile mit kleineren runden und ovalen unregelmässig gestellten Eindrücken und auf einem etwas über der Mitte aufgelegten Wulste mit grösseren ovalen und eckigen Eindrücken verziert. Die Farbe des Gefässes ist dunkel- bis schwarzbraun, der Thon ist stark untermischt mit Quarzbröckelchen und Glimmerplättchen, die Ausführung in der Form ist flüchtig, es erscheint fast wie etwas eingedrückt. In der Nähe fanden sich fest gebrannte Scherben, deren Verzierung mit mehrzinkigem Instrument gezogen war, und zwar ineinander gerückte Bogen (Taf. VI, Fig. 2) und Halbbogen, gekreuzt von senkrecht stehenden Einstrichen (Taf. VI, Fig. 3). Diese Stelle bildet den Ausläufer der sogenannten „Dorfgärten“, eines Feldstückes, welches sich unmittelbar hinter den Häusern zur rechten Seite des Walles hinzieht (die Häuser sollen nach Angabe des Herrn Kantor Hecht die ältesten im Dorfe sein). Während aber an der ersterwähnten Stelle die Branderde unter einer Kulturschicht lag, ist sie in den Dorfgärten aufgepflügt gleichzeitig mit vielen Scherben, die ebenfalls slavische Ornamente zeigen; so finden wir die mit Gabelinstrument gezogene Wellenlinie, gerade laufende Linienbündel und endlich eine sehr hübsche Verzierung: Kreuzung einer Schleife durch ein Linienbündel (Taf. VI, Fig. 4).

Trotzdem das Gefäss dicht neben sicher slavischen Scherben gefunden wurde, war doch lange Zeit sein Ursprung nicht ganz klar, da einerseits das Ungewohnte des Leichenbrandes dagegen zu sprechen schien, anderseits es hier wie anderwärts nicht selten vorkommt, dass zeitlich verschiedene Gefässe dicht beieinander vorkommen. Nun befinden sich aber im Provinzial-Museum zu Halle einige Gefässe, deren slavischer Ursprung sichergestellt ist und die in Arbeit und Form diesem Gefäss fast gleichen, die auch dieselbe Ornamentik haben, wenn schon in besserer Ausführung, indem die kleineren Tupfen am Halse in Reihen gestellt sind. Somit dürfen wir wohl auch dieses Gefäss

---

[1] **Durchmesser des Randes 15:16 cm, des Bauches 15:16 cm, 6 resp. 6,5 cm Höhe, des Bodens 10:10,5 cm.**

als slavisch ansehen; der Fund ist gleichzeitig ein Beweis für das Vorkommen der Leichenverbrennung bei den Slaven, wie sie ja nach Auskunft des Herrn Major Dr. Förtsch auch in Thüringen neben der Beerdigung vorkommt.

V.

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Nordostende des Kühnauer Parkes und dem nach dem Kornhaus (an der Elbe) zu gelegenen Obelisken (Pyramide auf den Messtischblättern), und zwar auf der rechten Seite des diese beiden Punkte verbindenden Feldweges[1], wurden beim Sandausschachten in einer schwarzen Branderdeschicht, die teils dicht unter dem Erdboden, teils bis 40 cm unter diesem lag, Holzkohlen, geschwärzte Steine und Scherben gefunden. Letztere zeigen meist grössere Dicke, starke Beimischung von Quarzkörnern zum Thon, eine gewisse Härte und teilweise ein Ornament, das mit mehrzinkigem Instrument in Wellenlinienform gezogen ist, bei einigen in sorgfältiger Ausführung (Taf. VI, Fig. 5 und 6), bei anderen recht flüchtig (Taf. VI, Fig. 7 und 8). Die Ränder sind meist nach aussen gebogen, nicht selten gut profiliert; ausserdem auch Bruchstücke von trogartigen Gefässen, die ausserordentlich stark, nur auf der Aussen- und Innenseite leicht gebrannt sind und die auf den Aussenseiten wie im Kern Abdrücke von Pflanzen (Stroh, Binsen) erkennen lassen. Abgesehen von dieser ziemlich ununterbrochen fortlaufenden Schicht kommen auch tiefere, mit Branderde, Steinen und Scherben gefüllte Mulden von 50—150 cm Tiefe vor; in einer solchen fand der Sand ausschachtende Arbeiter grössere Scherben, die sich so weit zusammensetzen liessen, dass man wenigstens die Form der Gefässe erkennen kann, wenn schon grössere Lücken bleiben. Das eine Gefäss von 31,5 cm Höhe (Taf. VI, Fig. 9, Durchmesser des Halses 31; des Bauches 34 in 21 cm Höhe; der unteren Öffnung 22 cm) ist besonders in seinen unteren Teilen ausserordentlich starkwandig; abgesehen von einigen kleineren Stücken in der Wand fehlt der Boden. Der Rand ist nach aussen gekrempt; der sich nach unten verjüngende, kurze Hals ist durch eine Einschnürung vom Bauchteil getrennt; letzterer in seinem oberen Teil stark gerundet, geht in sanftem Bogen in den Bodenteil über. Die Farbe ist innen wie aussen grau- bis gelbrotbraun, teilweise schwarz; innen wie aussen ist es leicht geglättet. Das zweite Gefäss (Taf. VI, Fig. 10, Höhe 35,5, Durchmesser des Randes 29:31, des Bauches 29:31 in 29 cm Höhe,

[1] Die Stelle liegt schon auf Ziebigker Feldflur; der Feldweg bildet die Grenze zwischen Ziebigk und Gross-Kühnau.

des Bodens 13:14 cm) ist viel weniger vollständig, nur an einigen Stellen lässt es sich vom Rande bis zum Boden zusammensetzen. Der Rand ist nach aussen gekrempt (die dabei entstandenen Fingereindrücke sind nur wenig verstrichen), der Hals, ein wenig länger als beim vorigen, geht direkt und ohne Absatz in den weitesten Teil des Bauches über, der dann mehr oder weniger gerade, nach unten sich verjüngend, zu dem platten Boden absteigt. Das Gefäss ist im ganzen etwas unregelmässig geformt; seine Farbe ist etwas heller und rötlicher als die des ersten; es ist innen wie aussen leicht geglättet und an der Stelle der grössten Bauchweite am dicksten. Dabei wurde ein Stück (Taf. VI, Fig. 12) gefunden, dessen Zweck vorläufig noch nicht ganz klar ist: es handelt sich um das Bruchstück einer thönernen Scheibe von 9,5 cm Durchmesser mit centraler Durchbohrung von 2 cm Weite; auf der einen Seite fast völlig glatt, zeigt es auf der anderen, besonders an den Randpartien, Absprengungen; es konnte sich hier entweder um einen abgesprengten, durchbohrten Topfboden[1] oder um ein beschädigtes Gerät (Netzsenker, Webegewicht) handeln. Schliesslich noch eine eiserne Sichel (Griff 9 cm lang, Rückenlänge 25,5, grösste Breite 2,5 cm (Taf. VI, Fig. 11), an deren oberen Teil an der Schneide Einkerbungen, wie Zähne aussehend, zu bemerken sind; sie ist stark durchrostet und gerade das spricht dafür, dass sie wahrscheinlich gleichen Alters mit den Gefässen ist.

VI.

Bei baulichen Veränderungen auf dem Gehöfte des Ortsschulzen Pietsch in Reppichau wurde ziemlich flach unter dem Erdboden eine ausgedehnte Schicht schwarzer Erde von verschiedener Mächtigkeit und mit Einschluss grösserer Kochmulden gefunden. Dieselbe enthielt eine grosse Menge geschwärzter Steine, Tierknochen und Scherben. Von Metallgerät ist wieder nicht ein Stück gefunden, obwohl ein grosser Teil der Knochen so glatte Spaltflächen zeigt, dass man wohl nicht umhin kann, dies auf Metallgerät zurückzuführen; ausser den Knochen, die von verschiedenen grösseren und kleineren Säugetieren, auch von Vögeln stammen, wurden Zähne vom Pferd, Rind und Schwein (darunter auch ein kleiner Hauer) gefunden und schliesslich noch ein

[1] Über Durchbohrung slavischer Topfböden s. Jentsch l. c. Teil I, Seite 23, Teil IV, Seite 14. Niederlausitzer Mitt. Band III (Funde aus den Rundwällen der Niederlausitz). Nachträglich ist noch ein Topfboden gefunden worden, der eine Durchbohrung in der Mitte und eine andere dicht am Rande zeigt; beide sind nach dem Brande angefertigt. Auf der Aussenseite der Bodenscherbe finden sich an mehreren Stellen Abdrücke eines sehr feinen Gewebes.

Rosenstock vom Edelhirsch (12—14 Ender). Die Scherben sind zumeist. ornamentiert und zwar herrscht in der Ornamentik eine erstaunliche Mannigfaltigkeit. So finden wir die einfache Wellenlinie (Taf. VI, Fig. 13, allerdings nicht häufig), dann die mit mehrzinkigem Instrument gezogenen Verzierungen, darunter Wellenlinien in grösserer (Taf. VI, Fig. 14), häufiger in kleinerer Form (Taf. VI, Fig. 15), liegende oder stehende Wellenlinien kombiniert mit einem Kranz kleinerer oder grösserer ovaler Eindrücke (Taf. VI, Fig. 16 und 18), gegen den Rand durch liegende Wellenlinien abgegrenzte Bogen- und Zickzacklinien (Taf. VI, Fig. 17), leicht hingeworfene Wellenlinien mit Strichmuster (Taf. VI, Fig. 19), einfache Bogenlinien (Taf. VI, Fig. 20), Bogenlinien mit mittlerem Strahl, der entweder nur bis zum Scheitel des Bogens reicht (Taf. VI, Fig. 21), oder denselben überschreitet (Taf. VII, Fig. 2), seichte unregelmässig sich kreuzende Linienbündel in gerader (Taf. VI, Fig. 22) und gebogener Form (Taf. VII, Fig. 3), Linienbündel, die senkrecht vom Rand nach dem Bauch ziehen (Taf. VI, Fig. 26) oder etwas schräg laufend, in ihrem unteren Teile hakenförmig umgebogen sind (Taf. VII, Fig. 1), senkrecht stehende Linienbündel, auf die von der Seite her unter spitzem Winkel andere schräg laufende stossen (Taf. VI, Fig. 23), wimpelartige Verzierungen, teils allein (Taf. VI, Fig. 24), teils kombiniert mit senkrecht stehenden kurzen Einstrichen (Taf. VI, Fig. 25), kurze senkrechte Einstriche dicht unter dem Rande in einer Reihe (Taf. VII, Fig. 4), in zwei Reihen (Taf. VII, Fig. 5), schräg zur Randlinie gestellte kürzere Einstriche (Taf. VII, Fig. 6 und 7), schwach ausgezogene Eindrücke (Taf. VII, Fig. 8), in Reihen gestellte kurze Eindrücke (Taf. VII, Fig. 9), seichte parallele, horizontallaufende Rinnen in Abständen (Taf. VII, Fig. 11). Mit einfachem Instrument sind gefertigt: grobe, langausgezogene Einstiche (Taf. VII, Fig. 10), aneinander gereihte Ringe (Taf. VII, Fig. 12), in grösserer und kleinerer Form und schliesslich eine durch Fingernageleindruck hergestellte Verzierung, die wir in hiesiger Gegend eigentlich in früheren Perioden zu sehen gewohnt sind (Taf. VII, Fig. 13). Auch graublaue Scherben mit Rinnenverzierung kommen vor, die man, allein gesehen, für nachwendisch halten möchte. Die Farbe und Dicke der Scherben ist wie fast überall sehr verschieden; sehr häufig ist die schmutzig-graue Farbe, namentlich bei den nichtornamentierten, die auch die grösste Wandstärke haben. Auffallend ist ferner das häufigere Vorkommen von Scherben mit Wanddurchbohrung, die immer in grösserer Entfernung vom Rande statt hat und deren Durchmesser bis zu 2 cm beträgt. Der Rand ist sehr oft nach aussen gebogen, öfter auch sorgfältig profiliert; doch kommen

nicht allzu selten Scherben vor mit gerade abschliessendem Rande, die wohl flacheren Schalen angehören.

Das Dorf Reppichau ist im Süden, Osten und Westen von Hügeln umgeben, auf denen sämtlich Siedelungen aus prähistorischer Zeit sich befinden, welche sich bis in die jüngere Steinzeit nachweisen lassen; an der tiefsten Stelle des Dorfes findet sich die wendische Niederlassung, die insofern von besonderer Bedeutung ist, als man noch heute, wenn man von den Anbauten der Neuzeit absieht, die alte slavische Anlage des Runddorfes erkennen kann. Urkundlich wird das Dorf[1] schon 1156 als Rypechowe genannt mit dem Adelsgeschlecht Ripechowe, zu dem der Verfasser des Sachsenspiegels Eike (Eyco, Eico) gehört. In dem alten romanischen Stil zeigenden Turme der Kirche (das Schiff ist erneuert) hängen zwei alte Glocken aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert; auf der einen soll[2] sich unter dem wagerechten Schenkel einer Kreuzfigur E. v. R. (Eike von Repgow) finden, jedoch kann man mit Auge und Lupe nichts davon entdecken.

Trotzdem die letzten drei Jahre ziemlich reichliches Material ergeben, so ist es doch noch nicht möglich, eine Gruppierung der Funde nach dem Alter zu geben, da wahrscheinlich ein grosser Teil der Plätze, so lange überhaupt slavische Besiedelung stattfand, zu dieser benutzt war.

Leider aber gewähren die Funde einen nur oberflächlichen Einblick in die Kultur der slavischen Bevölkerung. Wir können fast nur ihre Töpferkunst beurteilen. Dass nun diese durchaus nicht schlecht war, können wir daraus ersehen, dass sie, abgesehen von der festen Brennmethode, einen teilweise für höchst geschmackvolle, ja künstlerische Verzierung ausgeprägten Sinn besessen haben. Ein Zug, der sich auch in der Gestaltung des Randes, in der Profilierung der Randkante kundgiebt und nicht minder in der Form der Gefässe, besonders in dem fein geschwungenen Übergang vom Rand zum Hals. (Allerdings gerade die vollständigsten Gefässe geben davon kein Bild.) Dass sie ferner die Drehscheibe angewendet, kann man häufig an der feinen Strichelung auf der Innenseite der Gefässe, parallel zum Rande laufend, ersehen.

Der Klein-Kühnauer Fund lehrt, dass die dortigen Ansiedler beritten waren, der Reppichauer, dass sie auch das Weidwerk übten.

Hans Seelmann.

---

[1] Büttner Pfänner zu Thal: Die Bau- und Kunstdenkmäler Anhalts.

[2] Schubart: Die Glocken im Herzogtum Anhalt. Sch. will die Buchstaben in der Pause entdeckt haben.

Bronzezeitliche Gräber von Goseck.

(Hierzu Tafel VIII und IX.)

Inmitten rebenbekränzter Höhen und kleiner Waldungen, nicht weit ab von der Mündung der Unstrut in die Saale, liegen auf dem linken Ufer der letzteren, halbwegs zwischen Naumburg und Weissenfels, „über alle Massen lustig“ Schloss und Dorf Goseck. Das erstere war in alter Zeit Burg und Sitz eines thüringischen, pfalzgräflichen Geschlechts, über welches urkundlich sichere Nachrichten erst aus der Zeit Heinrichs II., aus dem Anfange des XI. Jahrhunderts, vorhanden sind.

Schon um die Mitte desselben Jahrhunderts wurde die Burg in ein Benediktinerkloster verwandelt und mit Mönchen aus Corvey besetzt. Ort und Kloster werden in den Urkunden Gozeka genannt. Später finden sich noch folgende Schreibweisen: Geissig, Goissig, Gozeck, Gusigk, Gosze, schliesslich auch „Gotteseck“. Dass die alten Formen dieser letztgenannten Ableitung widersprechen, braucht nicht hervorgehoben zu werden. (Taf. IX, Plan A.)

In der Zeit, als noch die Slaven den Saalestrom beherrschten, hat auf der Stelle von Goseck oder in dessen unmittelbarer Nähe eine „slavische Burg“ mit Namen Bonzig, auch Ponzigk, Paatzig oder Böntzig“ gestanden. Pfalzgraf Friedrich II. von Goseck, der Mitbegründer des Klosters, nannte sich noch „Herr zu Bonzig“. Es ist zu vermuten, dass diese Burg auf dem „Igelsberge“, östlich des heutigen Schlosses, belegen war und dass sie schon vor der slavischen Einwanderung bestanden hat, vielleicht hervorgegangen aus einer uralten Kultstätte oder „Wallburg“. Jedenfalls sprechen zahlreiche Funde an steinzeitlichen Scherben und Werkzeugen für eine sehr frühe Besiedelung. In dem Besitze des Provinzialmuseums befinden sich Beile aus schwarzem Kieselschiefer, eine gewölbte Steinhacke (hobelartiges Werkzeug) desselben Materials, flache Hacken („Abhäutemesser“) aus Grauwacke und ein massiver Schleifstein. In dem Museum für Völkerkunde zu Berlin sind verschiedene Steinbeile ausgestellt und eine steinzeitliche Deckeldose mit Ösen, sämmtliche Fundstücke vom Igelsberge stammend. Mit Sicherheit kann ich sagen, dass noch verschiedene Gegenstände in die Hände von Raritätensammlern gelangt sind.

Zwischen dem Igelsberge und dem nördlich von Goseck belegenen Dorfe Markröhlitz entspringt ein Wässerchen, welches nach Osten zu

abfliesst und früher einen kleinen See gespeist hat, dessen Reste noch vor wenigen Jahrzehnten rechts und links des Weges nach Markröhlitz in zwei Teichen erkennbar waren.

An dem nördlichen Rande hat eine slavische Siedelung gelegen, deren Spuren ich vor einigen Jahren durch Blosslegung von Gruben, welche allerlei Abfall des täglichen Lebens, wie Tierknochen, Fischschuppen, Scherben mit Wellenornament, einen Schleifstein und zerbrochene Werkzeuge, enthielten, nachweisen konnte.

Im Westen des Schlosses Goseck liegt auf gleicher Höhe mit dem Igelsberge ein Ackerstück, welches den Namen „Kuhtanz“[1] führt und früher wohl wüst gewesen ist oder nur mit wenigen Obstbäumen bestanden war, nördlich und westlich begrenzt durch eine Schlucht, den „Silbergrund“, welche zur Saale führt, und im Süden durch steil abfallende Hänge. Über den Ursprung des Namens, der auch „Gudanz“ und „Godanz“ ausgesprochen wird, soll eine Untersuchung hier nicht angestellt werden; doch sei hinzugefügt, dass sich in der Nähe noch viele bedeutungsvolle Namen für Örtlichkeiten im Gelände finden, wie „grosser und kleiner Hahn (Hagen)“, Helikenborn, Sichtichgrund, Ketzerkirchhof, Katzengrund, das alte Schloss u. s. w., welche dem Forscher Ausblicke in vor- und frühgeschichtliche Zeiten gestatten. Auch haben bereits in den letztvergangenen Jahrhunderten gebildete Männer vorgeschichtlichen Funden aus der Umgebung von Goseck ihre Aufmerksamkeit geschenkt. So berichtet Martinus Schamelius in seiner „Beschreibung des Benediktinerklosters Gosegk“ von 1732 über einen 1638 nahe dem Dorfe gemachten Urnenfund: „Die fünf schwarzen mit Stürzen versehenen Urnen, welche gelbe mit Menschengebeinen gemischte Erde enthielten, waren in einem aus vier grossen Quadern bestehenden und mit einer schweren Platte bedeckten Grabe aufgestellt gewesen.“ Auch erwähnt derselbe Schamelius vorgeschichtliche Gräber aus dem benachbarten Schönburg. Die zuerst genannten „urnae“ sind nach seiner Mitteilung in die „Kunstkammer zu Gotha“ geschenkt worden.

Der erste Jahresbericht des „Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums“ von 1821 zählt die Urnen, sowie die Hals-, Finger- und Ohrringe auf, die dem „grossen Totenhügel“ bei dem benachbarten Grossjena entnommen worden sind. In einer Urne fand man einen irdenen Schmelztiegel mit „einem Überrest geschmolzenen Kupfers.“

[1] Montelius in „Chronologie der ältesten Bronzezeit“, 62, nennt es irrtümlicherweise „Kuhdamm“.

Ein kleiner Teil der Altertümer, darunter genannter Schmelztiegel, befindet sich in dem Provinzial-Museum zu Halle, während der Hauptteil verschwunden ist oder sich noch auf dem Rittergute Grossjena befinden dürfte.

Der Lehrer Gottlieb Sturm zu Goseck, der 1844 ein Büchlein, „Goseck und seine Umgebung“, verfasst hat, berichtet, dass „der vielfach durchschnittene, waldige Gebirgszug von Goseck nach Grossjena Zeuge vieler, vielleicht wichtiger Ereignisse der früheren und frühesten Zeit gewesen sein müsste, da grosse Mengen von Gegenständen des Altertums dort gefunden würden aus Stein, Metall und Thon.“

Dass die beiden Wäldchen, „der kleine und grosse Hahn“, in denen Grabhügel lagen und vielfach steinerne Messer u. dergl. gefunden wurden, als „heilige Haine“ angesprochen worden sind, ist begreiflich. Selbst in jüngerer Zeit sind wiederholt vorgeschichtliche Altertümer dort zum Vorschein gekommen; aber nur einzelne sind in Hände gelangt, die sie zu erhalten vermochten und der Forschung zugänglich machten.

In den Tagen vom 28. bis 30. Mai 1874 hat Geheimrat Virchow sowohl die Gegend von Leissling und Rödchen, gegenüber von Goseck, als auch das Goseck benachbarte Markwerben und den „Ketzerkirchhof“ (slavisch) am „Ketzergrunde“ (Ketzbach), nahe der Öblitzmühle, am Fusse des Schlosses Goseck, aber auf dem rechten Saaleufer gelegen, besucht. In einer Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie p. p. am 28. November 1874 hat er die Resultate ausführlich besprochen und auch der vielen verstreuten Funde gedacht, die, aus verschiedenen Perioden stammend, ihm in jenen Tagen dort vorgelegt worden sind. Diese Vorkommnisse bestimmten ihn zu der Äusserung, „dass die Aufmerksamkeit, welche allmählich auch diese Gegend auf sich ziehe, im hohen Masse berechtigt sei.“

Nach einer mir gewordenen Mitteilung ist man am „Ketzergrunde“ in jüngster Zeit wieder beim Pflügen auf Steinpackungen gestossen.

Im Jahre 1882, gelegentlich der XIII. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. (Corr. Bl. der D. A. Ges. 1882, 177), hat Professor Klopfleisch über seine Ausgrabungen bei Goseck berichtet.

Als geeigneten Punkt hatte er zunächst das „Hohe Ufer“ am Ausgange des Silbergrundes, nahe einer starken Krümmung der Saale, ausersehen, da an den Rändern des dortigen Hohlweges zahlreiche Scherben vorgeschichtlicher Gefässe zu Tage traten. Es sei hier erwähnt, dass die dortigen Bewohner das Ackerstück „das Holeufer“

nennen, da ehedem hier eine „Überholestelle", eine Fähre, gewesen sei. Der Ruf an den Fährmann „Hol' über" ist auch hierzulande gebräuchlich. Dort fand er in Küchengräben neben rohen tupfverzierten Scherben auch die in den „Vorgesch. Alterth. d. Prov. Sachsen 1883 T. II" abgebildeten bunten Scherben, welche jetzt in dem Prov.-Museum zu Halle angelangt sind, und zwei Bronzenadeln, bei deren einer der Kopf als einfache Schlinge gestaltet ist, während er bei der anderen eine kelchartige Form zeigt (Taf. VIII, Fig. 1 und 2).[1]

Ich darf hier gleich bemerken, dass ich am 5. April 1893 in der Nähe seiner Arbeitsstelle ebenfalls eingeschlagen habe, jedoch nichts von Bronze entdecken konnte. Auch schienen die zahlreich auftretenden Scherben der Steinzeit anzugehören. Hier fand ich auch Ballen gemischten Thons und gereifelten, rotgebrannten Lehmschlag, der entweder von dem Bewurf einer Hütte oder von dem Boden einer Töpfergrube herstammte. Da ich auch einen Glättstein in der Asche des Schmauchfeuers vorfand, und mehrere Scherben eines „ungebrannten" Topfes, so bin ich geneigt, den Fundplatz für eine Töpfergrube, deren Sohle für Luftzug besonders vorbereitet war, zu halten. Der Umstand, dass die Scherben des ungebrannten Gefässes nur unter Aufwendung von Zeit und grösster Sorgfalt aus dem sie umgebenden Boden auszulösen waren, bewies, wie unrecht diejenigen haben, welche annehmen, dass vorgeschichtliche Gefässe oftmals „ungebrannt" Verwendung gefunden hätten.[2]

Wie mir die Arbeiter, von denen einige Prof. Klopfleisch s. Z. begleitet hatten, mitteilten, waren die Bronzenadeln allerdings am „Holeufer" gefunden worden, aber an einer anderen, der ersten benachbarten Stelle. Auf ihren Rat schlug auch ich an dem bezeichneten Orte ein, jedoch ohne Erfolg.

Am „Eulauer Halbgut", nahe der ersten Fundstelle, fand Prof. Klopfleisch „Reihengräber aus der Zeit nach der Völkerwanderung ohne Beigaben", und in dem „grossen Hahn" Hügelgräber mit mächtigen Steinpackungen, unter denen die Skelettreste eines Mannes und solche eines Kindes lagen. Bereits bei dem Ausschachten war er auf zwei einzelne Kinderschädel gestossen, von denen der eine sorgfältig mit Steinen umsetzt war. Klopfleisch nahm an, dass sie „schwerlich etwas anderes als ein Totenopfer bedeuten könnten". Ich muss diese Beobachtung hier erwähnen, da ich bei den von mir später unter-

[1] Vergl. Montelius a. a. O. 98, auch Pič, Čechy předhistoriké Taf. XIX.
[2] Vergl. Naue, Prähist. Bl. 1893, 40.

nommenen Ausgrabungen in benachbarter Gegend aus derselben Periode stammende unnatürliche und verwickelte Bestattungsarten kennen lernte, welche dem Forscher nicht zu lösende Rätsel aufgeben. Auch der damalige Pächter der gräflichen Rittergüter Eulau und Goseck, der unseren Arbeiten wiederholt das freundlichste Entgegenkommen bewiesen hat, hat ähnliche Beobachtungen gemacht.

Ein von Klopfleisch in dem erwähnten Hügelgrabe aufgefundener, kräftiger langgestreckter Bronzecelt mit schwachen Randleisten, die fast bis zu der halbkreisförmigen Schneide laufen, gestattet einen Schluss auf die Zeit der Bestattung. (Fig. 3.)

Im Frühjahre 1890 war man bei Meliorationsarbeiten auf dem „Kuhtanz“ auf Blöcke Buntsandsteins, wie er hier in der Nähe ansteht, gestossen. Der Untergrund des Ackerstücks besteht jedoch aus Diluvialkies, und so wurde die Vermutung rege, dass auch hier, wie unter Hügeln in dem benachbarten „grossen Hahn“, „Steinkistengräber“ lägen, deren aus gutem Boden bestehende Hügel nur bereits früher schon abgetragen wären. Die einstige Lage der Hügel war zwar nicht mehr zu erkennen, aber die Untersuchung mit der Steinsonde ergab, dass hier eine Anzahl von Steinpackungen in Zwischenräumen von etwa 4 m vorhanden war, und zwar scheinbar nur in zwei Reihen von Ost nach West. Ein stattliches Hügelgrab, das früher bereits einmal durchschnitten worden ist, liegt heute noch neben der nördlichen Reihe auf Unland zwischen Gestrüpp und einigen Obstbäumen.

Bei dem Abräumen des Bodens neben dem Hügel stiessen die Arbeiter bei $^1/_3$ m Tiefe auf eine in Kies gebettete Steinkiste, $^3/_4$ m hoch, $1\,^3/_4$ m breit und 2 m lang, Abmessungen, die auch später mehrfach beobachtet wurden. Oben war die mit guter schwarzer Erde gefüllte Steinkiste durch Bruchstücke von Sandstein ungleichmässig bedeckt, während eigentliche „Platten“ nicht vorhanden waren. In der Steinkiste fanden die Leute zwei mit Horizontalrippen versehene (gereifelte), innen glatte Armbänder aus Bronze, die, um sie elastisch zu machen, nicht zusammengenietet waren, sondern einen Spalt zeigten. Die Höhe beträgt 4, der Durchmesser 6 cm. Die Rillen sind nicht eingehauen oder eingefeilt; man gewinnt vielmehr den Eindruck, als wären die Armbänder in einer verlorenen Form „gegossen“. Auch die Querleisten an den Enden der Rippen dürften für diese Art der Technik sprechen (Fig. 4).[1] Ferner wurden zwei 10 cm lange Bronzenadeln mit

[1] Vergl. Montelius a. a. O. Fig. 77, 87, auch 204, und Píč, „Čechy předhistoriké“ Taf. 17.

durchlochtem Kopfe, wie die leubinger Goldnadeln (Fig. 5), und ein kleiner goldener „Noppenring“ (Schleifenring), ähnlich den von Olshausen[1] beschriebenen, dem Grabe entnommen (Fig. 6). Die Anordnung der Spirale, welche etwa das Gewicht eines Zehnmarkstücks hat, ist derart, dass der Verfertiger einen 25 cm langen Golddraht, dessen Enden zu feinen Spitzen ausgehämmert sind, in der Mitte zusammenbog und diesen Doppeldraht um einen Cylinder von kaum 10 mm Durchmesser wickelte. Vor Vollendung einer ganzen Umwickelung begann er eine Rückbiegung und setzte die Umwickelung durch fast zwei Windungen fort. Die spitzen Enden sind nicht durch Zusammendrehen oder Wickeln vereinigt, sondern durch ein Aufpressen des oberen Drahtes auf den unteren nach aussen zu. Dabei ist die Zuspitzung so genau, dass sich beim Einstecken in eine kleine Öffnung kein Hindernis bieten würde.

Welchem Zwecke dieser dünne, etwas verdrückte Noppenring gedient haben mag, ist unklar, da er, bei einem Durchmesser von 9 bis 10 mm im Lichten, nicht einmal von einem Kinde als Fingerring getragen werden konnte. Immerhin ist es ein schätzenswerter Fund: „Das leicht zu behandelnde Gold, im Verein mit Schmuckstücken der ersten Bronzezeit“!

Von dem hier bestatteten Menschen sind nur die durch Oxydation der Armbänder grün gefärbten Unterarm- und Handknochen zu Tage gefördert worden, während von den anderen Skeletteilen keine Spur zu entdecken war. Da in dem zunächstliegenden Grabe ein hockendes Skelett gefunden wurde, dem die Unterarmknochen fehlten, so ist vielleicht anzunehmen, dass hier eine jener „partiellen Bestattungen“ vorliegt, von denen die Rede war und noch sein wird.

Am 8. April wurde durch mich eine weitere Steinpackung derselben Reihe freigelegt, in gleicher Tiefe wie die früheren und von denselben Abmessungen; auch das Material war das gleiche. Das Skelett lag mit angezogenen Knien auf der rechten Seite, Füsse gegen Osten. Der Boden um dasselbe bestand aus gutem, mässig dunklem Humus, der ohne Zweifel von einem anderen Orte hierher getragen war, während die „Unterlage“ als eine kaum zwei Finger starke, dunkelschwarze Schicht sich abhob, die sich von dem darunter liegenden glatten Kiesboden wegfegen liess und vielleicht aus vermodertem Moos oder Laub bestand, auf welches man einst den Toten

[1] Olshausen, Verh. der Berl. anthr. Ges 1886, 433 ff. und 483, auch Píč, „Čechy předhistoriké“ Taf. XIII, XIV, XVII etc.

gebettet hatte. In diesem schwarzen Boden war ein stark vermodertes Hirschgeweih eingelagert.

Bei dem Skelett befand sich eine rohe Bronzenadel, deren den Kopf bildende Öse durch einfaches Umlegen und Andrücken des oberen runden Drahtendes gebildet ist (Fig. 7).

Ausserhalb der Steinkiste, zu Häupten des Bestatteten, war in gleicher Tiefe ein kleines unverziertes Gefäss beigesetzt. Der Kiesboden unter der dunklen Schicht war stark versintert und machte den Eindruck von „Mörtel“. Ich liess sie durchbrechen und stiess in der Mitte des Grabes, etwa in einer Tiefe von 15 cm, auf einen einzelnen menschlichen Schädel ohne jede Spur anderer Skelettteile.

An diesem Tage wurden noch zwei Steinkisten in der Reihe südlich der zuerst genannten freigelegt, die ebenfalls hockende Skelette, scheinbar weibliche, bargen. Zwischen den Händen des einen Skeletts lag umgekippt ein tassenartiges unverziertes Trinkgefäss (Fig. 8) und am Kopfe ein feiner, durch Oxydation fast zerstörter Ring von Bronzedraht, während in dem anderen Grabe ein Armring aus Bronze, offen und durch 16—18 Einkerbungen in der Mitte und an den Enden verziert, aufgefunden wurde. Der Querschnitt des Ringes ist nicht kreisförmig, sondern an der unteren Seite abgeflacht (Fig. 9).[1]

Die Zähne, Schneide- wie Backenzähne, sämtlicher Skelette waren tief abgekaut.

Da mir die Gutsknechte mitteilten, dass sie jüngst beim Pflügen auf dem „Markröhlitzer Halbgute“, etwa 1700 m vom Kuhtanz entfernt, südlich des Dorfes Markröhlitz, auf eine Steinpackung gestossen wären, wurde der Kuhtanz verlassen und an dem bezeichneten Orte eine Steinkiste freigelegt: Sie war ebenfalls aus Sandsteinblöcken gebaut, aber von minderer Höhe; auch waren alle Blöcke von geringerem Gewicht. Wahrscheinlich hatte man wegen der weiteren Entfernung von den Stellen, wo der Stein ansteht, von dem Silbergrunde und dem heutigen Schlosse, sich mit kleineren Steinen und weniger Baumaterial begnügt.

Beim Abräumen trat die auffallende Erscheinung zu Tage, dass die mit guter Erde gefüllte Steinkiste selbst kein Skelett enthielt, dass der Tote vielmehr „ausserhalb derselben“, unmittelbar (westlich) daneben, beigesetzt war. Beigaben fanden sich nicht.

Obgleich mich bereits am 15. April 1893 wieder ein Fund, der im Dorfe Goseck selbst gemacht war, dorthin rief, so lasse ich doch, um

---

[1] Vergl. Montelius a. a. O. 41, Fig. 100, aus Jessen.

das Zusammengehörende nicht zu trennen, zunächst den Bericht über eine später gemachte Ausgrabung auf dem Kuhtanz hier folgen.

Im Anfang des Monats Oktober 1899 war man beim Pflügen auf dem Kuhtanz wieder auf grössere Sandsteine gestossen, die man für die Bedeckung von Steinkisten hielt. Da die Ackerer diese Stellen bezeichnet hatten, liess ich sie am 12. Oktober mit der Steinsonde untersuchen, ohne zu einem Resultat zu kommen. Erst als ich nördlich von der ersten Gräberreihe, nahe dem Grabhügel, Versuche anstellte, fand ich in der Tiefe von 25 cm festen Widerstand und vermochte einen Steinbau von ungefähr 160 cm im Geviert und eine in nordwestlicher Richtung sich direkt anschliessende schmalere, aber längere, Packung festzustellen.

Erst nachdem der ganze Steinbau, der von einer Humusschicht umgeben war, völlig freigelegt war, sodass man auch von aussen herantreten konnte, begann ich mit dem Abdecken desselben. Bei dem Ziehen dieser Gräben war ich wieder auf eine mörtelartige Kiesschicht gestossen, diesmal jedoch in dem Kiese selbst, und es wurde klar, dass man es mit einer natürlichen Bildung, mit einem Niederschlage von Kalk, zu thun hatte, und nicht etwa mit einer „Unterlage von gebranntem Kalk", welche Vermutung früher hier ausgesprochen worden war. Ein Durchbrechen dieser Schicht scheint, wenn sie überhaupt nicht erst später entstanden ist, nur einmal, und zwar da, wo der vereinzelte Schädel gefunden wurde, s. Z. bei dem Ausheben der Gräber ausgeführt worden zu sein.

Bei dem Abdecken wurde an der Stelle, wo die beiden Steinbauten zusammenstiessen, umgeben von feiner Asche, und bedeckt mit einem flachen Stein, eine gut erhaltene, 13 cm lange Bronzenadel, deren Kopf durch zweifaches Rollen des zu diesem Zweck flachgehämmerten Drahtes gebildet ist, geborgen. Die Öse war gerade weit genug zur Aufnahme eines „Wickelfadens" (Fig. 10).

Bei dem Abtragen des altarähnlichen, völlig massiven Baus, der eine Höhe von mehr als einem Meter betrug und mehrere Fuhren Steine, darunter auch Findlinge aus dem Diluvium lieferte, fielen mehrfach eingelagerte Schichten von feiner Asche auf. Da auch einige zerschlagene Tierknochen mit vorkamen, ist zu vermuten, dass die einstigen Erbauer hier wiederholt abgekocht oder „Feuer zum Gedächtnis" angezündet hatten. Bei der Fortsetzung der Arbeiten am 13. Oktober kam ziemlich nahe der untersten Steinlage eine der oben

[1] Vergl. Naue präh. Blätter 1897, Taf. II 1, p. 19.

beschriebenen ganz ähnliche Bronzenadel zum Vorschein, wieder umgeben von Asche und Humus. Weder in dem würfelförmigen Aufbau, noch unter demselben fanden sich Spuren eines Skeletts, aber ebensowenig Reste von Leichenbrand.

Der anschliessende, in seinen Abmessungen den früher beobachteten Kistengräbern gleichende Steinbau enthielt dagegen ein schlecht erhaltenes Skelett in hockender Lage, welches ohne Beigaben bestattet und mit einer grossen Sandsteinplatte bedeckt war.

Schädel und feinere Knochen schienen vergangen zu sein, jedoch war es auffallend, dass trotz Suchens Zähne nicht gefunden wurden.

Da beide Steinbauten gleichzeitig entstanden sind, was daraus hervorgeht, dass an der Verbindungsstelle die Bausteine ineinandergriffen, ist der Schluss berechtigt, dass der altarartige Aufbau, in dem ja zwei Nadeln niedergelegt waren, zur besonderen Ehrung des daneben Bestatteten errichtet worden ist. Der Hügel, der einst gewiss beide Bauten gemeinsam überdeckte, mag erst abgetragen worden sein, als man den Ackerboden verbessern wollte.

Seit einigen Jahren hat die „ältere Bronzezeit" mehr Beachtung gefunden, weshalb hier auf zwei Mitteilungen in dem „Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" vom Oktober 1900, 201 ff. hingewiesen sei:

Dr. Köhl-Worms hat jüngst auf dem Adlerberge 23 gleichartig gebaute, dürftig ausgestattete Hockergräber freigelegt, von denen nur vier Beigaben von Metall, wie einen triangulären Dolch, Nadeln, Armring und Pfriem enthielten, die übrigen nur Steinwerkzeuge aufwiesen. Dr. Köhl hält das Metall, dessen chemische Analyse allerdings noch aussteht, für „Kupfer oder sehr zinnarme Bronze" — aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich — und weist die Gräber der „ausgehenden Stein- und beginnenden Metallzeit" zu.

Dr. Reinecke-Mainz widerspricht der Anschauung, dass die Funde einer „Übergangszeit" angehören sollen, und verlegt sie trotz der aufgefundenen Steinartefakte in den „ersten grossen Abschnitt des Bronzealters, in die frühe Bronzezeit", eine Anschauung, zu welcher ihn auch ein Gefäss, welches „keinen neolithischen Charakter trägt", bestimmte. Nach ihm ermöglicht dieser wichtige Fund, früher in Rheinhessen gemachte Funde, über deren Zeitstellung man bisher im unklaren war, zu „datieren".

Die Erscheinung, dass einer der Bestatteten ohne Schädel beigesetzt war, zeigt, dass dort, wie bei uns hier, Zerstückelungen von Leichen stattgefunden haben, ein offenbar durch dunkle religiöse

Vorstellungen begründetes Verfahren, auf welches schon vielfach hingewiesen worden ist.

Dr. von Sacken in „Das Grabfeld von Hallstatt“ S. 16ff. nennt Beispiele von Hallstatt selbst, aus Mähren, aus dem Orlagau (nach Adler) und von Jena, Hostmann in seinen „Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie“ aus Schweden und Rügen. Dr. Zschiesche-Erfurt,[1] von dem wir noch nähere Mitteilungen zu erwarten haben, stellte in einem Grabe der älteren Bronzezeit zu Waltersleben fest, dass neben dem rechten Unterschenkel eines weiblichen Skeletts ein einzelner Schädel bestattet war.

Dass diese unser heutiges Empfinden verletzende Behandlung und Bestattung Verstorbener bis in das Mittelalter fortgedauert hat, lehrt die Geschichte, und erwähne ich nur die beabsichtigte Abtrennung des Kopfes eines „sterbenden Edlen“ aus der Umgebung Dagoberts, von der der Bischof Arnulph von Metz, der übrigens den Patienten heilte, uns berichtet hat, und die Macerierung der Leichen zweier Landgrafen von Thüringen, die 1189 und 1227 auf der Heimkehr aus dem Orient starben. Selbst die Leiche von Friedrich Barbarossa, der 1190 im Flusse Saleph ertrank, wurde in Antiochia vom Fleisch befreit und dann weiter mitgeführt. Dem Unwesen hat erst 1299 ein Verbot des Papstes Bonifacius VIII. ein Ende gemacht.

Ich muss an dieser Stelle noch hinzufügen, dass eine Analyse der bei Goseck geborgenen „Bronzegegenstände“ nicht stattgefunden hat, ich also auch nicht wage, eine Vermutung auszusprechen, ob die Funde aus reinem Kupfer bestehen oder aus einer Legierung, ob dem Kupfer Arsen, Antimon oder Zinn zugesetzt ist.

Nachdem die Funde vom Kuhtanz nunmehr sämtlich besprochen sind, kehre ich zurück zu der bereits erwähnten Fundstelle auf dem „Kirchberge im Dorfe Goseck“ selbst.

Hier, etwa 20 m östlich des Friedhofs, war im Frühjahre 1893 der Besitzer der neu angelegten Kiesgrube, Franz Görner, beim Abräumen des dünnen Ackerbodens auf einzelne Blöcke von Sandstein gestossen und hatte in geringer Tiefe ein stark beschädigtes Töpfchen aufgenommen, das der Bronzezeit angehört. Bei dem weiteren Abdecken des Bodens und Abstechen des Kieses, dem ich beiwohnte, wurde ein Skelett sichtbar, anscheinend das eines noch jugendlichen Weibes, dem ein verhältnismässig reicher Bronzeschmuck beigegeben war.

Um den Hals lagerten kleine Spiralröllchen von $1^1/_2$ bis 2 cm

---

[1] Mitth. d. Ver. z Gesch. u. Alterthumsk. zu Erfurt XIII, 267.

Länge, kleine Ringe, von Draht zusammengebogen, kurze Hülsen aus gerolltem Blech, sowie ein Fohlenzahn, in dessen Durchbohrung ein feines Spiralröllchen eingeschoben war.

Der Lage nach hatten diese kleinen Gegenstände, auf eine Schnur aufgereiht, einen Halsschmuck gebildet. In der Nähe des Kopfes fanden sich Teile einer Spirale von flachem Bronzeband und einem Durchmesser von etwa 10 cm, sowie die untere Hälfte einer schwachen Nadel. Auch zwei stärkere Ringe, der eine vierkantig und offen, mit einem Durchmesser von 7,50 cm, scheinbar durch Hämmern geformt, und wohl für den Oberarm bestimmt, der andere, gleichfalls vierkantig aber sauber abgerundet und durch Einhiebe verziert, geschlossen und übergreifend, von 5,50 cm Durchmesser für den Unterarm bestimmt, wurden dem Grabe entnommen (Fig. 11 und 12).

Auch fand sich noch ein Fingerring, bestehend aus einer Spirale von flachem Bronzeband in 3 bis 4 Windungen (Fig. 13), vor.

Neben diesem Grabe wurde eine zweite Bestattung freigelegt, worin jedoch ausser einem stark vergangenen Skelett nichts gefunden wurde. Auch hier war, obgleich Steine zur Abgrenzung des Grabes benutzt worden waren, von einer eigentlichen Steinkiste, wie sie auf dem Kuhtanze vorgekommen, nicht zu reden.

Dass hier noch andere Gräber sich finden würden, war zu erwarten; jedoch musste, da das Ackerstück noch in Kultur war und Kies nur nach Bedarf abgetragen wurde, von weiteren Nachforschungen mit dem Spaten Abstand genommen werden.

In der That hat der vorgenannte Besitzer Görner bei späteren Abtragungen auf dem Hügel u. a. ein steinzeitliches Kistengrab erschlossen, dem er einige Steinwerkzeuge und zwei Gefässe entnommen hat. Leider hat er keinen Sachverständigen gerufen, und so sind die beiden Gefässe, wie das ja fast immer geschieht, zertrümmert und ein grosses, durchlochtes Steinbeil, bei einer „Probe auf Festigkeit", zerschlagen worden.

Die Bruchstücke des letzteren befinden sich in dem Provinzialmuseum und erwecken dadurch ein besonderes Interesse, dass das Material, ein thoniger Sandstein, für ein Gebrauchswerkzeug absolut ungenügend gewesen sein muss. Es kann also nur als Prunkwaffe gedient haben.

Erst im März 1897 rief mich der Pächter von Goseck wieder nach derselben Stelle, wo Görner nach Westen und Norden zu abzutragen gedachte. Diese Arbeit ging unter Beistand polnischer Arbeiterinnen, deren Vorsicht und Geschicklichkeit ich nicht genug loben kann, glatt

von statten, und erkannte ich bald drei mit dunklerem Erdreich gefüllte Gruben, die sich von dem gelben Kiesboden deutlich abhoben.

Zwei der Gruben lagen von Süden nach Norden parallel zu einander, etwa 1,60 m lang und 1 m breit, die dritte Grube, in der Richtung von Osten nach Westen, etwa 2 m lang, verband die beiden ersteren (Taf. IX, Plan B).

Ich begann mit dem Ausräumen der östlichen Grube, wobei es sich herausstellte, dass, während scharfe Ränder fehlten, sich dieselbe muldenartig von allen Seiten vertiefte. Der Füllboden, der aus lockerer Erde, feinem Sand und Holzasche bestand, bot keinen Anhalt dafür, dass man es mit einer Wohn- oder Abfallgrube zu thun hatte; nur zwei Bruchstücke eines Schweinekiefers und eine glatte Scherbe kamen zum Vorschein. Auch fanden sich keine Spuren von Leichenbrand.

Fast gab ich die Hoffnung auf, hier einen Fund zu thun, als plötzlich in einer Tiefe von $^1/_2$ m im nördlichen Teile der Grube grünleuchtende Brocken das Vorhandensein von Bronze verrieten.

Es gelang mir, zwei aus innen plattem, aussen abgerundetem Bronzeband bestehende Armspiralen (Fig. 14),[1] und einen Knopf mit Öse zu bergen. Wie die Untersuchung ergab, waren die ziemlich gut erhaltenen, aus 13 bis 15 Windungen bestehenden Spiralen mitsamt dem Knopfe in Baumrinde eingewickelt gewesen und glückte es, Teile der Hülle durch Aufgiessen einer Mastixlösung zu erhalten. Bei der Reinigung der Armbänder stellte sich heraus, dass in dem Innern der Spiralen zwei menschliche Schneidezähne verborgen waren.

Etwa 25 cm südlich von diesem Funde stiessen wir in gleicher Tiefe auf einen zweiten Bronzeschmuck, bestehend aus zwei grossen Zierknöpfen von 4,50 cm Durchmesser mit Ösen und einem zwischen ihnen liegenden flachen, nicht völlig kreisrunden Radnadelkopf mit Öse für die Schnur (Fig. 15 und 16). Auch diese Schmuckstücke waren verpackt gewesen, und zwar, wie es schien, in einem „Holzkästchen", von dem ich gleichfalls Teile zu erhalten vermochte. Die Nadel selbst, welche nicht rund, sondern kantig angesessen hat, konnte nicht gefunden werden, dagegen lagen auch in diesem Päckchen die Kronen zweier Zähne eines jugendlichen Menschen.

Die Grube wurde bis auf den Kiesboden ausgeräumt, auch wurde in diesen hineingegangen, es fand sich jedoch keine Spur eines Skeletts.

---

[1] Vergl. Richly, Bronzezeit in Böhmen Taf. XLIX. 8.

In der dieser muldenartigen Grube parallel liegenden zeigten sich zunächst dieselben Verhältnisse, feiner schwarzer Boden, feiner Sand und Holzasche. Da wir bei einer Tiefe von $^1/_2$ m in der Mitte der westlichen Seite auf ein Schädeldach stiessen, beschloss ich, zunächst das Skelett freizulegen, wobei sich herausstellte, dass in der That beide Mulden durch ein Grab, das nur wenige Steine als Umsetzung enthielt, verbunden waren.

Das Skelett, auf der rechten Seite ruhend, war von Osten nach Westen gelagert, die Füsse im Osten; die Knie waren stark angezogen, beide Arme steif nach rechts ausgestreckt. Beigaben fehlten vollständig.

Bei dem weiteren Ausschachten der westlichen Mulde stiessen wir bei $^3/_4$ m Tiefe auf eine plane, kaum $^1/_2$—$^3/_4$ m breite Lage von Platten aus Buntsandstein und flachen „Knollensteinen", die ich vorsichtig wegnehmen liess. Hierbei wurde unter der mittelsten, ziemlich umfangreichen Platte ein durch Striche und gestrichelte Dreiecke verzierter, schön patinierter, massiv gegossener Armring sichtbar (Fig. 17), und 20 cm davon nach Norden zu ein kleinerer Ring von nur 4,50 cm Durchmesser. Er ist mässig abgerundet, übergreifend und zeigt keine Spuren von Verzierung (Fig. 18). Zwischen den beiden Bronzefunden lag ein stark zerdrücktes, unverziertes, roh gearbeitetes Töpfchen, ähnlich Fig. 8, Skelettteile fanden sich nicht.

Dass das Skelettgrab gleichzeitig mit den Gruben angelegt worden ist, erscheint nach Lage derselben nicht zweifelhaft; fraglich aber dürfte es sein, ob die Funde vom Kirchberge — natürlich abgesehen von dem steinzeitlichen Grabe — derselben Zeit angehören wie die vom Kuhtanze. Einzelne der Beigaben, wie die einfachen Zieraten des Halsbandes und einzelne Ringe, sprechen für die ältere Bronzezeit, sie sind ohne Zweifel als Anfangs- oder Erstlingsprodukte anzusehen. Für eine etwas jüngere Zeit, vielleicht das Ende der älteren Bronzezeit, dürften jedoch die anderen Schmucksachen, Radnadel, Knöpfe und gestrichelter Armring, sprechen, ebenso die Vereinfachung des Gräberbaues.

Vielleicht dürfen wir auch die Beilegung von Zähnen zu den Schmuckgegenständen als einen Überrest der auf dem Kuhtanz beobachteten Zerstückelung von Leichen ansehen.

O. Förtsch.

Steinzeitlicher Fund von Schönefeld bei Blönsdorf.

(Hierzu Tafel X.)

Im Oktober 1900 traf der Landwirt Möbius zu Schönefeld Anstalten, einen Stein, der ihn beim Pflügen schon oftmals gestört hatte, auf seinem Acker freizulegen und stiess hierbei auf eine halbkreisförmige Steinsetzung, die ihn veranlasste, mit einiger Vorsicht weiter arbeiten zu lassen.

Dieser Platz liegt etwa 400 Schritt westlich von Schönefeld und 13 Schritt nördlich der Strasse nach Wergzahna, gegenüber einer Kiefernschonung, die, nebenbei bemerkt, auf dem alten Messtischblatte 3, Zahna 2244, Band X, auf der nördlichen Seite der Strasse eingezeichnet ist; vielleicht, dass früher auch dort eine Waldparzelle gelegen hat!

Die heutige Schonung erstreckt sich beinahe bis an die Wohnung des Windmüllers, dessen Mühle nordwestlich des Fundplatzes auf einem Hügel, von dem heute Kies und Sand abgefahren werden, getrennt von der Wohnung, liegt.

Der Lehrer Scheide zu Schönefeld, der von dem Grundstücksbesitzer zur Besichtigung des Fundes — aber leider nicht rechtzeitig — gerufen worden ist, teilte mir darüber folgendes mit:

Innerhalb eines von Rollsteinen gesetzten Halbkreises, dessen Sehne 1,50 m betrug, standen, ziemlich dicht aneinander gerückt, in einer Tiefe von 35 cm zwölf Gefässe von mittlerer Grösse. Nur ein Gefäss mochte doppelt so gross gewesen sein als die übrigen. Die zum Teil verzierten Gefässe waren beim Auffinden vollständig erhalten gewesen.

Ausserhalb um den Kranz von Steinen, deren grösster 35 cm Durchmesser hatte, lag eine aus Kohlenstücken und Holzasche gebildete Schicht, während um die Gefässe und im Innern des Halbkreises Ackerboden, d. h. mit Sand gemischter Lehm, sich befand. Die Gefässe selbst waren mit „Asche“ gefüllt. „Das Feuer, welches einst um den Steinkranz gebrannt hatte, hatte auch auf die Gefässe gewirkt.“ Sprächen nicht die zwischen den Gefässen aufgefundenen Gegenstände dagegen, so würde man an einen Töpferofen denken können. Von einem Skelett wurden Reste nicht gefunden. Der Lehrer Scheide, mit der Behandlung derartiger Altsachen nicht vertraut, war Zeuge, wie auch die bis dahin noch nicht gehobenen, noch unverletzten Gefässe in Trümmer gingen, entschloss sich jedoch, grössere Stücke von drei

Gefässen und einige verzierte Scherben mit nach Hause zu nehmen, und sie nebst den anderen Funden dem Provinzial-Museum zu Halle zu übersenden, wo es auch gelungen ist, die Gefässreste derartig zusammenzufügen, dass die ursprüngliche Form erkennbar ist:

1. Taf. X, Fig. 1. Napfartiges Gefäss mit kurzem Hals, schwach ausladendem, etwas kantigem Bauche und ovalem Unterteile, in der Form nicht unähnlich dem von K. Brunner in „Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg" unter Fig. 9 S. 5 abgebildeten, aus dem Grabfunde von Ketzin stammenden Gefässe. Die Höhe beträgt 9 cm, der obere Durchmesser 12 cm. Zwei die Kante überspannende Ösen zeigen eine Einkerbung und stehen nahe bei einander, so dass anzunehmen ist, dass die Schale vier paarweise angeordnete Ösen gehabt hat. Eine „Bodenfläche" ist nicht vorhanden. Die Verzierungen bestehen, wenn ich von oben beginne, in zwei Zeilen von Eindrücken, welche durch schrägen Einstich von unten nach oben vermittelst eines dreiseitigen Stempelchens, das oben eine Einkerbung gehabt hat, erzeugt sind. Eine Ausfüllung der Tiefornamente durch eine hellfarbige Masse hat nicht stattgefunden, jedoch sind die durch das Eindrücken weggeschobenen Thonpartikelchen beseitigt.

Diesen Stichkanalverzierungen folgt bis zum Bauche ein 2,50 cm breites Band von sich kreuzenden „Schnureneindrücken" und unter diesen wieder ein Kranz von Einstichen, die, wie auch die oberen, in gleichmässigen Zwischenräumen angeordnet sind. Beachtenswert ist ohne Zweifel die Kombination von „Stich- und Schnurverzierung" an ein und demselben Gefässe, besonders für diejenigen Herrn Fachleute, die ob der Steinzeitchronologie sich heute lebhaft bekämpfen.

Die Arbeit ist roh, dem Thon sind Quarzkörner beigemischt, die Farbe ist rot.

2. Fig. 2. Flaschenförmiges Gefäss aus graurotem Thon und unverziert; auch der Hals, den nach oben vorstehende Splitter kennzeichnen, scheint unverziert gewesen zu sein. Der bauchige Unterteil erweitert sich unten wie bei den von Brunner Seite 5 abgebildeten flaschenförmigen Gefässen, Fig. 7 und 8, und hat einen ovalen Boden, keine Bodenfläche. Die Henkel überbrücken nicht den Winkel zwischen Bauch und Hals, sondern enden, auf dem oberen Bauchteile sitzend, vor dem Anfange des Halses, der cylindrisch gewesen zu sein scheint, wie bei Brunner Fig. 14. Die Höhe des Unterteils beträgt 12 cm, die Weite des Halses 9 cm. Das Material ist das gleiche wie bei Fig. 1.

3. Fig. 3. Schwarzes, flaschenförmiges Gefäss, von dem die Hälfte des fast kugelförmigen Bauches und ein Teil des Halses nebst einer

Öse erhalten ist. Die mehrzeiligen Ornamente sind vermittelst eines Stempelchens erzeugt, das ähnlich dem bei Gefäss Fig. 1 verwendeten gewesen ist. Eine Kante von Dreiecken, die durch je 5, 2 und einen Eindruck mit demselben Stempelchen, „Spitze nach unten", erzeugt sind, läuft unter den Zeilen um den Bauch herum bis auf die Öffnung der Öse, welche den Winkel zwischen Hals und Bauch überbrückt. Darunter folgt da, wo die Öse auf dem Bauche aufsitzt, wieder eine einfache Kante und unter dieser wieder ein Kranz von Dreiecken. Die Öse ist in der Mitte glatt, zeigt jedoch oben und unten dieselben Verzierungen wie Hals resp. Bauch. Die Arbeit ist eine zierliche zu nennen.

4. Fig. 4. Das Stück eines Halses, es zeigt Eindrücke, welche erhaben erscheinende Rauten, die miteinander in Verbindung stehen, hervorgebracht haben. Das Innere der Rauten ist wieder durch sich kreuzende Eindrücke in 4 Felder geteilt.

5. Fig. 5. Der Scherben scheint zu einem becherartigen Gefäss gehört zu haben, und zeigt Fischgrätenmuster in horizontaler Lage. Der 3 cm breite, henkelartige Ansatz ist ziemlich steil nach oben gerichtet und hat eine vertikale Durchbrechung. Gefässformen sowohl wie Muster dürften sich in die Reihe der in Brandenburg gemachten Funde sehr wohl einfügen lassen; liegt doch auch der Fundplatz auf dem Fläming, nahe der Grenze der heutigen Provinz Brandenburg.

Zwischen den Gefässen, jedoch so, dass sie auch, wie Lehrer Scheide sich ausdrückte, „aus zertrümmerten Gefässen herausgefallen sein konnten", fanden sich noch folgende Gegenstände:

a) Ein kleines Feuersteinwerkzeug von weisser Farbe, in Gestalt eines Beiles, mit scharfer Schneide. Von der Schneide ab ist $^1/_3$ glatt geschliffen, der übrige Teil zeigt zwar noch muscheligen Bruch, ist aber so geglättet, dass beim Gebrauche die Hand nicht verletzt wurde. Länge 7 cm, Breite an der Schneide 3,10 cm, am Bahnende 1,10 cm. (Fig. 6.)

b) Flaches Feuersteinstück, ohne Zweifel Bruchstück von einem geschliffenen Steinbeile, handlich geformt; die eine scharfe Kante ist zu einer feinen „Säge" ausgebrochen. (Fig. 7.)

c) Flaches Schmuckstück aus Bernstein, mit zwei weiten Durchbohrungen zur Aufnahme einer Schnur. Bedauerlicherweise hat man auch dieses wertvolle Stück einer Probe auf Festigkeit unterworfen, wobei es in drei Teile zerbrochen ist, von denen das kleinste Stück auch noch verloren wurde.

Während der Bernstein auf der einen flachen Seite deutliche Spuren von Verwitterung zeigt, hat sich auf der anderen Seite eine

Sinterschicht abgesetzt. Im Bruch erscheint der Bernstein braungelb und durchsichtig.

Die nicht völlig symmetrische Form ist scheinbar dem rohen Werkstück, wie es gefunden worden, angepasst, und dürfte nicht als ein Idol oder gar als ein doppelter Tierkopf zu deuten sein. (Fig. 8.)

Ob ein Stück stark gebrannten Knochens, welches gleichfalls zwischen den Gefässen gefunden worden ist, von einem Tiere oder Menschen herstammt, ist nicht zu entscheiden.

Nach Eingang der erhaltenen Reste begab ich mich nach dem Fundplatze, den ich geebnet und mit Roggen bestellt vorfand.

Einige grösstenteils unverzierte Scherben konnte ich noch auflesen und mich davon überzeugen, dass zahlreiche grobe Kohlenstücke und Holzasche dem Ackerboden beigemischt waren. Spuren einer Erdanschüttung, eines Grabhügels waren nicht zu bemerken, vielmehr steigt das Gelände von der Strasse ab gleichmässig nach der Windmühle zu an und sind kleine Unebenheiten nur da zu bemerken, wo Kies und Sand abgefahren worden sind. Ein Absuchen der Sandgrube führte zu keinem Resultate, auch erhielt ich auf Nachfragen, ob in der Umgebung des Fundplatzes noch Steine angepflügt worden wären, eine verneinende Antwort.

Vielleicht hat eine Untersuchung mit der Steinsonde mehr Erfolg, zumal ein geübter „Steinsucher“ am Orte wohnt.

Dass wir es mit einem steinzeitlichen Funde zu thun haben, bedarf keines weiteren Beweises, auch ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Feuersteinwerkzeuge nicht mit im Feuer gewesen sind; von dem Bernsteinamulett gar nicht zu reden.

Für die Bedeutung dieser steinzeitlichen Anlage habe ich keine Erklärung. Ein Töpferofen ist es nicht gewesen, eine Grab dürfte es auch nicht gewesen sein, da Gebeinreste fehlen, und an ein „Kenotaphion jener Zeit“ ist ernstlich wohl nicht zu denken!

Adler in seinem 1837 erschienenen Werkchen, „Die Grabhügel Urstrinen etc. des Orlagaus“, aus dem die reiche Phantasie des Verfassers überall hervorleuchtet, erwähnt S. 17 ein Grab mit halbmondförmiger Steinsetzung, in dem er bei dem Skelett Armringe, Scherben und einen „eisernen Dolch“ gefunden hat. Er hält es für das Grab eines „untergeordneten Häuptlings“ im Gegensatz zu den benachbarten Häuptlingsgräbern, denen man einen „vollen Steinkranz“ gestiftet und „Eisenschwerter“ beigegeben hatte.

Nach allem, was mir in Schönefeld mitgeteilt wurde, durfte ich schliessen, dass ehedem hier viele schätzenswerte Funde gethan worden

sind, z. B. an einem versteckt liegenden Teiche, von dessen Rande mehrere hallstattzeitliche Bronzen, die ich erhielt, stammen. Da die Ufer sehr morastig waren, machte ich in einer Entfernung von etwa 12—15 Metern, wo zahlreiche Scherben den Boden bedeckten, einen Grabversuch, und zwar an mehreren Stellen. Das Resultat war das gleiche: Die ausgegrabenen Scherben waren sämtlich latènezeitliche; und in geringer Tiefe stiess ich auf derbe, blasige Eisenschlacken, die scheinbar von einem sehr rohen Schmelzprozess herrühren. Eine weitere Untersuchung ist in Aussicht genommen.

O. Förtsch.

Brand- und Skelettgräber von Bodelwitz, Kr. Ziegenrück.

(Hierzu Tafel X und IX mit Plan.)

Auf Anregung des Königlichen Landrats, Kammerherrn von Breitenbauch auf Burg Ranis begab ich mich am 17. Juli 1901 in Begleitung des Schulzen Grosch aus Bodelwitz im Kreise Ziegenrück nach der 3 Kilometer von Pössneck belegenen Gemeindekiesgrube, wo sich die Wege „Strasse nach Oppurg“ und „Landweg nach Rehmen“ nahe der Überführung der Eisenbahn Pössneck-Oppurg gabeln.

Seit langer Zeit ist hier Sand und Kies gewonnen worden, aber nur zum Teil nach einem bestimmten Plane. Dabei sind vielfach Grabgefässe mit Leichenbrand und Beigaben aus Bronze, darunter auch nach Aussage der Arbeiter ein „Schwert“, gefunden worden; auch ist man wiederholt auf Skelette von Menschen gestossen. An den Beigaben hatte man die menschlichen Skelette früher bereits als slavische erkannt; und so haben denn zum grossen Teil wohl unberufene Sammler jahrelang hier gesucht und gegraben. Vieles ist verloren gegangen und nur wenige Stücke sind in Sammlungen gelangt, wo sie der Wissenschaft dienen konnten. So soll wenigstens ein Teil dieser Funde, in der Sammlung zu Hohenleuben, die ich leider noch nicht kenne, aufbewahrt werden.

Wie reich die Ufer der Orla an vorgeschichtlichen Altertümern gewesen sind, geht aus dem 1837 von Dr. Wilh. Adler herausgegebenen Werkchen „Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau und in den schaurigen Thälern des Sorbitzbaches“ hervor. Mag die Phantasie den eifrigen Sammler zuweilen abseits getrieben

haben, mögen auch einzelne seiner Angaben später als nicht ganz zutreffend erkannt worden sein,[1] so würde es doch Erfolg versprechen, wollte ein in dortiger Gegend ansässiger Fachmann, das Adlersche Werkchen als Führer benutzend, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Nachforschungen anstellen. Die Arbeit würde um so lohnender sein, als der Ansicht Adlers, dass nämlich „hier weniger als in anderen Gegenden Deutschlands verheerende Völkerzüge zu plötzlicher Umgestaltung der Kultur und zum Verschwinden der ursprünglichen Bevölkerung geführt haben,“ beigestimmt werden muss.

Mit Hilfe eines Arbeiters schlug ich an einer mit Rasen bewachsenen, mir unberührt scheinenden Stelle über der Sandgrube ein und traf bald auf Urnenscherben und gut erhaltene Knochen von Pferden. Aus einer steil abgestochenen Wand der Grube traten an verschiedenen Stellen menschliche Gebeine hervor, auch machte mich mein gefälliger Führer auf drei von Arbeitern geborgene menschliche Schädel aufmerksam.

Ich beschloss, hier am nächsten Tage trotz der drückenden Hitze mit zwei Arbeitern nachzugraben, und begab mich mit dem Schulzen Grosch behufs weiterer Orientierung nach dem benachbarten, südlich gelegenen „Lüsberge“, einem langgestreckten Rücken, aus dem an verschiedenen Stellen — was hier keine Seltenheit ist — Blöcke des anstehenden Zechsteindolomits hervorragten. An der westlichen Seite glaubte ich Reste einer wallartigen Erhöhung zu erkennen.

Hier soll ein Dorf „Thiemsdorf“,[2] auch „Tymmendorf“, gestanden haben. Die herrliches Wasser spendende, zu der Wüstung gehörende Quelle ist wohlerhalten und gepflegt. Der Name „Lüsberg“ giebt Veranlassung zu Vergleichen mit den in anderen Gegenden nicht gerade seltenen „Lausehügeln“, „Lauseknieggeln“, bekanntlich Örtlichkeiten, die auf uralte „heimliche Stätten“ hinweisen, oder ihren Namen der Zeit der Christianisierung verdanken, in der altheidnischen Kultstätten derartige verächtlich machende Bezeichnungen beigelegt worden sind.

In Bodelwitz besuchte ich den sogenannten Anger, nicht etwa eine Niederung, wie man erwarten sollte, sondern einen Hügel am Ende des Dorfes nach Pössneck zu. Der nach der Stadt zu gelegene Teil des Hügels hat scheinbar als Steinbruch gedient und zeigt steil abfallende Wände, während auf der nach dem Dorfe zu gelegenen

---

[1] Verhandl. d. Berl. Ges. 1887, 1883.
[2] Vergl. Förstmann, Neue Mitteilungen B. II. 283.

Seite nur wenig Boden zur Planierung eines kleinen Ackerstücks abgestochen worden ist. Bei diesem Abstechen ist man auf Grabgefässe mit Beigaben gestossen, jedoch vermochte mir niemand Auskunft zu geben, welcher Art dieselben gewesen und in wessen Hände sie geraten sind.

Ein etwa 5—6 m breites und 12 m langes, zum Teil mit minderwertigen Obstbäumen bestandenes, wenig berührtes Stück wurde mir zu Grabungen bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Eine flüchtige Untersuchung ergab, dass hier wohl Erfolg zu erwarten sei, jedoch musste eine Ausgrabung auf spätere Zeit verschoben werden.

Es sei hier erwähnt, dass in der kleinen Dorfbrauerei von Lippold sich ein „ringartiger Keller“ befinden soll, auf den Bergleute, die hier einen Keller ausheben wollten, beim Beginn ihrer Arbeit gestossen sind. Die in den Wänden eingehauenen Nischen sind nach Angabe des Schulzen Grosch jüngeren Datums.

Am 18. Juli wurde die Arbeit an der Sandgrube begonnen; Oberlehrer Dr. phil. Quantz aus Geestemünde, früher in Pössneck, fand sich als Gast und thätiger Mitarbeiter ein.

Bezüglich der Bodenverhältnisse ergab sich folgendes:

Unter dem Rasen liegt in einer Mächtigkeit bis zu $^3/_4$ m ein mit zahlreichen nur wenig abgerollten Schieferbrocken durchsetzter, dunkler Boden, der dem Ackerboden der Umgebung entspricht. Ob dieser Mischboden als jüngstes Diluvium oder Altalluvium anzusprechen ist, vermochte ich nicht festzustellen, um so weniger, als es eine scharfe Grenze zwischen beiden kaum giebt und sekundäre Umlagerungen nicht zu den Seltenheiten gehören.

In der untersten Lage, welche der Pflug niemals erreicht haben mag, fanden sich einzelne flache Platten von Schiefer mit einer Seitenlänge von 20—25 cm; unter diesen eine hellgelbe Schicht feinen Sandes, die nach der Tiefe zu dunkler gefärbte, thonige Stücke, zuweilen auch kiesartige Bänke enthielt.

Feuersteinknollen kamen nicht vor, dagegen kantige Blöcke von Zechsteindolomit und anderen Felsarten. An einer steil abgestochenen, 3—4 m hohen Wand war die schichtenweise Ablagerung gut sichtbar.

Die geologische Karte von Pössneck zeigt an der Stelle des Gräberfeldes „einheimische Schotter des Saale- und Schwarzagebiets“, für die Umgebung „Schotter aus lokalen Geschieben“ an. Im Westen ist ein Vorkommen von „grobkörnigem Sandstein“, zu oberst „feinkörniger Chiroteriensandstein“ eingetragen; am Lüsberge „Plattendolomit“, bei Bodelwitz im Norden des Dorfes „Rauchwacke“, im Dorfe selbst „Kalke,

Dolomite, Mergel", beim Gamsenberge, östlich des Gräberfeldes „ungeschichteter Dolomit" (Taf. IX, Plan A und B).

Wir versuchten unser Glück zunächst auf dem unberührten Rasenstück AA im Süden der Sandgrube und stiessen in mässiger Tiefe auf Pferdeknochen, scheinbar das Skelett eines ganzen Tieres, dessen Zähne ein Alter von 6—7 Jahren verrieten. Der Körper des Tieres war s. Z. mit schweren Steinen belastet worden. Die vielfach vorkommenden Scherben bauchiger Gefässe lehrten, dass die Vergrabung des Pferdes später stattgefunden hatte als die Beisetzung der Graburnen. Neben diesem Pferdeskelett wurde etwa 30 cm unter dem Rasen der untere Teil eines bauchigen, mit Leichenbrand gefüllten Gefässes, das mit einer Öse versehen war, gehoben. Nur ein scharf zugespitztes Feuersteinsplitterchen befand sich zwischen den Knochenresten (Taf. X, Fig. 1).

Bei weiterem Graben stiessen wir auf zwei vollständige Pferdeskelette, die in derselben Weise, wie oben angegeben, mit schweren Steinen belastet waren. Der Boden, dem wir noch einen menschlichen Unterkiefer und das Schädeldach eines Kindes entnahmen, war ohne Zweifel früher umgewühlt worden, wofür auch zahlreiche Scherben und verstreute Reste von Leichenbrand sprachen.

In der Nähe der Tierreste glückte es, in der Tiefe von 48 cm ein zertrümmertes bauchiges Gefäss zu bergen, dessen Höhe 23 cm, dessen Weite im Bauche 29 cm beträgt. Obgleich nur der Boden als zusammenhängendes Stück erhalten war, liess sich doch die dunkelgefärbte Urne rekonstruieren. In dem Leichenbrande fanden sich Brocken geschmolzener Bronze (Fig. 2).

88 cm westlich dieser Fundstelle wurde ein kleines Gefäss von grauer Farbe, das mit einem bauchigen schwarzen Scherben zugedeckt war, gehoben. Auch dieses war zerdrückt; da es jedoch niedrig ist und mit dem Boden in 39 cm Tiefe stand, war der Erhaltungszustand ein besserer und eine Wiederherstellung nicht schwierig.

Das roh gearbeitete Töpfchen, 8 cm hoch, 11 cm an der Mündung weit, trägt zwei Ösen und in der Höhe derselben als Verzierung einen Kranz von plump ausgeführten Einstichen (Fig. 3).

Zwischen den mit Kohlenstückchen gemischten Knochenresten eines Kindes fand sich ein nur 1,40 cm im Lichten messender Ring aus Schiefer, der dem Anscheine nach dem Feuer mit ausgesetzt gewesen ist (Fig. 4). Ein gleich grosser Ring ist vor Jahren von Dr. Quantz in derselben Sandgrube ausgegraben worden und befindet sich in der kleinen Sammlung der Realschule zu Pössneck. Da ich selbst späterhin

noch als Beigaben zwei ähnliche Steinringe aufgefunden habe, werde ich an anderer Stelle auf sie zurückkommen.

In südlicher Richtung, etwa 1,50 m von dieser Urne entfernt, stiessen wir abermals auf ein zerdrücktes Gefäss mit verbrannten Gebeinen, die, unausgelesen mit Asche und Kohlenstückchen gemischt, in das Grabgefäss geschüttet waren. Zwei Brocken geschmolzener Bronze liessen einstige Beigaben erkennen.

Ein Fig. 2 ähnliches, ebenfalls zertrümmertes und teilweise zerbröckeltes Gefäss mit Leichenbrand fand sich 90 cm westlich des letztgenannten, mit dem Boden in einer Tiefe von 43 cm, vor. Die innere grösste Weite betrug 29 cm.

Jedenfalls sind die bauchigen Gefässe, trotz der geringen Höhe, weil nur mässig tief beigesetzt, bereits vor langen Jahren durch den Pflug und Tritte der Zugtiere zerstört worden. Dazu kommt, dass der Brand ein schlechter ist, und als Beimischung zum Thon nicht „zerklopftes Gestein" sondern lehmhaltiger, feiner diluvialer Sand, wie er dort ansteht, Verwendung gefunden hat.

Ob die Pferdeskelette von geschlachteten Opfern oder von verendeten Tieren, die man hier auf dem gemiedenen alten Friedhofe vergraben hat, herrühren, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen das erstere spricht das Vergraben ganzer Tiere, das Fehlen zerschlagener Knochen, sowie das Zerstören der alten Brandgräber, die, wie wir sehen werden, auch bei dem Ausheben von Reihengräbern in slavischer Zeit keine Schonung erfahren haben. Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass Adler wiederholt in dortiger Gegend „Tiergräber aus älteren Perioden" beobachtet haben will und ihnen eine längere Betrachtung widmet. Keinesfalls können die Pferdeskelette aus der Zeit der Brandgräber stammen, und es bliebe nur übrig, falls man Opfertiere annehmen will, sie einer jüngeren Zeit zuzuweisen, vielleicht der „slavischen".

Für ein Vergraben „verendeter Tiere" dürfte das Belasten mit schweren Steinen, die ein „Aufgetriebenwerden" verhindern sollten, sprechen.

Bei weiterem Graben an der südlichen Rasenfläche kamen neben Scherben noch zwei Bruchstücke von Halsringen, das eine mit imitierter Torsion, das andere gereifelt, zum Vorschein. Diese Funde dürften mehr als die bisher an Gefässen und Beigaben gemachten für die Zeit der Brandgräber charakteristisch sein.

Da fortgesetzte Ausschachtungen keine Ergebnisse mehr lieferten und die Grenze des Urnenfriedhofs erreicht zu sein schien, beschloss

ich, zunächst das einzige Stück berasten Bodens, das „in der Grube" unberührt stehen geblieben war, BB, zu untersuchen. Hier mussten, wenn die Beobachtungen der Arbeiter zutreffende waren, noch Skelettgräber, wahrscheinlich auch Brandgräber zum Vorschein kommen: In einer Tiefe von 65 cm stiess ich, nachdem der schräg stehende Boden einer Graburne gehoben war, in der That auf ein menschliches Skelett, welches, mit den Füssen im Osten liegend, mit etwas nach rechts geneigtem Haupte, nur wenig tief in der feinen, gelben Sandschicht gebettet war. Der Schädel, ein ausgesprochener „Rundschädel", lag etwas höher als der andere Körper, ist gut erhalten und zeigt auffallend stark abgekaute Zähne, aber keine Caries. Einige Backenzähne haben schon bei Lebzeiten gefehlt, die Alveolen sind verwachsen.

An der linken Hüfte lag ein 14—15 cm langes eisernes Messer (nóz), dem noch Reste eines Holzgriffs und einer Scheide anhafteten. (Fig. 5.) Arme und Beine waren lang ausgestreckt. Neben dem rechten Arme und dem Beine, bis zum Fusse reichend, zeigten sich langfaserige Reste eines Stabes, den ich für einen Lanzenschaft hielt. Da ein Suchen nach der Lanzenspitze jedoch erfolglos blieb, musste ich annehmen, dass es der „Stab eines Alten" oder ein „Würdeabzeichen" gewesen ist. Holzfasern in der Länge von 5—10 cm konnten geborgen werden. Zu Füssen des Skeletts lagerten zerschlagene Tierknochen, vielleicht vom Leichenschmause herrührend.

Sowohl um den Kopf wie um die Füsse war durch vertikales Aufstellen von mässig grossen Schiefer- und Dolomitplatten eine Abgrenzung geschaffen worden, eine Erscheinung, die auch bei den anderen, später blossgelegten Skeletten beobachtet wurde. In keinem Falle bildeten die Steine eine „vollständige Grabkammer."

Nur etwa 20 cm westlich der „Steinpackung um den Kopf" und ebensoweit nördlich stiessen wir auf die Füsse eines zweiten Skeletts, welches wir so freilegten, dass Dr. Quantz es verpacken konnte.

Auf der linken Schulter fand sich ein schliessbarer, oxydierter Ring aus Silber, dem scheinbar reichlicher Kupfer zugesetzt ist als dem Silber der drei aufgereihten, granulierten Filigran-Hohlkugeln. Die letzteren, ähnlich den von P. Reinicke in den Verhandlungen der Berl. Anthr. Ges. 1896, 469 beschriebenen dalmatinischen Hohlkugeln, zeigen eine mehr gelbliche, an Gold erinnernde Färbung. Den Raum zwischen je zwei Kugeln füllen Umwicklungen aus feinem, gewundenem Silberband aus, wie es zu den Filigranarbeiten benuzt worden ist. Das Vorkommen dieses „byzantinisch-arabischen Ohrschmucks"

gestattet uns eine ungefähre Datierung der „sorbischen Gräber“. (Fig. 6.)[1]

An der rechten Schulter lag ein zierliches Messer von Eisen, nur 10 cm lang, an dessen Angel noch Spuren des Holzgriffs bemerkbar waren.

Mit der jugendlichen Frau war gleichzeitig zwischen den Oberschenkeln ein Kind bestattet worden, dessen wenig entwickelte Zähnchen auf das Alter von 1 Jahr schliessen liessen.

Gleiche Beobachtungen hat Klopfleisch in Leubingen bei slavischen Frauengräbern gemacht.[2]

Zu Füssen der Bestatteten waren Geflügelknochen, Reste eines Leichenschmauses oder der Wegzehrung, gelagert.

Da Dr. Quantz das wohlerhaltene Skelett bergen wollte, musste ich hier die Arbeit für einige Zeit unterbrechen und machte ich mich an die Untersuchung des längs der Chaussee laufenden Rasenstreifens, CC, jedoch ohne Erfolg.

Ich nahm daher die Arbeit an den Skelettgräbern wieder auf, wo wir bereits bemerkt hatten, dass die Füsse eines dritten Skeletts zur Rechten des Hauptes bis an den rechten Unterarm des Frauenskeletts sich erstreckten. Während dieses dritte Grab schräg zu No. 2 lag, ergab die weitere Nachforschung, dass bei nur geringen Zwischenräumen, etwa 25—30 cm, noch zwei Gräber in gleicher Richtung und in derselben Reihe vorhanden waren. Beigaben fehlten; jedoch stand in der Nähe des fünften Grabes unter dem Rasen, in unberührtem Boden, eine zerdrückte Graburne, aus deren Leichenbrande dünne, blechartige Streifen von stark oxydiertem „Eisen“ ausgelesen wurden. Welchem Zwecke das Eisen einst gedient haben mochte, war nicht festzustellen.

Auch wurde hier ein vereinzelter menschlicher Schädel in scheinbar ursprünglicher Lagerung gefunden, ein Vorkommnis, dessen Adler S. 8 gedenkt und auch Klopfleisch in dem angegebenen Berichte S. 545 bezüglich der Slavengräber von Leubingen Erwähnung thut.

Da an der steil abgestochenen Wand, DD, wie bereits erwähnt, noch menschliche Gebeine hervorsahen, welche genau in der Reihe der letztgenannten Skelette lagen, wurde hier die Aufgrabung fortgesetzt, wobei zunächst Scherben und Tropfen von Bronze, die zum

[1] Vergl. Friedel, „Hacksilberfunde aus der Odergegend.“ Verh. d. Berl. Ges. 1895.

[2] Kurzer Bericht über die erste Ausgrabung des Leubinger Grabhügels in „Neue Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins“ XIV. 1878, 546.

Teil auf einem halbverbrannten Schädelstück hafteten, zu Tage kamen; es folgte dann die Blosslegung der Skelette eines Kindes und eines kräftigen Mannes, an dessen rechter Hüfte ein Messer lag; östlich davon, in gleicher Richtung mit dem Grabe No. 1, wurde gleichfalls ein Kinderskelett freigelegt.

Bei dieser Arbeit neigte sich ein schmaler, stehengebliebener Erdblock zur Seite, jedoch glückte es, denselben festzuhalten und Teile eines zerdrückten Gefässes sowie den Inhalt desselben zu retten. Der letztere bestand neben Leichenbrand aus folgenden Beigaben:

Ein gegossener Bronzering von 3 cm äusserem Durchmesser und kreisrundem Profil, ein Stück Bronzeblech mit zwei Zierstreifen nahe den Rändern, vielleicht einst ein Fingerring, und das Stück eines gegossenen Bronzerings, der 4—5 cm Durchmesser gehabt hat.

In der Nachbarschaft fand sich ein zweites, gleichfalls zerdrücktes Gefäss mit den Knochenresten eines Kindes, denen ein mit Durchbohrung versehener Streifen aus Bronzeblech und zwei grössere Ringe aus Schiefer, die mit im Feuer gewesen sind, beigegeben waren. (Fig. 7 und 8.)

Während der zuerst gefundene kleine Steinring, fein abgerundet wie ein gegossener Bronzering, einen ringförmigen Querschnitt zeigt, sind die zuletzt genannten flacher und flüchtiger gearbeitet. Der grössere Ring zeigt sogar einen fast dreieckigen Querschnitt, wobei der äussere Rand nur mässig abgeputzt ist.

Die Herstellung dieser nur Kindergräbern beigegebenen Schmuck- oder „Zahnringe“ ist so vor sich gegangen, dass Schieferplättchen von beiden flachen Seiten her mit einem härteren Stein oder mit Hülfe von Holz und Sand durchbohrt und dann durch Abschleifen in die Ringform gebracht werden. Als Vorbilder dürften bei den zuletzt genannten Stücken „Bernsteinringe“ gedient haben. Bekanntlich finden sich in Kindergräbern des lausitzer Typus sehr häufig durchbohrte Steinchen, kleine flache Geschiebe, deren Form in der Regel nicht weiter durch Abschleifen verändert worden ist; diese sind als „Zahnsteinchen“ und nicht als Schmuck oder Amulette anzusprechen.

Die Zeit zu bestimmen, welcher das „Brandgräberfeld“ angehört, ist nicht leicht, da neben Scherben nur zwei Gefässe, darunter ein wenig charakteristisches, erhalten sind und die spärlichen Beigaben sämtlich durch Feuer gelitten haben. Von den früher dort gefundenen Gegenständen sind mir nur zwei flache Fingerringe und ein fast Ωartiger „Ohrring“ aus dünnem Draht, dessen Enden rechtwinklig nach entgegengesetzten Richtungen umgebogen sind, in Pössneck vor-

gelegt wurden. Bezüglich des „Ohrrings“ sei bemerkt, dass er unmöglich in einer Durchbohrung des Ohrläppchens getragen worden sein kann; er hätte, da eine Schliesse fehlt, herausfallen müssen. Vielleicht ist ein aus organischem Stoff wie Knochen oder Horn bestehendes „Verbindungsstück“ im Feuer vergangen, eine Annahme, die ja auch bei unsern scharfkantigen hallstatt- und latènezeitlichen Ohrringen aus Bronzeblech berechtigt erscheint, — falls wir sie nicht lediglich als „Totenflitter“ anzusehen haben.

Die Blechstreifen und flachen Fingerringe, die Reste gereifelter Arm- und Halsringe sowie das Eisenblech dürften für das Ende der Hallstattzeit sprechen.

Die mir von Dr. Quantz an Ort und Stelle entworfene Zeichnung eines von ihm früher dort geborgenen schalenartigen Gefässes zeigt Gruppen von nach unten divergierenden Strichen als Verzierung. Das Original habe ich leider nicht zu Gesicht bekommen. Hoffentlich giebt die von mir geplante Ausgrabung am Dorfe Bodelwitz noch günstige Aufschlüsse!

In slavischer Zeit ist dieser vielleicht wüst liegende Urnenfriedhof wieder als Begräbnisplatz in Benutzung gezogen worden.[1] Die Beisetzung erfolgte in Reihen und scheinbar mit mehr Regelmässigkeit als bei Leubingen.

Während Klopfleisch dort mehrfach Reste von Holzsärgen und in einem Grabe verteilt die Knochen eines Pferdes gefunden hat, sind hier gleiche Beobachtungen nicht gemacht worden.

Adler spricht die Ansicht aus, dass die Sorben ihre Toten verbrannt hätten, von Beisetzungen fände man keine Spur, nur bei Seysla habe man neben Brandgräbern der Milziener und Siusler auch ovale mit Steinen ausgesetzte Skelettgräber aufgedeckt. Die „Armut der Beigaben“ hebt auch Adler hervor. Gefässe wurden den Beerdigten nicht mitgegeben und habe ich trotz eifrigen Suchens nur einen einzigen slavischen Scherben entdecken können. In altslavischen Gräbern Kroatiens und Slavoniens sind Beigabegefässe zu Häupten der Bestatteten eine regelmässige Erscheinung.

Etwas ergänzt wurden die von mir ausgegrabenen Beigaben, drei kurze Messer und der Ohrschmuck, durch zwei Stücke, welche früher dort bei einem Skelett gefunden worden sind, nämlich durch einen kleinen **S** förmig gebogenen Hakenring aus Bronze, wie sie in slavischen und in ehedem von Slaven bewohnten Ländern häufig sind, und durch

[1] Vgl. R. Beltz „Die Vorgeschichte von Mecklenburg, 156.

eine länglige façettierte Bernsteinperle. S-förmig gebogene Bronzeringe der kleineren Form, die, auf Lederriemen befestigt, einen Kopfschmuck (Klapperzierat) gebildet haben, hat Klopfleisch bei Leubingen in der „obersten", slavischen Schicht ausgegraben, und glaubte die Gräber deshalb in das 4. bis 7. Jahrhundert versetzen zu müssen. Die Filigranarbeiten, wie sie unser Ohrschmuck aufweist, kommen nach D. N. Anutschin[1] erst in der Blüte der Kurgankultur im Gouvernement Kostroma, in der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert, vor; uns sind jedoch derartige Schmuckstücke als Teile von Hacksilberfunden aus dem 9. Jahrhundert bekannt und dürfte auch unser slavisches Gräberfeld dieser Zeit angehören.

O. Förtsch.

Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. d. Unstrut, Kreis Querfurt.

Zweiter Teil.

(Hierzu Tafel XI, XII und XIII.)

Da die seit dem Jahre 1900 von mir in Gemeinschaft mit Herrn Rentmeister und Amtsvorsteher Kuntze in Burgscheidungen innerhalb des dortigen gleichnamigen Amtsbezirks vorgenommenen Ausgrabungen abermals zu beachtenswerten Ergebnissen geführt haben, so gebe ich hier als Fortsetzung meiner in den Mitteilungen des Provinzial-Museums der Provinz Sachsen zu Halle a. S. im Jahre 1900 bei O. Hendel (Heft II, S. 70—104) veröffentlichten Ausgrabungsberichte und unter dem nämlichen Titel wie früher, eine Beschreibung derjenigen neuerdings von uns aufgedeckten Gräber, welche eine Mehrzahl von Grabbeigaben enthielten. Die Beschreibung und Abbildung einer grossen Zahl von Fundstücken aus einer dorfähnlichen Ansiedelung der bandkeramischen Zeit behalte ich mir für eine spätere Gelegenheit vor, wenn die Fundstelle mir erschöpft zu sein scheint. Die in den Fluren Reinsdorf und Vitzenburg gemachten Funde sind zwar nicht in meinem Beisein ausgegraben worden, werden aber der Vollständigkeit halber in meine Fundberichte mit aufgenommen. Die einzelnen Berichte ordne ich ohne Rücksicht auf die Zeitstellung, welche sich ja keines-

[1] Globus, B. LXXVII. 1900.

wegs immer sicher bestimmen lässt, nach der Buchstabenfolge des Anlauts der Ortsnamen und gebe ihnen fortlaufende Nummern im Anschluss an die Nummern des ersten Teils, beginne also mit No. XIII. Im übrigen verweise ich auf die Vorbemerkungen zu dem erwähnten ersten Teile über diesen Gegenstand.

XIII. **Burgscheidungen a. d. Unstrut, Anger.** Ausgrabungsstelle A. (Kreis Querfurt).

Am 20. Juli 1900 wurde auf dem nordöstlich, bezw. nördlich vom Schlosse Burgscheidungen gelegenen Anger — und zwar westlich des von Burgscheidungen nach Carsdorf führenden Fahrweges — ein länglich runder, grosser Hügel durch einen Arbeiter derart angegraben, dass die Breite des von Osten nach Westen gerichteten Stollens anfangs nur 1 m betrug, aber je weiter nach innen um so mehr zunahm. Am folgenden Tage wurde mit drei Arbeitern der Stollen bis etwa in die Mitte des Hügels geführt und von da aus nach Süden. In der Mitte des Hügels fand sich (0,82 m unter der Oberfläche) zunächst ein kleiner, schöngeformter, schnurverzierter Henkelkrug oder Becher (siehe die Abbildung auf Tafel XI), der leider sehr mürbe, sonst aber ziemlich gut erhalten war. Seine Form ist die bekannte der ostthüringischen schnurverzierten Becher; nur steigt der Hals fast senkrecht auf und ladet an der Öffnung fast gar nicht aus. Die Höhe beträgt 11 cm, von welcher 6 auf den Hals kommen, an dessen unterer Hälfte eine nicht mehr vorhandene, aber noch erkennbare Öse von nur 1,5 cm Länge gesessen hat. Der Durchmesser der Öffnung misst nur 6 cm, der des Bauches 8,5, der des Bodens 4,5 cm. Der Hals ist von 10 eingedrückten Schnurlinien umgürtet, der Oberbauch mit einem Gürtel keilförmiger Kerben verziert, eine Verzierungsweise, die sich an anderen steinzeitlichen Gefässen auf dem Anger und dem Märmel in Burgscheidunger Flur wie auch auf dem Bühnzchen in Tröbsdorfer Flur gefunden hat. (Siehe Mitteil. aus dem Prov.-Mus. Halle, 1900. Taf. IV, No. 18 und 20 und Taf. V, No. 10.) Unter dem Becher fand sich dann noch ein kleines Steinbeil in Keilform aus Kieselschiefer und das spitze Ende eines Feuersteinmessers, die auf Tafel XI nicht mit abgezeichnet sind, weil ihre Formen nicht besonders merkwürdig sind. Etwas entfernt von diesen Gegenständen, aber in gleicher Tiefe, fanden sich dann noch Scherben von zwei schnurverzierten Gefässen, welche Becher gewesen zu sein scheinen. Ein Halsstück von einem dieser Gefässe ist ebenfalls mit einer Öse versehen. Die Scherben sind sehr mürbe, und da viele Stücke fehlen, so ist eine Zusammensetzung

ausgeschlossen. Von der Mitte des Hügels aus, etwas weiter nach Süden zu, fand dann ein Arbeiter nur etwa 0,30 m tief noch einen Kornquetscher aus Kiesel oder Granit.

Wegen der übergrossen Hitze musste die Arbeit gegen Mittag eingestellt werden. Bei dem grossen Umfange des Hügels ist nicht ausgeschlossen, dass sich in ihm noch weitere Bestattungen finden. Freilich blieb ein im Jahre 1901 gemachter Versuch, bei welchem der Hügelteil südlich vom Eröffnungsstollen aufgegraben wurde, ohne Erfolg; doch kann eine Untersuchung der übrigen Teile vielleicht doch noch zu einem Ergebnis führen.

Das Hauptgrab in der Mitte, welches zweifellos einer frühen Periode der jüngeren Steinzeit angehört, ist offenbar nicht ungestört geblieben. Mindestens sind die Amphoren, die man in einem Grabe aus dieser Zeit erwarten durfte, zerbrochen und ihre Scherben zerstreut worden, vermutlich beim Graben von Baumlöchern.

XIV. **Burgscheidungen a. d. Unstrut, Anger.** Ausgrabungsstelle B, Tafel XI. (Kreis Querfurt.)

Dicht vor dem Schlosse Burgscheidungen ziehen sich auf der Ostseite des nach Carsdorf führenden, anfangs mit grossen Kastanien bestandenen Fahrwegs 3 Dämme von ungefähr 150 Schritt Länge nebeneinander hin. Der der Fahrstrasse nächstgelegene ist der niedrigste; jeder folgende hat zunehmende Höhe. Der vorderste ist 0,30 bis 1 m hoch, der zweite mindestens 1,50 m und der dritte, dessen Vorderrand ebenfalls mindestens 1,50 m hoch ist, steigt bis zu 2 m und 2,50 m Höhe an. Allerdings scheint hier keine Aufschüttung, sondern natürliche Erhöhung vorzuliegen. Am 5. Oktober 1899 liess ich dem Hause des Herrn Rentmeister Kuntze gegenüber einen Durchstich in Breite von 2,5 m machen. Der Damm bestand durchweg aus schwarzem Humus, der hier und da mit Steinen untermischt war. In der Erde fanden sich aber auch zahlreiche Urnenscherben mit und ohne Verzierung, namentlich viele Randstücke mit umgebogenem Rande (Fig. 1); ausserdem sehr viele Tierknochen vom Reh, Schwein und Rind, aber auch vom Biber.[1] Das Ganze machte den Eindruck, als ob die

[1] Biberkiefer sind gefunden worden: 1. auf dem Anger bei Burgscheidungen, gerade gegenüber Rentmeister Kuntze; 2. unterhalb Burgscheidungen auf den Wiesen nördlich der Unstrut beim Bau der Eisenbahnbrücke, und zwar in Tiefe von mindestens $2\frac{1}{2}$ m; 3. in einer Erdgrubenwohnung unweit der Unstrut und des Sülzengrabens in Carsdorfer Flur auf der Mark Seigerstedt auf einer Breite des Carsdorfer Ortsrichters Lohse.

Reste eines grossen Mahles, sowohl von zerbrochenen Gefässen wie auch von Knochen verzehrter Tiere hier aufgeschüttet und mit Rasenerde überdeckt worden wären. Für ein sogenanntes Schindleich (Schingeleich), d. h. einen Bestattungsort für gefallenes Vieh, sind die Dämme viel zu gross; auch wäre durch diese Annahme die massenhafte Beimengung von Urnenscherben, die dem 4. bis 8. Jahrhundert n. Chr. angehören können, unerklärt.

Am 13. April und im Mai 1901 wurden die Versuche an einer anderen, nicht weit von der früheren entfernten Stelle wieder aufgenommen. Bald zeigte sich eine anscheinend absichtlich geglättete Wand aus gewachsenem Bundsandstein, und beim Weitergraben noch andere, deren Lücken durch ergänzendes Mauerwerk miteinander verbunden waren. Es wurde so ein kammerartiger Raum aufgedeckt, dessen Seiten 3×4 m massen und dessen Längenachse von SO nach NW läuft. Ausser einer Menge von Knochen und Scherben, die zum Teil slavisch waren, zum Teil auch der merowingischen Zeit angehören mögen, wurden in diesem Raume folgende Gegenstände gefunden:

1. verschiedene verrostete Eisenteile (Messer, Nägel u. dgl.);

2. eine wirtelförmige Perle aus weissem Speckstein von 2,3 cm Durchmesser und 1,4 cm Höhe (Fig. 2);

3. ein kleiner Glasring;

4. ein kleines, grauschwarzes Pferdchen aus Thon, 5,5 cm hoch und 4 cm lang, mit geraden, sägebockartig abstehenden Beinen und einem runden Loche im vorderen Teile des Bauches, das jedenfalls zur Befestigung der Figur gedient hat (Fig. 3). Offenbar ein Kinderspielzeug;

5. der mit Ausguss und Traghenkel versehene Rand eines Gefässes aus weissem, hartgebranntem Thon, mit Stempelverzierung (Fig. 4). Der Durchmesser der Öffnung misst 6,5 cm, die Höhe des Henkels 3 cm. Möglicherweise haben ein Bodenstück und ein gerieftes Wandstück aus demselben Material und von derselben Farbe, die unweit von dem Randstücke gefunden wurden, zu demselben Gefässe gehört;

6. zwei ziemlich nahe bei einander liegende Kämme aus glatt geschnittenen Röhrenknochen von 12 cm Länge und 3 (am oberen Ende) bezw. 1,75 cm (an der Spitze) Breite, mit 8 Zinken, die 8,5 cm lang sind. (Fig. 5.) Die beiden äusseren Zinken sind am oberen Teile zwischen 0,5 und 0,3 cm breit. Das breite obere Ende ist etwa 1 cm unterhalb des Randes durchbohrt, offenbar, um den Kamm auf eine Schnur ziehen und umhängen zu können. Genau ein solcher Kamm

ist in den „Baltischen Studien“, 46. Jahrgang, Taf. V, Fig. 18 (Stettin 1896) abgebildet. In dem beigegebenen Texte werden diese langen, schmalen Kämme gegenüber den breiteren der älteren Perioden als slavisch bezeichnet; doch braucht diese Art von Kämmen nicht bloss auf slavische Gegenden und Zeiten beschränkt gewesen zu sein. Im Februar 1902 wurde mir von Herrn Landwirt Fricke in Helfta ein verziertes Knochenstück überbracht, welches in dem Garten des Finders gefunden worden ist. Dies war ganz offenbar das obere Ende eines aus einem Röhrenknochen geschnittenen Kammes von ebenfalls 3 cm Breite, an dessen unterem Rande noch die Einschnitte von etwa 10 abgebrochenen Zinken sichtbar waren. Es war ebenfalls mit einem Loche zum Durchziehen einer Schnur versehen und mit 5 eingeritzten Kreisen, die einen Mittelpunkt zeigten, verziert. Diese Art der Verzierung verweist das Kammstück in eine vor der slavischen liegende Zeit, zeigt also, dass diese Kammform auch schon in älteren Zeiten gebräuchlich war.

XV. **Dorndorf a. d. Unstrut,** Guter Brunnen (Kreis Querfurt).

Mittwoch den 3. Oktober 1900 wurde am Rande der auf dem Muschelkalkplateau hoch über der Unstrut sich hinziehenden Lehde der Dorndorfer Gemeinde, nordöstlich von Dorndorf und etwas südöstlich von dem am Steilhange des Plateaus oberhalb eines Wäldchens entspringenden Guten- oder Gesundbrunnen, nicht weit von der Nordgrenze der Dorndorfer Flur, ein Hügel in Angriff genommen, der ungestört zu sein und deshalb eine gute Ausbeute zu versprechen schien. Nachdem ich den Durchmesser des Hügels von S nach N auf etwa 14 Meter festgestellt und sowohl die süd-nördliche wie auch die ost-westliche Durchschnittslinie in den sehr kurzen, aber auch sehr zähen Rasen hatte einhauen lassen, gingen die Arbeiter von Süden her längs der Mittellinie mit Hacke und Schaufel gegen das Innere vor, anfangs in einer Stollenbreite von nur wenig über 1 m. (Siehe den Plan auf Tafel XII.) Nachdem sie 4 m weit ins Innere vorgedrungen waren, zeigte eine Steinsetzung in dem schwarzen Erdreich den Beginn einer Steinkammer (A des Planes) an, welche mit schwarzer Erde gefüllt und von dicht nebeneinander gelegten, nicht sehr grossen Steinen überdeckt war. Die Länge dieser von S nach N gerichteten Kammer, deren Wände aus aufeinander gelegten kleinen Platten und Blöcken bestanden, betrug einschliesslich der 1,25 m hohen Wände 2 m, die Breite 1,5 m. In diesem, auf dem Muschelkalkboden errichteten Grabe fanden sich ausser sehr dürftigen Skelettresten und einer

Knochenpfeilspitze von 4,5 cm Länge (Fig. 1a) und einem Feuersteinmesserchen (Fig. 1b) von ebenfalls 4,5 cm Länge und 2,5 cm Breite nur mehrere Urnenscherben, die nichts Ganzes ergaben, und einige Schmucksachen aus Bronze. Dieselben bestanden aus vielen kleinen Ringen von $^1/_2$—1 cm Durchmesser und einem aus grösseren Ringen von 2—2,5 cm Durchmesser bestehenden Ziergehänge (Fig. 2a und b), welches vielleicht als Ohr- oder Nasenschmuck gedient hat.[1] Da der Abend heranrückte, musste für diesen Tag die Arbeit eingestellt werden.

Am folgenden Tage (Donnerstag den 4. Okt. 1900) fuhren wir gegen $9^1/_2$ Uhr vormittags bei wunderschönem „Altweibersommer" mit der Aufdeckung des Hügelinnern fort. Nachdem wir die nördliche Giebelwand der Steinkammer A beseitigt hatten, in deren Nähe sich wieder verschiedene grün patinierte Bronzereste fanden, zeigte sich, dass sich nach Norden zu an die erste Kammer eine zweite (B des Planes) in derselben Längsrichtung und von derselben Breite, doch etwas grösserer Länge anschloss. In dieser fanden wir ausser mehreren (mindestens 2) Skeletten in der Südwestecke zunächst eine völlig zerquetschte Amphora mit keilförmiger Grübchen- und unregelmässiger Strichverzierung (an der Stelle a des Planes), ferner einen Becher (ebenda) und sodann wiederum verschiedene, sehr rauh patinierte Schmucksachen aus Bronze, meist in Gestalt von Perlen oder durch Schmelzung entstandenen Tropfen.

Die Amphora (Fig. 3a) ist von beträchtlicher Grösse. Sie ist 31 cm hoch, hat einen Durchmesser der Öffnung von 12, des Bauches von 28 (oder einschliesslich der Ösen von 34) cm, des Bodens von 10,5 cm. Der nur 4 cm hohe Hals ist am unteren Teile ziemlich eingezogen und schmucklos; der Oberbauch dagegen, dessen Umbruchstelle sich 15,5 cm über dem Boden befindet, ist in der Nähe des Halses und auf dem Umbruche mit je einem Gürtel keilförmiger Grübchen verziert. Zwischen diesen beiden Gürteln findet sich eine

---

[1] Dass die Sachen aus Bronze und nicht aus Kupfer bestanden, ergab eine von Herrn Oberprobierer Koch in Eisleben vorgenommene Untersuchung, deren Ergebnis laut Untersuchungsbericht vom 20. Nov. 1900 folgendes war: „Die mit einem grünen Überzug von Kupferflorür versehene Masse konnte, nachdem derselbe durch Waschen entfernt war, in der Achatschale bis auf eine geringe Menge Metall zerdrückt werden (rotes Pulver incl. etwas Metall), war also fast vollständig in Oxydul umgewandeltes Metall. Die quantitative Untersuchung ergab: 78,384 % Kupfer; 13,445 % Zinn in der Hauptsache als Kupferoxydul resp. Zinnoxyd vorhanden."

ganz regellose Verzierung von parallelen und sich schneidenden geraden Linien. Die Ösen haben drei senkrecht laufende Wülste.

Für den Becher (Fig. 3b) ergab sich nach seiner Wiederzusammensetzung eine Höhe von 15 cm, während der Durchmesser der Öffnung 7,5, des Bauches 11,5, des Bodens 7,5 cm beträgt. Der 5,5 cm hohe Hals erhebt sich oben fast senkrecht, erweitert sich aber beträchtlich nach unten, wogegen der Bauch fast Doppelkegelform mit nicht sehr scharfem Umbruch hat. Den fast gar nicht abgesetzten Hals umziehen 5 dreifache Schnurbänder, an welche sich auf dem Oberteile des Bauches ein ebenfalls aus dreifachen Schnurlinien zusammengesetzter Zickzackgürtel mit Wolfszahnverzierung anschliesst.

Gleich hier sei angemerkt, dass bei der am 12. April 1901 fortgesetzten Ausgrabung dieses Hügels sich herausstellte, dass die Kammer *B* ursprünglich weiter nach Norden zu sich erstreckt haben muss, als es bei der ersten Eröffnung der Anschein hatte. Denn unter- und ausserhalb der Nordmauer von *B* fand sich nachträglich der obere Teil eines Skeletts, dessen unterer Teil (Schenkel u. a. m.) in *B* gefunden worden war, und ausserdem nördlich von ihm in kurzer Entfernung eine der vorigen parallele zweite Mauer, jedenfalls die ursprüngliche Nordmauer der Kammer *B*. Zwischen diesen beiden Mauern, der ursprünglichen und der später eingesetzten, wurden ziemlich dicht unter der Oberfläche und zwischen einer Steinpackung gleichsam eingekeilt, ein oder zwei völlig zerdrückte Gefässe gefunden, deren Form einstweilen nicht festgestellt werden konnte, die aber vermutlich der Bronzezeit angehören, worauf erstens die Art der Beisetzung hindeutet und zweitens der Umstand, dass etwa 1 Fuss tief unter ihnen zwischen Steinen Reste eines grün patinierten Bronzeschmuckes, welche Band-, Rollen-, Kreuz-, und Tropfenform hatten und denen ihre ursprüngliche Form zum Teil im Feuer verloren gegangen sein muss, gefunden wurden. Jedesfalls hat also in der Kammer *B* ursprünglich (in der jüngeren Steinzeit) eine mehrfache Skelettbestattung unter Beigabe steinzeitlicher Gefässe stattgefunden; in der Bronzezeit aber hat dann unter Einsetzung einer den Innenraum verengenden Mauer und unter teilweiser Vernichtung der ursprünglichen Grabbeigaben eine zweite Bestattung stattgefunden.

Da nun der Hügel nach Westen zu noch etwas sich erhöhte, so wurde, nachdem mit 7,70 m Stollenlänge die Mitte des Hügels überschritten war, die Ausgrabung nach Westen zu fortgesetzt. Da zeigte sich denn bald, dass sich an die westliche Langseite der Kammer *B* noch zwei von Ost nach West gerichtete Kammern anschlossen, deren

nördliche (Kammer *C* des Planes) 2 m lang und etwa 1 m breit war, während die südliche (Kammer *D* des Planes) nach Süden zu anscheinend keine Wand hatte; wenigstens brachte die dorthin weiter geführte Ausgrabung weder jetzt noch später hier eine Wand zu Tage. Die Südwand der Kammer *C* war übrigens verhältnismässig schmal und auch erheblich niedriger, als die bisher blossgelegten Wände. Denn während diese die Höhe von 1,30 bis 1,40 m erreichten, war jene nur 0,5 m hoch und bestand auch im Gegensatze zu den anderen aus Platten und Blöcken, die auf die schmale Kante gestellt waren.

In der nördlichen Kammer (*C*) fand sich ein auf der Seite liegender Hocker, dessen Füsse nach Osten gerichtet waren und dessen Schädel im Westen lag (auf der durch den Buchstaben *f* bezeichneten Stelle des Planes), während der gekrümmte Rücken der Nordseite zugekehrt war. Hinter den Halswirbeln des Skeletts im Rücken desselben stand dicht an der Nordwand (bei der Stelle *b*) ein gelbroter, schnurverzierter Becher von der bekannten ostthüringischen Form, der durch die Erdmassen, wie sämtliche Gefässe in diesem Hügel, zerdrückt war. (Fig. 4.) Nach seiner Wiederzusammensetzung ergab sich, dass er eine Höhe von 14,5 cm hat. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 10,5, der des Bauches 11,5, der des Bodens 6,5 cm. Der Hals ist 6,5 cm hoch und mit sechs dreifachen Schnurlinien verziert. Unmittelbar an die unterste schliesst sich eine Wolfszahnverzierung an, aus schnurförmig schraffierten Dreiecken bestehend, deren Spitzen sich bis auf den Bauchumbruch erstrecken. Aus den Massverhältnissen ergiebt sich schon, dass der Becher eine breite, untersetzte Gestalt hat. In ihm lag ein kleiner, an den naturrauhen Schmalseiten fast parabolischer, sonst aber rechteckiger Steinkeil aus Kieselschiefer oder vielleicht auch Nephrit (Fig. 5), nur 6 cm lang, 3 cm breit und bis zu 2 cm dick. Hinter ihm lag ein anscheinend nur zur Hälfte erhaltener Wetzstein aus Sandstein (Fig. 6), 8 cm lang, 7 cm breit und gegen 3,5 cm hoch, der auf beiden Seiten benutzt worden ist, und vor ihm ein Eberzahn von etwa 9 cm Krümmungsdurchmesser. (Fig. 7 c.) Von dem Skelett war die ungewöhnlich starke Kinnlade mit sämtlichen Zähnen noch sehr gut erhalten, wogegen der Schädel trotz aller angewandten Sorgfalt bald zerfiel. Auch zu beiden Seiten der Halswirbel lagen noch zwei Eberzähne (Fig. 7 a und b), von welchen der kleinere 10, der grössere 11 cm Krümmungsdurchmesser hat. So lange diese Zähne noch ungereinigt waren, schien es mir möglich, dass man dem Toten einen Schweinskopf zur Wegezehrung ins Jenseits mitgegeben habe, wobei

freilich bedenklich war, dass gar keine anderen Zähne oder Knochenreste vom Schwein sich vorfanden. Nach der Reinigung der Zähne aber stellte sich heraus, dass sie an der Breitseite schön abgerundet und überdies Löcher in sie eingebohrt waren, und zwar in die beiden kleineren je 2 — eins nahe der Spitze, das andere am entgegengesetzten Ende — in den grössten aber 4; nämlich 2 am breiten Ende, 1 nahe der Mitte und 1 unweit der Spitze. Es ist demnach anzunehmen, dass diese Zähne Bestandteile eines Halsschmucks gewesen sind. Der grösste Zahn ist noch recht gut erhalten; die beiden kleineren sind am breiten Ende beschädigt; doch lassen sich die ehemals hier vorhandenen Löcher noch erkennen.

Auch die in solchen Gräbern der jüngeren Steinzeit als Beigabe übliche Amphora (Fig. 8) fehlte nicht. Wir fanden sie in der Nähe der südlichen Wand (an der durch den Buchstaben *c* bezeichneten Stelle). Freilich war sie völlig zerquetscht; aber da wir alle Bruchstücke unserer Gewohnheit gemäss aufs sorgfältigste in besonderer Hülle einpackten, so gelang dank der beobachteten Vorsicht Herrn Kuntze nachträglich auch ihre Zusammensetzung. Ihre Höhe beträgt 21,5 cm; der Durchmesser der Öffnung misst 11, der des Bauches 19, der des Bodens 8,5 cm. Der Hals ist nur 3 cm hoch und mit 2 vierfachen Schnurbändern verziert. Diese Verzierung setzt sich auch auf dem Oberbauche noch fort, welcher oben mit 3 vierfachen Schnurbändern, darunter mit dem beliebten Wolfszahngürtel verziert ist, in üblicher Weise mit unmittelbarem Anschluss an das unterste Schnurband. Die Schraffierung der Dreiecke besteht durchweg aus 6 bis 7 parallelen Schnurlinien. Die beiden obersten Schnurbänder auf dem Oberbauche sind aus dem Grunde besonders merkwürdig, weil sich die Bänder auf der einen Seite schneiden, ein deutlicher Beweis, dass sie durch das Aufdrücken einer etwas nachlässig herumgelegten Schnurborte bewirkt worden sind. Die Spitzen der Wolfszähne sind durch einen den Bauchumbruch umziehenden Gürtel von keilförmigen Grübchen miteinander verbunden. 7 bis 8 solcher Grübchen sind auch auf der Oberseite der beiden Ösen eingedrückt.

Wie schon bemerkt, wurde auch südlich von der Kammer *C* noch eine vierte Kammer (*D*), welche allerdings nach Süden zu keine abschliessende Wand hatte, aufgedeckt. In dieser fanden wir wiederum das Skelett eines liegenden Hockers, dessen Schädel (an der durch den Buchstaben *g* bezeichneten Stelle) gleichfalls im Westen lag, während die Füsse nach Osten gerichtet waren. Auch ihm war ein rotgelber, schnurverzierter Becher ostthüringischer Form (an der

Stelle *d* des Planes) beigegeben. (Fig. 9.) Seine Höhe beträgt 14 cm, von denen 7 auf den Hals kommen. Der Durchmesser der Öffnung misst $9^1/_2$, der des Bauches 10, der des Bodens 6 cm. Der Bauchumbruch liegt 5 cm über dem Boden. Der Hals ist von 5 dreifachen Schnurbändern umzogen. An das unterste schliesst sich wiederum ein Wolfszahngürtel an, dessen Dreiecke durch eine Füllung von Schnurlinien schraffiert sind. Schon die Masse zeigen, dass seine Form erheblich schlanker ist, als die des Bechers in der Kammer *C*. Zur Seite des Schädels nach Süden zu fanden sich noch mehrere Scherben, die zu einer Amphora gehört haben mögen, aber nichts Ganzes ergaben. Ausserdem fand ich in der Nähe des Schädels (an der durch den Buchstaben *h* bezeichneten Stelle) einen ziemlich grossen und starken Keil aus Kieselschiefer (Fig. 10) von fast rechteckiger Form, dessen Schmalseiten beinahe parabolisch sind. Die Länge misst 12,5, die Breite 7 und die grösste Dicke 3 cm. Gleich danach fanden wir in der Kammer *D* weiter nach Süden zu noch ein zweites Skelett, welches ebenfalls als Hocker beigesetzt gewesen sein muss. Neben ihm fanden sich auch alsbald Urnenscherben. Da aber der Tag sich neigte, so musste die Ausgrabung eingestellt werden; doch wurde sie Sonnabend, den 6. Oktober 1900 fortgesetzt.

Zunächst wurde das zweite (an der mit dem Buchstaben *i* bezeichneten Stelle aufgefundene) Skelett vollständig freigelegt, dessen nahe beieinander liegende Knochen es als das eines Hockers kennzeichneten. Östlich von ihm fanden wir (bei der Stelle *e* des Planes) Gefässbruchstücke; nach Grösse und Verzierungsweise zu urteilen, von einer Amphora. Sonstige Beigaben wurden hier mit Ausnahme eines Schleudersteines von 5 cm Länge, 3,5 cm Breite und 1,75 cm grösster Dicke, der sich als ein schöner, glatter Kiesel erwies (Fig. 11), nicht gefunden. Doch verdient bemerkt zu werden, dass sich unweit des Skeletts in dem tiefschwarzen Erdreich Streifen von rötlichbraun aussehendem, in mehlartiges Pulver zerfallendem Holz vorfanden, die von irgend einem beigegebenen Gerät aus Holz, vielleicht einem Schleuderstocke oder dergleichen, herrühren mögen.

Glücklicherweise ist Herrn Kuntze die Zusammensetzung der an der Stelle *e* gefundenen Gefässscherben aufs beste gelungen. Die so wiederhergestellte Amphora (Fig. 12) erweist sich als ein überaus merkwürdiges Stück. Die Höhe beträgt 26 cm; der Durchmesser der Öffnung misst 11, der des Bauches 22,5, der des Bodens 9,5 cm. Der Hals ist nur 3,75 cm hoch, in der unteren Hälfte ziemlich stark eingezogen und mit 5 parallelen, einfachen Schnurlinien verziert. Der

Bauchumbruch befindet sich 13,25 cm über dem Boden. Auf ihm sitzen die üblichen zwei sich gegenüberstehenden Ösen, jede 5 cm lang und durch 6 Schnureindrücke verziert, welche den Rändern parallel laufen. Dicht unter dem Halse sitzen nun aber noch 5 kleine Ösen, welche so verteilt sind, dass auf der einen Hälfte des Oberbauches 4 nahe bei einander sitzen; auf der anderen Hälfte, den vorigen mitten gegenüber, nur eine. Zwischen diesen kleinen Ösen zieht sich nun, dieselben einfassend, eine aus zwei- und dreifachen Schnurlinien bestehende Verzierung hin, welche einem Netzgeflecht ähnelt und in einen bis zum Bauchumbruche reichenden, wolfszahnigen Zickzackgürtel ausläuft, der durch eine dreifache Reihe länglicher Grübchen verziert ist, in welche die Wolfszahnverzierung hineinstösst.

Nachdem den Winter über die Ausgrabung dieses Hügels geruht hatte, schritten wir Donnerstag den 11. April 1901 zu deren Fortsetzung. Weil der Hügel von der Kammer *C* nach Westen zu noch immer beträchtliche Höhe hatte, sollte festgestellt werden, ob etwa nach dieser Richtung hin ebenfalls Bestattungen stattgefunden hätten. Bald stellte sich heraus, dass auf dieser Seite noch eine fünfte Steinkammer vorhanden war (vergl. *E* auf dem Plane). In ihr lag ein Hocker mit auf der Brust gekreuzten oder doch zum Kinn herangezogenen Armen; in nächster Nähe des Skeletts lagen 2 Ringe von etwa 3 cm Windungsdurchmesser aus blaugrün patiniertem Bronzedraht. Von diesen gleichgeformten Ringen war aber nur der eine fast vollständig erhalten. Dieser zeigte eine achtmalige Windung und halbkreisförmigen Abschluss, ganz ähnlich dem in einem bronzezeitlichen Grabe in der Flur Tröbsdorf (zwischen Corthal und Blinde unterhalb des Heidelbergs) gefundenen, der aber bloss 4 Windungen hat (vergl. Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen, Festgabe, Halle, O. Hendel, 1900, S. 92, Abb. IV) und dort mit einer Säbelnadel zusammen gefunden wurde, deren ebene Kopffläche mit einer Öse ausgestattet ist. Eine Gefässbeigabe fand sich nicht.

Da immer noch die äusseren Teile des Hügels unaufgedeckt sind, so ist bei dem ungewöhnlichen Reichtum an Bestattungen in ihm möglich, dass bei fortgesetzter Nachgrabung noch weitere Grabfunde zum Vorschein kommen. So viel aber hat sich aus den bisher erhobenen Funden und den bei ihnen beobachteten Fundumständen schon jetzt ergeben, dass die Errichtung des Grabhügels in einer frühen Periode der jüngeren Steinzeit stattgefunden haben muss. Denn nicht nur die schnurverzierten Gefässe und die fast rechteckigen Steinkeile in den beiden Männergräbern *C* und *D*, sondern

auch die Bestattung sämtlicher Toten als liegender Hocker weisen auf diese Zeit hin. Übrigens zeigt die Anlage des Grabhügels und die Vergesellschaftung der Fundstücke grosse Ähnlichkeit mit dem von mir aufgedeckten und beschriebenen Grabe am Ratsbruche im Klossholze in der Flur Kirchscheidungen, in welchem Hocker neben langgestreckten Skeletten und schnurverzierte Gefässe zusammen mit Metallfunden aus der älteren bezw. ältesten Bronzezeit aufgedeckt wurden. Es kann nach Allem als gewiss gelten, dass in den Kammern *A* und *B*, ebenso wie in den Kammern *C* und *D* ursprünglich Hockerleichen aus der jüngeren Steinzeit beigesetzt worden sind, dass aber die beiden ersteren in der älteren Bronzezeit, es lässt sich nicht genauer bestimmen wann, erbrochen und zur Beisetzung von Toten aus dieser Zeit benutzt worden sind. Dafür spricht im besonderen auch der Umstand, dass die Kammern *A* und *B* mit zahlreichen, dicht nebeneinander gelegten Steinen bedeckt waren, die den ungestört gebliebenen Kammern fehlten, wogegen die Kammer *E*, in welcher ebenfalls, wie schon bemerkt, Bronzeringe gefunden wurden, zusammen mit Resten eines Hockerskeletts, ebenfalls von einer Schutzdecke aus Steinen überdeckt war. Da diese zweite Benutzung des Hügels aber schon, wie die Hockerskelette und die Formen der Metallfunde zeigen, schon in der älteren Bronzezeit stattgefunden hat, so muss zwischen ihr und den erstmaligen Bestattungen ein sehr beträchtlicher Zeitraum verstrichen sein, dessen Anfang zum mindesten in das dritte Jahrtausend v. Chr. G. zu verlegen ist.

XVI. **Gleina, Wüste Mark Glesendorf** (Kreis Querfurt).

Montag den 23. Juli 1900 wurde auf den Gleinaer Bergen in der wüsten Mark Glesendorf, südöstlich von dem Gräflich v. d. Schulenburgschen Weinberge, ganz nahe dem Rande des Muschelkalkplateaus und der Grenze der Flur Dorndorf, ein Hügel geöffnet, der zwar offenbar von Menschenhand aufgeschüttet war, aber durchaus nichts enthielt, als einige Knochen. Darum wurde die Ausgrabung eingestellt, zumal da der Hügel fast nur aus Geröll bestand.

Am 23. Juli 1900 nachmittags wurde da, wo der am Molkenborn vorüberführende Weg auf dem Gleinaer Höhenrande endet, und zwar genau 300 Schritt südlich von dem auf dem Höhenrande errichteten trigonometrischen Tippunkte, ebenfalls innerhalb der wüsten Mark Glesendorf, ein Hügel ausgegraben, der fast nur aus schwarzer Erde bestand. Doch zeigten sich auch bald, als von Osten her der Hügel in einer Breite von zunächst $1^{1}/_{2}$ m abgegraben wurde, Stein-

setzungen, deren Zweck zunächst nicht zu erkennen war. Doch war unverkennbar, dass sowohl nördlich wie südlich des nach Westen zu vorgetriebenen Stollens mauerartige Steinsetzungen vorhanden waren. Als sich die Arbeiter der Mitte des von Süden nach Norden elliptisch gestreckten Hügels näherten, stiessen sie auch nach Westen zu auf Steine, die schon ziemlich dicht unter der Rasendecke begannen. Zur grössten Verwunderung aller Anwesenden wurde beim Abheben der Rasendecke, kaum mehr als 1 cm unter derselben, ein Schädel blossgelegt, neben dem sich auch bald der Rand eines Gefässes zeigte. Nun wurde mit grösster Vorsicht zunächst die Rasendecke abgehoben und dann das Gefäss ausgegraben, welches sich als fast völlig unbeschädigt erwies, und darauf der Schädel, der leider — allerdings den Nähten entsprechend — in mehrere Stücke zerfiel. Bald danach fanden wir in der Nähe des Schädels auch dürftige Überbleibsel eines stark ausgeblühten, anscheinend strickartig gewundenen Ringes aus Bronze- oder Kupferdraht, der, nach den Krümmungen zu schliessen, etwa 3—3 $^1/_2$ cm Durchmesser im Lichten gehabt haben mochte. Das Gefäss, ein doppeltkonisches von fast schwarzer Färbung mit gelblichen Flecken, hat keine Ösen und auch keine Verzierung (Fig. 1). Es ist 12 cm hoch. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 9 $^1/_2$, der des Bauches 12 und der des Bodens 5 $^1/_2$ cm. Die Kimme des Bauches liegt 4 $^1/_2$ cm über dem Boden. Von dem unverbrannt beigesetzten Toten fanden wir nach und nach noch weitere Reste seines Skeletts in der Richtung von Süden nach Norden. Es stellte sich mit Sicherheit heraus, dass die Füsse nach NW zu gerichtet waren, der Kopf nach SO zu, das Gesicht aber nach Osten zu. Das Skelett lag auf einem 2 m langen und über 1 m breiten, sorgfältig hergestellten Steinpflaster, der Kopf im besonderen auf einer eigens ausgewählten Platte, die ein langes Rechteck mit auffallend geraden und ziemlich abgerundeten Kanten bildete, gleichsam ein schmales Kopfkissen aus Stein. Weiter nach der Mitte des Leibes zu kam ein Schleif- oder Wetzstein aus hartem, quarzigem Kalk zum Vorschein, der durch die unachtsame Hast eines Arbeiters in 3 Stücke zerschlagen wurde, aber, wie alte Bruchflächen bewiesen, auch schon beschädigt dem Toten beigegeben worden war. In der Gegend der Füsse fand sich noch eine in der Mitte eingeknickte Nadel aus Bronze oder Kupfer (Fig. 2) mit nur teilweise erhaltenem, durchlochtem, scheibenförmigem Kopfe. Sie war durchweg mit blaugrüner, starkblasiger Patina bedeckt. Ihre Länge beträgt 9 cm; doch war sie ursprünglich jedenfalls 10 cm lang. Ihre Form gleicht völlig der von

mir in Flur Kirchscheidungen im Klossholze, am Ratsbruch ausgegrabenen, welche in Gemeinschaft mit schnurverzierter Amphora und dergleichen Becher gefunden wurde. Aus allen hervorgehobenen Umständen, nämlich der Nichtverbrennung der Leiche, den Bronze- oder Kupferbeigaben, der Form der Nadel und auch des Gefässes ergiebt sich mit Sicherheit, dass diese Bestattung der ältesten Metallzeit angehört.

Auffällig war nun aber, dass das Skelett höchstens 2 cm unter der Oberfläche lag, obwohl das Grab offenbar ungestört geblieben war. Das lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass ein beträchtlicher Teil der Hügelkuppe schon früher abgetragen worden ist und dass die Abtragung unmittelbar über dem Grabe Halt gemacht hat.

Beachtenswert ist auch, dass nördlich von der nördlichen Steinsetzung oder Mauer, ziemlich nahe dem östlichen Fusse des Hügels, Reste eines Pferdeskeletts, namentlich eine wohlerhaltene Kinnlade, gefunden wurden.

Da die schwarze Erde sich auch unter dem Skelett noch weit in die Tiefe fortsetzte, so wurde beschlossen, am folgenden Tage die Ausgrabung bis auf den Urboden fortzusetzen.

Dienstag den 24. Juli 1900 wurde im südöstlichen Teile des Hügels ein eigenartiger Steinbau von 0,70 m Höhe, sowie 1,00 m Länge in der Richtung von Norden nach Süden und 1,50 m Breite in der Richtung von Osten nach Westen freigelegt, welcher 1,50 m von dem eben beschriebenen Grabe nach SO zu begann und das Aussehen eines fast quadratischen Altars hatte. Zwischen diesem Steinbau und dem Grabe in der Mitte des Hügels wurde das Skelett eines Kindes (ohne Beigaben) gefunden, das als Hocker beigesetzt worden sein muss, da die Skelettteile sich auf kurzem Raume beisammen fanden, und zwar nur 0,33 m unter der Rasendecke. Der Schädel, welcher infolge von Mürbigkeit zerfiel, lag auf der Seite, mit dem Gesicht nach Osten gekehrt.

Schliesslich wurde auch der fast quadratische Steinbau abgebrochen und genau untersucht, aber nichts Beachtenswertes in oder unter demselben vorgefunden. Nur das verdient Erwähnung, dass er durchweg aus Steinplatten, die nur durch wenig schwarze Erde (jedenfalls ehemaligem Rasen) miteinander verbunden waren, aufgeführt war, also in der That als Altar gedient haben mag. Die Ausgrabung der übrigen Teile des Hügels wurde auf spätere Zeit verschoben, um zunächst einen weiter nördlich in der wüsten Mark Windhausen liegenden Hügel in Angriff zu nehmen, den letzter einen Anzahl bei einander

gelegener Hügel, der, wie verlautete, bald ebenfalls beseitigt werden sollte und darum sofort untersucht werden musste.

XVII. **Gleina,** wüste Mark Windhausen, vor dem Lohholze (Kreis Querfurt).

Dienstag den 24. Juli 1900 begaben wir uns auf die Lehde zwischen dem Lohholze (in der NW-Ecke der Flur Gleina, bezw. der wüsten Mark Windhausen) und dem Steilabfalle des Muschelkalkplateaus, wo etwa in der Mitte zwischen Hässelgrund und Windischenthal und 150 Schritt vom Plateaurande und einer dicht unter diesem stehenden, weithin sichtbaren Birke entfernt, ein Hügel von 16 bis 18 m Bodendurchmesser und, wie sich später herausstellte, 1 m Höhe lag, der letzte von einer Anzahl früher dort gelegener Hügel, deren Stelle an dem hellschimmernden, blossgelegten Kalkboden nach Norden zu noch deutlich zu erkennen war, und die nach der Aussage von vorüberkommenden Gleinaer Knechten Knochen enthalten hatten. Zur Vornahme der Ausgrabung war zuvor die Erlaubnis des Herrn von Helldorf auf Rittergut Gleina eingeholt worden.

Der Hügel bestand, wie auch ein Teil des umgebenden Bodens, aus tiefschwarzer, zum Teil körniger Erde. Nachdem durch Einritzen von Furchen die Himmelsrichtungen SN und OW festgelegt worden waren, wurde die Ausgrabung in der Breite von 2 m von S her begonnen, so dass je 1 m seitwärts der Mittellinie ausgehoben wurde. Lange Zeit fand sich nicht das Geringste; selbst Steine kamen kaum vor, und besonders bedenklich erschien es, dass der aus Muschelkalk bestehende Urboden, je weiter nach der Mitte zu, um so höher stieg. Endlich stiess die Hacke kaum 0,50 m unter der Oberfläche auf eine dichte Masse offenbar absichtlich eingesetzter Steine, die zum Teil wagerecht, zum Teil senkrecht, zum Teil schräg gelehnt, aufeinander gepackt waren. Der Durchmesser dieser Steinpackung von Süden nach Norden betrug mindestens 0,70 m; anfangs erschienen sie als Schutzdecke für ein darunter befindliches Grab, als welche sich die obere Schicht derselben im weiteren Verlaufe der Ausgrabung in der That auch herausstellte. Wie sich aber später ergab, bildeten die unteren Schichten die südliche Giebelwand einer aus Bruchsteinen aufgebauten Grabkammer, deren Wände, wie schon bemerkt, etwa 0,70 m dick waren, und welche im Lichten 2 m Länge und 1,80 m Breite hatte. Nachdem die südliche Giebelwand durchbrochen und ihre Steine weggeräumt waren, zeigte sich, dass sich hinter den Steinen die schwarze Erde plötzlich wieder einstellte und zwar in erheblich vertiefter Masse;

überdies traten bald auch auf der Ost- und Westseite des Stollens aufgebaute Steinwände hervor, sodass kaum ein Zweifel sein konnte, dass wir uns über bezw. in einer Grabkammer befanden. Zunächst wurde nun, um völlige Gewissheit zu erlangen, die schützende Steindecke abgehoben, bis wir nach fast 2 m weiteren Vordringens eine Steinmauer entdeckten, welche in der Richtung OW den Stollen sperrte, also die nördliche Giebelwand der Grabkammer sein musste. Als wir nun die unter der Schutzdecke den Raum ausfüllende schwarze Erde ausräumten, zeigte sich in der NW-Ecke schon in 10 cm Tiefe ein menschlicher Schädel, dem bald andere Skeletteile in solcher Verteilung nachfolgten, dass man annehmen musste, der Tote sei als Hocker beigesetzt worden. Bald danach wurde 0,30 m tiefer ein zweites Skelett mit besonders starken Knochen, an die nördliche Giebelwand angelehnt, ja zum Teil zwischen Steinplatten eingeklemmt, gefunden. Bei diesen beiden Skeletten fand sich anfangs nicht die geringste Beigabe. Später aber fanden sich in ihrer Nähe zwei kleine Feuersteinmesser und zwei andere Werkzeuge aus Feuerstein. Nicht lange darauf wurde, als wir weiter in die Tiefe drangen, auch nahe der südlichen Giebelwand des Grabes ein Menschenschädel und weiterhin das zugehörige Skelett sichtbar, welches in der Richtung von Süden nach Norden die Mitte der Kammer einnahm, so jedoch, dass der freibleibende Raum nach Osten zu erheblich breiter war, als der nach Westen zu. Unter Anwendung grosser Sorgfalt gelang es, dieses Skelett aus der schwarzen, fetten, feuchten und sehr zähen Erde im eigentlichsten Sinne des Wortes — denn ein Meissel musste hier als Werkzeug dienen — herauszumeisseln, sodass alle Skeletteile bei einander blieben und die dem Toten gegebene Körperlage aufs deutlichste zu erkennen war. Da zeigte sich denn, dass der Tote in der Haltung eines liegenden Hockers auf die rechte Seite gelegt worden war, sodass der Kopf nach Süden, das Gesicht nach Osten, der untere Körper nach Norden gekehrt war. Die Arme waren über der Brust gekreuzt, sodass die Hände die Schulterblätter berührten. Die Ober- und Unterschenkel hatten eine Lage, wie sie ein Kniender einnehmen muss. (Vgl. Fig. 3.) Sonderbarerweise war auf die Unterschenkel eine Kalkplatte von 0,33 m Durchmesser und 4 cm Dicke gelegt, welche nur die Kniescheiben und die Füsse frei liess. Unmittelbar an den Nacken des Skeletts angedrückt stand ein kleines Gefäss mit ziemlich weiter Öffnung und verhältnismässig grossem Henkel, dessen Formen und Masse, da es durch die Erdmassen zerdrückt worden war, sich zunächst nicht genauer feststellen liessen. Nachdem es von Herrn

Rentmeister Kuntze wieder zusammengesetzt worden war, ergab sich, dass es als ein geschweifter gehenkelter Becher oder Krug (Fig. 1) bezeichnet werden muss. Die Farbe ist steingrau. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 8 1/2, der des Unterteils 9 1/2, der des Bodens 4 1/2 cm. Der etwas abgerundete, doppeltkonische Bauchumbruch befindet sich 2,5 cm über dem Boden. Die Höhe beträgt 10 cm; zwischen den Ansätzen des Henkels ist die Wandung bis auf 8 cm Durchmesser eingezogen. Der Henkel ist bis zu 2 1/4 cm breit. Das Gefäss gleicht im ganzen sehr dem etwas höheren und schmaleren Henkelkruge von Gross-Osterhausen, welcher sich in einem Steinkistengrabe neben einem glockenförmigen Zonenbecher gefunden hat. Dicht neben diesem Henkelkruge stand das Bodenstück eines kleinen Gefässes von blass ziegelroter Färbung mit 5 1/2 cm Bodendurchmesser und ziemlich steil aufsteigender, dicker Wandung, das als Bruchstück dem Toten beigegeben sein muss, da die Bruchflächen nicht frisch waren und weitere Scherben sich nicht fanden. Auffällig war, dass sich andere Beigaben trotz sorgfältigsten Suchens vorerst nicht entdecken liessen. Doch später — um dies hier vorauszunehmen — fanden wir dicht unter den beschriebenen Gefässen, noch etwa 35 cm über dem Boden, einen schön facettierten durchlochten Steinhammer aus dunkelblauem Kieselschiefer von 12,5 cm Länge, 6 cm Breite (über das Loch gemessen) und 3,5 cm Dicke. Das Loch ist konisch gebohrt, denn die Öffnungsdurchmesser betragen 2,8 und 2 cm. Die Kunst, mit der dieses offenbar samt dem Becher dem liegenden Hockerskelett mitgegebene Stück angefertigt ist, sticht ausserordentlich ab von der Einfachheit der später und in grösserer Tiefe gefundenen Geräte (vgl. Fig. 2). Wegen der eigentümlichen Lage und der durchschnittlich recht guten Erhaltung des Skeletts wurde beschlossen, dasselbe einstweilen ungestört liegen zu lassen, um zu sehen, ob sich Gelegenheit zu einer photographischen Aufnahme fände. Da nun aber die schwarze Erde auch unter diesem Skelett sich mindestens noch 35 cm tief fortsetzte, so wurde die Kammer, soweit das ohne Störung des liegenden Hockerskeletts möglich war, weiter aufgeräumt. Da fanden sich in der grottenartig eingewölbten SO-Ecke der Kammer, durch eine vorgesetzte Kalkplatte von dem übrigen Raume abgeschieden, Bruchstücke einer platt zusammengequetschten grossen Amphora. Es waren dies ein Teil des mit 9 parallelen, wagerecht laufenden Schnurlinien verzierten Halses von 7 cm Höhe; eine Öse von 7 cm Breite, welche durch 3×3 parallele, senkrecht laufende Schnurlinien verziert ist; zwei Stücke des Oberbauches, die durch eine nicht näher zu bestimmende Anzahl

dreifacher Schnurlinien verziert sind, und zwei kleinere Stücken mit wolfszahnartiger Dreieckverzierung, ebenfalls aus dreifachen Schnurlinien zusammengesetzt, die sich als nach unten abschliessender Ziergürtel an die Schnurverzierung des Oberbauches angeschlossen haben muss. (Vgl. die ganz ähnlich verzierten Amphoren aus dem Hügel über dem Gesundbrunnen in der Flur Dorndorf.) Sämtliche Bruchstücke waren auf der Aussenseite tief ziegelrot gefärbt. Da sich andere Bruchstücke der Amphora, welche eine beträchtliche Grösse gehabt haben muss, trotz der vorgesetzten Schutzplatte nicht fanden, so konnte kein Zweifel sein, dass die Grabkammer schon einmal geöffnet worden ist, und zwar zu Gunsten des als Eindringling in die Mitte, aber nicht auf den Boden der im Kalkurboden eingetieften Grabkammer bestatteten liegenden Hockerskeletts, dessen Gefässbeigabe sich ohnehin nicht mit der schnurverzierten Amphora zeitlich vereinbaren lässt. Diese Folgerung wurde alsbald bestärkt durch die Wahrnehmung, dass sich bei weiterem Ausräumen der schwarzen Erde zu beiden Seiten des in der Mitte aufgebahrten Hockerskeletts, etwa 0,33 m tiefer als dieses, noch je 1 Skelett, von welchen das nach Osten zu sehr starke Knochen hatte, vorfand, welche, nach der Verteilung auf verhältnismässig geringem Raume zu schliessen, beide als sitzende Hocker beigesetzt gewesen sein müssen und offenbar die ursprünglichen Insassen der Grabkammer gewesen sind.

Bald fanden wir nun auch in der NW-Ecke die der schnurverzierten Amphora entsprechenden Beigaben, nämlich:

1. 1 schmalen, gelblichgrauen, muschelig geschlagenen Feuersteinkeil von 11,5 cm Länge, 4 cm Breite und bis zu 2 cm Dicke, dessen Bahn 2 und dessen Schneide 3 cm Länge hatte. Nur die Schneide war scharf zugeschliffen. An manchen Stellen tritt noch die bräunlichgelbe Naturschale des Steines hervor. (Fig. 4.)

2. 1 schmalen, ziemlich dicken, meisselförmigen, in kunstloser Weise kantig geschliffenen Keil aus blaugrauem Kieselschiefer, 11,25 cm lang, 2,25 cm breit und 2 cm dick. (Fig. 5.)

3. 1 schmales, etwas gekrümmtes, dünnes Feuersteinmesser von weisslichgrauer Farbe und 9,75 cm Länge und höchstens 1,5 cm Breite. (Fig. 6.)

4. Bruchstücke eines Bechers von der bekannten ostthüringischen Form mit einfacher Schnurverzierung, aus deren Unvollständigkeit dieselbe Folgerung zu ziehen ist, wie aus der der Amphora. Alle drei Steingeräte und die Bruchstücke des Bechers lagen auf dem Boden

dicht bei einander. Endlich fand sich nahe der SW-Ecke, auch noch der schon oben beschriebene Steinhammer. (Fig. 2.)

Da es schon spät geworden war, so wurde das Grab für heute verlassen, in der Hoffnung, dass in diese abgelegene Gegend Menschen sich nicht verirren und dass wir das Skelett anderen Tags unversehrt wiederfinden würden. Ohne Besorgnis waren wir freilich nicht, da während der Ausgrabung nicht nur ein Einwohner und ein Schulknabe aus Gleina, sondern auch der Schäfer aus der nicht sehr weit entfernten Lohschäferei als Zuschauer sich eingefunden hatten, denen wir einschärften, sie möchten vorläufig von dem Funde niemand etwas mitteilen. Als wir jedoch folgenden Tages, Mittwoch den 25. Juli gegen 11 Uhr Vormittags an das Grab zurückkehrten, wohin wir einen Arbeiter vorausgeschickt hatten, sahen wir schon aus der Ferne eine Anzahl Menschen an dem Grabhügel versammelt, die sich bei unserer Annäherung verzogen. Von unserem Vorboten erfuhren wir nun, dass schon am frühen Morgen ganze Familien und auch zufällig anwesende Fremde aus dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe Gleina zu Wagen und zu Fuss an dem Grabe gewesen wären. Die deutlichen Merkmale ihrer Anwesenheit hatten diese Besucher dadurch hinterlassen, dass sie nicht nur die Armknochen des Skeletts mehrfach verschoben, sondern auch in die Hirnschale ein quadratisches Loch geschlagen hatten, in welchem aber das durchschlagene Stück noch sass, so dass es wieder zurechtgeschoben werden konnte. Nachdem der Schaden möglichst wieder ausgebessert worden war, machte Comtesse Erna v. d. Schulenburg-Burgscheidungen von dem Skelett mehrere photographische Aufnahmen (Vgl. Fig. 3, die bestgelungene dieser Aufnahmen), nach deren Beendigung die einzelnen Teile des Skeletts von ihrer Erdunterlage abgehoben und samt dem Schädel mitgenommen wurden. Alsdann wurde auch noch die unter dem Skelett verbliebene etwa 40 cm starke Erdschicht genau durchsucht. In dieser fanden sich nun zwar keine Geräte mehr, wohl aber quer unter den Oberschenkeln des eben beseitigten Skeletts Teile desjenigen sitzenden Hockerskeletts, welches tags zuvor in dem östlichen Teile des Grabes zum Vorschein gekommen war, wie auch auf dem Boden der westlichen Kammerhälfte noch Reste eines anderen Skeletts zum Vorschein kamen.

Alle diese Beobachtungen machten es gewiss, dass die Grabkammer in der jüngeren Steinzeit, und zwar in der Periode der Schnurkeramik, für verschiedene Tote hergerichtet worden war, denen man ausser einer grossen schnurverzierten Amphora auch die in der NW-Ecke des

Grabes beisammen gefundenen Steingeräte nebst einem schnurverzierten Becher mitgegeben hatte. In einer erheblich späteren Periode der jüngeren Steinzeit sodann — vermutlich der letzten, welche mit dem ersten Auftreten der Metalle, im besonderen des Kupfers zusammenfällt, obwohl metallene Gegenstände hier nicht gefunden wurden, ist der Hügel nochmals geöffnet und der liegende Hocker[1], anscheinend unter Mitbestattung der beiden an der Nordwand ziemlich dicht unter der Steindecke vorgefundenen Leichen, darin beigesetzt worden, bei welcher Gelegenheit sämtliche der Urbestattung angehörigen Gefässe zertrümmert und die Scherben grösstenteils herausgeworfen worden sein müssen, wogegen die Steingeräte an ihrer ursprünglichen Stelle verblieben.

Doch fand Herr Kuntze nachträglich (am 1. Aug.) an der nördlichen Wand der Kammer bei näherer Untersuchung mit einem Meissel zunächst noch einen grossen Schenkelknochen und bei demselben drei Feuersteinmesser bezw. Bruchstücke von solchen und eine Feuersteinpfeilspitze. Der Knochen und die Geräte lagen nur 1 Fuss tief unter der Oberfläche. Auch dieser Fund bestätigt, dass das Grab in einer späteren Periode der jüngeren Steinzeit zum zweitenmal als Begräbnisstätte benutzt worden ist.

XVIII. **Reinsdorf a. d. Unstrut, Lerchenfeld** (Kr. Querfurt).

Durch Herrn Rentmeister Kuntze in Burgscheidungen hatte ich erfahren, dass im Februar 1898 in einer dem Grafen v. d. Schulenburg-Hessler auf Vitzenburg gehörigen Kiesgrube in Reinsdorfer Flur verschiedene Gräber aufgedeckt worden seien, und dass unter den Beigaben dieser Gräber sich auch Eisenwaffen befänden, welche möglicherweise der Zeit des thüringischen Königreichs angehören konnten. Die erwähnte Kiesgrube liegt am Ostrande der Reinsdorfer Gemeindeflur, westlich von dem die Fluren Reinsdorf und Carsdorf scheidenden Grenzgraben und nördlich von der Chaussee und Eisenbahn, fast genau an der Stelle, wo bei dem Kilometerstein 2,5 die Chaussee die Eisenbahn überschneidet, mitten in einer von Norden nach Süden sanft geneigten Ebene, welche nördlich von dem Steilabfalle der Thüringer Muschelkalkplatte begrenzt wird. Diese Ebene heisst an der Stelle, wo die Kiesgrube sich befindet, nach Ausweis der Flurkarte Lerchenfeld; weiter westlich grenzt das Saalfeld und südlich nach der Unstrut

[1] Nach Montelius (Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 191, Nr. 468) sind in Italien die liegenden Hocker der Kupferzeit eigen. Auf diese Zeit der Nachbestattung deutet nicht nur die Form des geschweiften Henkelbechers, sondern auch die des facettierten Hammers.

zu das kleine Feld an. Zu oberst findet sich auf dem Lerchenfelde eine Humusschicht von durchschnittlich 0,40 bis 0,50 m Stärke; dann folgt ein mächtiges Kieslager, welches durchweg den Untergrund des Thalbodens zu bilden scheint.

Donnerstag, den 12. April 1900 begab ich mich mit Herrn Rentmeister Kuntze an Ort und Stelle, um zunächst die Kiesgrube zu besichtigen, dann aber nach dem Schlosse Vitzenburg, um die daselbst aufbewahrten, in dieser Kiesgrube gehobenen Grabfunde kennen zu lernen. In der Kiesgrube war an mehreren Stellen schwarze Erde bis zu 1,50 m Tiefe in den Kies eingebettet, aus welcher hier und da Menschenknochen hervorstanden. In Vitzenburg gestattete Herr Graf v. d. Sch.-H. gütigst die Besichtigung der Altertümer, welche aus diesen, äusserlich durch nichts erkennbaren Flachgräbern stammten.

Es waren folgende Gegenstände:

1. Ein eiserner, einschneidiger, ziemlich stark verrosteter Schrammsachs von noch 0,46 m Gesamtlänge, die, da nur die Spitze fehlte, nicht mehr als 0,48 m betragen haben kann. Die Klinge kann nur etwa 0,40 m Länge gehabt haben, da die Griffangel etwa 8 cm lang ist. Das Stück ist, mit anderen seiner Art verglichen, sehr schwächlich und giebt die Eigenart eines Scramasax nur dürftig wieder. Doch fehlen nach Herrn Dr. P. Reinecke-Mainz auch in westdeutschen Gräbern solche schwächliche Stücke nicht.

2. Eine eiserne Wurfaxt (Francisca) (Fig. 1) von der bekannten eigenartigen, den Franken eigentümlichen Form mit langgestrecktem, ovalem Schaftloch. Die Sehne der Schneide misst nicht ganz 7 cm; der Axthelm ist 4,5 cm lang und 4 cm dick; die Klinge ist stark geschwungen; ihre Länge schwankt zwischen 14 und 16 cm.

3. Ein zu einem Klumpen zusammengerostetes, aus mehreren Stücken bestehendes Gerät (Fig. 2), dessen Zweck schwer zu ermitteln war, an welchem aber noch deutlich ein Ring nach Art eines Schlüsselbundes zu erkennen war, an welchem eine Anzahl eiserner Stäbchen, die in kleine ösenförmige Haken auslaufen, aufgereiht ist. Nach weiblichem und in diesem Falle wohl das Richtige treffenden Gutachten hat man in diesen Stäbchen Lockenwickel zu erblicken, welche an einer Art von Schlüsselring aufgereiht sind. Allerdings sind solche von Eisen bisher nicht bekannt geworden. Ihre Länge beträgt durchschnittlich 9,5 cm.

4. Eine grosse, graue Urne (Fig. 3) mit weiter Öffnung, deren unterer Teil bis zur Bauchkimme von einer harten Aschenkruste bedeckt ist, ein Zeichen, dass das Gefäss in Asche gestanden. Der

Durchmesser der Öffnung beträgt 29, der des Bauches 31, der des Bodens 12 cm; die Höhe, von welcher 5,5 cm auf den senkrecht aufsteigenden, aber in der Mitte sich verengenden Hals kommen, beträgt 23 cm. Die Bauchkimme ist 15 cm vom Boden entfernt. Auf ihr treten drei in gleichbemessenen Abständen verteilte Buckel von etwas über 1 cm Höhe hervor. Ihre Form weist sie der älteren römischen Kaiserzeit zu, obwohl auch die Völkerwanderungszeit nicht ausgeschlossen ist. Das Gefäss selbst ist mit ausgeglühten, klingenden Brandknochen angefüllt, die zum bei weitem grössten Teil, wenn nicht sämtlich, von einem menschlichen Körper herrühren. Doch befand sich unter ihnen auch ein so starker Rückenwirbel, dass er für den eines Pferdes gehalten werden kann. Freilich kann derselbe nicht ursprünglich in der Urne gelegen haben, da er nicht im Feuer gewesen ist, wie die Menschenknochen. Dasselbe gilt von den Überresten eines kleinen, starkgekrümmten, engzinkigen Kammes, die keine Brandspuren zeigen.

5. Eine kleinere Urne (Fig. 4) von einer der grossen ähnlichen Form, welche ebenfalls an ihrem Bauche eine Aschenkruste hat und von grauer Farbe ist. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 17, der des Bauches 18, der des Bodens 7 cm. Von der Höhe, welche 13,5 cm beträgt, kommen 4 cm auf den ziemlich senkrecht aufsteigenden, nach oben sich etwas erweiternden Hals. Die Bauchkimme ist mit 4 Paaren runder Grübchen verziert, die je etwas über $^1/_2$ cm Durchmesser haben, und zwar so, dass je 2 Paare nahe beisammen stehen und von den übrigen durch einen grösseren Zwischenraum getrennt sind. Diese Urne gehört ihrer Form nach der spätrömischen oder Völkerwanderungszeit an.

6. Ein Gefäss in Form eines Kumpens oder einer Kumme (Fig. 5) von 14 cm Höhe, dessen grösster Durchmesser 7 cm über dem Boden liegt. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 12, der des Bauches 15, der des Bodens 9,5 cm. Der Form nach kann dieses Gefäss in die merowingische Zeit gehören, aber nach Dr. Reinecke auch älter sein.

7. Eine bronzene Fibula (Fig. 6) mit harfenförmig geschwungenem Bügel, dessen aufsteigende Krümmung von einer wulstförmigen Scheibe unterbrochen wird. Der Nadelschuh sitzt ganz am Ende des Bügelfusses. Die in der Mitte verdickte Nadel, über welche sich die Spirale armbrustbogenförmig hinwegzieht, ist ziemlich gut erhalten. Die Länge beträgt 4 cm. Ihrer Form nach gehört die Fibula in das erste Jahrhundert der römischen Provinzialzeit.

8. Eine bronzene Fibula (Fig. 7) mit annähernd halbkreisförmigem

Bügel, von 6,5 cm Länge. Der Nadelschuh sitzt fast genau unterhalb der Mitte des wagerecht verlaufenden Endes. An der Spirale sitzen noch schwefelgelbe Stoffreste, anscheinend von einem Gewandstoff oder von Leder. Diese Fibula gehört dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. an.

9. Eine eiserne Fibula (Fig. 8) mit annähernd halbkreisförmigem Bügel, dessen Höhepunkt nach dem Fusse zu bereits bei $^1/_3$ der Länge liegt. Der Nadelschuh ist fast ebenso lang als das allerdings nur kurze Ende. Länge 5 cm. Der Form nach gehört das Stück vermutlich in das 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr.

10. u. *11.* Zwei weiss-bronzene oder silberne Radspeichen- oder Strahlenfibeln (Fig. 9), welche deutliche Spuren ehemaliger Vergoldung tragen. Der Kopf bildet einen Halbkreis, von welchem fünf mit Knöpfen verzierte Speichen sich nach aussen in gleichbemessenem Abstande erstrecken. Das innere Feld des Halbkreises zeigt in dünnen erhabenen Linien ein Dreieck und 2 Spiralen. Das Fussende bildet ein Hasenkopf mit langen Löffeln. Der mittlere Teil der Bügelfläche ist rautenförmig gestaltet. Die Länge beträgt etwas über 5,5 cm; die grösste Breite des radförmigen Kopfes 2,5 cm. Beide Fibeln gehören zu den eigenartigen Schmuckstücken der merowingischen Zeit. Nach einem brieflichen Gutachten des Herrn Dr. Reinecke-Mainz entstammen sie der Zeit um 600 n. Chr. Das fünfte Jahrhundert, die Zeit Childerichs, sei ausgeschlossen. Sicher datierte Funde merowingischer Fibeln aus dem 6. Jahrhundert fehlen fast ganz.

12. Ein bronzener, grün patinierter, hohler Knopf von etwa 1 cm Durchmesser.

13. Mehrere bronzene Schnallen (vergl. Fig. 13) und Schmuckgegenstände, von denen einer aus plattem Silberdraht hergestellt zu sein scheint.

14. Reste eines Knochenkammes (Fig. 10) mit geradem Rücken, dessen Plättchen durch eiserne Nieten zusammengehalten werden. Das erhaltene Stück ist nur noch 5,5 bis 6 cm lang; von den Zinken sind nur noch dürftige Reste übrig.

15. Eine grosse durchlochte, kuppelförmige Bernsteinperle (Fig. 11), 2,5 cm hoch und 3,75 cm breit, die keinen Leichenbrand durchgemacht haben kann.

16. Eine Perle (Fig. 12) von Gestalt eines radförmigen Wirtels aus dunkelgrünem Glasfluss mit eingelegten schwefelgelben Zickzacklinien, 3 cm im Durchmesser und 1 cm stark.

Schon aus der gegebenen Kennzeichnung der Fundstücke erhellt: erstens, dass sie aus verschiedenen Gräbern stammen müssen, und zweitens, dass sie verschiedenen Zeiten und Bestattungsweisen angehören. Um hierüber womöglich Genaueres zu erfahren, begab ich mich im Juli 1900 nochmals nach Vitzenburg und erfuhr daselbst, Herr Pastor Plath in Liederstedt sei bei den Ausgrabungen zugegen gewesen. Auf meinen Wunsch wurde dieser Augenzeuge schleunigst herbeigeholt und sagte nun, was mit den bisherigen Wahrnehmungen durchaus übereinstimmt, folgendes aus: „Die Stelle, wo die Sachen gefunden worden sind, ist ein Gräberfeld. Ich selbst habe etwa 10 Gräber ausgraben sehen. Zuerst wurden die Fibeln mit den Hasenköpfen (No. 10 und 11) und das eiserne Beil mit dem Scramasax (No. 2 und 1) gefunden. Ob zusammen oder gesondert, ist mir nicht mehr genau erinnerlich. Die Toten lagen genau in der Richtung von Westen nach Osten, sodass sie nach Osten schauten. Die Bronzefibeln (No. 7 und 8) sind in verschiedenen Gräbern gefunden. Die Eisensachen, nämlich der zusammengerostete Klumpen mit verschiedenen nadelförmigen Bruchstücken — gemeint ist der Bund eiserner Lockenwickel (No. 3) — ferner eine eiserne Schnalle mit fehlendem Dorn und die eiserne Fibula (No. 9) stammen aus demselben Grabe und lagen sämtlich auf der Brust des Skeletts beisammen.

Die übrigen Beigaben sind in anderen Gräbern vereinzelt gefunden worden, so der keine Bronzehohlknopf (No. 12), die einem flachen Spindelstein gleichende Glasperle (No. 16), welche vermutlich aus einem Frauengrabe stammt; ferner die grosse wirtelförmige Bernsteinperle (No. 15), ebenfalls aus einem Frauengrabe, die auf dem Becken eines Skeletts gefunden wurde.

Die beiden Urnen (No. 3 und 4) mit der weiten Öffnung stammen auch von diesem Gräberfelde. Doch kann ich nicht sagen, ob sie mit anderen Gegenständen zusammen gefunden worden sind. In manchen Gräbern wurden nur Knochen gefunden, und zwar in langgestreckter Lage des Skeletts. Eine zerbrochene Urne in Topfform (No. 5) ohne weitere Beigaben wurde in einem besonderen Grabe gefunden. Somit ergiebt sich, dass die beschriebenen, auf dem Lerchenfelde erhobenen Altertümer die zusammengewürfelte Ausbeute aus einem etwa ein halbes Jahrtausend hindurch benutzten Gräberfelde sind, auf welchem sowohl Skelettgräber (diese in der Mehrzahl), wie auch Brandbestattungen gefunden worden sind. Von besonderem Interesse ist die Auffindung von Gefässen aus der merowingischen Zeit, die zugleich die des thüringischen Königreichs ist, und die einer

besonders schön geformten Francisca, wie eine gleich schöne meines Wissens in den Museen der Provinz nicht vorhanden ist[1], denn die beschriebene Fundstelle liegt dicht an der uralten Heerstrasse, welche aus dem Norden des Thüringerlandes über Eisleben und Querfurt ins Unstrutthal und nach Burgscheidungen führte, so dass fast mit Gewissheit anzunehmen ist, es sei ein fränkischer Krieger, der hier im Jahre 531 gefallen, an dieser Stelle bestattet worden. Umsomehr ist zu bedauern, dass die Fundumstände und die Zusammengehörigkeit der Stücke nicht genauer festgestellt worden sind, so dankenswert auch die Mitteilungen sind, die Herr Pastor Plath aus seiner Erinnerung noch hat machen können.

XIX. **Reinsdorf a. d. Unstrut** (Kr. Querfurt).

Oberhalb der Zuckerfabrik Vitzenburg in Reinsdorfer Flur sind nach Aussage des Direktors derselben, Herrn Stenzel, am nördlichen Rande des Grundstücks an der Zuckerfabrik in einer Tiefe von 2,5—3 Meter[2], und zwar nicht zusammen, sondern 3—5 Fuss von einander entfernt, folgende Gegenstände gefunden worden:

1. Ein Hirschhornaxthelm (mit Krone), in welchen ein viereckiges Stielloch und eine Öffnung zu Aufnahme eines Steinkeils eingearbeitet ist. Auch in Troja hat Schliemann solche Hirschhornknäufe mit viereckigem Schaftloch gefunden.

2. Ein Muschelschmuck, bestehend aus Perlen von Walzenform und Muscheln von Scheiben- und Eberzahnform, die ursprünglich sicher zu einem Hals- oder Brustschmucke vereinigt waren, da sie sämtlich an einer Stelle gefunden worden sind, aber nur als die Überbleibsel eines ehemals viel reicheren Schmuckes betrachtet werden können, da nach Aussage des Herrn Direktor Stenzel verschiedene Perlen von den Arbeitern aus Versehen oder aus Neugierde zerschlagen worden sind. Besondere Beachtung verdient, dass nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. P. Reinecke in Mainz der Schmuck aus den Schalen eines Spondylus-Art hergestellt ist, welche nicht im Mittelmeer, wohl aber im Roten Meer und Indischen Ocean vorkommt, sodass ein ausserordentlich weiter Transport des Schmuckes oder doch des dazu verwandten Stoffes stattgefunden haben muss.

---

[1] Ich kenne in der Provinz Sachsen nur noch eine, aber nicht so eigenartige, im Provinzialmuseum zu Halle.

[2] Die grosse Tiefe erklärt sich aus der Abhängigkeit des Geländes, vermöge deren die Fundstelle durch stetige Anschwemmung von Norden her überdeckt werden musste.

Die einzelnen Stücke sind folgende:

a) Eine grosse schüsselförmige Schale mit erhöhtem, breitem Rande, in deren eines Ende drei auf der Aussenseite durch Rinnen miteinander verbundene Löcher eingebohrt sind, während von den beiden äusseren der drei Löcher auf der Innenseite je eine Rinne über den hier ziemlich breiten Rand hinwegläuft. Diese Schale hat 9,5 cm Längen- und 8,5 cm Breitendurchmesser. Der etwas erhabene Rand erreicht eine Breite von 0,25—1,5 cm.

b) Ein halbmondförmiger Anhänger, aus einer Schale der vorigen Art so geschnitten, dass der erhöhte Rand an dem einen Ende in seiner natürlichen Breite von 2,5—3 cm belassen, an dem andern dagegen auf wenig über 1 cm verschmälert worden ist und das Ganze die Form eines Halbmondes oder Eberzahnes erlangt hat, dessen Krümmungssehne 8,5 cm misst, und der an seinem schmalen Ende durchbohrt ist.

c) Eine grosse walzenförmige Perle, der Länge nach durchbohrt, von 3,75—4 cm Länge und 3 cm Dicke.

d) Zwei dergleichen von 3,5 cm Länge, aber nur 1,25 cm Dicke. Von einer dritten Perle dieser Art ist nur ein Bruchstück erhalten.

Ein sehr ähnlicher Muschelschmuck mit einem bombenförmigen, bandverzierten Gefässe zusammen ist auf dem Grundstücke der Solvayfabrik bei Bernburg a. d. S. gefunden worden.[1]

Die unweit von dem Vitzenburger Muschelschmuck gefundenen Urnenscherben rührten von grossen, unverzierten Gefässen her.

Erwähnung verdient noch, dass unweit von den erwähnten Fundstellen der Vitzenburg-Reinsdorfer Zuckerfabrik eine Erdgrube gefunden wurde, auf deren Boden sich ein Kegel mit rotgebrannten Wänden erhob (Fig. 2). Der Raum zwischen der Kegelwandung und der Grubenwand war mit Scherben angefüllt. Leider ist von diesen Scherben nichts aufbewahrt wurden.

Am 5. Sept. 1901 teilte mir Herr Zuckerfabrikdirektor Stenzel mit, dass abermals eine mit Asche angefüllte Grube mit rotgebrannten Rändern aufgefunden worden sei, von derselben Art, wie die früher aufgedeckte. Am 11. Okt. aber teilte mir Herr Pfarrer Plath-Liederstedt mit, dass er auf Wunsch des Herrn Grafen v. d. Schulenburg-Vitzenburg der Abräumung der neuerdings aufgefundenen Feuerstätte beigewohnt habe, und gab alsdann von ihr nachstehende Beschreibung: „In den gewachsenen Erdboden war eine kesselartige Vertiefung ein-

[1] Vergl. Zeitschr. des Harzvereins XXIX, S. 570. Wernigerode, 1896.

gearbeitet, 1,25 m breit und ebenso tief. Der Lehm an den Wänden war sauber verstrichen. Oben war die Anlage wieder geschlossen, derart, dass man verschiedene Lagen von Rohrstäben gelegt und diese mit von Spreu durchsetztem Lehm umgeben hatte. Das Rohr war beim Gebrauch der Feuerstätte zu Asche geworden, der Lehm aber stehen geblieben. Ein Zugang zur Feuerung war nicht zu bemerken, ebensowenig ein Abzug für den Rauch. Der ganze Raum war angefüllt mit Holzkohlenteilen und verbranntem Getreide. Es fanden sich ausserdem ein nicht näher zu bestimmender Knochen, einige Urnenreste und als einziges wertvolleres Fundobjekt in zwei gut zusammenpassenden Teilen (wohl erst beim Herausnehmen zerbrochen) eine Lanzenspitze, jedenfalls (nach Annahme des Berichterstatters) aus der La Tène-Zeit. Auch von der Deckenanlage der Feuerstätte sind einige Stücke aufgehoben worden."

Ein bestimmtes Urteil über den Zweck dieser Anlage lässt sich einstweilen nicht fällen; nur so viel ist erkennbar, dass diese Erdgrube einen anderen Zweck gehabt hat, als die zuerst gefundene, mit Scherben gefüllte, auf deren Boden sich ein Kegel erhoben hat. Leider schreibt Herr Pl. nichts über Stoff und Form der gefundenen Lanzenspitze.

XX. **Tröbsdorf a. d. Unstrut, Neideck.** (Kr. Querfurt.)

Nachdem Ausgrabungsversuche im Bühnzchen-Walde am Vormittage des 10. Oktober 1901 erfolglos geblieben waren, eröffneten wir am Nachmittage desselben Tages einen grossen flachen Hügel südlich davon auf dem Scheitel des langgestreckten, kahlen Bergrückens der Neideck, dicht an der sogenannten Böckchensbreite. Auf der westlichen Erhebung dieses Hügels steht ein ziemlich alter Nussbaum, der uns nötigte, von Südosten her mit der Grabung zu beginnen. Gleich zu Anfang und auch bei dem weiteren Fortschreiten der Ausgrabung fanden sich ungewöhnlich viel Scherben von grober Arbeit und mehrere, sehr dicke Böden von Gefässen. Die Aussenseite der stärkeren Wandungen war absichtlich gerauht, die der schwächeren meist geglättet; teils durch Graphit geschwärzt, teils durch aufgetragene Farbe gelbrot oder ziegelrot gefärbt. Da nicht ein einziges ganzes Gefäss zum Vorschein kam, so drängte sich die Wahrscheinlichkeit auf, dass der Hügel schon vor Zeiten umgewühlt worden, oder dass man die Beigabe vollständiger Gefässe grundsätzlich unterlassen hatte. Henkel oder Ösen fanden sich fast gar nicht. Auf ein Stück waren zwei warzenförmige Buckel aufgesetzt. Nur zwei Scherben waren einfach durch Linien verziert, das eine Stück durch drei wagerechte parallele

Linien, das andere durch parallele, von oben nach unten gehende Schräglinien, die durch Besenreisig bewirkt zu sein schienen. Als die Arbeit schon aufgegeben werden sollte, kam auf einmal ein Menschenschädel aum Vorschein. Derselbe wurde vorsichtig blossgelegt und weiterhin auch das ganze Skelett, welches in ein schmales, rinnenartiges Bett seitwärts dicht angelegter Steine gleichsam eingezwängt war, ein Vorkommnis, das uns an derselben Stelle und in deren Nähe schon früher aufgefallen war.[1] Auch der Mangel an ganzen Gefässen war den früher eröffneten Hügeln mit dem eben eröffneten gemein. Der Schädel des Toten, leicht geneigt, lag im Süden, mit den Augen nach Norden gerichtet. Das Skelett, 163 bis 165 cm lang, war gerade ausgestreckt, sodass die rechte Hand dicht an den rechten Oberschenkel angelegt war; ebenso der linke Arm an den linken Schenkel; nur war die linke Hand auf den Unterleib gelegt. Quer über das Skelett, dieses von den Knien bis zu den Füssen überdeckend, lag ein grosser, viele Centner schwerer, plattenartiger Sandsteinblock, dessen Abwälzung die Kräfte dreier Männer erforderte. Ob derselbe schon bei der Bestattung diese Lage erhalten hat, wie ja ein Skelett in einem Grabhügel vor dem Lohholze in der Flur Gleina merkwürdigerweise auch vom Knie bis zu den Füssen durch eine aufgelegte Kalkplatte geschützt war, oder ob der Block als nördliche Giebelwand gedient hat, die aber beim Umwühlen des Grabes auf das Skelett gefallen ist, muss dahingestellt bleiben. Alle an der Ausgrabung Beteiligten hatten aber den Eindruck, dass die Lage beabsichtigt gewesen. Als Beigabe fand sich ein beschädigter Napf (Fig. 1) mit sehr dickem Boden. Die Höhe des Gefässes beträgt 6 cm, der Durchmesser der Öffnung 11,25, der des Bodens 7,5 cm; die Wandung ist rauh und unverziert. Ferner fand sich ein aus einem Geröll (Kieselschiefer) angefertigtes, fast dreieckiges, nur wenig angeschliffenes kleines Steinbeil (Keil) (Fig. 2) mit ziemlich scharfer Schneide, eigentlich nur ein angeschliffenes Geröllstück von 7,25 cm Länge und 4,50 cm Breite; ferner ein ovaler, gelbroter Löffel aus Thon (Fig. 3) von 8,50 cm Länge mit ganz kurzem Stiel an der einen Schmalseite, und ein knöcherner, scharf zugespitzter Pfriem (Fig. 4) von ebenfalls 8,50 cm Länge. Nach dem allen ist das Grab in eine Periode der jüngeren Steinzeit, mindestens in das dritte

[1] Vgl. Grössler, Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. d. Unstrut (Mitteil. aus dem Provinzial-Museum der Prov. Sachsen zu Halle, Festgabe, Halle, O. Hendel, 1900. No. XII, Flur Tröbsdorf, Neideck, Böckchensbreite und No. XI Flur Tröbsdorf, Nebraer Berg. S. 103 bis 104 und 100 bis 103).

Jahrtausend v. Chr. G. zu setzen. Der sehr wohl erhaltene — jetzt auf dem Schlosse Burgscheidungen aufbewahrte — Schädel ist anscheinend mesocephal. Bei gründlicher Abwaschung desselben zeigten sich nachträglich an ihm mehrere grüne Stellen, welche von oxydiertem Metall herzurühren scheinen (Briefl. Mitteil. des Herrn Rentm. Kuntze vom 21. Dez. 1901), sodass zu vermuten steht, man habe dem oder der Toten einen Kopfschmuck aus Kupfer oder Bronze mit ins Grab gegeben, freilich einen so spärlichen, dass er ganz vergangen ist.

Prof. Dr. Grössler.

Gräberfeld aus der Bronzezeit bei Waltersleben, Kreis Erfurt.

(Hierzu Tafel XIV, XV, XVI.)

Bereits im Jahre 1887 ist über die Gräber bei Waltersleben in dem XIII. Heft der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt ein Bericht erschienen. Da derselbe indessen nur kurz gehalten ist, auch seitdem noch weitere Grabstätten aufgedeckt sind, so möge eine nochmalige etwas ausführlichere Darstellung erfolgen. Es scheint mir das um so mehr gerechtfertigt, als diese Fundstätte auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte.

Etwa 1 Kilometer westlich vom Dorfe Waltersleben befindet sich auf einer plateauartigen Erhebung ein Flurstück, das im Volksmunde „der tote Mann" genannt wird. Hier wurden im Jahre 1881 auf dem Acker des Landwirts Sebald Kalksteinplatten, menschliche und tierische Gebeine, Topfscherben etc. ausgepflügt. Dies veranlasste den Besitzer nachzugraben, wobei er mehrere Gräber aufdeckte. Nach seinem Berichte waren dieselben von Kalksteinplatten an den Seiten ausgekleidet und mit ebensolchen bedeckt; in jedem lag ein Skelett mit dem Kopfe nach Osten, zu Häupten und neben den Füssen stand je ein Thongefäss, ausserdem fand sich verschiedener Bronzeschmuck vor. Die Fundstücke sind teils in den Besitz des hiesigen Altertumsvereins, teils, und zwar die Mehrzahl, in den meinigen gelangt. Sobald ich von dem Funde Kenntnis erhielt, beeilte ich mich weiter nachzuforschen, wozu Herr Sebald in dankenswerter Weise die Erlaubnis gab. Die Ausgrabungen sind dann im Laufe der folgenden Jahre fortgesetzt und dabei eine Reihe von Gräbern aufgedeckt worden. Die Fundberichte mögen zunächst angeführt werden.

Grab I (1881). Schon teilweise zerstört, Deckplatten meist abgepflügt, Seitenplatten erhalten, Länge ca. 190 cm, Breite ca. 80—90 cm, Längsrichtung des Grabes von Osten nach Westen. Ein schlecht erhaltener Schädel liegt nach Westen; es scheint sich um zwei Skelette gehandelt zu haben, doch ist eine genaue Bestimmung wegen der Zerstörung nicht mehr möglich. Beigaben von Bronze: Eine 25,5 cm lange Nadel (Taf. XVI, No. 1), ein spiraliger Fingerring (Taf. XVI, No. 11), ein kleiner, platter gegossener Ring (Taf. XVI, No. 10), drei zusammenhängende Glieder einer Kette (Taf. XVI, No. 15), Stücke von verschiedenen Drahtspiralen (Taf. XVI, No. 16).

Grab II (1881) noch unberührt. Die vier Seitenwände ebenso wie die Deckplatten bestanden aus unbehauenen Kalksteinplatten von unregelmässiger Form und verschiedener Grösse (ca. 20—35 cm im Geviert, 8—15 cm dick), Seitenplatten aufrechtstehend. Der Grabraum sehr sorgfältig gebaut, Richtung von Osten nach Westen, Länge ca. 1,60 m, Breite ca. 80 cm; darin das gestreckt liegende Skelett einer jugendlichen Person (weiblich?), (Schädel, Taf. XIV, No. 2), Kopf nach Westen, Gesicht nach Süden gekehrt. Neben dem rechten Unterschenkel lag ausserdem ein zweiter Schädel (Taf. XIV, No. 1); irgendwelche andere Leichenteile, welche dazu hätten gehören können, wurden trotz sorgfältiger Untersuchung nicht aufgefunden. Neben dem Kopf und den Füssen je ein Thongefäss, beide vollständig zerfallen, sodass nur einzelne Scherben herauszubekommen waren. Beigaben von Bronze: in der linken Ohrgegend ein Ohrring mit einem Anhänger von einem Tierzahn (Taf. XVI, No. 7), ein grösserer und ein kleinerer Ring, welche ineinanderhängen (Taf. XVI, No. 12), ein einfacher offener, zerbrochener Armring (nicht abgebildet, ähnlich No. 5), 2 kleinere Ringe, davon einer vielleicht ein Fingerring (Taf. XVI, No. 14), ein ringförmig zusammengebogenes Stück Bronzedraht, der Lage nach ein Ohrring (Taf. XVI, No. 13), eine ca. 1,5 cm im Durchmesser haltende, ovale aus einem Tierzahn geschnittene flache Scheibe von Oxyd grün gefärbt.

Grab III (1881). Keine Seitenplatten, Skelett nur mit einer doppelten Lage von Platten bedeckt, deren untere dünner und deren obere dicker sind. Körper liegt gestreckt von Osten nach Westen und zwar auf der rechten Seite, Schenkel ein wenig an den Oberkörper gezogen, rechter Arm ausgestreckt, linker gebeugt, liegt über der Brust. Kopf nach Westen, Gesicht nach Süden (Schädel Taf. XIV, No. 4). Kein Gefäss. Einzige Beigabe: ein ringförmig zusammengebogenes Stück Bronzedraht (Ohrring? wie Taf. XVI, No. 13).

Grab IV (1881). Skelett liegt frei in der Erde ohne Seiten- oder

Deckplatten; ob letztere abgepflügt sind, ist nicht festzustellen. Körper gestreckt, liegt von Osten nach Westen, Kopf nach Osten, Gesicht nach Norden. Zu Häupten ein vollkommen zerfallenes mürbes Gefäss, neben den Füssen eine Schüssel (wie Taf. XV, No. 1, aber unverziert). Bronzebeigabe: eine abgebrochene Nadel mit doppelt konischem Kopf (Taf. XVI, No. 3).

Grab V (14. X. 1883). Konstruktion wie No. II, Länge 1,90 m, Breite 95 cm, von Osten nach Westen. Beigabe: grosse, verzierte Bronzenadel mit doppeltkonischem Kopf (Taf. XVI, No. 2). Die weiteren Notizen sind leider verloren gegangen.

Grab VI. Keine Notizen. (Schädel Taf. XIV, No. 5.) Beigabe: eine Schale (Taf. XV, No. 12).

Grab VII (4. XI. 1883). Konstruktion wie No. II; Kindergrab, über die Lage des Skeletts keine Notizen (Schädel Taf. XIV, No. 3). Beigaben: an Kopf und an den Füssen je ein Thongefäss, nämlich eine kleine Schale (Taf. XV, No. 6) und ein ausgebauchtes Gefäss mit hohem Hals (Taf. XV, No. 5), ferner aus Bronze ein platter Ring (etwas kleiner als Taf. XVI, No. 9) und Stücke von zwei spiralig gewundenen Ringen aus dünnem Draht von 2 bezw. 3 cm Durchmesser.

Grab VIII (4. XI. 1883). Mitten zwischen den Skelettgräbern ein grosses, stark ausgebauchtes Thongefäss, frei in der Erde stehend, Hals abgepflügt (Taf. XV, No. 8). Dasselbe war ganz angefüllt mit Leichenbrand, ferner befanden sich darin 3 kleinere Gefässe, von denen das eine, Asche enthaltend, ziemlich erhalten herausbefördert werden konnte (Taf. XV, No. 9), von zwei anderen, einer Schale und einer Tasse (Taf. XV, No. 10), waren nur Scherben zu erhalten. Endlich lag darin noch ein Steinhammer (Taf. XV, No. 11). Keine Bronze.

Grab IX (1883) ca. 1 m lang, aus Steinen zusammengesetzt wie gewöhnlich. Kein Skelett, sondern nur einige wenige halbverbrannte menschliche Knochen. Keine Beigaben.

Grab X (5. IV. 1885). Konstruktion wie No. II, mehrfache Schicht von Deckplatten, sehr verdrückt. Sehr morsches, vermürbtes Skelett, gestreckt, Kopf nach Osten. Links neben dem Kopf eine zertrümmerte Schale, rechts neben den Füssen ein grösserer, ziemlich roh gearbeiteter Topf mit Henkel (Taf. XV, No. 4), in demselben Stücke eines kleineren Gefässes. In der Gegend der Brust mehr rechts eine kleine Bronzenadel mit aufgerolltem Kopf (Taf. XVI, No. 4).

Grab XI (1887). In freier Erde gestrecktes Skelett eines etwa zweijährigen Kindes, Kopf nach Westen, neben dem Kopfe ein vollständig zerfallenes Gefäss.

Grab XII (8. V. 1896). Konstruktion des Grabes wie No. II. Deckplatten in mehrfacher Schicht, die Seitenplatten am Kopf- und Fussende grösser als sonst. Länge 190, Breite 90 cm, Richtung von Osten nach Westen. Kindliches Skelett in situ gemessen 121 cm lang, Knochen dünn und brüchig, grossenteils zerfallen, Schädel breitgedrückt, nach Osten, Gesicht nach Norden. Der Körper lag auf dem Rücken, gestreckt, Arme über der Brust verschränkt. Links neben dem Kopf stand ein Napf (Taf. XV, No. 7), in der Gegend des linken Ohres lag ein kleiner, offener, zusammengebogener Bronzering (Ohrring Taf. XVI, No. 6) und unterhalb der Füsse auf einer Steinplatte ein einfacher, etwas zusammengebogener Bronzereif, der Grösse nach ein Armring (Taf. XVI, No. 5).

Grab XIII (April 1901). Konstruktion wie No. II. Länge 165 cm, Breite 75 cm, von Westen nach Osten. Leider waren am östlichen Ende des Grabes die Deckplatten abgepflügt, hier fanden sich Reste des Schädels und eines Gefässes. Bronzebeigaben wurden nicht entdeckt. Vermutlich war das Grab das einer jugendlichen Person.

Ausser den 13 hier angeführten Gräbern hat der Besitzer des Feldes, wie schon oben angeführt, noch mehrere aufgedeckt und ferner an verschiedenen Stellen seines Grundstückes wiederholt Kalksteinplatten ausgepflügt. Auch aus den nach Westen angrenzenden Äckern sind vor Jahren schon nach Einführung der Tiefkultur grosse Mengen Kalksteine, die hier in dem tiefgründigen Lehmboden nicht anstehen, durch den Pflug zu Tage gefördert. Man darf wohl als sicher annehmen, dass alle diese Steine Umfassungen von Gräbern angehört haben. Das Gräberfeld scheint somit eine nicht unbedeutende Ausdehnung gehabt zu haben. Jetzt ist dasselbe wohl als erschöpft zu betrachten. Wiederholte Sondierungen hatten ein negatives Resultat.

Wie aus der obigen Zusammenstellung hervorgeht, bestanden die meisten Gräber aus Steinkisten von rechteckiger Form, hergestellt aus unbehauenen Kalksteinen, wie sie etwa 1 Kilometer weit nördlich der Felder anstehen. Die meist plattenförmigen Steine hatten nur eine mässige Grösse, die Deckplatten waren bisweilen in mehrfacher Schicht vorhanden, Bodenplatten fehlten. In einem Falle war das Skelett nur mit einer doppelten Lage Platten bedeckt, Seitenwände waren nicht vorhanden und zweimal war der Körper ohne jede Bedeckung in der freien Erde bestattet. Möglich ist allerdings, dass auch hier ursprünglich Deckplatten vorhanden gewesen sind, die bei der flachen Lage der Gräber abgepflügt wurden. Die Länge und Breite der Steinkisten schwankte zwischen 1—2 m und 0,5—0,90 m, die Längsachse hatte

überall die Richtung von Westen nach Osten. Eine bestimmte Anordnung der Gräber liess sich nicht mehr nachweisen. Hügelartige Bodenerhebungen sind nie vorhanden gewesen. — Eine gesonderte Stellung nimmt die Graburne mit Leichenbrand ein (Grab VIII), die wir bei der Besprechung zunächst ausser acht lassen.

Betrachten wir nun den Inhalt der 12 Gräber und zwar vorerst die menschlichen Reste. Mit einer Ausnahme hatte überall Leichenbestattung stattgefunden. Die Skelette lagen auf dem gewachsenen Boden gestreckt auf dem Rücken. Nur einmal (III) lag der Körper auf der rechten Seite, die Schenkel etwas angezogen, der linke Arm auf der Brust, der rechte gestreckt; von einer hockenden Stellung konnte man indessen nicht sprechen. Der Kopf war bald nach Osten, bald nach Westen gerichtet. In Grab I hat möglicherweise eine Doppelbestattung stattgefunden, doch war eine genaue Feststellung des Befundes wegen der teilweisen Zerstörung der Grabanlage nicht möglich. Sicher ist dagegen der merkwürdige Befund in dem noch unberührten Grabe II. Die Steinkiste war besonders sorgfältig gebaut; in derselben lag das Skelett einer jugendlichen (weiblichen?) Person mit reichen Beigaben. Neben dem rechten Unterschenkel lag ein zweiter Schädel, sonst keinerlei weitere dazu gehörende Knochen. Auch dieser Schädel gehört einem Kinde etwa im 12. Lebensjahre an, was aus dem noch nicht erfolgten Durchbruch des 2. Mahlzahnes zu schliessen ist. Bemerkenswert ist, dass dieser Schädel (Taf. XIV, No. 1) eine abweichende Form hat. Während die übrigen fast alle ausgeprägt dolichocephal sind, ist dieser mesocephal (L. Br. Index 76,5). Partielle Bestattungen sind auch anderwärts beobachtet. Köhl (Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrgang XIX, S. 10) berichtet in der Beschreibung von Hockergräbern auf dem Adlerberge bei Worms (Übergangszeit oder frühe Bronzezeit?) von einer Bestattung ohne Kopf. Klopfleisch fand in einem Grabhügel auf dem Grossen Hahn bei Goseck neben anderen Skelettresten zwei einzelne Kinderschädel, von denen der eine sorgfältig mit Steinen umsetzt war; Förtsch (Seite 68 dieser Jahresschrift) ebenfalls in der Nähe von Goseck in einer Steinkiste ein Skelett mit Bronzenadel und unter demselben einen einzelnen Schädel. In unserem Falle darf man wohl aus dem besonders sorgfältig gebauten Grabe und den reicheren Bronzebeigaben schliessen, dass der oder die Bestattete eine vornehmere Persönlichkeit war. Vielleicht wurde bei deren Bestattung ein Menschenopfer gebracht. Auch Klopfleisch nimmt bei dem oben erwähnten Falle ein Totenopfer an.

Von den Skeletten sind nur ziemlich dürftige Reste erhalten. Nach dem Bericht des Besitzers Sebald waren die Skelette in den von ihm ausgegrabenen grossen Steinkisten gut erhalten und gehörten erwachsenen Personen an. Leider wurden die Knochen achtlos beiseite geworfen und nur ein zum Teil erhaltener Schädel gelangte in meinen Besitz. In den von mir aufgedeckten Gräbern waren meist jugendliche Personen bestattet, deren Knochen, auch die Schädel, schon sehr zerfallen waren. Doch gelang es, wenigstens noch 6 Schädel zu bergen und einigermassen zusammenzusetzen. Von den im ganzen 7 Schädeln zeigen 5 eine ausgeprägt dolichocephale Form. Die L. Br. Indices betragen bei 4 derselben: 66,6 (No. 2) 65,7, 64,1 (No. 4) und 66,6; bei einem fünften, einem Kinderschädel, war eine Messung nicht mehr möglich, doch zeigt auch dieser dieselbe Form. Zwei Schädel weichen deutlich davon ab, der in Grab II neben dem Skelett gefundene mit einem L. Br. Index von 76,5 (No. 1) und ein Kinderschädel (beide Mahlzähne noch nicht durchgebrochen) aus Grab VII (No. 3) mit einem L. Br. Index von 84,3. Besonders bei dem letzteren ist der hintere Teil des Schädels im Vergleich zur Stirn so ungewöhnlich breit, dass man fast pathologische Verhältnisse vermuten könnte. Die Zahlen können natürlich bei dem mangelhaften Zustande der Schädel auf Genauigkeit keinen Anspruch erheben. Bei einem Schädel, der von einer älteren Person stammt, sind die Kauflächen der Zähne abgeschliffen. Nur in einer kleinen ca. 1 m langen Steinkiste (Grab IX) fand sich kein Skelett vor, vielmehr nur dürftige Spuren von Leichenbrand ohne sonstige Beigaben. Das Grab war noch ganz unberührt.

Gehen wir nun zu den Beigaben über. Sie bestehen aus Thongefässen und Bronzesachen. Nur in wenigen Gräbern fehlen die Gefässe; meist sind zwei vorhanden, eins neben dem Kopfe, das andere neben den Füssen. Auch der Besitzer des Ackerstückes berichtet von den von ihm ausgegrabenen Steinkisten stets von 2 Gefässen. Die Formen derselben, im grossen und ganzen keine ungefälligen, sind aus Taf. XV ersichtlich. Schalen sind in mehreren Exemplaren vorhanden. Eine (No. 1) ist verziert, hauptsächlich an der Innenfläche. Die Ornamente sind durch seichte Kehlstreifen hergestellt. Der freie nach aussen umgebogene Rand zeigt 5 buckelartige Erhöhungen. An den Schalen aus der Gruppe der steinzeitlichen Bandkeramik findet man häufig das Gleiche. Schale No. 12 zeigt einen leicht nach innen gebogenen Rand, sonst ist letzterer bei den übrigen nach aussen umgebogen. Ein kleiner Topf (No. 2) von roher Arbeit weist eine Reihe von Nageleindrücken auf. Sehr gefällig und von sauberer Arbeit, ebenso wie die Schalen,

ist das amphorenartige Gefäss mit zwei Schnurösen (No. 3) und das kleinere mit hohem Hals (No. 5), während der gehenkelte Topf (No. 4) wieder roher ausgeführt ist. Der kleine Napf (No. 7) entstammt einem Kindergrabe. Das Material der Gefässe ist ziemlich fein geschlemmter Thon ohne Beimischung von gröberen Kieselstücken. Der Brand ist leidlich, bald besser, bald schlechter. Der Bruch ist entweder überall schwarz oder nur in der Mitte, umgeben aussen und innen von einer roten Brandschicht. Die Farbe der Gefässe ist verschieden: schwärzlich, schmutzig braunrot, rot oder gelblichrot. So sind z. B. die Schalen meist schwarz, der gehenkelte Topf ist rot, das Gefäss mit den Schnurösen schmutzigbraun, an einzelnen Stellen rot.

Eine Benutzung der Drehscheibe ist nirgends zu erkennen. Beigaben von Bronze fehlen nur in wenigen Gräbern; die sorgfältiger gebauten sind im allgemeinen reicher ausgestattet und werden vornehmeren Personen angehört haben. Es sind ausschliesslich Schmuckstücke aufgefunden, keine Waffen oder Werkzeuge. Die Sachen sind zum Teil recht einfach. In erster Reihe sind die Nadeln zu erwähnen, deren 5 gefunden wurden. Die schönste ist die auf Taf. XVI, No. 2 abgebildete; sie ist am Kopf und am oberen Teil des Schaftes verziert durch feine eingeritzte parallel herumlaufende Linien und ein unregelmässiges Dreieck-Muster. No. 3 hat einen doppelt-konischen hohlen Kopf; sie ist nicht vollständig. Zwei Nadeln sind oben aufgerollt (No. 1 und 4), die kleinere (No. 4) ist ausserdem durch eine einfache Spirallinie verziert. Die häufigsten Schmucksachen sind Ringe verschiedener Art. Die schönsten Exemplare sind 2 Halsringe (No. 8 und ein gleicher in der Sammlung des Altertumsvereins) von etwa 10½ cm Durchmesser, an den offenen Enden spitz zulaufend; der Querschnitt ist unregelmässig rund. Sie entstammen grossen Steinkisten, die von dem Besitzer des Grundstückes aufgedeckt sind.

Ferner sind zu erwähnen platte, gegossene Ringe von verschiedener Grösse (No. 9 und 10), die wohl als Anhänger getragen sind, grössere und kleinere aus dickeren und dünneren teils runden, teils mehr platten Bronzedraht zusammengebogene Ringe (in No. 5, 6, 13, 14 sind einige abgebildet), die als Armringe, Fingerringe und Ohrringe zu deuten sind und weiter ineinanderhängende Ringe. (No. 12 und 15.)

Es sind noch anzuführen Spiralen aus dünnem Bronzedraht von verschiedenem Durchmesser. Unter No. 16 ist eine grössere Spirale abgebildet. Der Draht ist in der Mitte schleifenförmig umgebogen, die freien Enden sind zu einer Spitze zusammengedreht. No. 11 ist ein spiraliger Fingerring aus einem platten Bronzeband. Besonders erwähnenswert ist

noch der Ohrring No. 7 aus dem Grabe einer jugendlichen Person (Grab II). Derselbe besteht aus einem unregelmässig konischen Stück eines Tierzahnes (wenigstens halte ich das Material dafür), dessen untere glatte Fläche den Zahnschmelz zeigt. Das Gehänge ist seitlich zum Durchstecken des Bronzerings durchbohrt. Die Lage des Schmuckstückes an dem einen Warzenfortsatze des Schädels sichert seine Deutung ebenso wie die des Ringes No. 13, der an entsprechender Stelle der anderen Schädelhälfte lag.[1]

Wie schon oben erwähnt, wurde mitten zwischen den Skelettgräbern ein grosses Thongefäss (Taf. XV, No. 8) aufgefunden, dessen oberer Teil leider abgepflügt war. Das Gefäss stand frei in der Erde, von keiner Steinsetzung umgeben. Es ist stark ausgebaucht, sein grösster Querdurchmesser beträgt 32 cm, die Höhe wird etwa 25—27 cm betragen haben. Diese Leichenurne war vollständig angefüllt mit halbverbrannten menschlichen Knochen und einer tiefschwarzen erdigen Masse, untermischt mit Kohlenstückchen. In dieser fest zusammengebackenen Masse befanden sich 3 kleinere Gefässe. Das eine (No. 9) ist ziemlich vollständig erhalten. Es ähnelt No. 5, ist aber niedriger und hat einen weiteren Hals. An der Umbruchstelle des Bauches sind 4 kleine Buckel. Das kleine tassenartige Gefäss (No. 10) war nur zum geringeren Teil herauszulösen und ebenso nur Scherben einer kleinen Schale. Die Beschaffenheit aller dieser 4 Gefässe unterscheidet sich in Farbe, Brand u. s. w. nicht besonders von denen aus den Kistengräbern. Ausserdem aber lag in der Brandmasse der Urne noch ein schöner Steinhammer (Taf. XV, No. 11) aus einem grünlichen festen Gestein, soweit meine Kenntnis reicht, wohl nicht dem Thüringerwalde entstammend. Die Form ist eine weder in der Gruppe der steinzeitlichen Schnurkeramik noch Bandkeramik übliche. Die Bohrung liegt sehr weit nach hinten, ist konisch (20 und 18 mm Durchmesser) und zeigt auf der Fläche lauter feine parallele Rillen. Die Schneide ist stumpf und zeigt reichliche Spuren der Abnutzung.

Hinsichtlich der Datierung gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir das Gräberfeld als der frühen Bronzezeit angehörend bezeichnen. Zu beachten ist dabei ausser der Beschaffenheit der Beigaben das zweimalige Vorkommen von Leichenbrand, einmal in einer Steinkiste, das

[1] In der Sammlung des Altertumsvereins sind noch vorhanden: ein Halsring wie No. 8, eine Nadel wie No. 1, ein Armring von plattem Bronzedraht, ein platter gegossener Ring wie No. 9, eine kleine Drahtspirale, ein Gefäss wie No. 3; sämtliche Gegenstände aus den Nachgrabungen des Grundstücksbesitzers Herrn Sebald.

andere Mal in einer Graburne, also einer ganz neuen Art der Bestattung. Das dürfte auf das Ende jener Periode hinweisen.

Über den merkwürdigen Namen der Fundstätte „der tote Mann" noch einige Worte. Diese Bezeichnung findet sich in der Nähe von Erfurt noch einmal und, soviel mir bekannt, auch sonst noch in Thüringen. Im Harz ist ein ähnlicher Ausdruck „der alte Mann" nicht selten, der aber überall auf eingegangenen Bergbau hinweist. Von einer solchen Deutung kann hier nicht die Rede sein, denn es giebt hier nichts, was bergmännisch zu gewinnen wäre.

Sollte der Name eine Beziehung zu der alten Grabstätte haben? Das wäre sehr seltsam. Immerhin dürfte es nicht überflüssig sein, Örtlichkeiten, welche den Namen „der tote Mann" führen, auf ihre prähistorische Bedeutung hin zu untersuchen.

Dr. Zschiesche.

Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld (Gebirge und See), Querfurt und Sangerhausen.

(Hierzu Tafel XVII—XXV).

Die nachstehenden Beschreibungen sind teils bereits gedruckten, aber selten gewordenen Büchern und in Zeitschriften verstreuten Abhandlungen entnommen, teils sind sie das Ergebnis von Ausgrabungen und Forschungen, die der Verfasser selbst unternommen oder doch erkundet hat. Es lag nahe, diesen weit zerstreuten, den meisten schwer zugänglichen Stoff einmal übersichtlich zusammenzustellen oder wenigstens den Grund einer solchen Darstellung für die beiden Mansfelder, den Querfurter und den Sangerhäuser Kreis zu legen, soweit Berichte über die Funde zu erhalten oder doch die Funde selbst zugänglich waren. Die vorgeschichtlichen Altertümer des Amtsbezirks Burgscheidungen im Querfurter Kreise sind von mir bereits zum guten Teile behandelt worden; aber natürlich bleibt nicht nur hier, sondern auch anderswo noch viel zu thun übrig. Namentlich werden in erster Reihe die Schätze des Provinzialmuseums in Halle, die des Fürst Otto-Museums in Wernigerode, des Städtischen Museums in Nordhausen, die vorgeschichtliche Sammlung in Sangerhausen, doch auch kleinere Privatsammlungen, wie die des Freiherrn v. Hardenberg in Ober-Wiederstedt, die des Barons von Bülow in Beyernaumburg u. a. m. veröffentlicht werden müssen. Aus der Sammlung des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben kommen hier zunächst nur solche Gegenstände zur Darstellung, welche einen geschlossenen Fund ausmachen oder doch einem solchen angehört haben, oder deren Fundumstände einigermassen zu ermitteln waren, weil nur aus solchen sichere wissenschaftliche Ergebnisse zu gewinnen sind. Eine Beschreibung der von mir entdeckten bandkeramischen Siedelungen in den Fluren von Helfta bei Eisleben, Walbeck und Ober-Wiederstedt bei Hettstedt, Tröbsdorf und Burgscheidungen an der Unstrut habe ich, weil die Ordnung und Abbildung der zum Teil hochinteressanten Funde längerer Vorbereitung bedarf, einstweilen von dieser Veröffentlichung ausgeschlossen und späterer Zeit vorbehalten. Eine eingehende Vergleichung mit anderswo gemachten Funden ähnlicher Art konnte ich nur selten vornehmen,

da mir in meinem Wohnorte die dazu erforderlichen litterarischen Hilfsmittel mit geringen Ausnahmen fehlen und überdies mein Amt und sonstige Verhältnisse mir nicht erlaubt haben, durch eigenes Studium der wichtigsten Sammlungen meinen Erfahrungskreis in erwünschter Weise zu erweitern. Ich muss mich daher darauf beschränken, teils von anderen Berichtetes hier wiederzugeben, teils Selbstgesehenes oder -gefundenes zu beschreiben und nur im allgemeinen da, wo es mir möglich schien, die Zeit anzudeuten, in welche der beschriebene Fund gehört, ohne mich in umständliche Untersuchungen darüber einzulassen, welcher Stufe eines Zeitabschnitts der beschriebene Fund angehört. Derartige eindringende Untersuchungen darf ich getrost den Fachmännern überlassen, die solche zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Da überdies die Merkmale der einzelnen Gruppen und Stufen noch keineswegs überall feststehen und die Ansichten über die Zeitstellung der Gruppen zu einander sich zum Teil noch entschieden gegenüberstehen, so wird es zunächst nur darauf ankommen, die Gegenstände zu beschreiben und abzubilden sowie die Fundumstände nach Möglichkeit zu ermitteln. Denn das Urteil über das Gefundene oder Beschriebene kann sich ändern, die wesentlichen Merkmale des Gegenstandes und seine Fundumstände nicht. Seine Einreihung in einen bestimmten Zeitabschnitt kann aber jederzeit stattfinden.

Wenn manche Berichte recht dürftig sind, so liegt das eben nur daran, dass genauere nicht zu erlangen waren. Immerhin ist es besser, einen dürftigen Bericht zu haben als gar keinen, zumal wenn der Bericht von Augenzeugen herrührt. Irgend ein beobachteter Umstand kann trotz der sonstigen Dürftigkeit des Berichts für die Forschung von besonderem Werte sein, wenn auch vieles vermisst wird, was man zu wissen wünscht. So viel aber wird sich aus meinen Mitteilungen ohne Zweifel ergeben, dass die hier behandelten Kreise reich sind oder doch gewesen sind an Erzeugnissen der verschiedensten Kulturperioden.

Wenn von der „Vereinssammlung“ die Rede ist, so ist damit immer die des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld gemeint. Handelt es sich um Stücke aus den dieser Hauptsammlung angegliederten, Sondersammlungen, so ist die Zugehörigkeit stets durch Anführung der Namen v. Kerssenbrock oder Plümicke deutlich angezeigt. Bemerkt sei auch, dass bei Angaben betreffs des Öffnungsdurchmessers nicht etwa die lichte Weite gemeint, sondern dass die Gefässwandung bezw. die Randstärke in dieser Angabe mit

einbegriffen ist. Die den Auszügen zu Grunde liegenden litterarischen Quellen sind überall, wo solche benutzt werden konnten, angegeben. Den Stoff habe ich nach der Folge der Buchstaben geordnet, um einen schnellen Überblick über die in einer und derselben Flur gehobenen Altertümer und damit über das Alter und die Dauer der Besiedelung in vorgeschichtlicher Zeit zu ermöglichen.

Alsleben (Mansfelder Seekreis).

Auf der Domäne Dorf-Alsleben fand man vor Jahren beim Graben der Fundamente des Schafstalles unter der Erde 3—4 Fuss hohe Erdcylinder in Bienenkorbform mit Spuren, dass Feuer an ihnen gewesen. Um sie herum lagen Gerippe, deren Köpfe den Cylindern zugekehrt waren und sich mit den Cylindern noch jetzt unter dem Stalle befinden. Der Amtmann Barth soll darüber Näheres wissen. Professor Sickel in Wien soll diese Anordnung für eine höchst seltene erklärt haben,[1] was ja ohne weiteres zuzugeben ist.

Artern (Kreis Sangerhausen).

I.

Als im Jahre 1794 bei der Saline Artern das grosse Soolen-Reservoir erbaut und hierzu der Platz 5—6 Fuss tief ausgegraben wurde, fand sich am nordöstlichen Ende desselben eine Menge Gräber, jedes etwa 3 Fuss ins Gevierte, und vom Rasen herein 4—5 Fuss tief. Das dortige aufgeschwemmte Gebirge bestand aus einem gelbroten, mit Sand vermengten Lehm (also wohl Löss?), von welchem die aufgefundenen Gräber um deswillen sehr scharf in der Farbe abstachen, weil sie sämtlich mit einer schwarzen Dammerde ausgefüllt, übrigens aber nicht mit Steinen besetzt waren. In jedem Grabe befand sich ein vollständig gut erhaltenes menschliches Skelett und meistens auch eine ebenfalls gut erhaltene Urne; oft waren sogar 2 Urnen in einem Grabe, und diese standen entweder neben- oder ineinander, nämlich eine kleinere in einer grösseren. Sie enthielten gewöhnlich verbrannte kleine Knochen, mit Erde vermengt; in einer der kleineren Urnen wurde eine gelbrote Masse gefunden, die sich weich wie Salbe drücken liess, aber an der Luft sogleich sehr fest erhärtete. Ferner fanden sich viele Streitäxte in den Gräbern. Die aufgefundenen Urnen waren zwar alle mürbe,

---

[1] Handschriftlicher Bericht des Oberpfarrers Ahrendts in amtlichen Erhebungen des Landrats des Mansf. Seekreises vom Jahre 1877.

liessen sich aber doch, wenn nur einige Vorsicht angewendet wurde, ohne weitere Beschädigung herausnehmen und von der umgebenden Erde befreien, erhärteten auch, wenn sie nur einige Zeit an der Luft gestanden hatten. Sie hatten auch Verzierungen, die aber nur aus ganz einfachen eingeritzten Strichen (in Dreieck- oder Zickzackform) bestanden. Die Urnen wurden sämtlich an Liebhaber, wie sie sich so eben einfanden, verschenkt. Eine davon kam an den damals lebenden Landkammerrat v. Breitenbauch nach Bucha b. Wiehe.[1]

II.

Nordöstlich dicht bei der Saline Artern wurden im Sommer 1858 neben der Ziehmeschen Ziegelei 3—5 Fuss unter der Erde zusammen mit Asche, Kohlen und grossen Hundeköpfen (von einer Windspielart) zwei Urnen gefunden und vom Bergrat Bolze der Plümickeschen Sammlung in Eisleben zugeführt. Die eine[2] hat 13 cm Öffnungs-, 15 cm Bauch- und $6^1/_2$ cm Boden-Durchmesser und ist 14 cm hoch. Sie hat einen ziemlich breiten Henkel, unterhalb dessen 4 durch einen Streichstein bewirkte Streifen den Bauch umgürten. Metallene Sachen waren nicht bei dem Funde, wohl aber 4 + 1 Spinnwirtel. (Vielleicht Pl. S. No. 182?) Die andere,[3] kesselförmig, von 11 cm Höhe, 9,5 cm Öffnungs-, 11,5 cm Bauch- und 4 cm Boden-Durchmesser, zeigt einen fast kugeligen Bauch mit drei ebensolchen Streifen, wie sie die erste hat, und über diesen Streifen 2 sich gegenüberstehende, dreieckige hervortretende kleine Ösen, die durch eingetiefte Linien miteinander verbunden sind, sowie einen steil aufsteigenden, 2,5 cm hohen Hals. Beide Gefässe gehören offenbar dem Lausitzer (ostgermanischen oder nach Kossinna daktischen) Typus an.

Augsdorf (Mansfelder Seekreis).

Auf dem nach Nordosten zu dicht vor Augsdorf und östlich von der Heiligenbreite gelegenen Hirtberge, der bis zur Separation Hutanger und Hirtlager war, ist, wie die Einwohner behaupten, früher ein Gottesacker gewesen. Denn es sind auf dem Hirtberge sehr viel Urnen, Geschirre, Gerippe u. dgl. gefunden, aber nichts ist aufbewahrt worden. Vielmehr sind alle gefundenen Sachen an Ort und Stelle

---

[1] Wiedergabe eines Berichts des Inspektors Bischof vom 5. Januar 1824. (Kruse, Deutsche Altertümer I, 3, S. 57 u. 58.)

[2] Pl. S. No. 19.

[3] Pl. S. No. 35.

zertrümmert und die Aschenlöcher mit den Urnen als Düngung verwendet worden.[1]

Der Name Hirtberg hat vermutlich keine Beziehung auf Hirt und Herde, sondern wird als Bestimmwort das ahd. hurt (pl. hurdî), mhd. hurt (pl. hürde), nhd. Hürde enthalten, welches Flechtwerk aus Weiden oder Reisig, zum Verbrennen der Verbrecher oder Leichen dienend, bedeutet. Schon der Name also, der eigentlich Hürdberg lautet, deutet an, dass auf diesem Berge die Umwohner ihre Leichen verbrannt haben.

Belleben (Mansfelder Seekreis).[2]

Auf der sogenannten Obermarke, etwa 3—4000 m nordwestlich von Belleben, wurde (vermutlich im Jahre 1898) ein im feststehenden Lehm würfelförmig ausgestochenes, etwa $^3/_4$ m im Quadrat messendes Steinkistengrab gefunden, dessen Sohle $1^1/_2$ m unter der Erdoberfläche lag und mit mehreren Platten aus Schackstedter Kalkstein (Schackstedt liegt 1 Stunde vom Fundorte entfernt) ausgelegt war. Die Wände waren ohne Belag, doch war das Grab mit 2 grossen Platten aus demselben Gestein überdeckt. Über diesen lag eine etwa 10 cm starke Schicht Sand, über diesen nochmals Steinplatten und zu oberst die Ackererde.

In dem Grabe stand ein hoher, gekehlter Topf (Fig. 1 auf Tafel V des 31. Jahrganges der Harzzeitschrift), der unter dem Rande eine Einengung zeigt; rauh, bröcklig und von schlechtem Brande. Von derselben Beschaffenheit ist ein kleines Beigefäss, das in diesem Topfe lag (Tafel V, No. 4) und die bekannte Tassenform hat, welche fast in allen vorgeschichtlichen Perioden vorkommt.

Das grösste Gefäss des Grabes, 30 cm hoch, war eine Urne von Doppelkegelform. Die untere Hälfte des Unterteils ist rauh, d. h. mit festansitzenden Höckern versehen, die sich nicht abwaschen lassen, die übrige Wandung dagegen ist glatt. Das Profil ist nicht ganz geradlinig, sondern ein wenig geschweift, und stimmt mit jener Grundform überein, die man in Mecklenburg als Merkmal der jüngeren und jüngsten Bronzezeit ansieht. Diese Urne enthielt nicht nur Leichenbrand, sondern auch ein glattes Beigefäss, dessen Form in den Gräbern der Hallstattzeit vorkommt und stark an hallstättische Tassen

[1] Bericht des Kantors Schmidt in Siersleben vom 10. Juni 1877.

[2] Nach einem Berichte von Prof. Dr. P. Höfer in Wernigerode (Harzzeitschrift Jahrg. XXXI, S. 281—283, Wernigerode 1898). Vergl. Abbildungen No. 1—8 auf Tafel V.

aus getriebenem Bronzeblech erinnert, die in der Umgegend von Spandau gefunden sind. Dieses einer Tasse ähnelnde Beigefäss ist durch kleine senkrechte Striche verziert, die in den Umbruch ringsherum in Abständen von je 1 cm eingestrichelt sind. (Tafel V. Fig. 3.) In diesem Beigefäss aber lag ein bronzener Spiralhaken (Tafel V, Fig. 5) von 3 cm Durchmesser. Auch dieser in unserer Gegend seltene Spiralhaken gehört zu den Erscheinungen der jüngeren Bronze- oder Hallstattzeit, und darum würde man nach Höfer das ganze Grab dieser Zeit zuweisen müssen, wenn der grosse Topf (No. 1) nicht den Eindruck einer jüngeren, nämlich der La Tène-Periode machte, welcher an anderen Orten ganz ähnliche Töpfe zugewiesen werden müssen. Die gebauchten Töpfe der älteren Urnenfelder pflegen nämlich ohne Halskehle zum Rande aufzusteigen, wogegen der Belleber gekehlt ist. Auch die absichtlich rauh gemachte Oberfläche am unteren Teile der grossen Urne (No. 2) deutet auf den Einfluss des La Tène-Geschmacks. Er setzt daher das Belleber Grab in die Übergangszeit von der jüngeren Hallstatt- zur La Tène-Periode, etwa um 300 v. Chr. Jedoch giebt Höfer selbst zu, dass sich anderswo Töpfe mit Halskehlen mit Gefässen älterer Urnenfelder zusammenfinden, was auch im Mansfeldischen an vielen Stellen nachweisbar ist, sodass das Grab allenfalls auch einige 100 Jahre weiter zurück angesetzt werden kann.

Beesenstedt (Mansfelder Seekreis).

Herr Eisfeldt fand am 29. Mai 1900 in der Flur Beesenstedt zwischen Saal- und Mordgrund südlich des neuen Kommunikationsweges von Beesenstedt nach Closchwitz auf der zwischen beiden Gründen gelegenen Höhe auf dem dortigen Pfarracker eine dem Anschein nach elliptische Aschenstelle von ungefähr 3—4 m Längendurchmesser und nur 0,50—0,60 m Tiefe beim Abtragen des Weges. Da eine Hälfte in bestandenem Acker lag, so musste dieselbe unangetastet bleiben. In der Asche fand sich (V. S. No. 2503 a—d)

1) ein kleiner dreieckiger Steinkeil von sehr dunklem Grünstein von 4 cm Schneiden- und 3¾ cm Längendurchmesser und etwa 1 cm Dicke;

2) eine kleine Lanzenspitze aus Knochen, etwa zur Hälfte geschliffen, 8,75 cm lang;

3) ein Feuerstein, anscheinend Rest eines Nucleus;

4) ein gelblich grauer Spinnwirtel aus hartgebranntem Thon von 3 cm Durchmesser, 2 cm Höhe, 1,1 cm Lochweite.

Alle Stücke gehören der jüngeren Steinzeit an.

Beyernaumburg (Kreis Sangerhausen).

Im Waldbezirke Rehagen[1] bei Beyernaumburg, der zum Teil Königlicher Forst ist, teils zu den Waldungen des Herrn Baron von Bülow auf Beyernaumburg gehört, liegt nahe der Kreuzung der Wege von Beyernaumburg nach Blankenheim und von Holdenstedt nach Emseloh, nur etwa 70 Schritt südlich von dem Steine No. 73 des Grenzweges, welcher den Königlichen Forst und die v. Bülowschen Waldungen trennt, also auf Beyernaumburger (v. Bülowschem) Boden das sogenannte Rittergrab, ein gewaltiger, im Grundrisse fast birnenförmiger, von SO nach NW gerichteter Hügel von 1,50 m Höhe, 25 m Länge und 16 m durchschnittlicher Breite, die in der nördlichen Hälfte etwas geringer, in der südlichen etwas grösser ist. In diesem Hügel sollten nach der Ortsüberlieferung Ritter begraben sein, und das erschien insofern ganz glaubwürdig, als es urkundlich feststeht, dass im Jahre 1312 eine Anzahl Tempelritter, deren Leben durch die vom Papste angeordnete Verfolgung dieses Ordens bedroht war, sich in das Schloss Beyernaumburg geworfen und daselbst verzweifelt verteidigt hat, aber schliesslich den Kriegern des Erzstifts Magdeburg, dem damals Beyernaumburg gehörte, erlegen ist. Diese Tempelritter konnten also möglicherweise in dem Hügel begraben worden sein; nur war es auffällig, dass man dann die Toten etwa 1 Viertelstunde von Beyernaumburg weggebracht haben müsste, obwohl es in weit grösserer Nähe an geeigneten Örtlichkeiten keineswegs fehlte. Nur eine Nachgrabung konnte da Gewissheit verschaffen. Nachdem ich mit Herrn Baron v. Bülow den Umfang und die Richtung der Ausgrabung vereinbart hatte, wurde die Arbeit am Donnerstag, 31. Mai 1900, unter Aufsicht des Herrn Försters Weber in Angriff genommen, die voraussichtlich eine ganze Reihe von Tagen erforderte, da der durch die ganze Länge des Hügels zu treibende Stollen 3—4 Meter breit werden sollte und überdies die zahlreichen Wurzeln einer erst

---

[1] Da sich in dem hier erwähnten Waldbezirke Rehagen noch eine ganze Anzahl von uralten Grabhügeln befindet, die zumeist mit Eichen bestanden sind, so zweifle ich nicht, dass der Name einen Hagen, d. h. ein aus dem gewöhnlichen Gebrauche ausgeschiedenes Waldstück bedeutet, welches der Bestattung der Toten gewidmet war, da mir das Bestimmwort nicht den Namen des bekannten Waldtieres, sondern das nun verschollene ahd. hrêo, rêo, rê, mhd. rê zu enthalten scheint, welches Leichnam, Tod und Grab bedeutete. Alle Waldbezirke des Namens Rehagen sind also auf das Vorhandensein von alten Gräbern zu untersuchen.

kurz zuvor gefällten mehrhundertjährigen Eiche, welche auf dem südlichen Teile des Hügels gestanden hatte, die Arbeit überaus erschwerten. Das ausgestochene Erdreich, aus gelbem Löss bestehend, wurde abgefahren und in der Nähe wieder aufgeschüttet, um freie Bewegung und klare Übersicht zu haben. In den ersten Tagen wurde ausser den Wurzeln in dem Lehm gar nichts gefunden; weder eine Urnenscherbe noch ein sonstiges Erzeugnis von Menschenhand, ja nicht einmal ein irgendwie auffälliger Stein. Als jedoch der Ort des Stollens bis auf 7 m vorgedrungen war, zeigten sich an der linken Stollenwand, 1 m von der Mittellinie des Hügels entfernt, 2 schräg stehende Platten aus Kohlensandstein von etwa 0,50 m Längendurchmesser, deren Vorderkanten nach NO gerichtet waren, die aber ursprünglich vielleicht aufrecht gestanden hatten. In geringer Entfernung von denselben nach SW zu, 1,50 m von der Mittellinie entfernt, wurde noch ein Stein von schlankerer Form, der etwa 20 cm dick und 40—50 cm lang war, blossgelegt. Desgleichen zeigte sich genau in der Mitte der Ausgrabungslinie, als die Arbeiter 9 m weit vorgedrungen waren, abermals eine fast aufrecht stehende Platte von ungefähr 60 cm Höhe. Weder bei dieser noch bei den vorher freigelegten Platten, und ebensowenig unter denselben, wurde irgend ein Erzeugnis von Menschenhand gefunden. Da ein starker Regen eintrat, musste die Arbeit Sonnabend, den 2. Juni, abgebrochen werden und mehrere Tage ruhen.

In meiner Abwesenheit wurde dann die Arbeit unter Aufsicht des Herrn Weber wieder aufgenommen. Nachdem die Arbeiter $11^1/_2$ m weit vorgedrungen waren, stiessen sie Freitag, den 8. Juni, gegen Abend auf dem Boden des Hügels auf ein Grab, wie sich zweifellos aus dem Umstande ergab, dass ein Schädel blossgelegt und auch noch ein anderer Fund gemacht wurde. Der Verabredung gemäss wurde nun die Arbeit sofort eingestellt und mir von dem Funde Nachricht gegeben, der dann Sonnabend, den 9. Juni, in meinem Beisein völlig gehoben wurde. Die Bestattung war, wie der Augenschein ergab, weder in einer Steinkiste noch in einer Erdgrube, sondern auf einer Art Estrich erfolgt, indem auf den die natürliche Unterlage bildenden Kalkfels eine weissliche Thonschicht von 1,80 m Länge und 60—65 cm Breite aufgestrichen worden war, auf welcher man den Toten in der Stellung eines liegenden Hockers beigesetzt hatte, und zwar so, dass der Schädel nach SO, die Füsse nach NW zu gerichtet waren, während der Rücken nach SW zu gekehrt worden war, wie man aus der Verteilung der freilich nur dürftigen Überreste erkennen konnte. Der Schädel zerfiel sofort bei der Wegnahme des Erdreichs, so vorsichtig

auch vorgegangen wurde; doch hatte sich seine Wölbung deutlich erkennbar in dem aufgefüllten Lehm ausgeprägt. Da nun der Lehm über dem Toten bis zu Fusshöhe oder etwas mehr auffallend fettig und von grauen und schwarzen Erdstreifen wie auch von Stückchen Holzkohle durchzogen war, ein Vorkommen, welches genau nur innerhalb des Grabes von 1,80 m Länge und 0,60—0,65 m Breite beobachtet wurde, so wäre nicht undenkbar, dass der Tote in einer später ganz vermoderten Holzkiste beigesetzt worden ist, innerhalb deren sich die eingeschwemmten Lehmteile mit den Zersetzungsergebnissen des Leichnams verbunden haben können. Etwa 60 cm vom Schädel entfernt, und etwa 30 cm höher als dieser, wurde am Rande der voraussetzlichen Kiste, etwa an der Stelle, wo die Hüften des Toten gelegen haben müssen, ein angeschliffener, aber am Bahnende etwas beschädigter Steinkeil aus Grünstein von etwas schiefer Gestalt mit sanft gebogener Schneide gefunden, welcher nur 8½ cm lang, bis zu 4½ cm breit und 2 cm dick war. Ausserdem fanden sich aber in der Erde unmittelbar über dem Leichnam — und nur hier — was recht auffällig war, — eine Menge kleiner, dem Anschein nach zum Teil roh bearbeiteter Feuersteine, von denen die meisten eine weisse Patina zeigten. Das war alles. Diese auffallende Ärmlichkeit der Ausstattung des Grabes stand im schroffsten Gegensatze zu der riesigen Arbeit, die die Aufschüttung des Hügels verursacht haben muss. So viel war aber doch zweifellos festgestellt, dass hier eine Bestattung nicht des späteren Mittelalters, sondern einer sehr frühen Periode der jüngeren Steinzeit (wenn nicht gar der älteren?) vorlag. Erwähnung verdient aber noch, dass bei der Fortsetzung der Ausgrabung in der zweiten Hälfte des Juni an 2 Stellen der Sohle eine eigentümliche, milde, metallisch glänzende, anscheinend von feinem Metallstaub durchsetzte Erde in Form eines kleinen Quadrates, die vielleicht auf das ehemalige Vorhandensein einer Holzkiste von dieser Form hindeutet, gefunden wurde. Eine vorläufige Untersuchung ergab, dass diese Erde auf Salzsäure nicht reagierte, woraus geschlossen werden durfte, dass sie Edelmetall enthält. Um die Beschaffenheit genau festzustellen, übergab ich eine Probe der Erde dem gewerkschaftlichen Hüttenfaktor Herrn Franke in Eisleben zu chemischer Untersuchung. Es stellte sich dabei heraus, dass die Masse nur aus Glimmer bestand.

Blankenheim (Kreis Sangerhausen).

Im Mai 1880 wurde in Blankenheim der Bau eines neuen Pfarrhauses begonnen, das nach verschiedenen Richtungen hin einige Meter

über die Grenzen des alten Hauses hinausreichen sollte. Bei der Ausschachtung des neuen Baugrundes fanden sich da nach einem handschriftlichen Berichte des Ortspfarrers Hübener vom 15. Oktober 1880 Reste menschlicher Gebeine, vorzugsweise Schädel und Schenkelknochen, in solchen Abständen und in solcher Lage und Tiefe, wie man noch heutzutage zu begraben pflegt, wo man nicht auf Raumersparnis angewiesen ist. Manche Skelette lagen 2, andere 4 Fuss tief; die Füsse waren nach Osten gekehrt. Von Särgen fand sich keine Spur; wohl aber lag über jedem Schädel eine Steinfliese; ferner zeigte sich Leichentorf. Zugleich teilte ein glaubwürdiger Nachbar unter Bestätigung anderer mit, dass er vor etwa 13 Jahren bei Ausschachtungen zum Bau seines Wohnhauses und seines Stallgebäudes gleiche Bestattungen gefunden habe.

Der Boden bildet dort eine ziemlich regelmässige, nach Südwest, also nach Sangerhausen zu, im Verhältnis von 1:9 geneigte Fläche. Auf derselben steht — mitten im Dorfe — die Kirche, welche um 1830 an Stelle der alten und unter Beibehaltung des alten, einige Spitzbogen aufweisenden Turmes erbaut ist. Abwärts liegt beiderseits ein etwa 10 Meter breiter Streifen Kirchhof, der bis vor kurzem zu Begräbnissen benutzt worden ist. An diesen stösst weiter abwärts das kleine, etwa 20 Meter breite Pfarrgrundstück, welches behufs Ebnung gegen den Kirchhof zu bis zu 3 Meter Tiefe ausgeschachtet worden ist; weiter folgt ein 4-6 m breiter Fahrweg und endlich das Kossatengrundstück des Nachbars. Der Boden ist gelber, thoniger Sand, auf welchem Humus liegt.

Die Steinfliesen waren unbehauen und von unregelmässiger Gestalt; durchschnittlich 50 cm breit, 0,75—1 m lang und 3—6 cm dick. Hatte eine Platte die durchschnittliche Länge nicht, so war eine zweite an sie gelegt. Gefertigt waren sie aus dem bei Blankenheim gebrochenen Rotliegenden, einem kalk- und salpeterhaltigen Sandstein, der nicht besonders dauerhaft ist und hier so morsch war, dass keine Platte ganz herauskam. Die meisten waren vielmehr unter dem Drucke der nicht grossen Last des darüber liegenden Erdreichs in die nach der Verwesung des Leichnams unterhalb entstandene Höhlung hineingebrochen. Wo die Deckplatte nicht zerbrochen war, konnte man in dem hohlen Raume unter ihr bequem mit der Hand entlang fahren. Die Steine lagen so, dass nur der Kopf und etwa die obere Hälfte der Brust der Toten bedeckt gewesen sein kann. Der übrige Teil der Skelette lag ohne Steindeckung, nach Osten ausgestreckt, in der Erde. Nur eins der Skelette hatte nach Angabe des Kantors Spiegelberg und

anderer Augenzeugen in entgegengesetzter Richtung, ohne Steindeckung und auch mit dem Gesicht nach unten gelegen. Alle blossgelegten Skelette waren solche von Erwachsenen; von Kindern fanden sich keine. Die Mehrzahl der Schädel war mit guten Zähnen ausgestattet, wie von Leuten, die in mittleren Jahren gestorben sind. Aufgehoben sind keine, vielmehr alle wieder verschüttet worden. Beigaben wurden in den Gräbern nicht gefunden. Allerdings haben die Arbeiter den Wunsch des Pfarrers Hübener, sie möchten ihn rufen, wenn sie ein neues Stück in Angriff nähmen, nicht erfüllt, vielmehr sich zurückgehalten, wenn er zugegen war, auch wenn seine Anwesenheit Stunden dauerte, offenbar, weil sie hofften, Wertfunde zu machen. Aber in dieser Hoffnung werden sie sich getäuscht gesehen haben, da nichts von einem Funde verlautbart hat, obwohl 10 Arbeiter auf engem Raume bei einander arbeiteten und auch Kantor Spiegelberg, der 3 Ausgrabungen beiwohnte, nichts wahrgenommen hat.

Fest steht aber, dass sich Scherben von Gefässen bei den Skeletten befanden. Leider ist es dem Pfarrer nicht gelungen, auch nur einige davon zu erlangen, da sie die Arbeiter alsbald wieder mit den aufgefundenen Gebeinen verschütteten, was sehr zu bedauern ist, da sie für die Zeitbestimmung einen Anhalt geboten hätten.

Es fragt sich nun, ob diese Gräber aus einer Zeit stammen, in der das Begraben ohne Särge und nur mit Kopfdecksteinen allgemein üblich war, oder aus einer Zeit, in welcher Notumstände gezwungen hatten, von Särgen abzusehen.

Der nächstliegende Gedanke, den auch mehrere Leute an Ort und Stelle aussprachen, war der, dass die Bestattungen aus einer Pestzeit herrührten, in der man nicht genug Särge beschaffen konnte, sodass man zu den Kopfdecksteinen als einem Notbehelfe griff.

Das Kirchenbuch, das mit dem Jahre 1578 beginnt, weist 3 Pestzeiten auf: 1597 und 98, 1625 und 26 und 1681, die auch durch anderweitige geschichtliche Nachrichten bestätigt werden. Vor der Pestzeit von 1597 hatte der Ort, nach der Zahl der jährlichen Geburts- und Todesfälle zu schliessen, etwa 400 Einwohner; von diesen starben 226; auf dem Höhepunkte der Sterblichkeit, vom 24. Juli bis 23. Aug. 1598, starben 87; mehrere Male starben bis zu 7 Personen an einem Tage. Auffälligerweise weicht die Zahl der Geburts- und Todesfälle im darauf folgenden Jahre von der der vorhergehenden Jahre fast gar nicht ab, als wäre die Seelenzahl trotz des ungeheuren Abgangs gar nicht vermindert worden. Hübener sucht diese Erscheinung durch die Annahme zu erklären, dass die Natur nach solchen Verwüstungen durch

zahlreichere Geburten sich aufhelfe; der Hauptgrund liegt aber darin, dass infolge der zahlreichen Todesfälle viele durch Erbschaft zur Selbständigkeit gelangen und nun sofort Ehen eingehen.

Beim Beginne der zweiten Pestzeit, 1625, hatte Blankenheim ungefähr wieder den früheren Einwohnerbestand erreicht; diesmal starben im Jahre 1625 27 Personen, im Jahre 1626 118; davon etwas über die Hälfte Erwachsene. Auch nach dieser Pestzeit zeigt sich die Einwohnerzahl der nächsten 2 Jahre nur wenig verringert. Erst vom Jahre 1629 an sinkt die Zahl der Geburten plötzlich auf 3 im Jahresdurchschnitt, was ein Zusammenschmelzen der Einwohnerzahl auf etwa 60 Personen voraussetzt. Von 1631 an, dem Jahre der Verwüstung Sachsens durch die kaiserlichen Truppen, lag das Pfarrhaus in Asche und der Liedersdorfer Pastor besorgte die Gemeinde Blankenheim mit; von 1635 an, dem Jahre der greulichsten Verwüstung durch die Schweden, hat das Kirchenbuch eine Lücke bis 1659. In diesem Jahre beginnt das Kirchenbuch wieder mit einer aus der Geburtenzahl zu mutmassenden Einwohnerzahl von 3—400 Seelen. Das Pfarrhaus ist vermutlich damals bis 1696, welche Zahl an der Hinterthür stand, gebaut worden; aber ersichtlich stückweise.

Die dritte Pestzeit, die von 1681, hat Blankenheim ganz oder fast ganz verschont. Im Kirchenbuche sind als tempore pestis Verstorbene nur 22 Personen verzeichnet, also wenig mehr als der Durchschnitt gewöhnlicher Jahre, wogegen in Eisleben damals die Pest viele Tausende hinraffte.

Aus dieser letzten Pestzeit können die aufgedeckten Gräber schon deshalb nicht herrühren, weil die geringe Zahl der damals Verstorbenen zu der Ausdehnung des Fliesengräberfeldes in keinem Verhältnisse steht. Aus den Jahren 1626 oder 1598 dagegen könnten sie herrühren; denn wenn täglich bis zu 3 Erwachsene zu begraben waren, so konnte man zwar zur Beerdigung ohne Särge genötigt sein, brauchte aber doch noch nicht, wie anderwärts, die Toten in gemeinsamen Massengräbern zu bestatten.

Da nun aber die Grabreihen teils unter den vorhandenen Gebäuden fortlaufen, teils rechts und links von diesen sich fanden, ohne jegliche Rücksicht auf deren Fluchtlinien, so ist offenbar das Gräberfeld älter als diese Gebäude. Und da man gewiss nicht auf einen Platz gebaut hat, wo erst unlängst viele Leichen, zumal Pestleichen, begraben worden waren, nun gar in jenen trüben Zeiten, wo es an allem fehlen mochte, nur nicht an Platz, so ist auch die Annahme ausgeschlossen, die Gräber könnten aus dem Jahre 1626 herrühren; also müssen sie wohl älter

sein. Und da wahrscheinlich schon das ältere, im Jahre 1631 zerstörte Pfarrhaus an derselben Stelle, wie das jetzige, also über dem Gräberfelde stand, weil sich in den Baunachrichten jener Zeit nicht der geringste Anhalt dafür findet, dass die Pfarre verlegt worden wäre, so muss die Entstehung der Gräber in noch frühere Zeit, d. h. noch vor das Jahr 1598 fallen. Dafür spricht auch noch der Umstand, dass die Gräber nördlich und südlich vom Fahrwege liegen, also mit höchster Wahrscheinlichkeit auch unter diesem vorhanden sind, welcher überdies der einzige und nach Beschaffenheit des Ortes auch nur der einzig mögliche Fahrweg zu dem sogenannten „alten Gute" ist. Bestand dieses schon vor dem 30 jährigen Kriege, dann auch der zu ihm führende Fahrweg; die unter ihm liegenden Gräber aber müssen dann ganz erheblich älter sein. Ja selbst wenn das „Edelgut" damals noch nicht bestanden hätte, so war doch der Platz in der Nähe des alten Turmes unzweifelhaft besiedelt und ein Fahrweg dorthin unentbehrlich; mithin sind auch die Gräber älter als jede Ansiedelung, die dem jetzt sogenannten „alten" Gute vorangegangen ist.

Auch vor dem Eingange zum Gewölbe des Turmes fand sich bei Einschlagung des ersten Grabes auf dem davor gelegenen Platze altes Gebein. Da nun füglich hier nicht beerdigt worden sein kann, solange das Turmgewölbe von hier aus zugänglich war, so müssen die Gräber davor auch älter sein als der Turm. Da nun der Turm, seiner Bauart nach, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut ist, so müssen die Gräber noch erheblich älter sein, also vor das 13. Jahrhundert fallen. Ob die vor dem Turmeingange aufgedeckten Gräber auch Skelette bargen, die mit einer Steinfliese bedeckt waren, weiss man nicht; sehr möglich aber ist es, da man auf bröckliges Gestein in der Erde, zumal in der Nähe von Gebäuden, nicht zu achten pflegt.

Nach dem allen wird man annehmen dürfen, dass die Gräber aus einer Zeit stammen, in welcher steinerne Deckplatten nicht eine Ausnahme und ein Notbehelf, sondern Sitte waren; also entweder aus der ältesten christlichen Zeit oder gar aus heidnischer Zeit. Wären Särge überhaupt schon üblich gewesen, so hätte man schwerlich durchweg zu einem solchen Notbehelfe gegriffen, der an heidnische Begräbnisweise zum mindesten stark erinnerte. Und ferner, wollte man annehmen, die Gräber gehörten der ältesten christlichen Zeit an, so würde es, wenn dies Gräberfeld je zu einem christlichen Kirchhof gehört hätte, unerklärlich sein, wie ein Teil desselben zu einem Fahrwege benutzt, ein anderer Teil von einem Einwohner bebaut werden

konnte, denn beides hätte die Kirche des Mittelalters sicherlich nicht zugelassen.

Bei dieser Lage der Sache wird man, zumal den Toten Gefässe mitgegeben waren, zu dem Schlusse genötigt, dass das Gräberfeld der vorchristlichen Zeit angehört. Die Richtung der Gebeine nach Osten ist noch kein Beweis für die Bestattung in christlicher Zeit, da die Richtung von Gräbern nach der aufgehenden Sonne sich auch in heidnischer Zeit schon findet.

Nach einer Zeichnung des Herrn Hübener zeigt der Querdurchschnitt der Gräber unter dem Humus eine Kiesschicht (a), in derselben einen hohlen Raum (b), dessen Boden eine mit Fett durchsetzte Erdschicht (c) bildete, und dessen Decke aus einer rohen Steinplatte (d) bestand.

Da eine ganze Anzahl der Gräber teils nur berührt, teils nur zur Hälfte abgegraben sind, so ist es möglich, dass bei einer Aufdeckung derselben unter sachverständiger Leitung sicherere Unterlagen für eine genauere Zeitbestimmung gewonnen werden können.

Bornstedt (Kreis Sangerhausen).

Am 12. April 1834 legte der Schulze Kirmss in Bornstedt[1] in der angeblich nach einem früheren Einwohner des Dorfes benannten Feldmark Sauterberg, südlich von Bornstedt, die aber 1541 der soderbergk heisst (Mansfelder Urkb. S. 526), also vermutlich suderberg = südlicher Berg zu deuten ist, wozu auch die Lage am Südende der Flur stimmt, ein Steinkistengrab bloss, welches in das Lehmlager eingegraben war, das auf den erhabenen Stellen des Sauterberges die Unterlage bildet. Zu unterst lag eine grosse 6 Fuss lange und 3 Fuss breite Platte, welche fast durchgängig 3 Zoll stark war und mit allen Unebenheiten an den Rändern, wie sie aus dem Bruche entnommen war, dalag. „Um diese Platte herum standen andere grosse breite Steine gegeneinander geneigt, mit vielen anderen Steinen drum und rum belegt und ausgefüllt, jedoch auch Erde dazwischen.“ Auffällig erschien es dem Berichterstatter, dass vier verschiedene Arten von Steinen dieses Grab bildeten. Nämlich die grosse Platte und andere grosse breite Steine hatten mit denen, die in den Steinbrüchen des 1/2 Stunde südlich entlegenen weimarischen Dorfes Einsdorf noch jetzt gebrochen werden, grosse Ähnlichkeit; andere waren rote Sandsteine aus den Bornstedter Steinbrüchen, wieder andere blaue Kalksteine aus

[1] Handschriftlicher Bericht in meinem Besitz.

den Holdenstedter Brüchen und noch andere Feldkiesel, sodass die für die Errichtung des Grabes verwandten Steine, wie Kirmss meint, dem Anschein nach aus den vier Himmelsgegenden nicht ohne Zweck zusammengetragen worden waren. (Vgl. hierzu das bei Farnstedt zu No. III, auch das bei Stedten zu No. I Bemerkte.)

Nachdem die mit Erde vermischten Steine aus dem Grabe herausgeschafft worden waren, fand man in der Mitte der von Süden nach Norden gerichteten Platte zwei übers Kreuz liegende Knochen, welche aber so mürbe waren, dass sie alsbald „zu Erde zerfielen". Einige Zoll über den Knochen fand man „eine kupferne (bronzene?), 8½ Zoll (=22,5 cm) lange Nadel mit noch anderen kleinen kupferähnlichen Nadelspitzen". Die Nadel hatte einen kolbenförmigen Kopf, ähnlich dem eines Tambourmajorstabes, und war unterhalb desselben spiralig gewunden; die Stückchen gehörten vermutlich zusammen und waren wohl ebenfalls eine Nadel, da das eine, 2 Zoll lang, eine etwas gekrümmte Spitze bildete, das andere aber, welches 2½ Zoll lang war, an dem einen Ende ösenförmig umgebogen war.

Als schliesslich auch die grosse Bodenplatte gehoben worden war, fand man unter ihr, in den Lehm eingebettet, nach Nordosten zu ein thönernes Gefäss, wie ein Napf gestaltet, welches festgedrückte, mit Erde vermischte Asche enthielt; vermutlich die Reste eines vor der Bestattung gebrachten Totenopfers. Es zerfiel, weil es ein Arbeiter mit der Hacke berührt hatte.

Das Grab gehört anscheinend der jüngsten Periode der jüngeren Steinzeit an, in welcher das Kupfer als seltener Schmuck bereits bekannt war. Auch die Form der Nadeln spricht dafür.

Burgisdorf (Mansfelder Seekreis).

In einer Steinkiste, über deren Beschaffenheit leider nichts aufgezeichnet ist, fand der Gutsbesitzer Sachse in Burgisdorf in dortiger Flur folgende Gegenstände:

2 Steinkeile,[1] von denen der eine, wohl nur zur Hälfte erhaltene 6 cm lang, an der Schneide 5 cm, an der Bahn 4,5 cm breit und 2,5 cm dick ist; der andere dagegen 7 cm lang, an der Schneide 4,5 cm, an der Bahn 2 cm breit und nicht viel über 1 cm dick. Ferner eine sogenannte Blitzröhre aus Feuerstein,[2] d. h. eine natürliche Bildung in Gestalt einer durchlochten, annähernd walzenförmigen Perle von 5,5 cm Länge und 2,5 cm Dicke. Sie dürfte als Zierat oder Amulett

---

[1] V. S. No. 954 u. 955. [2] V. S. No. 956.

gedient haben. Besonders beachtenswert sind 2 grosse massive, schräg geriefelte, patinierte Halsringe aus Bronze,[1] in der Mitte 1 cm stark, welche sich von da an nach den ziemlich weit voneinander abstehenden Enden zu immer mehr verjüngen und einen Längendurchmesser ihres Umfanges von 15 bezw. 14,5 cm haben. Ihnen gesellen sich 2 kleine Armringe aus Bronzedraht[2] von 4,5 bezw. 4 cm Durchmesser der von ihnen beschriebenen Rundung. Sie haben vermutlich als Kinderarmringe gedient. Von dem Schädel des in dem Grabe beigesetzten Leichnams haben sich einige Bruchstücke der Schädeldecke und der noch mit Zähnen besetzte Unterkiefer erhalten. Da die Beisetzung ohne Leichenbrand stattgefunden hat, so dürfte das Grab und die in ihm gefundenen Gegenstände der frühesten Bronzezeit angehören, auf welche namentlich auch die Form der grossen Halsringe hinweist.

Dederstedt (Mansfelder Seekreis).

I.

Unweit von Dederstedt entspringt im Bornthale aus dem Adamsborne der Sedelbetsch oder Sedebetsch, ein nur 500 Schritt langer, aber starker Bach, der in Dederstedt auf der linken Seite in die Lawêke mündet. Die Quellgegend des Sedebetsch im Bornthale ist nach Aussage von Einheimischen reich an Urnen, Waffen, Armringen, desgleichen die Quellgegend des durch Volkmaritz fliessenden Baches. Auch auf der Höhe links von der Chaussee von Dederstedt nach Volkmaritz sollen viele vorgeschichtliche Gräber zu finden sein.

II.

In einem Grabe bei Dederstedt — vermutlich war es ein Steinkistengrab — fand der Gutsbesitzer Lieutenant Brause in Dederstedt einen ziemlich schlanken und verhältnismässig reich verzierten Becher[3] mit kugeligem Unterteil und lang gestrecktem Halse, Höhe 19,5 cm, oberer Durchmesser 9,5 cm, Bodendurchmesser 7 cm, grösster Durchmesser des Unterteils 11 cm. Der Rand ist durch kerbenartige Vertiefungen, der Hals durch einen Wechsel von horizontalen Linienbändern, vertikalen Strichbändern und fischgrätenähnlichen Kreislinien die durch Eindrücken spitzer Hölzchen hergestellt zu sein scheinen, verziert. Auch am Oberteil des Bauches kehrt das Fischgrätenmuster zweimal wieder, von einem horizontal verlaufenden Linienbande ge-

[1] V. S. No. 952 u. 953. [2] V. S. No. 951 a. b. [3] V. S. No. 685.

schieden. Diesem Becher war ein kleines Thongefäss[1] von nur 5 cm Höhe, 6,5 cm oberer Öffnungsweite, 4,25 cm Bodendurchmesser und 7,25 cm grösstem Durchmesser beigegeben, in welchem sich eine Halskette aus durchbohrten Tier-(Hunde-)Zähnen und eine Austermuschel befand, welche Spuren mehrfacher Durchbohrung trägt. Ausserdem gehört zu dem Funde noch ein Feuersteinkeil,[2] der von der sanft geschwungenen Schneide an etwa zu $^2/_3$ geschliffen ist. Die Schneide misst 4,5 cm, die Länge 9,5 cm, das dicke, abgerundete Ende nur etwa 1,5 cm. Der ganze Fund gehört ohne Zweifel einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit an (mindestens 2500 v. Chr.).

III.

Am 18. Mai 1851 wurde auf dem Anger an der Mühle in Dederstedt vom Müller Schumann ein Topf gefunden, welcher mit Asche, einigen kleinen Knochen und einer roten Erde, die wie Ziegelerde aussah, angefüllt war und in einem Aschenloche stand, welches etwa 1 Elle im Durchmesser hatte. In die Asche des Topfes waren 14 bronzene Beilchen (Kelte)[3] so hineingesteckt, dass sie paarweise geordnet waren und aufrecht mit der Schneide nach oben standen. Ihre Länge beträgt durchschnittlich 9,5 bis 12 cm, ihre grösste Stärke nicht mehr als 1,5 cm. So gross auch im allgemeinen ihre Ähnlichkeit ist, so sind sie in Einzelheiten doch sämtlich voneinander verschieden, sodass sie keinesfalls aus derselben Gussform hervorgegangen sein können. Was ihre Form anbetrifft, so haben sie fast keine oder nur sehr schwache Randleisten; ihre Form erinnert also noch an die der Steinkeile, wenn auch die Schneide zum Teil ziemlich stark geschwungen ist. Diese meisselförmigen Flachkelte sind, wenn auch nicht die älteste Form ihrer Art, so doch eine sehr alte. (Vgl. Montelius, Chronologie der ält. Bronzezeit, S. 21 No. 55, S. 11 No. 10, S. 44 No. 109—111 und S. 55 No. 153.)

Dornstedt (Mansfelder Seekreis).

Am 13. Dezember 1834[4] fand der Einwohner Einführer zu Dornstedt beim Setzen eines Grenzsteines auf seinem Acker, welcher an den sogenannten Heidhofs-Hügel grenzt, ein heidnisches Grabmal, welches mit 6′ langen, 3′ breiten und 1′ dicken Sandsteinplatten

---

[1] V. S. No. 686. [2] V. S. No. 687.

[3] Pl. S. No. 193, ferner No. 292 und 293. Es sind 12 Stück davon in der Sammlung.

[4] Neue Mitteil. des Thür.-Sächs. Ver. II, 1, S. 137 u. 138.

bedeckt und mit mehreren 4′ hohen und 4″ starken Steinplatten ausgesetzt war. Der innere Raum dieses Steingehäuses war bis zur Decke mit lockerer Erde angefüllt. Nachdem diese Erde herausgeschafft worden war, fand man auf dem Boden des Grabes ein Skelett von bedeutender Grösse, von dem der Finder aber nur den Hirnschädel und die Hälfte eines Schenkelknochens aufbewahrte. Ausserdem wurden 3 zerbrochene Urnen und in der Mitte des Skeletts ein bronzener, mit edlem Roste überzogener Armring, eine Streitaxt von Grünstein und ein dickes sogenanntes Abhäute-Instrument (also ein Steinkeil!), ebenfalls von Grünstein, gefunden. An der östlichen Seite des Grabes kam eine sehr grosse, aber zerbrochene Urne zu Tage, in welcher ein sehr schönes, 6 Zoll (fast 16 cm) langes Messer von Feuerstein sich befand. Unter dieser grossen Urne waren 2 ungefähr 1′ 8″ lange und ebenso breite Steine, doch mässig, voneinander gesetzt, zwischen denen sich der gut erhaltene Kopf eines kleinen Hundes befand. (Auch in einem neolithischen Steinkistengrabe auf dem Bühnzchen in der Flur Tröbsdorf [Kreis Querfurt] habe ich einen Hundeschädel gefunden.) Den ganzen Fund hat der Thüringisch-Sächsische Verein (zu Halle) an sich gekauft. — Vielleicht No. 256—261 des Verzeichnisses des Provinzial-Museums zu Halle?

Eisleben (Mansfelder Seekreis).

I.

In der Vorderaue, und zwar in dem Schwemmlande auf der rechten Seite der Bösen Sieben unterhalb der kleinen Landwehr sind in der fetten Auenerde beim Ausschachten von Thon für die Eilertsche Ziegelei schon wiederholt in beträchtlicher Tiefe Gegenstände gefunden worden, welche bezeugen, dass an dieser Stelle einst eine Siedelung bestanden haben muss, die aber, nachdem sie verlassen worden, von einer Alluvialschicht aus Löss in Stärke von 1½—2 m überdeckt worden ist.

Ausser einem Hufeisen[1] (fast 2 m tief) mit Stollen von altertümlicher Form, in welchem noch einige Nägel staken, zeigte sich einige 100 Schritt weiter nach Westen zu in einer Tiefe von 1½ Meter eine mehrere Centimeter starke, wagerecht fortlaufende Schicht von hochgelb oder rot gebrannten Thonknollen,[2] die bei ihrer unregelmässigen Gestalt zu der Annahme Anlass geben, dass sie ursprünglich die Oberfläche einer tennenartig geglätteten Feuerstelle gewesen

[1] V. S. No. 2307 a. [2] V. S. No. 2307 d.

sind, die infolge der Hitze zu Knollen zerborsten ist und ziegelartige Beschaffenheit erlangt hat. Ebendort fand ich im Februar 1899 3 Thonscherben,[1] unverziert, darunter ein sehr dickes Bodenstück. Das kleinste Stück hatte schwarzgraue, die anderen hellrote Färbung. Der beachtenswerteste Fund auf jener vermutlichen Feuerstelle war aber eine Handmühle[2] aus hellgrünem Granit, bestehend aus 2 aufeinander passenden, abgerundeten Platten (Standstein und Läufer) mit teils rundem, teils rechteckigem Loche in der Mitte zum Einstecken eines Handgriffs, die Herr Rüdel dem Verein f. Gesch. u. Altertümer überweisen wollte, aber nicht überwiesen hat. Besonders beachtenswert ist nun, dass in Fortsetzung der Fundstelle (in der Richtung von SW nach NO) eine Reihe von Fischkästen aus Holzbrettern von etwa $^1/_2$ Meter Höhe in der Tiefe von $1^1/_2$—2 Metern gefunden worden sind, die durch eingerammte Pfähle in senkrechter Stellung gehalten wurden. Einen von diesen Kästen habe ich vor mehreren Jahren selbst besichtigt. Diese Funde dürften den Beweis liefern, dass der von der Galgenschlucht herabkommende „Hünische Born", welcher jetzt, nachdem er die Hallische Chaussee gekreuzt hat, zwischen der kleinen Landwehr hinab in die Böse Sieben fällt, vor Zeiten in mehr östlicher Richtung an der Fundstelle der Handmühle und den Fischkästen vorbei sich als Bach in die Böse Sieben ergossen und bei letzterer einen Teich gebildet hat, oberhalb dessen eine Fischeransiedelung gelegen zu haben scheint. Auf das Alter derselben lässt sich aus den bisher gemachten Funden noch nicht mit Sicherheit schliessen.

II.

In einem „aus Steinen zusammengesetzten Grabe", d. h. also wohl in einem Steinkistengrabe, fand in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Ökonom Hagemann in Eisleben auf dem Stadtberge bei Eisleben „eine Urne mit Resten" (wie dieser Ausdruck zu verstehen ist, bleibt unklar) und ausserdem in der Urne einen kleinen Dolch aus Kupfer. Die Urne[3] ist ein glockenförmiger Zonenbecher wie der Gross-Osterhäuser und der Welbsleber Becher. Er hat 14 cm Höhe; der Durchmesser des Bodens beträgt 6, der des Bauches $13^1/_2$, der der Öffnung 16 cm. Sowohl der weitgeöffnete Hals als auch der Bauch ober- und unterhalb des Umbruchs sind ganz ähnlich verziert wie am Welbsleber Becher. Denn am Halse läuft zwischen zwei schmalen, mit eingestanzten Schrägstrichen

---

[1] V. S. No. 2307 c. [2] V. S. No. 2307 b (gegenstandslos). [3] V. S. No. 56.

ausgefüllten Bändern ein breiteres, durch rautenförmig sich schneidende Striche schraffiertes Band hin, während am Bauche zwar dieselbe Einfassung durch schmale, schräg schraffierte Bänder wiederkehrt, aber das etwa 2 cm breite Mittelband, welches ebenfalls in grössere oder kleinere Felder geteilt ist, eine etwas abweichende Verzierung in den Feldern zeigt. Diese sind nämlich teils mit lotrecht gestellten Zickzacken (oder, wenn man will, Dreieck- oder Wolfszahnlinien), teils mit fischgrätenartig aussehenden Zickzacklinien ausgefüllt, teils aber auch leer gelassen. Ausserdem ist der Boden in der Nähe des Randes auf seiner Aussenseite auch noch durch 3 dicht nebeneinander laufende konzentrische Kreise verziert. Bei aller Gleichartigkeit der Verzierung zeigt sich doch, dass auf dem Eisleber Becher die Eigentümlichkeit der neolithischen Zeit stärker hervortritt als auf dem Welbsleber. Für eine ältere Entstehung des ersteren spricht auch der mit dem Becher zusammen gefundene kleine Dolch[1] aus reinem Kupfer. Seine Länge beträgt 10½ cm, die grösste Breite des Blattes 5 cm; der nach unten sich verjüngende Unterteil, der zum Einstecken in einen Griff bestimmt war, hat am unteren Ende da, wo er am schmalsten ist, nur noch 1½ cm Breite. Beiderseits hat durch Abschleifen oder Hämmern die Spitze eine schmale Schneide erhalten. Das Sonderbarste ist, dass das Ganze nur aus einer flachen, wenige Millimeter starken Kupferplatte besteht, deren Formung und Bearbeitung sehr geringe Kunstfertigkeit erforderte. Dieser dem Eisleber Becher beigegebene Kupferdolch ältester Form weist auf den frühesten Eintritt des Metallgebrauchs, also etwa auf das Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. als Entstehungszeit hin.

III.

In dem Garten des ehemaligen „grünen Hauses" am Ende der Mittelreihe in der Neustadt Eisleben wurde ein Steinkistengrab aufgedeckt, 1,12 m lang, 0,38 m breit, 0,42 m tief, welches ungefähr 0,75 m unter der Erde lag. Darin wurden folgende Gegenstände gefunden. Erstlich 3 Urnen. Die erste[2] hat die typische Form der Urnen der Bronzezeit, nach oben und nach unten konisch zulaufend; das Oberteil höher als das Unterteil. Gesamthöhe 22 cm, von der auf das Oberteil 13 cm kommen. Durchmesser der Öffnung 20 cm, des Bauchumbruchs 24 cm, des Bodens 10 cm. In dieser Urne befinden sich viele gebrannte Knochen. Die zweite,[3] rötlich gefärbte hat 21 cm

[1] V. S. No. 55. [2] V. S. No. 913. [3] V. S. No. 914.

Höhe; der Durchmesser der Öffnung beträgt 22 cm, der des Bauches am Umbruche 30 cm, der des Bodens 9,5 cm. Der weite, fast aufrechte Hals nimmt 6 cm der Gesamthöhe ein. Auf der Urne liegt ein teilweise erhaltener Deckel aus Thon von etwa 23 cm Durchmesser mit einer in der Mitte angebrachten Griffzunge. Die Form des Gefässes zeigt fast völlige Übereinstimmung mit der Urne Gerbstedt (Pl. S. No. 2.) und in dem Umrisse auch mit der Urne Erdeborn (Pl. S. No. 14). Die Form dieser Urne ist der der Urnen No. 6, 30 und 44 aus den Eilsdorfer Steinkistengräbern (Zeitschr. des Harzvereins XXIX, Wernigerode 1896), die zum Teil auch Thondeckel haben, ausserordentlich ähnlich. Namentlich No. 30 ist die dort am häufigsten auftretende Urnenform. Die dritte Urne[1] zeigt manches Eigenartige. Aus einem annähernd kugeligen Bauche mit entschieden hervortretendem Umbruch erhebt sich ein etwas eingezogener, fast aufrechter Hals mit dicker, runder, vom Rande aus 3,5 cm tief hinabreichender Öse. Der Übergang des Halses zum Bauche wird durch einen unverzierten Streifen vermittelt, welcher vom Halse durch eine einzelne Furche, vom Bauche durch 4 parallele Furchen geschieden ist und in dessen Mitte sich ein das ganze Gefäss umgürtender, mässig hervortretender Wulst erhebt. Die obere Hälfte des Bauches ist bis weit über den Umbruch hinaus mit zahlreichen lotrechten, etwas eingetieften Zierlinien bedeckt, welche in Verbindung mit dem horizontallaufenden Furchenstreifen den Eindruck eines aus Fransen gefertigten Schurzes machen. Die Höhe des Gefässes beträgt 17 cm, von denen auf den eigentlichen Hals 5 kommen; der Durchmesser der Öffnung hat 15,75, der grösste des Bauches 21, der des Bodens 7,5 cm. Auf ihr liegt ein ganz erhaltener, aber zerbrochener, rötlich schwarzer Deckel von roher Arbeit. In ihr befinden sich, wie in der ersten, gebrannte Knochen.

Ausser den Urnen enthielt das Kistengrab noch einen Zettelstrecker[2] oder Webgewicht aus Thon, der aber bisher nicht hat ermittelt werden können; ferner einen fast halbkugelförmigen Spinnwirtel[3] von 3 cm Durchmesser und fast 2 cm Höhe aus Thon, kuppelförmig gewölbt und auf der Grundfläche flachnapfförmig ausgehöhlt, ohne besondere Verzierung und einen nur etwa 2 mm starken bronzenen Nadelrest[4] von 6,75 cm Länge. Das Grab gehört der jüngeren Bronzezeit an (etwa 1000—600 v. Chr. G.).

---

[1] V. S. No. 915. [2] V. S. No. 915 b. [3] V. S. No. 916. [4] V. S. No. 917.

IV.

Im Jahre 1871 wurde in der Sandgrube der Geschwister Sipp (im Garten des zweiten Hauses östlich der Brücke über die kleine Landwehr (neben Wunderlich, später Erdmenger) an der Galgenschlucht südöstlich vor Eisleben, etwa 4 Fuss unter dem Diluviallehm von dem Maurer Lorbeer in Eisleben ein Skelett gefunden, zwischen dessen Unterschenkeln eine kleine Vase stand, während auf dem Brustknochen eine Fibula lag. An der Fibula klebte noch ein Rest Leinwand, der jedenfalls von dem Sterbegewande des Toten zurückgeblieben ist. Dicht neben dem Menschengerippe lag ein Pferdegerippe, von dem eine eiserne Trense herrührt. Vgl. Tafel XVII.

Die Vase[1] hat im allgemeinen kugelige oder doppeltkonische Form, deren oberer Teil mit stark eingezogenem Halse etwas konkav, deren unterer dagegen etwas konvex ist. Beide Hälften sind durch ein dreifaches Rillenband von einander geschieden. Während die obere völlig glatt ist, ist die untere durch viele schräg von links oben nach rechts unten bis zum Boden laufende Rillen verziert. Durchmesser der Öffnung 6,5 cm, der der grössten Bauchweite 12 cm, der des Bodens 5 cm; Höhe 10,5 cm. (Sehr ähnlich ist eine von dem Gutsbesitzer Eulenburg in Elben aus dortiger Flur eingesandte Urne.[2] Die Form findet sich in verschiedenen, zeitlich weit von einander entfernten Perioden.

Die aus Silber (?) angefertigte Fibula[3] ist eine jener Strahlen- oder Radspeichenfibeln, welche für die merowingisch-fränkische Zeit kennzeichnend sind. Betreffs der Einzelheiten sei einfach auf die Abbildung verwiesen. Der Leinwandrest[4] ist äusserst winzig, zeigt aber einen schräg liegenden Einschlag. Die Trense[5] von Eisen ist stark ver- und zusammengerostet. Sie besteht aus zwei Gliedern von verschiedener Länge. Das eine ist 10, das andere 12 cm lang. Beide sind kantige, jetzt ziemlich stark verrostete Eisenstäbe, welche an den Enden in vielkantige, teils geschlossene, teils etwas offene Ösen auslaufen. Von dem Ross, das dieses Gebiss getragen, ist dem Funde ein Zahn[6] beigefügt. Die Form dieser eisernen Trense, deren Querstangen, welche durch die äusseren Ösen gesteckt gewesen sein müssen, leider fehlen, gleicht völlig einer aus einem bei Heidesheim in Hessen gehobenen Grabe und in Lindenschmits Handbuch der deutschen Altertumskunde I, S. 287, Fig. 224, abge-

---

[1] V. S. No. 501. [2] V. S. No. 62. [3] V. S. No. 502. [4] V. S. No. 505. [5] V. S. No. 503. [6] V. S. No. 504.

bildeten. Wahrscheinlich war der hier bestattete Tote ein fränkischer Krieger, der an dem Zuge des ostfränkischen Königs Theoderich gegen den thüringischen König Irminfried im Jahre 531 teilgenommen hat, aber schon vor Erreichung des Ent- scheidungszieles, der Königsburg Scheidungen an der Unstrut, hier seinen Tod gefunden hat. Die Bestattung unmittelbar an einer uralten Heerstrasse, welche beim Marsche nach Burgscheidungen von Norden her benutzt werden musste, spricht sehr dafür.

Erdeborn (Mansfelder Seekreis).

I.

Am Nordabhange des Otterberges in der Flur Erdeborn, am Ausgange des Pohlschen Grundes zur rechten Seite zeigte sich nach Angabe des Steinsetzers Eisfeld zu Unter-Rissdorf ein grosser Aschenfleck. Dort fanden sich geschlagene Steinkeile von Handgrösse, 3/4—1 Zoll stark, an dem einen Ende etwas breiter als an dem anderen, ohne jeden Schliff, aus Diorit oder Dolomit. Auch Knochenreste fanden sich dort, sonst aber nichts. Vielleicht war dies eine frühsteinzeitliche (paläolithische) Wohnstätte. Leider ist von den dort gefundenen Steinkeilen keiner aufbewahrt worden.

II.

Im Sommer 1852, genauer im Juli des genannten Jahres, wurde auf dem dem Rittergutsbesitzer Krienitz bei der Separation zugeteilten Acker, die „Ebene“ genannt, welche südwestlich von Erdeborn auf der Südseite der Halle-Kasseler Eisenbahn und westlich von der Erdeborner Zuckerfabrik liegt, eine grosse dünnwandige, henkellose, hartgebrannte, stark mit Asche inkrustierte, steingraue Urne[1] von 25,5 cm Öffnungsweite, 13 cm Bodendurchmesser, 31 cm grösstem Durchmesser und 20,75 cm Höhe gefunden, welche am Umbruch des Bauches durch drei reifenförmig ihn umgebende, eingetiefte Rillen verziert ist.

Die doppeltkonische Form dieser Urne lässt es nicht zweifelhaft erscheinen, dass sie, wie No. 913 in Gruppe Eisleben III, der Bronzezeit angehört.

Auf demselben Acker — ob in nächster Nähe der vorigen, ist nicht berichtet, aber zur selben Zeit, im Juli 1852, also vermutlich an derselben Stelle — wurde noch eine dünnwandige, gelbbraune, aber

---

[1] Pl. S. No. 3.

zumeist von Asche inkrustierte Urne[1] mit zwei starken fast henkelartigen Ösen gefunden, welche an der Ansatzstelle des fast senkrecht aufsteigenden Halses durch fünf wagerechte reifenartige Rillen verziert ist, denen auf der oberen Bauchhälfte fünf dergleichen parallel laufen, die aber von in lotrechter Richtung laufenden Rillenbändern unterbrochen werden. Die Öffnungsweite beträgt 17 cm, der grösste Durchmesser 23,75 cm, der des Bodens 7,5, und die Höhe 15,5 cm. Über Gegenstände, die mit den Urnen gefunden wären, ist nichts bekannt. Auch dieses Gefäss dürfte in die Bronzezeit gehören.

III.

Im Garten des Bauern Böbert wurden in einem schwarzen, aschenartigen, über den ganzen Garten verbreitet gewesenen Erdlager, welchem Holzkohlenstückchen untermengt waren und auf welchem jetzt mehrere Häuser stehen, etwa im Jahre 1835 folgende Gegenstände gefunden: 2 Kornquetscher[2] aus körnigem Quarzsandstein von 7,5 — 7,75 cm Durchmesser, welche die Hand bequem füllen, mit einer Vertiefung in der Mitte der Bodenfläche. Der eine hat 7,5 cm Höhe und auch Durchmesser, der andere nur 6 cm Höhe und ebenfalls 7,5 cm Durchmesser. Angeblich wurden gegen 20 Stück solcher Kornquetscher von dem gleichen Stein in einer und derselben Urne gefunden. Ferner: ein durchlochter Webstein[3] aus Thon von 8 cm Höhe und 6 bezw. 4 cm Breite; ein Steinhammerrest[4] mit konischem Loch; ein Steinkeil[5] aus schwärzlichem Grünstein, „etwa $^{3}/_{4}$ Lachter tief unter der Oberfläche gefunden", 8 cm lang, an der Schneide 5, oben 4 cm breit; ein Spindelstein[6] aus Thon, 2 cm dick, 3,75 cm im Durchmesser, und eine kupferne oder bronzene Schale[7] von der Form eines Blumentopfuntersetzers mit nach oben gewölbtem Boden „von genau $^{1}/_{2}$ Pfd. Berliner Gewicht", mit etwas nach aussen ausladendem Rande. Sie sieht aus, als wäre sie auf einer Drehscheibe gefertigt. Die Höhe beträgt nur 1,5 cm, der Durchmesser der Öffnung von Rand zu Rand 8, der des Bodens 7 cm. (Vergl. Tafel XVIII.)

Bei dem östlich anstossenden Nachbar Böberts, vermutlich also auf der Fortsetzung des Aschenlagers im Böbertschen Garten, wurde im Jahre 1835 eine Streichschale[8] aus dichtem Kalkstein gefunden, die wohl zum Schärfen gedient haben mag. Länge 12 cm, Breite 7,5 bis 8 cm, Dicke gegen 2 cm.

---

[1] Pl. S. No. 14. [2] Pl. S. No. 111a und b. [3] Pl. S. No. 112. [4] Pl. S. No. 135. [5] Pl. S. No. 145. [6] Pl. S. No. 183. [7] Pl. S. No. 282. [8] Pl. S. No. 182.

Esperstedt (Mansfelder Seekreis).

Im Juni 1846 fand Pastor Mie in Esperstedt „in einem Grabgewölbe" (vermutlich ist eine Steinkiste gemeint) bei Esperstedt eine Urne[1] von mässiger Grösse mit weitgeöffnetem Halse, der unten zwei umlaufende Striche trägt und unterhalb dessen sieben Buckel oder Warzen hervortreten. Von diesen Buckeln aus laufen vier Vertiefungen bezw. zwei erhabene Striche lotrecht bis zum Boden. Höhe 13 cm, Durchmesser der Öffnung 11, des Bauches 12,5, des Bodens 8,5 cm; auf den in der Mitte etwas nach innen gebogenen Hals kommen 3,75 cm Höhe. Diese Urne hat zusammen mit noch fünf anderen kleineren Gefässen, welche Asche enthielten, in einer grösseren Urne gestanden, welche ebenfalls Asche und Knochen enthielt. Die grosse Urne und auch alle kleinen bis auf die hier beschriebene sind sämtlich entzweigegangen.

Die Ausstattung des Grabes kennzeichnet sich offenbar als dem ostgermanischen oder Lausitzer Typus angehörig.

Als in den 40er Jahren gehobene Funde von dem Steinfelde westlich von Esperstedt hat Pastor Mie zur Plümickeschen Sammlung geliefert eine weitgeöffnete, fast halbkugelförmige Tasse[2], glatt und plump, mit langem, dickem Henkel. Höhe 6 cm, Öffnungsdurchmesser 8,5 cm, Bodendurchmesser 4 cm. Der Henkel beginnt schon in 1,5 cm Entfernung vom Boden. In dieser Tasse befand sich ein schwarzer, glänzender Spindelstein[3] von 6 cm grösstem, 3 cm kleinstem Durchmesser und 4,5 cm Höhe, welcher am unteren Teile 10 grottenförmige Ausschnitte zeigt, eine bei dergleichen Gegenständen seltene Verzierung. Ebenfalls vom Steinfelde stammen ausser dem später zu erwähnenden Steinkeil No. 138 zwei ungewöhnlich grosse Feuersteinmesser,[4] von denen das eine 13 cm lang und an der breitesten Stelle 2,75 cm breit, das andere, dessen Spitze noch dazu abgebrochen ist, 13,5 cm lang und an der breitesten Stelle 3,75 cm breit ist. Ferner ein flacher Steinmörser[5] (sogen. Hünenhacke), anscheinend aus tuffartigem Muschelkalk, 22 cm lang, 17 cm breit, 11 cm hoch, in welchem ein rundlicher Kornquetscher (von ähnlicher Grösse und Gestalt wie Erdeborn Pl. 111a) liegt, der ursprünglich wohl kaum zu dem Mörser gehörte, da der ihn Handhabende sich an den Rändern des Mörsers die Finger zerschunden haben müsste.

---

[1] Pl. S. No. 30. [2] Pl. S. No. 43. [3] Pl. S. No. 44. [4] Pl. S. No. 166—167. [5] Pl. S. No 119.

Ohne nähere Angabe des Fundortes stammen aus der „Gegend von Esperstedt" noch verschiedene Steingeräte. Zunächst ein durchlochter, auf einer Seite ebener, auf der entgegengesetzten rund gewölbter und an den Enden ziemlich abgerundeter Hammer[1] aus Serpentin von sehr seltener Form und unklarer Bestimmung, dessen Schneide aber den sanftgeschwungenen Bogen der Meissel zeigt, die man der Zeit der Bandkeramik zuweist. Er ist 13 cm lang, in der Mitte über dem Loche 6,5 cm breit, ebendort 3 cm dick; an dem einen Ende 2,5 cm, am anderen 4—5 cm breit. Ausserdem wurden von Pastor Mie am 4. Juni 1846 eingeliefert: ein geschliffener, schwärzlich-grüner Steinkeil[2] aus Hornblende, 9 cm lang, etwa 2 cm dick, oben 3,25 und an der Schneide 5,5 cm breit; ein dergleichen,[3] 7,2 cm lang, gegen 2 cm dick, oben 1,75 cm, unten an der bogenförmigen Schneide 5 cm breit; ferner ein fast cylindrischer dergleichen,[4] vielleicht ein Streichstein für Töpfer, 11 cm lang, 2 cm breit, dessen eines Ende abgerundet und dessen anderes breitschnäblig ist; ein ziemlich plumper Steinkeil,[5] 9,75 cm lang, 4,25 cm breit, 2 cm dick; [ein flacher nur etwa 1 cm starker und 9,5 cm langer Steinkeil[6] mit einer etwas über 5 cm breiten, sanftgeschwungenen Schneide aus der Zeit der Bandkeramik und einem 3 cm breiten, abgerundeten Gegenende.

Elf Jahre später gelangten am 12. Oktober 1857 aus dem Nachlasse des Pastors Mie noch folgende Gegenstände in die Sammlung: ein flacher, zumeist geschliffener, 14 cm langer, 1,5 cm dicker Steinkeil,[7] an der Schneide 6,5 cm, oben 4,5 cm breit; ein flacher 9 cm langer und bis zu 2 cm dicker Steinkeil[8] aus schwarzgrüner Hornblende, an der sanftgeschwungenen Schneide (siehe oben No. 178) 5 cm, oben 3,75 cm breit, der nach einer beigefügten Angabe vom Steinfelde stammt; ein 7 cm langer, gegen 1,5 cm dicker Steinkeil,[9] der an der Schneide etwas über 5 cm und oben 3,5 cm breit ist; endlich das noch 11 cm lange und 2,5 cm breite Bruchstück[10] eines an beiden Enden angebrochenen Steinkeils von der Form eines Töpferstreichsteines, ähnlich No. 174.

Endlich ist noch zu erwähnen, dass sich in der Plümickeschen Sammlung auch noch ein nummerloses schablonenartiges Muschelkalkstück aus Esperstedt befindet, welches als Gefässschablone zur Anfertigung von Urnen gedient zu haben scheint.

---

[1] Pl. S. No. 117a—c. [2] Pl. S. No. 136. [3] Pl. S. No. 137. [4] Pl. S. No. 174. [5] Pl. S. No. 175. [6] Pl. S. No. 178. [7] Pl. S. No. 181. [8] Pl. S. No. 138. [9] Pl. S. No. 155. [10] Pl. S. No. 180.

Farnstedt (Kreis Querfurt).

Eine vorgeschichtlich besonders beachtenswerte Örtlichkeit ist das Quellgebiet des Farnebachs und der dort sich erhebende Wöden- oder Wedenberg bei den Dörfern des Namens Farnstedt im Kreise Querfurt. Der Wödenberg ist ein zwischen den Thalgründen der Rohne (im Norden) und des Farnebachs (im Süden) ziemlich steil aus der niedrigeren Umgebung aufsteigender Bergrücken, welcher von der Hochfläche der Wüste ausgeht, in der Richtung nach Nordosten zu sich hinzieht, in seinem westlichsten Teile, da wo er aus der Hochfläche der Wüste heraustritt, den Namen Westerberg oder die Oberwöden führt, auf dem von letzteren sanft hinab sich senkenden Hange der Haukzippel (d.h. ein zipfelförmiges, mit einem Hauk [= Hoch oder Grabhügel] besetztes Landstück) heisst und, nachdem er von einer um 100 Fuss tieferen Thalsenke durchschnitten worden ist, sich abermals ziemlich steil zu gleicher Höhe wie die Oberwöden erhebt und nördlich von dem Dorfe Unterfarnstedt endet. Der östlich von der erwähnten Senke sich erhebende Teil des Bergrückens führt den Namen Unterwödenberg, obwohl er dieselbe Höhe hat, wie die Oberwöden (etwas über 600') und trägt auf seinem südwestlichen Vorsprunge das Rittergut Bergfarnstedt, an welches sich nach Nordosten zu ein kleines Wäldchen, das Wödenholz, der Rest eines einst viel ausgedehnteren Waldes, anschliesst, während der östliche Flügel, der heutzutage als trigonometrischer Punkt dient und im besonderen den Namen Unter-Wödenberg führt, kahl ist, früher aber ebenfalls bewaldet war. Schon der Name der ganzen Erhebung, Wödenberg, deutet darauf hin, denn er enthält höchst wahrscheinlich das ahd. witu, widu, welches Holz, Wald bedeutet, obgleich eine Entstellung aus „Wodenberg" (= Wodansberg) weder sachlich noch sprachlich ausserhalb der Möglichkeit liegt. Durch die Einsattelung zwischen Ober- und Unter-Wöden geht die Strasse von Eisleben nach Querfurt (und Gatterstedt).

Dass der isoliert sich erhebende Unter-Wödenberg von jeher die Aufmerksamkeit von Ansiedlungslustigen auf sich hat ziehen müssen, lässt sich bei seiner Lage und Form von vornherein annehmen. Aber auch eine Menge von hochwichtigen, auf ihm und in seiner Umgebung gemachten Funden beweist seine Besiedelung in frühvorgeschichtlicher Zeit. Zuerst sollen diejenigen Funde erwähnt werden, welche durch planmässige Ausgrabungen in weiter zurückliegender Zeit zu Tage gefördert sind, dann soll der mehr vereinzelt und zufällig in neuerer Zeit gemachten Funde gedacht werden.

Jene planmässigen Ausgrabungen wurden von dem Rittergutsbesitzer und Oberst-Wachtmeister von Geusau zu Oberfarnstedt veranlasst oder doch zugelassen und gefördert. Die Berichte über dieselben sind in Kruses Deutschen Altertümern[1] gedruckt; da aber die Darstellung des Berichterstatters, des die Ausgrabungen leitenden Bauconducteurs Bergner, einigermassen verworren ist, so empfiehlt es sich, den Stoff bei der Wiedergabe zweckmässiger zu ordnen, namentlich das Zusammengehörige zusammenzustellen, aber nach Möglichkeit den Wortlaut des Berichtes beizubehalten.

Zu der Zeit, wo der Herr von Geusau die Ausgrabungen vornehmen liess, war der nördlich von Oberfarnstedt gelegene Rücken des Unter-Wödenberges, den er geraume Zeit zuvor von dem Prinzen Ferdinand von Preussen erkauft hatte, noch bewaldet. Der neue Besitzer aber beschloss diesen Holzteil ausroden und zu Felde machen zu lassen. Als im Jahre 1824 mit der Verwirklichung dieser Absicht begonnen wurde, stiess man alsbald auf einige vorgeschichtliche Gräber, was nicht verwunderlich war, da sich der Wödenberg nach Bergners Wahrnehmung besonders an seiner mittägigen (nach Ober- und Unterfarnstedt zugekehrten) Seite durch einen langen Zug alter (nach Bergners erst noch zu erweisender Annahme „germanischer") Grabhügel auszeichnete, der von Westen nach Osten auf der Kante hinlief.

Über die im Jahre 1824 aufgedeckten Gräber verfasste der Hauptmann Krug von Nidda zu Gatterstedt einen Bericht, der von ihm dem Vorstande des Thüringisch-Sächsischen Vereins zu Halle eingereicht wurde, von diesem aber nicht veröffentlicht worden zu sein scheint, zumal Krug von Nidda die Grabfunde seiner Sammlung einverleibte. Da aber noch mehr uneröffnete Grabhügel auf dem Wödenberge vorhanden waren, so veranstaltete der Besitzer, Herr von Geusau, vom 15. bis 17. April 1825 auf der Abend- und Morgenseite der sogenannten sieben und neun Hügel eine weitere Nachgrabung und übertrug die Leitung der Arbeit dem Conducteur Bergner.

I.

Zunächst wurde „auf dem östlichen Bergflügel, dicht an der Holzbrane" (!) einer von den sieben Hügeln eröffnet, indem durch fünfzehn Arbeiter eine 16 Fuss breite und 3 Fuss tiefe Öffnung durch den Hügel getrieben wurde. Fast in der Mitte fand man „etwa 3 Fuss tief

[1] Kruse, Deutsche Altertümer, I. Bd. 6. Heft, S. 15—32, mit 2 Tafeln Abbildungen. Halle 1826.

unter der bunten Hügelerde" die Spur eines augenscheinlich von Osten nach Westen gerichteten Leichnams, dessen Gebeine aber — wie Bergner annimmt — fast gänzlich von der Wandermaus (Lemming) aufgezehrt waren. (Der Lemming spielt, beiläufig bemerkt, in Bergners Berichten eine grosse Rolle, insofern er sich die oft recht dürftigen Knochenfunde nicht durch Vermoderung des Skeletts, sondern durch Aufzehrung seitens knochengieriger Lemminge zu erklären sucht.) Wo das Haupt gelegen hatte, blieb ungewiss. Nach Osten zu zeigten sich aber die Trümmer eines thönernen Gefässes, welches nach der Angabe auf S. 16 5 Zoll hoch war, nach der Angabe auf der beigegebenen Tafel (I, hier XVIII, Fig. 5) aber 7,25 Zoll (19,5 cm) hoch und 5 Zoll (13,25 cm) breit war, Krugform mit Henkelansatz und Stichverzierung am Halse hatte und, wie der Körper, ohne viel Steinbedeckung in der blossen Erde lag. Es hatte nach einer später (auf S. 23) eingeschalteten Bemerkung ein ziegelfarbenes Ansehen und „liess genau die Manipulation der blossen Hand und den Mangel der (Töpfer-) Scheibe erkennen, wogegen die Trümmer grosser, graufarbiger Thongefässe, die in der oberen Hügelerde gefunden wurden, merkbare Spuren der Scheibe zeigten, so plump und kunstlos sie auch gefertigt waren". Am 15. April nachmittags fanden die auf der östlichen Seite der sieben Hügel grabenden Arbeiter — es wird nicht gesagt, ob in demselben Hügel wie vorher — „die Trümmer einer zweiten, mit Stricharabesken verzierten Urne in Verbindung eines Ringes von dünnem Kupferdraht, welcher spiralförmig, jedoch durch den Rost so zerfressen war, dass er in kleine Stückchen zerfiel".

II.

Da die Ausbeute bei den sieben Hügeln gering auszufallen schien, so wurde schon am 15. April die Mehrzahl der Arbeiter bei einem anderen Grabe auf der westlichen Seite der neun Hügel angestellt, in welches sie einen 7 Fuss breiten und 3 Fuss tiefen Graben hineintrieben. Nach einer Stunde trafen die Arbeiter auf die Fragmente einer sehr dicken, zertrümmerten Hirnschale, in deren Nähe „ein paar aus Sandstein gearbeitete Schleudersteine" gefunden wurden, welche „beide auf den Ecken verbrochen" waren. Der eine war $2^1/_2$ Zoll hoch, $3^1/_4$ Zoll breit und wog 2 Pfund, der andere war etwas schmaler und wog $1^1/_2$ Pfund. (Jedesfalls waren die so unzulänglich beschriebenen Steine Kornquetscher.) Die Nachgrabung an dieser Stelle wurde eingestellt, weil sich bald fester Boden zeigte.

III.

Weit erfolgreicher war die Untersuchung eines dritten, etwas höher liegenden Hügels auf der Ostspitze des Bergzugs. Gleich anfangs zeigten sich grosse Steine, welche ein bedeutendes Grab vermuten liessen. Es wurde daher den ganzen Tag und auch am folgenden (dem 16. April 1825) früh an der Fortschaffung dieser Steine, die zumeist „mit ihrer längsten Seite vertikal in die Obererde gesetzt“ waren, gearbeitet und über 1½ Rute Bruchsteine herausgeschafft. „Viele davon mussten, wie sich aus Farbe und Textur beurkundete, von Hornburg oder Rothenschirmbach hergeschafft sein, die beide ¾ Stunden von Ort und Stelle liegen. Über diesen Steinen wurde an der westlichen Ecke ein sonderbarer Menschenschädel ohne alle übrigen Knochenverbindungen gefunden. Dieser Kopf hatte eine sehr flache Stirn; die Augenbogen über den Höhlen waren bedeutend markiert und hervorstehend; das Nasenbein zog sich schnell und hoch aufwärts; an dem zerschlagenen Unter- und Oberkiefer befand sich auf jeder Seite ein Afterzahn, Spiesszahn, welcher neben den Backzähnen herausgewachsen war und sich in einem derselben eine Höhle gebildet hatte, durch die er emporragte und sich oben auf der Krone der übrigen Zähne mit denselben verflachte“.[1] Der Finder schickte den Schädel durch den jungen Grafen von Seckendorf an den Professor Blumenthal nach Göttingen; es wird aber nicht gemeldet, ob und was dieser darüber geurteilt.

Schon in den Morgenstunden des 16. April gelangten die Arbeiter in diesem dritten Hügel auf festliegende kolossale Platten, die ein hohles Steinhaus zu bedecken schienen. Die in den Grabhügel hineingetriebene Öffnung war 16½ Fuss lang, 7½ Fuss breit und 3½ Fuss tief. Mit grosser Anstrengung und Mühe wurde nun die aus 5 Platten bestehende Steindecke abgehoben und emporgeschafft. Die grösste Platte war gegen 7 Fuss lang, 2½ Fuss breit und 1 Fuss 4 Zoll stark, daher 10 Mann mit dieser Arbeit bis zum Spätabend des 16. April zubrachten. An allen fünf Steinen, wovon zwei Stück über 4½ Fuss Breite hatten, war an der unteren Seite, auf den Stellen, welche die Einfassungswände des Grabes berührten, ein 4 Zoll breiter und 1 Zoll tiefer Falz eingehauen, sodass sich die Decke in das Lichte dieser Höhle hineinsenkte. Das Instrument, womit man den Falz in die Steine gemacht hatte, schien spitzig gewesen zu sein, konnte aber doch keine sonder-

[1] Ähnliches entdeckte ich an einem Gebiss aus einem Hügelgrabe zu Bergfarnstedt (No. 2208 der Vereinssammlung). Vgl. den Bericht über Bergfarnstedt.

liche Schärfe gehabt haben und hat wahrscheinlich aus Feuerstein bestanden. Die Grabhöhle war mit schwarzer Erde angefüllt, die sich jedoch bis 6 Zoll unter die Platten zusammengesetzt hatte; alle Fugen, auch den Falz, hatte man sorgfältig mit Thon ausgestrichen, augenscheinlich, damit keine Nässe hineindringen sollte. Längs dem Falze lief auf der Grabseite auf allen vier Seiten ein schwarzer Strich von irregulärer Breite, als wäre er mit Russ und Fett durch einen schlechten Pinsel gestrichen. Dieser Streif färbte den Finger bei der Berührung schwarzgrau. Das ganze Grab war auf jeder langen Seite mit sieben Stück 3 Zoll starken Kalkplatten ausgesetzt und in den Fugen mit Thon verstrichen; jede Stirnseite schloss eine einzige Platte. (Siehe die Abbildung No. 2 auf Taf. XVIII.) Der Boden des Grabes war nicht mit Steinplatten ausgelegt; er bestand aus dem natürlichen Gebirge, welches der Übergang zum roten Steinmergel ist, der etwas tiefer in einem sehr mächtigen Lager vorkommt. Die Höhlung des Grabes war 11 rheinl. Fuss lang, gegen Osten 3 Fuss und gegen Westen 4 Fuss breit und 3 Fuss 3 Zoll tief.

An Ort und Stelle dieser Gräber findet sich kein Steinlager, woraus man die Materialien hätte wegnehmen können; die Brüche, welche sowohl die Seiten- als Deckplatten liefern, liegen $1/2$ bis $3/4$ Stunde davon, bei Rothenschirmbach und Hornburg nördlich, wo das Gebirge bunten Sandstein liefert. Kalkplatten kommen östlich vor über Unterfarnstedt. In jedem Falle mussten sie aus einem Thale den Berg heraufgeschafft werden, welches unstreitig Wagen und Tierkräfte voraussetzt, mit welchen man diese ungeheuren Blöcke überwältigte. Die Berechnung vom Gewichte der grössten in diesem Grabe befindlichen Deckplatte ergab wenigstens 26 Centner 25 Pfund, und die der anderen nur etwas weniger.

Ganz dieselben Wahrnehmungen, wie im Jahre 1825 Bergner, hat noch zu unserer Zeit der Besitzer des Rittergutes Bergfarnstedt, Herr Premier-Lieutenant Koch, gemacht. Erstlich hat auch er nur auf dem Südrande des Wödenbergscheitels, nach dem Farnethale zu, Steinkistengräber gefunden; nur eins lag dicht am Längswege auf der Hochfläche des Berges, auf der übrigens viele Granitblöcke liegen, von denen manche an der Oberfläche zum Teil glatt geschliffen und gleichsam poliert sind. Zweitens hat er sowohl auf dem Wödenberge wie auch auf dem südwestlich von Bergfarnstedt gelegenen Haukzippel (ein Name, der, wie schon bemerkt, wohl ein zipfelartiges, mit einem houc oder künstlichen Hügel besetztes Stück Land bedeuten soll) Steinkistengräber gefunden, deren Platten von verschiedenen

Gesteinsarten waren, die in der nächsten Nähe nicht brechen. So z. B. waren in einem und demselben Grabe als Wandung benutzt Platten aus Lodersleber Buntsandstein (westlich von Querfurt), aus Esperstedter Mehlpetze (südlich von Schraplau) und auch Farnstedter Findlingssandsteine, sogenannte Wüstlinge. Die auf der hohen Kante stehenden Platten aber waren von einer Steinschüttung umgeben, welche gleichfalls aus denselben verschiedenen Gesteinsarten bestand, so dass man fast gezwungen wird anzunehmen, die Leidtragenden aus verschiedenen Orten der Umgegend hätten durch Herbeiführung von Gesteinen aus ihrer Heimat zu dem Grabbau beigetragen, wie auch in einer viel späteren Zeit noch die Untergebenen jeder ein Scheit zum Aufbau des Scheiterhaufens, auf welchem ihr Gebieter verbrannt werden sollte, herbeischaffen mussten. So gebot nach dem Berichte des Beowulfliedes „Wiglaf, der Sohn des Wigstein, der Wehrmänner manchem, der Landbewohner, als Leiter des Dienstvolkes, fernher zu führen zum Feuer das Holz für den guten Gebieter". Und unabhängig von diesen beiden Beobachtern hat auch Schulze Kirmss an einem Grabe in der Flur Bornstedt im Jahre 1834 dieselbe Beobachtung gemacht, dass die Platten zu der dort aufgedeckten Steinkiste aus den vier Himmelsgegenden zusammengetragen worden waren. (Vgl. auch das über ein ähnliches Vorkommen bei Stedten zu No. I Bemerkte.)

Doch kehren wir nun wieder zu dem Ausgrabungsberichte zurück. Am 17. April würde die Erde aus dem Grabe herausgeschafft und nun zeigte sich der ganze Boden des Grabes mit irdenen Gefässen fast bedeckt, die, obwohl nicht auf der Scheibe gedreht, doch sehr anmutige Formen hatten. Ehe jedoch zu deren Beschreibung übergegangen wird, sei noch über den sonstigen Inhalt des Grabes bemerkt, dass auf der westlichen Hälfte des Bodens in dessen Mitte ein ganzer Haufen Knochenasche lag, von der aber in keinem Gefässe etwas anzutreffen war. Vielmehr füllte klare dunkle Erde, mit kleinen Steinen untermischt, alle Gefässe aus, auch die mit Deckeln bedeckten.

Ausser der auf den blossen Boden geschütteten „Leichenbrandasche" (vielleicht nur Überbleibsel eines vorher gebrachten Totenopfers?) fand man aber auch die Knöchenreste einer ganzen Leiche.

Die Gefässe standen gruppenweise auf beiden Seiten (Vgl. Fig. 1. auf Taf. XVIII). Mehrere hatten die Form unserer heutigen Kochtöpfe, doch war die die Farbe schmutzig grau mit falben rotbraunen Flecken; einige sahen ganz schwarzgrau auf der Aussenseite aus; im Bruche war die Farbe mehrenteils schwarz; einige aber hatten auch ziegelfarbenes Ansehen. Alle waren mit der blossen Hand ohne Scheibe

gefertigt. Es waren 7—8 Stück grössere und 17—18 Stück kleinere Gefässe, von denen eine Anzahl zerbrochen waren. Gegen Abend stand die bei weitem grösste Zahl; gegen Morgen standen nur 3 Gefässe der mittleren Sorte und ein paar kleine. Hinsichtlich der Form und Verzierung teilt Bergner genaueres nicht mit; er verweist auf die von ihm beigegebenen Abbildungen. Nur bemerkt er, dass mehrere Gefässe Deckel mit Knöpfchen hatten und von schwarzer Masse waren, jedoch etwas uneben und grob, andere dagegen Obertassen glichen. Nach Ausweis der beigegebenen Zeichnungen waren die Gefässe durchweg beinahe gar nicht verziert, nur zeigen sich an einigen Kehl- und Bauchstreifen (so No. 9 und 17), an einem (No. 17) treten auch aus dem unteren Bauchumbruche zungenartige Vorsprünge heraus, und an einer flachen Schale von 3³/₈ Zoll Durchmesser (Fig. No. 13) war auf der einen Seite des Randes eine Reihe von fünf kleinen Löchern eingetieft.

Waffen wurden in dem Grabe nicht gefunden; doch kamen von Zeit zu Zeit kleine kupferne (bronzene?) Ringelchen zum Vorschein, die im Feuer gewesen sein mussten, da der Bruch braunrot und ohne Glanz war, also vermutlich mit den Brandresten in das Grab gelangt waren. Ausserdem fand man nur noch „ein aus zwei dünnen Blättern bestehendes, 2¹/₂ Zoll langes, oben ³/₈ Zoll, unten ³/₄ Zoll breites kupfernes (bronzenes?) zungenartiges Instrument mit einer federähnlichen elastischen Schlinge" (No. 27), über dessen Bestimmung sich Bergner unklar ist. Offenbar war es eine bronzene Pincette, wie deren in vorgeschichtlichen Gräbern öfter gefunden worden sind. Übrigens war das Metall im Feuer tot gebrannt; darum hatte sich auch „kein lackartiger Rost daran angesetzt, sondern nur Krusten von grüner Oxydation mit untermischten rotbraunen Flecken".

Auffällig ist an der ganzen Bestattung, dass in demselben Grabe die Beisetzung von Leichen und Leichenbrand (oder Opferbrand?) vereinigt gewesen sein soll, eine Vereinigung, die auch in einem bei Nietleben aufgedeckten Steinkistengrabe sich wahrnehmen liess, in welchem übrigens auch ein Gefäss mit zungenartigen Vorsprüngen sich befand.[1] Das Grab auf dem Wödenberge gehört offenbar der älteren Bronzezeit an. Welcher Periode, das ist erst noch festzustellen.

IV.

In den Tagen vom 26. bis 30. April 1825 liess der Oberst-Wachtmeister von Geusau die Nachgrabungen auf dem Unter-Wöden fort-

[1] Vgl. Kruse a. a. O. II, 2, 102—109.

setzen, weil in kurzem der gerodete Acker bestellt werden sollte. Zunächst liess er auf der westlichen Seite der neun Hügel nachsuchen und hier wurde gleich in dem ersten Hügel in eben der vorigen Tiefe ($3^1/_2$ Fuss) ein von dünnen Sandsteinplatten nett zusammengesetztes Grab gefunden, welches, wie das vorherbeschriebene — der Richtung des Bergzuges folgend — von Osten nach Westen lief und mit starken Sandsteinplatten bedeckt war, die man ebenfalls, wie die des vorherbeschriebenen Grabes, mit einem stumpf gearbeiteten Falze versehen hatte. (Tafel II bei Kruse I, 6, hier Tafel XIX.)

Dieses Grab war westlich durch eine, von Süden nach Norden quer durchgehende, 3 Zoll starke, aufgerichtete Steinplatte in ein grösseres und kleineres Grab abgeteilt. Beide Gräber waren, wie das vorige, bis 5 Zoll unter der Decke mit klarer dunkler Erde ausgefüllt, die jedoch sehr klumpig und wie gestampft aufeinander lag. Die östliche grössere Zelle war $6^1/_2$ Fuss lang, $3^1/_4$ Fuss breit und $2^1/_2$ Fuss tief; die kleinere $4^3/_4$ Fuss lang. Beide waren „ohne gehaltenen Winkel in Trapezform zusammengesetzt“.

In der kleineren Kammer fand man die Überreste einer ganzen Leiche, die, ihrer dünnen Hirnschale nach zu urteilen, noch sehr jung gewesen sein musste und wahrscheinlich in sitzender Stellung beerdigt worden war. An der östlichen Seite der Grabwände stand eine $7^5/_8$ Zoll (20 cm) hohe „thönerne Urne mit 2 Henkeln, deren Öhre jedoch kaum einer Schnur den Durchgang verstatten konnten (also eine Amphora mit zwei Ösen). Siehe Fig. 3 auf Tafel XIX. Im Bauche war dieses Gefäss $6^1/_4$ Zoll (16,5 cm) breit, die Mündung oben hatte $3^1/_4$ Zoll (8,5 cm) Durchmesser. Vom Fusse bis zu den Ösen 3 Zoll (fast 8 cm) von da bis zum Halse $2^1/_8$ Zoll (5,5 cm) und der Hals selbst $2^1/_2$ Zoll (6,5 cm) hoch. Von diesem Halse aber bis herab zu den Henkeln war ihre ganze Oberfläche „mit Strichverzierungen dekoriert, die eine Ähnlichkeit mit Schnuren haben, in welchen die mit den Spitzen abwärts gekehrten Triangel vorkommen“. Die Amphora zeigt übrigens auch die Tannenwedel- oder Fischgrätenverzierung am Halse, auf dem Bauchumbruch aber einen Gürtel von keilförmigen Eindrücken. Dicht daneben entdeckte man in einer $3^7/_8$ Zoll (10,25 cm) hohen, $7^3/_8$ Zoll (19,5 cm) breiten (d. h. langen) und an dem $3^1/_2$ Zoll (9,25 cm) breiten Boden mit 6 kleinen Füssen versehenen thönernen Schale (vergl. Fig. 4) ein ovales blumenkorbartiges Gefäss, am Boden $5^1/_2$ Zoll (14,5 cm) lang, $2^3/_8$ Zoll (6,5 cm) breit, oben $6^3/_8$ Zoll (17 cm) lang, $3^1/_2$ Zoll (9,25 cm) breit und im ganzen $3^1/_4$ Zoll (8,5 cm) hoch. (Vergl. Fig. 5.) „Zwischen den oben und unten herumlaufenden eingeschnittenen Schnuren, die einen Fries

bilden, wird diese seltene Schale von einem durch Striche angedeuteten, geknickten Bande wie mit einem Gürtel umgeben." Den Rand der Schale Fig. 4 umziehen fünf Schnurenstriche. Sie wurde beim Herausnehmen, an der nassen Erde klebend, von einem zufahrenden Arbeiter zerbrochen, aber wieder gekittet. Die Masse sieht bräunlich rot aus, hat dunkelgraue Flecken und ist im Bruche schwarzgrau. Die Gefässe No. 3 und 5 kamen in die Sammlung des Hauptmanns Krug v. Nidda, No. 4 sollte der Sammlung des Thür.-Sächs. Vereins zugeführt werden.

Nun wurde die Erde auch, und zwar behutsam, aus der östlichen Kammer herausgebracht, in welcher auf dem mit Platten ausgelegten Boden die Knochenreste einer erwachsenen ganzen Leiche lagen, die, wie sich sowohl aus der Hirnschale als auch aus den übrigen Knochenfragmenten abnehmen liess, ein weiblicher Körper gewesen war, welchen man in sitzender Stellung zur Erde bestattet hatte. „Vermutlich hatte er anfänglich mit dem Rücken an der Mitternachtwand, die Unterschenkel gekrümmt, nach dem Abend zu gesessen; in dieser Stellung schien er nach Osten hingesunken zu sein. Neben dem linken Handknochen, von welchem nicht mehr viel vorhanden war, lag ein $3^1/_2$ Zoll (9,25 cm) langes, unten 2 Zoll (5,25 cm) breites, scharf zugeschliffenes Abhäutemesser, Donnerkeil, von Flintstein." (Also ein Feuersteinbeil, kein Messer!)

An der Ostseite fanden sich wieder drei bis vier Gefässe, die aber durch Zeit, Druck und Nässe so gelitten hatten, „dass es der zartesten Vorsicht nicht möglich war, sie vollkommener als in lauter Trümmern heranzufördern." Doch konnte Bergner, da er sie mitsamt der Erde heraufnehmen liess, ihre Form zeichnen (Fig. 6, 7 u. 8). Das grösste (Fig. 7) war wenigstens 11 Zoll (also gegen 29 cm) hoch und im Bauche 10 Zoll (26,5 cm) breit, mit einem 3 Zoll (8 cm) hohen und breiten Halse, welches Dr. Wilhelm (in Rossleben) mit vieler Mühe wieder zusammensetzte. In der Ecke nach Süden fand man abermals eine der Fig. 5 ähnliche ovale Schale (Fig. 9), so wie die anderen Gefässe mit Erde angefüllt. „Sie ist unten nach den Polen zu $7^1/_2$ Zoll (20 cm) lang, $3^1/_4$ Zoll (8,5 cm) breit, $3^1/_2$ Zoll (9,25 cm) hoch und auf der Mündung $8^1/_2$ Zoll (22,5 cm) lang, $4^3/_4$ Zoll (12,5 cm) breit. Mitten um ihre äussere Fläche läuft zwischen drei Schnuren eine doppelte gezackte Kante, welche in der Mitte ein geknicktes glattes Band bildet. An den Polen ist diese Einfassung durch eine perpendikular gehende Strichpartie unterbrochen. Auf der langen Seite befinden sich im Mittel zwei kleine Henkel, welche zu beweisen scheinen, dass sie nicht als blosse Verzierung dienen sollten, sondern dass man wohl die Ab-

sicht gehabt haben könnte, Schnuren durchzuziehen, denn wenn man es dieser Probe noch jetzt unterwirft, so hängt das Gefäss vollkommen im Äquilibrium, daher diese Öhre genau im Mittel stehen und man der Stärke der Thonmasse genau zu begegnen wusste. Die Pfanne zerbrach in zwei Stücke, ist jedoch wieder zur Aufnahme in das Kabinett (d. h. in die Sammlung des Thür.-Sächs. Vereins) zusammengesetzt. Nach Herausnahme der Erde fand sich auf dem Boden ein Flintsteinmesser, 4 Zoll (10,5 cm) lang, 1 Zoll (2,75 cm) breit, mit einer ziemlich erhaltenen Schneide." Nach Anlage und Inhalt gehört das Grab, dessen Gefässe Schnurverzierung, Fischgrätenmuster, Wolfszahn und Bandornament vereinigt zu haben scheinen, der jüngeren Steinzeit an.

V.

Nunmehr wurde noch ein anderer von den neun Hügeln geöffnet. Dieser enthielt in derselben Tiefe von $3^1/_2$ Fuss, wie die bisher geöffneten, ein 10 Fuss langes, 5 Fuss breites, $3^1/_2$ Fuss hohes, mit Platten ausgelegtes Steinhaus, das aber nicht, wie die anderen Gräber, von Osten nach Westen, sondern von Süden nach Norden lief, auch nicht mit grossen Steinplatten überdeckt war, sondern es lagen nur wilde Steine auf der Erde, mit welcher man es ausgefüllt hatte. In der Obererde wurden Trümmer von Gefässen gefunden und ein paar Überbleibsel von Menschenschädeln, ohne Spuren von anderen Gliedern.

Auf dem mit Steinplatten ausgelegten Boden lagen Leichenbrandknochen, mit Asche und Kohle vermischt, jedoch konnte weder ein ganzes Gefäss noch Trümmer von solchen entdeckt werden, worin man diese Asche beigesetzt haben könnte; sie war, wie in dem früher beschriebenen Grabe, bloss auf den Boden hineingeschüttet. Die Stirnseite nach Mitternacht war umgesunken und das Grab dem Augenscheine nach in Unordnung. Da sich nun mehrere vermulmte Knochen ganz begrabener Leichen in dem Aufschutt befanden, so war Bergner geneigt anzunehmen, dass man zur Leichenbrandzeit dieses lange vorher gebaute Familiengrab geöffnet habe, um die in demselben gefundene Asche beizusetzen. Ihr jedoch sowie der verwitterten Knochenleiche fehlte es an Mitgaben, so sorgfältig auch die Erde durchsucht wurde. Die obere Erde des Grabhügels war bunt, wie an anderen Gräbern; nur die in der Höhle selbst hatte eine schwarze Farbe.

VI.

Ebendort wurde am 29. April 1825 in einem dritten Hügel abermals ein Steinhaus mit Boden- und Seitenplatten ausgesetzt gefunden. Es war, wie No. III und IV, mit grossen Sandsteinplatten zugedeckt, in denen sich der nämliche Falz zeigte, welchen auch auf der inneren Grabseite der nämliche schwarze Strich, wie die beiden anderen Falze, umzog.

Die Höhlung hielt in der Richtung von Abend nach Morgen 6½ Fuss, war 3 Fuss breit und 2½ Fuss hoch, jedoch wie die anderen Zellen ein Trapez.

Aus einigen Knochenresten ergab sich, dass auch hier eine ganze Leiche beigesetzt worden war, von der man aber füglich nicht mehr sagen konnte, ob sie gelegen oder gesessen hatte. Mehrere an der Ostseite stehende Gefässe waren schon vor der Auffindung durch den Erddruck in tausend Trümmer zerbrochen und zerfielen, nachdem sie gezeichnet waren, bei Ablösung der Füllung.

Eins darunter (Fig. 10) war deshalb merkwürdig, weil es einen fast 2 Zoll breiten überhangenden Rand hatte; beide zeigten übrigens, wie sich aus den Zeichnungen (Fig. 10 u. 11) ergiebt, Punkt-, Stich-, Strich-, im besonderen Fischgräten- und Zickzack-, auch Dreiecksverzierung und hatten jedes zwei sich gegenüberstehende Ösen unterhalb des hochgestreckten Halses. Besondere Beilagen fanden sich nicht, ausser einem Flintsteinmesser; auch enthielt die Obererde nicht viel Urnenscherben, wie solche über den anderen Gräbern vorkamen, in welchen Brandasche gefunden wurde. (Jüngere Steinzeit.)

VII.

In der Mitte des Mai 1825 trafen Tagelöhner in der Nähe der erwähnten Stelle beim Suchen einer Steinbank auf ein kleines, mit Platten ausgesetztes Steingrab, welches die Länge einer Elle hatte. Auf dem Boden desselben lag ein 2 Zoll (etwa 5,5 cm) langes und ½ Zoll (gegen 1,5 cm) breites Flintsteinmesser, mit vielen Kerben an der Schneide, die ihm das Ansehen gaben, als wenn es im Leben sehr häufig gebraucht worden sei. Ohne Zweifel war der hier begrabene Schläfer sitzend begraben worden.

VIII.

Am 8. November 1825 nahm Bergner,[1] weil nunmehr der Wald auch auf dem Plateau des Wödenberges gerodet werden sollte, einen

[1] Kruse, Deutsche Altertümer, II, 2, S. 29 ff.

der grössten Hügel in diesem Höhenzuge, in welcher Gegend nach seiner Behauptung noch eine Menge Gräber liegen, in Arbeit. Da er 23 Schritt breit und 47 lang war, so liess er bloss einen Schacht von 14 Quadratfuss ins Gevierte hineinschlagen, um Kosten und Arbeit zu sparen. Aber obwohl er wenigstens 9 Fuss bis auf die Basis des Hügels vordrang, fand er doch nichts weiter als einige menschliche Knochen, Überreste von unverbrannten Leichen und etliche Stückchen Holzkohle. Die Hügelerde bestand aus dem dort üblichen roten Letten; das Grab gehört daher nicht in die Klasse der Gräber, welche an der mittägigen Seite liegen und aus schwarzer Erde bestehen, sondern mochte weit älter sein.

IX.

Im allgemeinen berichtet Bergner,[1] dass auch die Wendeseite des Unter-Wödenberges nach Mitternacht zu ebenfalls mit Hügeln besetzt sei, was seines Erachtens eine ganz besondere Heiligkeit des Berges in den Tagen der Heidenzeit anzeige, da er das sonst nirgends gefunden habe. Überhaupt sei das Innere der beiden Forsten, der Ober- und Unter-Wöden, voll bedeutender Grabhügel, namentlich erhüben sich in den grünen Gesträuchern der Oberwöden, unfern eines Sumpfes, am Westerberge auf dem Heideberge, ganze Gruppen und Züge unter alten hohen Eichen, die, ob sie wohl keine Steinkreise hätten, sondern mit Buschmoos und Rosen bewachsen wären, durch ihre versunkenen Parabolen ein bedeutendes Alter verkündigten.

Gegen Mitte des November 1825 liess Bergner[2] des Versuchs halber auf den Oberwöden einige der dort befindlichen zahlreichen Rasenhügel, die zum grössten Teile mit Holz und Buschwerk bestanden waren, von denen aber auch einige Blössen hatten, öffnen. Sie waren fast ganz ohne Steine aus graugelbem Letten, mit verwitterten Kalkbröckeln untermischt, aufgebaut; dennoch war der Boden so fest, dass man bloss Radehacken gebrauchen konnte. Aber es wurde weder ein menschlicher Knochen, noch sonst etwas, was auf Leichen hindeutete, darin gefunden. Darum wurde die Untersuchung, die ganz erfolglos geblieben war, eingestellt.

Dieser Erfolglosigkeit ist es vielleicht zuzuschreiben, dass die von Bergner auf dem Heideberge erwähnten Hügel zum Teil noch vorhanden sind, denn im Juli 1896 zeigte mir Herr Rittergutsbesitzer Koch nördlich vom Sonnen- oder Heide(n)berge und östlich von dem grossen Sumpfe auf der Höhe des Westerbergs einige im Walde ziemlich nahe

[1] Kruse a. a. O. II, 2, S. 30 und I, 6, S. 31. [2] Kruse a. a. O. II, 2, S. 50 u. 51.

bei einander liegende Hügelgräber. Jedoch auch am Ostfusse des Westerbergs nach Bergfarnstedt zu, westlich dicht am Wege nach Gatterstedt, hat Herr Koch auf dem sogenannten Haukzippel ein Plattengrab gefunden, dessen Deckplatte er von dort nach Bergfarnstedt hat bringen lassen. Sie ist 10—10,5 cm stark, 1,57 m lang und an dem einen Ende 81 cm, am andern über 90 cm breit. Die eigentliche Grabhöhle aber kann, wie aus einem auf der Innenseite der Deckplatte wahrnehmbaren weisslichen Niederschlag zu ersehen war, nur 1,11 m lang und an dem einen Ende 64 cm, am andern 52 cm breit gewesen sein. Von daher stammenden Funden ist nichts bekannt geworden.

Vom Wödenberge und aus der Flur Bergfarnstedt ist mancherlei in die Sammlung des Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisleben gelangt, aber leider ohne nähere Angabe über die Fundumstände und die Zusammengehörigkeit einzelner Fundstücke. Zumeist sind die Sachen auf oder am (Unter-) Wödenberge ausgepflügt worden. Die Gegenstände, welche der vorgeschichtlichen Zeit entstammen, sollen später einmal aufgezählt und je nach Befund kurz beschrieben werden.

Bergfarnstedt.

Am 16. Juni 1898 unternahm der Verfasser dieses Werkes in Gemeinschaft mit einem anderen Mitgliede des Vereinsvorstandes, Herrn Mittelschullehrer Blümel, und mit gütiger Unterstützung des Grundeigentümers, Herrn Oberleutnant d. L. Koch auf Bergfarnstedt, auf dem Westabhange des Wödenberges, westlich vom Rittergute Bergfarnstedt, unweit des dortigen Wäldchens, in der den Abhang bedeckenden Plantage die Ausgrabung eines nur noch 0,75—1 m hohen Hügels. Schon nach kurzer Arbeit wurde im südlichen Teile des Hügels, einen halben Meter von seinem Fusse entfernt, ein Grab aus der jüngeren Steinzeit aufgedeckt, welches dürftige Reste eines nicht verbrannten Leichnams aufwies, der aber nicht in einer Steinkiste beigesetzt war. Es fanden sich Bruchstücke eines unverzierten gelbroten Gefässes,[1] anscheinend einer Amphora, deren Bodenstück 7 cm Durchmesser hatte, ausserdem aber noch der untere Teil eines ebenfalls gelbrot gefärbten und mit nur dürftiger Schnurverzierung versehenen Bechers[2] von 6 cm Boden- und gegen 10 cm Bauchdurchmesser, dessen Umbruch 4,5—5 cm vom Boden entfernt war. Die Bruchstücke des Halses konnten nicht ermittelt werden. Die Gefässe

[1] V. S. No. 2267e. [2] V. S. No. 2267d.

waren mit einem Steine überdeckt und standen auch auf einem Steine. Die Scherben waren ausserordentlich weich und mürbe. Ganz dieselbe Eigenschaft hatte ein eigentümlich geformter, fast dreieckiger Rogenstein,[1] 16 cm lang, 8 cm breit, 2 cm dick, der von der Bergfeuchte so weich war, dass ich ganz leicht mit den Fingern Vertiefungen hineindrücken und an den Rändern Späne abschneiden konnte wie von einem Stücke weicher Seife. Auch schnitt ich mit Leichtigkeit den Buchstaben B in gotischer Majuskelform in eine Breitseite. Der Zweck dieses Rogensteins, der mit einem andern erheblich grösseren, absichtlich beigegeben zu sein schien, ist zweifelhaft. Schon nach wenigen Tagen war der Stein knochenhart geworden. Ausserdem barg das Grab noch einen Steinkeil[2] aus blaugeadertem Kieselschiefer von 11 cm Länge, 6,5 bezw. 4,5 cm Breite und 2,5 cm Dicke, und einen Kornquetscher[3] aus Granit mit (roten) Feuerspuren, von 7 cm Höhe und 10,5 cm grösstem und 9 cm kleinstem Breitendurchmesser. Das Grab gehört vermutlich einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit an. In der Mitte des Hügels fand sich sonderbarerweise kein Grab.

In einem andern weiter nach Süden zu gelegenen Hügel fand sich unweit von dessen Südrande nur ein wunderlich geformtes menschliches Gebiss[4] mit mehrfachem Ansatz zu einer Doppelreihe von Schneidezähnen in geringer Tiefe ohne jede Beigabe.[5]

Oberfarnstedt (Kreis Querfurt).

Im Jahre 1825 war der hoch und frei, eine Viertelstunde von Oberfarnstedt, dicht am Gatterstedter Wege, gelegene Rodehügel von oben her abgebaut und abgefahren worden, ohne dass man bis zur Sohle gelangt wäre. Der Conducteur Bergner, welcher diese Arbeit leitete, liess ihn auf Anraten des Majors v. Geusau halb untersucht liegen, weil er „blosse Lehmerde, in späterer Zeit zusammengehäuft", vorgefunden hatte.[6] Ein Zufall hat später nachgeholt, was im Jahre 1825 übersehen wurde. Nach einem von Friedrich Krug v. Nidda zu Gatterstedt am 24. Januar 1842 erstatteten Berichte[7] liess nämlich der damalige Besitzer im Spätherbst 1841 den Rodehügel zu ökonomischen

---

[1] V. S. No. 2267 c. [2] V. S. No. 2267 a. [3] V. S. No. 2267 b. [4] V. S. No. 2268.

[5] Vgl. oben die Beschreibung des Menschenschädels mit Afterzahn unter Farnstedt No. III.

[6] Kruse, Deutsche Altertümer II, 2, S. 27. Halle 1827.

[7] Neue Mitteil. des Thür. Sächs. Ver. VI, 4, S. 151—153. Mit einer Abbildung in Steindruck.

Zwecken näher prüfen. Als man etwa 1 Fuss tief eingedrungen war, stiess man auf eine 8 Fuss lange, $5^{1}/_{4}$ Fuss breite, von grossen Steinplatten umgrenzte Gruft, die schwere steinerne Massen deckten und deren Höhe, wie sich alsbald ergab, gerade vier rheinische Fuss betrug. Leider war jedoch kein Altertumsfreund oder Forscher am Platz, um den gemachten Fund zu beachten, und so ward denn auch die aufgefundene kleine Urne von schwarzbrauner Färbung mit Triangelzeichnung nicht geschont. Der Berichterstatter bekam nur zwei Bruchstücke davon zu sehen, „die aus leidlicher Form und Masse bestehen (!)", was er auch von den dabei gefundenen, mit edlem Roste bedeckten Waffen behauptet. Unbeholfenheit und Übereilung hatte jedoch die Hauptwaffe, einen zweischneidigen Dolch von 2 Zoll (5,25 cm) Klingenbreite mit einem künstlichen Handgriff, an dem noch fünf kupferne Nietnägel sitzen, gleich gering geschätzt, ihn in drei Stücke gebrochen und nur aus der Verjüngung der Schilfklinge war zu schliessen, dass diese ursprünglich gegen 7 Zoll (= 17,5 cm) Länge haben mochte und fein und zierlich gefertigt war. Eine gleichfalls kupferne (höchstwahrscheinlich bronzene?) Speerspitze, wenn auch verrostet und schartenwund, war etwas besser erhalten worden; man bemerkte noch die Mündung und Nieten zum Schaft, der jedoch völlig vermodert war. Spuren eines Schwertes kamen nicht vor, so wenig als Überreste eines Schildes. Knochenreste fand man ebenfalls nicht, ausser einem ganz unkenntlichen Fragment, vielleicht von einer Schienbeinröhre, und weder Kohlen- noch Aschenspuren deuteten auf altheidnischen Leichenbrand.

Das Steingrab selbst hatte die Richtung von Südost nach Nordwest und bestand merkwürdigerweise aus zwei Abteilungen. Die grössere nach Nordwest zu liegende, welche als das Hauptgrab bezeichnet werden kann, hatte, wie schon bemerkt, 8 Fuss Länge. An sie schloss sich aber nach Südosten zu ein, wie die fortlaufenden Steinplatten zeigten, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Grabe angelegtes Nebengrab an, welches minder solid und regelmässig gefertigt war, als jenes, und nur 5 rheinische Fuss in der Länge mass. Seine Steinumfassung war von roherem Material und auch minder ordentlich aufgestellt. Dieses Nebengrab enthielt die Trümmer eines schwarzglänzenden Aschentopfes mit vier flachen Henkelgriffen, sonst aber weder Spiess noch Pfeil noch Dolch. „Die Urnenzeichnung besteht aus mehreren ringartig nebeneinander gezogenen Linien, die halb erhaben und dicht zusammengereiht vom Halse bis gegen den Boden herabgehen; auch ist die Masse schwarz glänzend, folglich nicht ganz gemein".

Die Haupteigentümlichkeit dieser Steinkistenanlage bestand aber darin, dass die Giebelwand des grösseren Grabes von einem offenbar vorsätzlich in die Platte geschlagenen runden Loche von 20 – 21 Zoll (= 52 – 55 cm) Durchmesser durchbrochen war. Nach der Meinung des Berichterstatters hatte dieses Schlupfloch den Zweck, den Verkehr des im Hauptgrabe untergebrachten Herrn mit seinem im Nebengrabe ruhenden Sklaven, der ihn gezwungen in die Unterwelt habe begleiten müssen, zu ermöglichen. Neuere Forscher sind über den Zweck solcher Öffnungen allerdings anderer Ansicht, denn sie nehmen an, dass es der Seele des Verstorbenen auf diese Weise habe ermöglicht werden sollen, mit der Oberwelt in Verkehr zu treten. Diese Auffassung hat sehr viel für sich. Ein solches „Seelenloch" von 0,50 m Durchmesser ist auch unweit des hessischen Dorfes Züschen (an der Grenze von Waldeck) in der nordöstlichen Abschlussplatte einer Hügelgrabkammer, welche einen Vorraum von dem Hauptgrabe schied, gefunden worden.[1] Wenn P. Reinecke in Bezug auf diesen Fund äussert, das Vorkommen des Seelenloches sei „so ausgezeichnet, wie hier, seines Wissens bisher noch an keinem megalithischen Grabe in Deutschland konstatiert, während es bekanntlich in Westeuropa und im fernen Osten nicht gerade selten" auftrete,[2] so zeigt unser Grab, dass diese Annahme irrig ist. Ja, der Durchmesser des Seelenloches in dem megalithischen Rodehügelgrabe bei Oberfarnstedt (52 – 55 cm) übertrifft offenbar noch den des Züschener Grabes (50 cm). Nach Montelius[3] werden grosse Steinkisten mit Gang, in derselben Richtung wie die Kammer, und mit einem grossen Loch im Giebel als charakteristisch für die vierte Periode des Steinalters betrachtet, sind jedoch in einzelnen Fällen auch noch am Ende der ersten Periode des Bronzealters verwendet worden. Läge eine Abbildung des Dolches und der Speerspitze vor, oder wüsste man, ob sie wirklich aus Kupfer gefertigt waren, so wäre die Beurteilung der Zeitstellung sicherer. Nach der Beschreibung des Dolches scheint derselbe in die erste Periode des Bronzealters zu gehören, wie auch die Speerspitze trotz der an ihr wahrgenommenen Tülle.

---

[1] J. Boehlau und F. v. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen in der Zeitschr. des Ver. f. Hessische Gesch. u. Altert. Neue Folge XII, Supplementheft. Cassel, 1898.

[2] Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Jahrgang 1899 No. 5.

[3] Die Chronologie d. ältesten Bronzezeit in Norddeutschland, Skandinavien etc. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1900, S. 121.

Wenn nun ferner der Berichterstatter annimmt, dass beide Plattengräber im Rodehügel gleichzeitig angelegt worden seien, so mag er insofern recht haben, als die südöstliche Fortsetzung des Hauptgrabes ursprünglich nur der Zugang zu diesem, dieses selbst also ein sogenanntes Ganggrab war, welches der letzten Periode der jüngeren Steinzeit angehört. Später aber — in der Bronzezeit — scheint der Zugang mit einer Bestattung belegt worden zu sein. Denn das Hauptgrab, in welchem keine Spur von Leichenbrand zu finden war, welches aber freilich bronzene Beigaben enthielt — auch die Dolchklinge scheint nach der Beschreibung von Bronze, nicht von Kupfer, gewesen zu sein — gehört vielleicht noch der jüngsten Periode der jüngeren Steinzeit an (etwa 2000 v. Chr.); das Nebengrab dagegen (der ehemalige „Gang"), welches das „Seelenloch" des Hauptgrabes verdeckt und daher zwecklos macht, auch minder sorgfältig gebaut war und anscheinend ein Gefäss von ostgermanischem Typus und auch Asche enthielt, kann diesen Inhalt, der etwa in die jüngere Bronzezeit gehören dürfte, erst später erhalten haben.

Gehofen (Kreis Sangerhausen).

I.

Der südlich von Gehofen gelegene Bergabhang heisst der Schlachtberg.[1] Auf demselben befinden sich einige Erhöhungen, die als Schanzen gedient haben können. Ostwärts schliesst sich die Leichengebreite an, an deren Fusse eine erhabene Stelle die Kanzel heisst. Der westliche Abhang wird der Totenberg genannt, das kleine Thal aber, in welches dieser Abhang sich hinabstreckt, der Gethanger. Nachgrabungen haben an dieser Stelle noch nicht stattgefunden.

Im Jahre 1833 wurde auf einer kleinen Anhöhe, einer Ackergebreite, eine Kiesgrube angelegt. Dabei wurden viele Gräber aufgedeckt. Die darin liegenden Gerippe waren gut erhalten; die Schädel waren teils auf einer, teils auf beiden Seiten, wahrscheinlich durch Streitäxte, eingeschlagen. Die Gräber selbst waren sehr klein und unregelmässig, an den Seiten mit Steinen ausgesetzt. Die Körper waren zusammengedrückt, sodass das Kinn die Kniescheibe berührte, und lagen auf der rechten Seite mit dem Kopfe gegen Morgen (vgl. den

---

[1] Bericht des Ortspredigers Wollweber vom 30. Januar 1835. (In meinem Besitz.) Derselbe ist zum grössten Teil schon veröffentlicht in den Mansfelder Blättern I, S. 25. Eisleben, 1887.

Bericht über Krimpe); auf dem Körper lag ein platter Stein, auf welchem senkrecht einer desgleichen stand. Sonst waren die Gräber leer, nur in einem fand man unweit des Kopfes eine 4 Zoll ($10^1/_2$ cm) lange Nadel von Stein (!), mit einem Loch versehen, nach Meinung des Berichterstatters einen sogenannten Haarspiess, vermutlich aber einen zum Anhängen bestimmten Messerschärfer oder Wetzstein. In der Nähe der Gräber fand man zerbrochene Urnen. (Eine von mittlerer Grösse und gut erhaltene erhielt der Dr. Rudolph in Artern. Die Nadel von Stein wurde dem Präsidium des Thüringisch-Sächsischen Vereins eingesandt.)

Nicht weit von diesem Orte unweit der Windmühle fand man auf einer Anhöhe beim Graben ebenfalls Knochen und Urnen.

Der Schlachtberg bei Gehofen mit seiner Umgebung war höchstwahrscheinlich der Hauptschauplatz des siegreichen Kampfes des Königs Heinrich I. gegen die Magyaren. Diese von mir bereits vor 22 Jahren (1875) in der Harzzeitschrift VIII, S. 130, aufgestellte Behauptung halte ich auch jetzt noch fest; woraus natürlich noch nicht folgt, dass die obenbeschriebenen Gräber von dieser Schlacht herrührten. Diese, in welchen liegende Hocker beigesetzt waren, gehören vielmehr in eine frühe Periode der jüngeren Steinzeit, es sei denn, dass gefallene Magyaren vor der Niederlage bei Riade nach heimatlicher Weise so bestattet worden wären, was aber nicht sehr wahrscheinlich ist.

II.

Im Jahre 1835 erstattete der Kreisphysikus Dr. Rudolph zu Artern der Königl. Regierung zu Merseburg einen Bericht, der sich vielleicht auf dieselben Ausgrabungen bezieht, die der Pastor Wollweber am 30. Januar 1835 bespricht. Rudolph berichtet:[1] „An dem nördlichen Abhange oder vielmehr am Fusse des Gebirges, welches nach Süden zu das Unstrutthal beengt, zwischen den Dörfern Gehoven und Reinsdorf, fand man beim Nachgraben nach Kies mehrere Gräber, mit Steinen ausgelegt, die Leichen mit dem Gesicht nach Norden gewendet. Die Bildung der Knochen deutete auf einen starken Menschenschlag. Der grösste Teil der Köpfe, das Cranium, war in der Gegend des rechten Seitenwandbeins durchlöchert; die Beschaffenheit des Loches war wie mit einem stumpfen Instrument beigebracht. In den Gräbern neben den Leichen fand man mehrere Urnen von grünlich-schwarzen Thonarten und von ovaler Form, sowie mehrere kupferne (!) Nadeln,

[1] Neue Mitteil. des Thür.-Sächs. Vereins II, 1, S. 136.

Messer und andere nicht zu deutende Instrumente." (Vermutlich sind die Fundstücke in die Sammlung des Thür.-Sächs. Vereins zu Halle gekommen.) Lag hier etwa künstliche Trepanation vor?

Gerbstedt (Mansfelder Seekreis).

I.

An der Stelle, wo die Fluren Gerbstedt, Ihlewitz und Zabenstedt zusammenstossen, südlich von der Wüstung Därlingen, liegt ein langgestreckter, jetzt als trigonometrischer Punkt dienender Hügel, der lange Hu (oder Huy). In der Länge von 40 Metern ist die Erde desselben bereits abgefahren, 80 Meter aber sind noch übrig, und zwar in 21 Meter Breite. Der lange Hu besteht aus guter schwarzer Ackererde und wurde im Jahre 1855 bei der Separation der Fluren Gerbstedt und Zabenstedt als Altertum reserviert und der Gemeinde Zabenstedt zugewiesen. Im abgefahrenen Teile wurden Knochen gefunden.[1] Eine planmässige Durchforschung hat bisher nicht stattgefunden.

Nach einer Volkssage ist der lange Hu auf folgende Weise entstanden. Es ging einmal auf der von Rothenburg nach Hettstedt führenden Kohlenstrasse ein Riese. Zwischen Ihlewitz und Gerbstedt spürte er, dass ihn ein Schuh drückte; darum zog er ihn aus, sah hinein und stürzte ihn um, weil er Erde darin fand. Von der ausgeschütteten Erde ist der grosse Hügel entstanden, den die Leute den langen Hu nennen.[2] „Hu" ist wahrscheinlich = Hoch im Sinne von Grabhügel, da links der mittleren Elbe und unteren Saale eine ansehnliche Zahl von solchen mit dem Grundworte Hoch vorkommen, welches mit dem männlichen oder sächlichen Artikel verbunden zu werden pflegt. Das Femin. ahd. und as. hôhì, hôì heisst geradezu „Anhöhe".

II.

a) Bei der nordwestlich von Gerbstedt gelegenen wüsten Dorfstätte Lodderstedt[3] sind Begräbnisstätten von verschiedener Art gefunden worden. Ein Ackerbesitzer, welcher vor der Separation ein Ackerstück nördlich von der Lodderstedter Kirchenruine besass, fand in der dort anstehenden Dungerde vier Fuss tief ein kauerndes Gerippe, welches mit dem rechten Arme eine Urne umschlungen hielt und mit dem Rücken nach Morgen zugekehrt war. Steinwerk war nicht darum.

---

[1] Nach amtlichen Erhebungen des Landrats des Mansfelder Seekreises im Jahre 1876.

[2] Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld etc. Eisleben 1880, S. 91, No. 105.

[3] Berger, Chronik von Gerbstedt. Gerbstedt, Stuhlträger, 1878, kl. 8. S. 16 u. 17.

b) Ein anderer Ackerbesitzer fand am Nordrande des Lodderstedter Angers in der Nähe des die Sandersleber Strasse und den östlich gelegenen Triftweg verbindenden Kulturweges in Steinkisten mehrere Urnen mit verkohlten Knochen. Die grösseren waren bis 12 Zoll hoch und 10 Zoll weit; die mittleren 6 Zoll hoch und 3—4 Zoll weit; die kleineren hatten Napfform.

c) Ebenderselbe fand im Jahre 1855, als er am Südhange des Lodderstedter Angers die dort vier Fuss tief anstehende schwarze Erde bis auf die Lehmunterlage abfahren liess, im Lehm eine Anzahl schwarzer Streifen. Bei den Untersuchungen stellten sich diese als genau und sorgfältig in Form des menschlichen Körpers ausgearbeitete Vertiefungen heraus, in deren jeder ein menschliches Gerippe lag. Ungefähr acht solcher Begräbnisse deckte er auf, glaubte aber, dass dort noch mehr von dieser Art vorhanden seien.

Desgleichen fand ein Ackerbesitzer, welcher auch einen aus dem Grunde nach Süden aufsteigenden Teil des Lodderstedter Angers besass, der an das ebenerwähnte Ackerstück stösst, östlich von einem denselben durchziehenden Hohlwege, den er einebnen wollte, im Jahre 1856 16—18 Leichen in einer Reihe, die Köpfe nach West, die Füsse nach Ost gekehrt, in regelmässigen Entfernungen von ungefähr zwei Fuss voneinander gelagert in 2—2½ Fuss tiefen Gräbern, welche nach der Form des menschlichen Körpers im Lehm ausgestochen waren. (Vgl. die Abbildung auf Tafel XIX.)

Die drei beschriebenen, bei wüst Lodderstedt wahrgenommenen Arten der Bestattung gehören natürlich eine jede einer völlig anderen Zeit an; die bei weitem jüngste ist die letztbeschriebene, die vielleicht schon der christlichen Zeit angehört.

Zu beachten ist nämlich, dass auch auf der kleinen Klaus, südlich von der Hüttengrund bei Helfta, dicht an der Eisenbahn und nahe der östlichen (Heroldschen) Windmühle ein grosses Gräberfeld aufgedeckt worden ist, wo die Toten in Gräbern gebettet waren, die nach der Form des Körpers aus dem Lehm gestochen waren. Mindestens ein Morgen war mit Gräbern dieser Art bedeckt. Es ist das die Stelle der S. Radegundis- oder Gertrudis-Kirche. (Mitteilung des Landwirts Fricke in Helfta.)

Dass die beschriebene Bestattungsweise einen grösseren Verbreitungskreis hatte, ergiebt sich daraus, dass auch bei Burgscheidungen a. d. Unstrut in der Nähe der hochgelegenen Kirche nach Nordosten zu Einzelgräber gefunden worden sind, welche, der Körperform angepasst, in den Sandsteinfelsen eingehauen waren. Die darin liegenden

Skelette hatten keine Beigabe erhalten; wenigstens hat man nichts gefunden, das man der Erwähnung für wert erachtet hätte. (Mitteilung des Herrn Amtsvorstehers Kuntze in Burgscheidungen.) Vgl. aber auch den Bericht über die Gräber von ähnlicher Art in Blankenheim, Kr. Sangerhausen.)

III.

Etwa 1 km östlich von Gerbstedt, nördlich der Schlenze, liegt die Wüstung Klein-Cönnern.[1] In der Nähe des dortigen alten Gottesackers stand nach Westen zu die Dungerde 4—5 Fuss hoch. In dem darunter befindlichen Lehme waren Feuergruben ausgegraben. Sie waren noch mit Asche, Knochen und Scherben gefüllt. Oft waren die Nachbargruben durch Rinnen verbunden. Einige dieser Gruben waren von geringem Durchmesser, zirkelrund, gleich weit und tief, und wie die ersteren gefüllt.

IV.

Auf der Eisleber Breite, südlich von Gerbstedt, nach Helmsdorf zu, fand der Steinbrecher Becker in Gerbstedt im März 1857 in der Nähe des Kümmelloches beim Rigolen eines der Ottoschen Stiftung gehörigen Ackerstückes eine Steinkiste, die aus lotrecht im Quadrat gestellten Zechsteinplatten bestand und in zwei Abteilungen geteilt war. Den Boden bildete ebenfalls eine etwa 4 Fuss tief unter der Oberfläche liegende Zechsteinplatte; die Decke dagegen war eine doppelte. Zu unterst nämlich lag eine fast quadratisch geformte, etwa 5 Zoll (also über 13 cm) starke Zechsteinplatte, und auf derselben eine wohl einen Fuss starke Tuffsteinplatte, welche so mürbe geworden war, dass sie auseinander zu fallen drohte. In der einen Abteilung stand ein grosses „schüsselförmiges", richtiger jedoch terrinenförmiges Gefäss (Taf. XIX),[2] in der anderen ein kleineres, topfförmiges. Beide Gefässe waren mit Asche und kleinen angebrannten Knochen angefüllt. In der Asche des grossen Gefässes, welches 19,75 cm Öffnungsdurchmesser, 11 cm Bodendurchmesser, 30 cm grössten Durchmesser und 18 cm Höhe hat, wurde nichts gefunden; in dem kleineren, von welchem fraglich ist, ob es in die Sammlung gelangt ist, lag „ein Stück altes Eisen, etwa wie ein grosser Nagel, ferner ein Stückchen Draht und ein Stückchen Messing". Mit letzterem Metall ist offenbar Bronze gemeint. Der Finder liess die genannten Gegenstände unbeachtet liegen, sodass über ihre Beschaffenheit und Form nichts berichtet

[1] Berger a. a. O. S. 29. [2] Pl. S. No. 2.

werden kann. (Eingeliefert vom Maurer Wiepach in Gerbstedt am 3. Mai 1857.)

Erwägt man, dass Bestattung in einer Steinkiste stattgefunden hatte, dass Leichenbrand vorlag und Bronze mit Eisen zusammen in der einen Urne gefunden wurde, so liegt es nahe, als Zeit der Beisetzung die jüngste Bronze- oder früheste Eisenzeit anzusetzen (um 600 oder 500 v. Chr. G.).

V.

Ein früher unbekanntes Urnenfeld wurde in den letzten Jahren (vor 1876)[1] ungefähr 2000 Schritt südlich von Gerbstedt gefunden, und zwar 200 Schritt westlich von der Quelle „Kümmelloch." Es wurden nach und nach 12 Gräber in folgender Gestalt gefunden. (Vgl. die Zeichnung auf Taf. XIX. Eine Beschreibung fehlt.) Übrigens möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, dass der Mansfelder unter „Loch" in der Feldflur eine lange, mulden- oder röhrenförmige Eintiefung versteht, und dass das Bestimmwort Kümmel hier ohne Zweifel nicht auf das Gewächs dieses Namens, sondern auf das ahd. cumpal, khumpal, as. cumbal, an. kumbl, welches Zeichen, Heerzeichen, Helmzeichen, doch auch Grabzeichen, Grabmal, Grabhügel bedeutet, zurückzuführen ist.

Gross-Oerner siehe **Oerner!**

Gross-Osterhausen siehe **Osterhausen!**

Helmsdorf (Mansfelder Seekreis). Tafel XIX u. XX.

In der Flur Helmsdorf wurde — ohne nähere Angabe des Fundortes — eine Anzahl von Urnen gefunden, die zusammen an die Vereinssammlung eingeliefert worden sind und vermutlich alle demselben Grabe entstammen, wofür schon der gemeinsame Typus der Mehrzahl unter ihnen spricht. Eine der grössten[2] (Höhe 24 cm, Öffnungsweite 18 cm, grösster Durchmesser 23 cm, Bodendurchmesser 11 cm) mit kugeligem Unterteil und ziemlich stark eingezogenem, fast senkrecht aufsteigenden Halse enthält gebrannte Knochen und ist der Gestalt nach im allgemeinen ähnlich No. 16 der v. Kerssenbrockschen Sammlung, deren Urnen zumeist aus der Gegend von Helmsdorf und Burgisdorf (wahrscheinlich aus der Wüstung Nienstedt) stammen. Eine zweite,[3] etwas weniger hoch, dafür aber breiter, zeigt im Grunde dieselbe Form (22 cm Höhe, 19 cm Öffnungsdurchmesser, 25,5 cm grösster, 13 cm Bodendurchmesser) des kugelähnlichen Bauches mit

[1] Handschriftlicher Bericht in meinem Besitz vom 17. 8. 1876.

[2] V. S. No. 1331. [3] V. S. No. 1332.

etwas eingezogenem Halse. Und so auch zwei kleinere,[1] deren eine 10 cm Öffnungs-, 10,5 cm Bauch- und 5,5 cm Bodendurchmesser bei 9 cm Höhe hat, während die andere 8 cm Öffnungs-, 10 cm Bauch- und 5 cm Bodendurchmesser bei 9,5 cm Höhe zeigt. Etwas abweichend, aber in der Grundform doch übereinstimmend, ist eine etwas grössere Urne[2] mit zwei sich gegenüber stehenden Ösen und einem schräg aufsteigenden $2^1/_4$ cm hohen Halse, während die Gesamthöhe 14 cm, der obere Durchmesser 11 cm, der des Bauches mit den Ösen 16 cm, ohne diese 13 cm und der Bodendurchmesser 6,5 cm beträgt. Völlig abweichende Form zeigen zwei gehenkelte Näpfe, deren grösserer[3] 11,5 cm Höhe, 28 cm oberen Durchmesser (den Henkel mitgerechnet: 30 cm) und 8 cm Bodendurchmesser hat, wogegen der kleinere, sehr verbogene und ungleich geformte[4] 8,5 cm durchschnittliche Höhe, 23 (bezw. mit Henkel 25) cm oberen und 7,5 cm Bodendurchmesser hat. Eigenartig ist eine kleine runde napfförmige Schale[5] mit vier plumpen elefantenartigen Füssen von 7 cm Höhe, 7 cm Boden- und 11 cm oberem Durchmesser, die man wohl auch als einen Tiegel bezeichnen könnte. Ein kleiner, etwas beschädigter Krug,[6] von der Gestalt eines hohen Töpfchens, mit einem nicht sehr dicken, nur 1 cm breiten Henkel, hat 6 cm Höhe, 4,5 cm Bauch- und 2,5 cm Bodendurchmesser.

Die Gefässe machen den Eindruck, als ob sie der letzten Bronzezeit oder der ältesten Eisenzeit (ältere La Tène-Periode) angehören. (Vgl. R. Beltz, Mitteil. des Ver. für mecklenburgische Gesch. 1896, S. 196.) Tiegel mit vier Füssen kommen auch in der Lausitz vor, nur sind bisher nicht viele gesammelt. (Behla a. a. O. S. 69.)

Höhnstedt (Mansfelder Seekreis).

(Mansf. Blätter XV, S. 243—244 u. Tafel I Nr. 1032a und c.)
Jahresschrift, Tafel XX.

Im Jahre 1876 fand der Steinsetzer Eisfeldt aus Helfta „in einem Steingrabe" bei Höhnstedt eine glatte unverzierte Urne von Kesselform, welche unter dem Rande ziemlich stark eingezogen ist und deren Bauchumbruch nur 3 cm über dem Boden liegt.[7] Die Höhe misst 10,4 cm, der Durchmesser der Öffnung 13,6, der des Bauches 15, der des Bodens nur 3 cm. Da keine Fundumstände mitgeteilt sind, so sei der Formenähnlichkeit wegen auf die Reste eines

[1] V. S. No. 1335 u. 1336. [2] V. S. No. 1333. [3] V. S. No. 1338.
[4] V. S. No. 1337. [5] V. S. No. 1334. [6] V. S. No. 1339. [7] V. S. No. 1032 a.

Thongefässes[1] hingewiesen, welches ganz dieselbe Gestalt gehabt haben muss, wie No. 1032 a. Dieses Gefäss stammt nach Aussage des Gebers, des Goldschmieds Weber in Eisleben, aus einem Steinkistengrabe mit vermoderten Skelettresten, welches auf dem Hutberge bei Eisleben vor einigen Jahren aufgedeckt worden ist, und zwar unweit des Fahrweges, welcher vom Sandgraben auf den Hutberg führt, nördlich von dem an der linken Seite dieses Weges stehenden Kreuzsteine. Der Öffnungsdurchmesser dieses Thongefässes von ungefähr 14 cm kommt dem des oben beschriebenen Gefässes fast gleich. (Nach alledem wird man annehmen dürfen, dass die Bestattungsweise in beiden Fällen dieselbe gewesen ist.) In dem Höhnstedter Gefäss lag eine chemisch noch nicht untersuchte, aber dem Aussehen nach offenbar kupferne, aus einem dünnen Kupferblech gebildete Lanzenspitze, die aber auch als Dolch gedient haben kann, von Rautenform, mit scharf gehämmerten Schneiden.[2] Eine Griffzunge fehlt. Die kleine, höchstens 2 mm starke Klinge ist mit dem der Spitze entgegengesetzten Ende offenbar nur in einen gespaltenen Schaft eingeklemmt und in diesem durch Umschnürung des Schaftes befestigt gewesen. Die Länge beträgt 6,2 und die grösste Breite 3,5 cm. Ausserdem lag in dem Gefässe noch ein Feuersteinmesser (No. 1032 b) von unbedeutender Grösse und Form.

Auffällig war dem Finder das Vorhandensein einer blaugrauen, fettigmehligen, mit Quarzkörnern von Stecknadelkopfgrösse durchmengten Masse in dem Steingrabe, die er, wohl mit Recht, für quarzhaltigen Thon erklärte. Eben solchen Thon habe ich auch in einem Hügelgrabe der ältesten Periode der jüngeren Steinzeit auf dem Bühnzchen in der Flur Tröbsdorf a. d. Unstrut als Grabbeigabe[3] angetroffen, der dem Toten wohl als Material zur Anfertigung von Gefässen mitgegeben war.

Der Fund dürfte aus der Zeit des beginnenden Metallgebrauchs, also etwa aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. G. oder doch aus der frühesten Bronzezeit herrühren.

Hornburg (Mansfelder Seekreis.) Tafel XX.

I.

Der Gutsbesitzer C. F. Tambach in Hornburg fand beim Erdeabfahren in Hornburger Flur — die Fundstelle ist nicht genauer

---

[1] V. S. No. 2215. [2] V. S. No. 1032 c. [3] Vgl. Mitteil. aus dem Prov.-Museum der Provinz Sachsen, Halle a. S., O. Hendel, 1900, S. 89.

angegeben, war aber doch wohl bei allen Fundstücken dieselbe — folgende Gegenstände, die er an die Vereinssammlung einlieferte:

1. eine grosse, graugelbe Kugel-Amphora[1] mit drei senkrecht durchbohrten Ösen und zwei (ehemals jedoch, wie die Abbruchstelle erweist, drei) kleinen Buckeln, die in gleichen Abständen an dem unteren Ende des unten etwas eingezogenen, teilweise beschädigten, 3,5 cm hohen Halses verteilt sind. Die Ösen sitzen etwa 5 cm tiefer als die Buckel, und sind so verteilt, dass sie gerade die Mitte der Fläche unterhalb je zweier Buckel einnehmen. Der Durchmesser der Gefässöffnung beträgt 11, der des Bauches 22 cm, die Höhe 22 cm. Der Boden ist kugelförmig abgerundet. Die Kimme liegt 8,75 cm über dem Boden; die Ösen beginnen 10,5 cm über dem Boden und enden in Höhe von 13 cm. Ihre Länge beträgt etwas über 5 cm.

2. Eine kleine Kumme aus Thon.[2] Durchmesser der Öffnung 7,50, des Bauches 9,25, des Bodens 5,50 cm. Höhe 7 cm.

3. Einen durchlochten, pyramidenförmigen Zettelstrecker[3] aus rotgebranntem Thon, 13 cm hoch. Der Durchmesser der Scheitelfläche misst 5, der der quadratischen Sohlenfläche 9 cm.

Die Fundstücke gehören vermutlich in die Zeit der Bandkeramik (jüngere Steinzeit).

II.

Im April 1851 wurde am Galgenberge bei Hornburg von Paul Schmidt ein Steinkistengrab blossgelegt, dessen Wände aus dem in der Nähe brechenden Muschelkalk bestanden.[4] Das Grab war von Westen nach Osten gerichtet, 5 Fuss 2 Zoll lang, 2 Fuss 6 Zoll breit, 2 Fuss im Lichten hoch und 1 Fuss und 6 Zoll hoch mit schwarzer thoniger Erde bedeckt. Die Decksteine waren 5 Fuss 8 Zoll lang. Die in dem Grabe befindlichen Gefässe, fünf an der Zahl, dazu noch zwei Deckel, standen in einer Reihe nach Westen zu; unter ihnen lagen kleine Knochen. Der grössere Topf enthielt Knochenreste.

Das grösste Gefäss,[5] in Form einer Terrine, dessen Hals ziemlich stark beschädigt ist, aber die ursprüngliche Form noch erkennen lässt, hat einen Unterteil von der Form einer stark plattgedrückten Kugel, aus welcher ein ziemlich hoher, nach oben sich ausweitender Hals emporsteigt. Auf dem Bauche erblickt man, gleichmässig verteilt, drei zitzenförmige Warzen, jede von einem etwas erhabenen, nicht ganz ausgeführten Kreise, welcher 4 cm Durchmesser hat, umgeben. Die

[1] V. S. No. 92. [2] V. S. No. 93. [3] V. S. No. 94.
[4] Ein Stück von einer solchen Platte ist No. 60. der Pl. S. [5] Pl. S. No. 67.

Höhe des Gefässes betrug mindestens 10,25 cm, die Öffnungsweite ist auf 17 cm zu veranschlagen; der grösste Durchmesser misst 18 cm.

Beigegeben war ferner ein Topf[1] mit ziemlich starkem Henkel, dessen oberer Teil beschädigt ist. Die Öffnungsweite betrug 9—10 cm, der grösste Durchmesser ist 11 cm, der des Bodens 7 cm, die Höhe 12 cm. In dem Topfe befinden sich einige verbrannte Menschenknochen. Auf ihm lag ein sanftgewölbter, 2 cm hoher und ungefähr 10 cm im Durchmesser haltender runder Deckel,[2] auf dessen höchster Stelle eine Griffzunge von 1,50 cm Höhe und 3,50 cm Länge angebracht ist. Er ist, wie auch der später noch zu erwähnende Deckel, etwas beschädigt.

Ein anderes, nur in seinem Unterteile erhaltenes, noch 8 cm hohes und etwa 10 cm weites Gefäss,[3] glatt, aber von plumper Form, ähnelt in Bezug auf letztere den Bechern der jüngeren Steinzeit, kann aber auch ein Topf gewesen sein wie No. 66 a.

Fast vollständig erhalten ist ein kleineres, unten ziemlich bauchiges Gefäss[4] mit aufrecht stehendem Halse (Öffnungsweite 7 cm, grösster Durchmesser 9, Bodendurchmesser 3 und Höhe 7 cm), welches mit zwei am unteren Ende des Halses befindlichen, wagerecht durchbohrten Ösen versehen ist und auch mit einem gewölbten Deckel[5] von 10 cm Durchmesser und 2,50 cm Höhe, dessen Griffzunge beschädigt ist, bedeckt war.

Eigenartig ist, obwohl deutlich erkennbar von verwandter Form, ein kleines untersetztes Kännchen[6] mit starkem Henkel und vertikal eingedrückter, vom Halse bis zum Umbruch des Bauches hinabreichender Rillenverzierung. Soweit sich nach einer Abbildung urteilen lässt, gleicht es genau dem zwischen Rossleben und Wendelstein gefundenen und bei Kruse auf Taf. I Fig. 9 in Jahrg. I Heft 2 abgebildeten.

Nach allem trägt dieser Hornburger Fund die Kennzeichen des ostgermanischen, im besonderen des Lausitzer Typus und wird demnach etwa dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehören.

Krimpe (Mansfelder Seekreis).

Gymnasiallehrer Jäger aus Eisleben öffnete im Jahre 1880 bei dem Dorfe Krimpe ein Steinkistengrab, welches ungefähr die Richtung von Süden nach Norden hatte und mit einer gegen $1^1/_2$ Fuss starken

---

[1] Pl. S. No. 66 a. [2] Pl. S. No. 66 b. [3] Pl. S. No. 68. [4] Pl. S. No. 63. [5] Pl. S. No. 64. [6] Pl. S. No. 65.

Humusschicht bedeckt war. Die Seitenwände des Grabes bestanden teils aus Platten, teils aus rundlichen Sandsteinen. Die innere Länge betrug etwa 1 Meter, die Breite 2 Fuss, die Tiefe 1½ Fuss. Die Umgebung bildete eine feste gelbe Thonmasse (vielleicht Löss?). Die Sandsteinplatten, welche das Grab ursprünglich bedeckt hatten, waren teilweise hineingestürzt, sodass durch die nachfallende Erde der innere Raum des Grabes fast vollständig zugeschüttet war. Im Grabe befanden sich die Überreste eines menschlichen Gerippes; der Schädel lag in der Südostecke, die anderen Gebeine an der Ost- und Nordseite. Ausserdem lagen einige Scherben von zertrümmerten Urnen darin. Der innere Raum des Schädels, dessen obere Decke vollständig unversehrt war, war fast ganz mit Erde ausgefüllt. Nach Zusammensetzung der Stücke des zerfallenen Schädels durch Gymnasiallehrer Otto ergab sich, dass der Schädel in jeder Richtung grössere Dimensionen zeigte, als ein Schädel unserer Zeit. In der Nähe des Grabes lagen zahlreiche Urnenscherben, welche zum Teil „äusserst interessante Spuren von Verzierung" zeigten.

Zur Sammlung sind weder diese noch die im Grabe selbst befindlichen Urnenscherben eingeliefert worden. Bei den beschriebenen Raumverhältnissen und dem Befund im Grabe kann es aber keinem Zweifel unterliegen, dass darin ein Hocker in liegender Stellung mit dem Kopfe nach Süden und den Füssen nach Norden beigesetzt gewesen ist. (Ganz ähnliche Gräber bei Gehofen.)

Laucha a. d. U. (Kreis Querfurt).

I.

In der Maurermeister Scheibeschen Kiesgrube unweit von Laucha an der Strasse nach Plössnitz, wo im Jahre 1898 ein Grab mit Waffen aus der merowingisch-thüringischen Zeit aufgedeckt wurde, dessen Inhalt sich gegenwärtig im Provinzial-Museum zu Halle befindet und in den Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen zu Halle a. d. S.« (Halle, O. Hendel, 1900, S. 28—43) von O. Förtsch, „Ein Kriegergrab des VI. Jahrhunderts aus der Nähe von Laucha an der Unstrut", beschrieben und abgebildet worden ist, wurde unweit dieses Grabes einige Tage später noch ein eisernes Schwert gefunden, welches Herr Rentmeister Kuntze in Burgscheidungen erworben und der dortigen Sammlung auf dem Schlosse zugeführt hat. Die erhaltene Gesamtlänge beträgt 0,79 m, von welchen 10,5 cm auf den Dorn des Griffes kommen; die Breite der Klinge 5 cm. Die Länge und Breite der Klinge würde annähernd die einer fränkischen Spatha

sein, deren Länge nach Lindenschmit, Handb. der deutschen Altertumskunde I, S. 225, zwischen 81—97 cm, deren Breite zwischen 4,5—6 cm wechselt, während die Grifflänge mit Knopf und Bügel durchschnittlich 12—14,5 cm beträgt. Der Knopf und Bügel des Schwertes sind, falls es eine Spatha war, verloren gegangen.

II.

Nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Kuntze vom 10. Dezember 1899 ist im Herbste 1899 auf dem Scheibeschen Planstücke zwischen der Zuckerfabrik und den ersten Häusern der Stadt Laucha, östlich der Chaussee, beim Pflügen ein mit Platten überdecktes Steinkistengrab aufgedeckt worden. Von den darin befindlichen Gefässen sind fünf unversehrt gewesen, einige aber zerbrochen. Ob das Grab sonst noch etwas enthalten hat, konnte nicht ermittelt werden. Die fünf Gefässe hat Scheibe für 15 Mark an einen Aufkäufer aus Apolda verkauft, das Grab zerstören und die Steine abfahren lassen, ohne dass ein Sachverständiger die Grabanlage oder die Fundstücke zu Gesicht bekommen hätte. Nach brieflicher Mitteilung meines Freundes Major Dr. Förtsch war der Aufkäufer aus Weimar, die fünf Gefässe aber waren slavischer Herkunft.

Meisdorf (Mansfelder Gebirgskreis).

I.

Im Jahre 1828 berichtet der Prediger Münchhoff zu Meisdorf über einen Fund bei seinem Wohnorte folgendes: Ein hiesiger Ackersmann, Namens Kühne, hat im Jahre 1801 auf einem seiner Ackerstücke, welches auf dem Hasenthale, einer nördlich nahe bei Meisdorf befindlichen Anhöhe liegt, eine grössere, aus Thon geformte, runde, in der Mitte gegen 12 Zoll (fast 32 cm) weite, nach oben sich verengende und mit einem Deckel versehene Urne beim Pflügen gefunden, die er aber, nachdem er den Inhalt derselben untersucht und darin mehrere etwa 4 Zoll lange, sehr dünne, mit Asche vermischte Knochen, die beim Niederfallen wie Glas klangen und von einer weisslich-grauen Farbe waren, gefunden, wieder in die Erde gegraben hat. In der Nähe der beschriebenen grossen Urne fand derselbe Ackersmann zu derselben Zeit auch eine aus einem rötlichen Metall (also aus Bronze) verfertigte Kette, von einer solchen Härte, dass sie der feinsten und schärfsten Feile widerstand. Diese Kette war von einer ganz besonderen Art. An dem einen Ende befand sich ein etwa 4 Zoll (= 10 cm) langer Haken; dann folgten mehrere auf besondere

Art gearbeitete Glieder, an deren Ende sich eine ziemlich starke, länglich gearbeitete Kugel befand, die wiederum durch eine kleinere Kette, deren drei oder vier Gelenke die Breite eines Strohhalms hatten, mit vier kleineren zusammenhängenden Kugeln verbunden war. Die Kette, deren ganze Länge vielleicht eine Elle betrug, soll nach Berlin gekommen sein.

II.

Im Jahre 1836 erstattete der Prediger Dr. Chr. Niemeyer in Dedeleben dem Thüringisch-Sächsischen Verein zu Halle folgenden Bericht:[1] „Eine Viertelstunde nordöstlich von dem Dorfe Meisdorf liegt ein langgestreckter Hügel, jetzt teils beackert, teils noch Anger und mit Obstbäumen bepflanzt; man nennt ihn den Osterberg. Die südliche Hälfte dieses Hügels ist die merkwürdige; denn ihre beiden Enden sind jedes durch einen bedeutend hervorragenden Grabhügel ausgezeichnet. Kleinere sind über den ganzen Raum zwischen diesen beiden zerstreut. Der westliche davon hat vor sich wieder fünf geringere Erhöhungen, die wie Strahlen unmittelbar von der Haupthöhe ausgehen. Dieser Tumulus, wie der andere südöstliche, hat etwa 30 Schritt im Durchmesser und 5—6 Schritt Höhe. Der südöstliche ist vollkommen rund und enthielt, als man beim Suchen nach Bausteinen, die freilich in der aufgetragenen Erde nicht anzutreffen waren, ihn anbrach, sogleich am Rande eine grosse Zahl von Urnen, von denen die thönernen durch die Heftigkeit der Arbeiter fast alle zertrümmert wurden, eine bronzene (*a*) aber unversehrt blieb. Sie hat eine Höhe von 12 Fingerbreiten, ist sehr dünn, zum Teil mit Rost wie mit grünem Firnis überzogen, an manchen Stellen aber noch rostfrei. Von den angesetzt gewesenen zwei Henkeln ist einer (*b*) neben der Urne aufgefunden worden. Die Urne ist mit Asche und Knochen angefüllt, worunter auch Schädelstücke mit den Suturen deutlich zu erkennen sind. Über dieser Urne lagen als Deckel nebeneinander zwei mehrfach zusammengebogene oder zusammengeschmiedete vier Finger breite eiserne Schwertklingen (*c*), an deren einer noch das Quereisen und die Spitze, die in den Griff eingegangen war, zu sehen sind, doch alles sehr verrostet. Über diesen Schwertklingen lag eine eherne Lanzenspitze mit etwas erhabenem Rücken (wie bei Klemm XVII, 1). Ausserdem fand man hie und da im Hügel noch andere eherne und eiserne Lanzenspitzen, zwei eiserne Schildbuckeln von je anderthalb Spannen im Durchmesser, vier Fibulen,

[1] Neue Mitteil. III, 1, S. 170 u. 171.

einen kleinen Ring von Eisen und ein Eisen mit einer scharfen Spitze, wahrscheinlich Bruchstück eines Sporns. Die thönernen Urnen hatten einerlei schöne Form (*d*) und am Rande eine der (unter *e*) abgebildeten Verzierungen. Herr Oberprediger Augustin, dem ich das obere Bruchstück einer Urne überbringen konnte, war der Meinung, dass diese Gestaltung der Urne dem Sueven-Stamm eigentümlich sei, indem auch die schlesischen Urnen so gestaltet seien, Meisdorf aber bekanntlich auch im alten Suevengau gelegen ist. (Vgl. auch die Form und Verzierung der Urnen aus dem Hügel bei Schkopau in Kruses D. Altert. I. 1. tab. II). Der ganze Fund wird auf dem Schlosse Falkenstein von dem Herrn Besitzer aufbewahrt, der auch wahrscheinlich die Haupthügel, die noch manches Merkwürdige erhoffen lassen, weiter untersuchen lässt."

In der That wird Oberprediger Augustin das Rechte getroffen haben, denn alle Einzelumstände weisen auf die Zeit der Völkerwanderung, auf das 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr., als die Zeit der beschriebenen Hügelgräber hin. Die Urnen aber stimmen nach Form und Verzierung auffallend mit denen aus dem Suevenhöck bei Schkopau überein, wie die Nachbildungen (*f*) zeigen.

Mittelhausen (Grossherzogtum Sachsen-Weimar).

Zwischen Mittelhausen und Bornstedt im Kreise Sangerhausen liegt die „warme Reise", d. h. eine im Winter nicht zufrierende Quelle, deren Name aber später in sinnloser Weise zu der Bezeichnung „der warme Riese" verderbt worden ist, vermutlich weil sich an diese Örtlichkeit auch verschiedene Riesensagen knüpften, nämlich dass der daselbst befindliche Hügel davon entstanden sei, dass ein Riese dort die in seinen Schuh gefallene Erde ausgeschüttet habe (dieselbe Sage, die von dem Nienstedter Hügel und auch von dem „langen Hu" bei Gerbstedt geht), ferner dass alle dort früher vorhandenen knopfförmigen gewaltigen Findlingsblöcke Knöpfe seien, die einem sich bückenden Riesen von seiner Weste abgeplatzt und da liegen geblieben wären.[1]

Am Nordostfusse des nunmehr abgetragenen „Riesenhügels", der ungefähr ebenso gross war, wie der ebenfalls abgetragene Nienstedter Hügel, wurde etwa 5—600 Meter von der Quelle entfernt von dem Steinsetzer Eisfeldt in Unter-Rissdorf ein Grab aufgedeckt, bestehend aus einem Erdloche, welches in dem gewachsenen Boden

[1] Vgl. Grössler, Sagen der Grafschaft Mansfeld, Nachlese I, S. 3 (Mansf. Blätter, Eisleben 1887.

(sandhaltigem Lehm) in fast quadratischer Form, aber mit abgerundeten Ecken ausgestochen war. Das Loch war 1 m tief, 1,30 m von Ost nach West lang und 1,10 m von Nord nach Süd breit. Inwendig war es nicht mit Steinen ausgesetzt, wohl aber mit einer Platte von Bornstedter Sandstein, welche 15–20 cm stark war, überdeckt. Am Boden, welcher kesselartig ausgestochen war, betrug die Ausdehnung 1,40 bis 1.45 m. Knochen wurden in diesem Grabe nicht gefunden, sondern nur Holzasche und erbsengrosse Stückchen Holzkohle. An Geräten fand sich ein durchlochter Beilhammer[1] aus Kieselschiefer mit teilweiser Schleifung und leicht geschwungener Schneide vor. Derselbe ist 12,5 cm lang, und, über das Loch gemessen, 4,5 cm breit; das Bahnende ist 3,25 cm breit. Ausserdem enthielt das Grab noch ein hellgraues, wenig über 5 cm langes Feuersteinmesser[2] und einen Feuerstein mit natürlicher Durchlochung, der einer grossen Perle[3] gleicht und darum vielleicht als Schmuckstück oder Talisman gedient hat. Beide Gegenstände werden nicht mit abgebildet.

Da Knochen in diesem Grabe, wenn es eins ist, nicht gefunden worden sind, so muss der Tote unverbrannt beigesetzt worden und die Knochen müssen völlig vermodert sein. Das kesselförmige Grab aber wird dann einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit angehören.

Mönchpfiffel (Grossherzogtum Sachsen-Weimar).

Am 26. April 1875 schenkte Herr Dr. Heinrich in Allstedt der Vereinssammlung ein äusserst wertvolles Flachbeil aus blassgrünem, von rostroten Adern durchzogenen Jadeit[4] mit mässig gekrümmter Schneide, welches zusammen mit zwei anderen von ähnlicher Form und aus demselben Gestein in einem Steinbruche bei Mönchpfiffel unweit Allstedt gefunden worden war. Über die Fundumstände ist leider keine Mitteilung gemacht. Das in der Sammlung befindliche Exemplar hat eine Länge von 26 cm, eine Dicke von nur 1,50 cm, und ist an der bogenförmig geschwungenen Schneide 9,25 cm breit, wogegen das entgegengesetzte Ende spitz zuläuft. Über den Verbleib der beiden anderen war nichts mitgeteilt oder doch nichts aufgezeichnet; später aber habe ich zufällig von Herrn Kirchenrendant Obst in Delitzsch erfahren, dass die beiden anderen Beile in das Grassi-Museum nach Leipzig gekommen sind.

Von einem zu Westhofen bei Worms gefundenen Jadeitflachbeil, welches 26 cm lang, 12,3 cm (an der Schneide) breit ist, 722 g wiegt

---

[1] V. S. No. 2059. [2] V. S. No. 2060. [3] V. S. No. 2061. [4] V. S. No 887

und hinten ebenfalls zugespitzt ist, berichtet C. Köhl (Neue prähistor. Funde aus Worms und Umgebung, v. J. (1897), S. 47 und Abbild. No. 1 auf Tafel XVIII.) Der Berichterstatter ist geneigt, dieses Beil für das grösste aller derartigen, bisher in Deutschland gefundenen Beile zu halten. Wie sich jedoch aus den Massen unseres Beiles ergiebt, ist das unsrige nur etwas schmaler, aber eben solang.

Auf dem Kästrich bei Gonsenheim unweit von Mainz sind neuerdings gleich fünf Jadeitbeile beisammen gefunden worden, die freilich erheblich kleiner sind, als die eben beschriebenen. Sie werden in dem Mainzer Museum aufbewahrt.

Oberfarnstedt siehe **Farnstedt.**
Oberrissdorf siehe **Rissdorf.**
Oberröblingen siehe **Röblingen.**
Oberwiederstedt siehe **Wiederstedt.**

Oerner bezw. **Grossörner** (Mansfelder Gebirgskreis).

Auf dem linken Ufer der mansfeldischen Wipper liegt südlich von der Mündung des Stockbachs zwischen der Stadt Hettstedt und dem Dorfe Grossörner, aber näher bei letzterem, ein Hüttenwerk, welches früher meist als das Amalgamierwerk, aber auch, wie noch jetzt, als „die Gottesbelohnung“ bezeichnet wurde. Im Jahre 1844 nun wurde eine Chaussee von Hettstedt nach der Gottesbelohnung gebaut, und beim Bau derselben wurde als Ausbeute eines zufällig blossgelegten Grabes eine Anzahl hochinteressanter Gegenstände gefunden, die, wie es scheint, durch den Hüttenmeister Ziervogel — beiläufig bemerkt, den Erfinder eines wertvollen Entsilberungsverfahrens — der Sammlung des Bergrats Plümicke zugeführt worden sind. Bei der Fassung der den Fundstücken beigegebenen Bemerkungen konnte es fraglich erscheinen, ob dieselben alle zusammen gefunden worden sind; jedesfalls aber ist es höchst wahrscheinlich. Ganz fest steht zunächst nach einer Bemerkung in einem handschriftlichen Ausstellungs-Verzeichnis unbekannten Datums, dass zusammen „in der Nähe der Gottesbelohnung“ gefunden worden sind „ein goldener Fingerring mit einem Onyx (Intaglio), Bernstein und Schmelzperlen, zu einem Halsgeschmeide gehörig, mit Bruchstücken von kupfernen und weissen messingenen Nadeln. Gefunden neben einem weiblichen Gerippe in der Nähe der Gottesbelohnungs-Entsilberungs-Anstalt beim Chausseebau 1844.“ Das erwähnte Verzeichnis fährt dann fort: „Hierzu gehört auch der Rest eines Kammes von Knochen, die Zähne in

einzelnen Partien (zu 6—8) eingelegt in einen Falz des Griffes und — was das Eigentümliche des Stückes ist — mit kupfernen Stiften befestigt oder vernietet gewesen".

Was zunächst den goldenen Fingerring anbetrifft,[1] welcher eine antike Gemme, und zwar einen Onyx mit bildlicher Darstellung, umschliesst, so ist die Goldfassung nach dem Urteil des verstorbenen Professor Dr. Schmidt, des früheren Direktors des Provinzial-Museums, nordische Arbeit, was mir zweifelhaft erscheint, schon weil die übrigen Fundstücke einer älteren Periode angehören. Die in den Onyx eingeschnittene Figur (Intaglio) scheint Heracles darzustellen; wenigstens deutet auf diesen die von dem Körper der Figur herabhängende Löwenhaut mit den deutlich erkennbaren Pranken und die — freilich fast stockartig dünne — Keule, welche die Figur auf der einen Schulter trägt. Da jedoch der Körper des Keulenträgers als überaus schmächtig und die Figur überhaupt mehr als weiblich, denn als männlich dargestellt ist, so ist keineswegs ausgeschlossen, ja sogar das Wahrscheinlichere, dass die Figur die Omphale darstellt, die sich mit der Ausrüstung des Helden schmückte, während dieser von ihr mit Spinnen beschäftigt wurde.

Die aus Weissmetall, vielleicht auch aus Silber angefertigte Fibula[2] — untersucht ist sie noch nicht worden — hat einen Bügel, welcher fast einen Halbkreis bildet, in der Nähe der Spirale aber die Gestalt eines Pferdehufes annimmt und am anderen Ende in ein taubenschwanzförmiges Dreieck mit etwas erhöhten Randleisten ausläuft, auf welche die Spitze der Nadel sich auflegt. Es ist eine jüngere römische Fibel aus der Kaiserzeit.

Hierzu kommen nun noch folgende Gegenstände, die laut des Verzeichnisses vom Amalgamierwerke bei Grossörner stammen, wogegen ein beigegebenes blaues Zettelchen berichtet: „von der Gottesbelohnung". Da aber diese abweichenden Bezeichnungen nur verschiedene Namen derselben Örtlichkeit sind, so beweisen sie gleichwohl, dass die nachfolgend zu erwähnenden Gegenstände mit den zuvor beschriebenen aus demselben Grabe stammen. Es sind diese Fundstücke durchweg solche, die einer vornehmen Frau ins Grab mitgegeben zu sein scheinen. Zuerst erwähne ich eine beinerne Nadel,[3] die in zwei Stücke zerbrochen ist. Die Stücke sind 16,5 und 7 cm lang, zusammen also 23,5 cm; für eine aus Knochen (oder Elfenbein?) gefertigte Nadel gewiss eine ungewöhnliche Länge. Die Dicke beträgt etwas über 0,50 cm. Besonders auffällig verziert ist sie nicht.

[1] Pl. S. No. 1 der Münzen etc. [2] Pl. S. No. 300. [3] Pl. S. No. 197.

Zu dieser Nadel gesellen sich Reste von zwei[1] verschiedenen, aus schön geschliffenen Knochenplatten angefertigten und verzierten Kämmen. Der eine fast noch vollständig erhaltene Kamm[2] ist 13 cm lang und 6,5 cm hoch. Die Platten des Rückens sind durch Eisenstifte an einander genietet; der satteldachförmig abfallende, oben abgerundete Rücken zeigt als Verzierung dreimal in Kreuzform gesetzte konzentrische Kreise, deren Anordnung aus der Abbildung erhellt. Die meist noch erhaltenen Zinken des Kammes sind nur 2 cm lang. Der zweite Kamm[3] ist nur zum Teil noch erhalten; doch lassen die Überbleibsel erkennen, dass auch er 13 cm lang und 7 cm hoch war, also nur wenig höher, als der vorige. Von den Zinken, die 2,5 cm lang sind, ist nur ein kleiner Teil erhalten, dieser aber in der ursprünglichen Länge. Der ebenfalls fast dachförmig abgerundete Rücken ist zum grössten Teile erhalten; seine Platten sind mit Kupfer- oder Bronzenieten zusammen genietet. Auf seiner Fläche sind zwei Reihen Zieraten von ungleicher Länge eingeritzt, die wiederum aus einer Vielheit konzentrischer Kreise, aber in weit reicherer Entfaltung, als auf dem vorher beschriebenen, zusammengesetzt sind.

Gleich hier sei bemerkt, dass nicht sehr weit nördlich von der „Gottesbelohnung“, auf der Feldmark Molmeck bei Hettstedt, und zwar auf dem Jacobischen Acker unmittelbar an dem Lichtlöcherberge, beim Ausgraben eines Baumloches gegen Anfang November 1858 von Rudolf Kohlweyer ebenfalls ein Kammrest[4] gefunden worden ist, der in seiner Form mit den eben beschriebenen in allem Wesentlichen übereinstimmt. Denn seine Länge beträgt 13 cm, die Höhe 7 cm; der satteldachförmige Rücken hat 4,5 cm höchste Höhe und etwas über 1 cm Stärke; die Zinken sind 2,5 cm lang. Die Aussenseite des Rückens ist mit konzentrischen Kreisen und ausserdem mit spitzenartigen Zierlinien geschmückt. Die Platten werden durch Kupfer- oder Bronzenieten zusammen gehalten, deren Verteilung, wie schon bei den vorher beschriebenen Kämmen, eine sehr zweckmässige ist. Auch ein bei Rotenschirmbach (im Kreise Querfurt) gefundener, anscheinend elfenbeinener Kammrest[5] zeigt im wesentlichen denselben Typus; nur sind bei ihm eiserne Nieten verwandt worden. Nach alledem scheint in der römischen Kaiserzeit ein ziemlich starker Handel mit dergleichen Toilette-Bedürfnissen bis in das Herz Thüringens stattgefunden zu haben, denn im Lande sind

[1] Die Angabe des oben erwähnten Verzeichnisses, welches nur einen Kamm ansetzt, ist hiernach zu berichtigen.

[2] Pl. S. No. 192a. [3] Pl. S. No. 192b. [4] Pl. S. No. 191. [5] Pl. S. No. 189.

diese Sachen bei der Feinheit ihrer Ausführung schwerlich gemacht [1]

Zu den bei der „Gottesbelohnung“ gehobenen Fundstücken gehört nun aber auch eine Anzahl Perlen [2] von höchst eigenartiger Form. Sieben Perlen sind aus einem silberglänzenden, hellblauen Glasfluss oder Schmelz angefertigt. Die eigentliche Perle hat fast die Form eines kleinen Spindelsteins, aber nur die Grösse einer Erbse, scheint aber durch einen fast ebenso grossen Henkel von demselben Stoff und Aussehen erheblich grösser zu sein. Sieben andere Perlen sind aus Bernstein hergestellt und gleichen hinsichtlich ihrer Gestalt einem an den Enden abgerundeten Semmelpaar von ungleicher Grösse der Teile. Es sind sogenannte Achterbreloques. Der kleinere obere Teil ist quer durchbohrt zur Aufnahme einer Schnur. Die Gesamtlänge einer solchen Perle beträgt etwas über 2 cm. Beide Arten von Perlen, wechselnd auf eine Schnur gereiht, müssen einen angenehmen Eindruck hervorgerufen haben.

Bei dieser Gelegenheit muss ich denn doch auf ein ganz gleichartiges Vorkommen hinweisen. Bei Neuguth im Kreise Berenth in Preussen fand man nach A. Treichel (Sagen, VII. Nachtrag, in der Zeitschrift des Histor. Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder, 37. Heft, S. 9; Marienwerder 1899) an dem dortigen Lindenberge in Steinkistengräbern Urnen, darunter zwei Gesichtsurnen mit deutlichst erkennbarer Nase und Ohren, und in eine derselben war ausserhalb ein Gehänge von je zwei Bronzedrähten mit je vier durchlochten Perlen von gelbem Bernstein und dunkelblauem Glasschmelz eingefügt. — An eine Gleichzeitigkeit der Bestattung bei Grossörner mit der bei Neuguth, also an eine Bestattung zur Zeit der Gesichtsurnen ist in unserem Falle im Hinblick auf die übrigen Fundstücke sicher nicht zu denken, wenn auch blaue Glasperlen schon in der Zeit der Gesichtsurnen, bezw. in der jüngeren Hallstattzeit auftreten. Vielmehr wird an die römische Eisenzeit, d. h. an die Zeit von Chr. Geb. bis etwa 500 n. Chr. zu denken sein, in welche auch

---

[1] Ein Kamm aus erheblich späterer Zeit (Vereinssamml. No. 980), gefunden in einer Aschenlage der Wüstung Nienstedt bei Helmsdorf im Mansfelder Seekreise, hat einen fast cigarrenförmigen, 14—16 cm langen, durch Gruppen schräger und senkrechter Striche reich verzierten, 1,75 cm hohen Rücken, dessen rundliche Platten durch Eisennieten zusammengehalten werden. Von den zahlreichen Zinken sind nur neun vollständig erhalten. Jeder einzelne ist aber von oben bis unten (bei etwas über 1,5 cm Länge) etwa sechsmal wagerecht geriefelt. Die Gesamthöhe beträgt also nicht viel über 3 cm.

[2] Pl. S. No. 222.

Schumann (in den Baltischen Studien, 46. Jahrg., Stettin 1896, S. 177, Taf. IV, Fig. 65—77, namentlich No. 73) Achterbreloques aus Bernstein verlegt, mit denen zusammen in Pommern ebenfalls Glasperlen gefunden worden sind. (Vgl. a. a. O. Taf. IV, No. 79.)

Zeitlich stimmt zu den bisher beschriebenen Funden auch noch der von derselben Fundstelle bei Grossörner stammende Rand eines grossen dünnen kreisrunden Bronzegefässes, welcher in zwei grossen Stücken von durchschnittlich 6,5 cm Höhe noch erhalten ist, an dem etwas ausladenden Rande 4, weiter unten aber 1 mm Wandstärke hat. Der Öffnungsdurchmesser hat nach Ausweis des Kreisbogens genau 24 cm betragen. Vom Rande nach dem Boden zu scheint sich der Durchmesser, wenigstens in dem oberen Teile des Gefässes, allmählich vergrössert zu haben. Weiteres lässt sich über die ehemalige Form nicht sagen. Die Innen- und Aussenfläche ist von einer blaugrünlichen feinen Patina bedeckt und durch zwei fein eingeritzte, wagerecht laufende Doppellinien von 4—5 mm Abstand verziert. Schliesslich muss noch bemerkt werden, dass bei diesen Ausgrabungen in der Nähe der „Gottesbelohnung" im Jahre 1844 auch ein Menschenschädel (ohne Nummer) ausgegraben worden ist, den Hüttenmeister Ziervogel gleichfalls der Plümickeschen Sammlung zugeführt hat. Man wird wegen der Übereinstimmung von Geber, Zeit und Ort annehmen dürfen, dass dieser Schädel mit den bisher beschriebenen Gegenständen zusammen gefunden worden ist und derjenige der Besitzerin der beschriebenen Herrlichkeiten ist. Von sachverständiger Seite ist er noch nicht untersucht worden.

Alles in allem genommen scheint dieser ausserordentlich wertvolle Gesamtfund, dessen nähere Fundverhältnisse leider nicht überliefert worden sind, der römischen Kaiserzeit anzugehören.

(Gross-) Osterhausen (Kreis Querfurt).

In der Nähe von Gross-Osterhausen im Kreise Querfurt fand im Jahre 1897 der Bauunternehmer Lützgendorf beim Ausschachten von Teichen dicht hinter der Zuckerfabrik in flachem Felde ein aus Steinplatten zusammengesetztes Kistengrab, in welchem ein gut erhaltenes, ungewöhnlich grosses Skelett lag, welches vom Scheitel bis zu den Knöcheln — die Füsse waren nicht mehr vorhanden — 2,15 m lang war. Der Kopf lag angeblich gegen Morgen: die Füsse waren gegen Abend gerichtet. Der Boden der Grabkiste befand sich 1,75 m unter der Erdoberfläche. Sie war von durchgesickerter Erde erfüllt und mit grossen Platten zugedeckt. Ausser den Knochen des verhältnismässig

gut erhaltenen Skeletts (nur der Schädel war zerbrochen, scheint aber nicht aufbewahrt worden zu sein) fanden sich in dem Grabe keine Stein- oder Metallgeräte, sondern nur zwei Urnen und ausserdem einige Backenzähne vom Schwein. Das eine Gefäss[1] war ein Becher von der Gestalt einer umgekehrten Glocke. Die Höhe beträgt 10 cm, der Durchmesser des Bodens 6,5, des Bauches 13 und der Öffnung 14,5 cm. Auch hier umzieht ein breiter, gleichsam mit Borten besetzter Gürtel sowohl Hals wie Bauch des Gefässes. Die Borten bestehen aus eingestochenen Strichlinien; das breite Band zwischen ihnen ist der bereits beschriebenen Verzierungsart gemäss durch kleine lotrechte, unverzierte Streifen in einzelne, teils schmale, teils breite Felder geschieden, von denen die breiten durch zwei Diagonalen in vier Dreiecke geteilt werden, deren zwei, und zwar die, welche sich an die trennenden Streifen anschliessen, von einem regellosen Stichgemenge ausgefüllt sind, während die beiden anderen glatte Flächen zeigen. Aber auch die schmalen Felder zwischen je zwei lotrechten Bändern sind in gleicher Weise durch regelloses Stichgemenge schattiert, wie je zwei der Dreiecke in den Hauptfeldern. Ja, selbst unmittelbar an den Boden schliesst sich auf der Aussenfläche noch ein in gleicher Weise behandelter schmaler Gürtel an. Die ganze wohlberechnete Art der Verzierung macht auch hier bei aller Einfachheit einen gefälligen Eindruck.

Das andere Gefäss[2] hat beinahe die Form einer Kanne oder eines Henkelbechers, ist aber etwas schief geraten, sodass es auf einer Seite etwa 1 cm höher ist als auf der anderen. Der Thon ist in üblicher Weise mit Quarzbröckchen gemischt, innen ganz schwarz gebrannt, aber mit einer feinen, hellroten Schicht überzogen, wie auch die glockenförmigen Becher durch Überführung einer feingeschlämmten dünnen Thonschicht über eine gröbere Unterlage hergestellt sind. Die Wandungen der Kanne zeigen keinerlei Verzierung. Sie hatte einen (abgebrochenen und leider nicht erhaltenen) Henkel, dessen Ansatzstellen fast 7 cm voneinander entfernt sind, sodass also der Henkel im Verhältnis zur Grösse des Gefässes sehr gross war. Dieses selbst hat nämlich 11—12 cm Höhe. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 9 cm, der des (in der Mitte sich bis auf 8 cm verengenden) Bauches ebenfalls 9, der des Bodens 4,75 cm. Die Verengung in der Mitte teilt also der Henkelbecher mit dem glockenförmigen Becher, mit dem er gefunden worden ist. Obwohl nun nach Angabe des Finders kein Gegenstand aus Metall in dem Grabe sich befand, so ist doch anzunehmen, dass eine derartige Beigabe zwar

[1] V. S. No. 2286 a. [2] V. S. No. 2286 b.

vorhanden gewesen, aber übersehen worden ist. Zum mindesten kann es bei der Übereinstimmung der Glockenform und der Verzierungsweise der Becher keinem Zweifel unterliegen, dass der Gross-Osterhäuser Fund in die beginnende Metallzeit, also etwa in die Zeit um 2000 v. Chr. gehört.

Der Umstand aber, dass bisher so wenig Gefässe und Beigaben aus dieser Zeit gefunden worden sind, dürfte sich einfach aus der bei Gross-Osterhausen beobachteten Bestattungsweise erklären. Steinkistengräber, die so tief in den Boden eingesenkt sind, wie es dort der Fall war, und die durch keinen Hügel und keine Steinsetzung auf der Oberfläche ihre Anwesenheit verraten, können nur durch Zufall anlässlich tieferer Ausschachtungen entdeckt werden. Darum darf angenommen werden, dass die meisten Gräber jener frühen Metallzeit noch unentdeckt geblieben sind.

Polleben (Mansfelder Seekreis).

Im November 1847 wurden von den Arbeitern des Amtmanns Sintenis auf dem westlich vom Dorfe gelegenen Lindenanger folgende Gegenstände gefunden: Zwei Bruchstücke einer Amphora [1] mit rauher Aussenseite und einer über 1 cm starken Wandung, deren Gestalt nicht mehr zu ermitteln ist; ausserdem eine kleine kugelige Urne [2] mit rauher Aussenseite, an deren Bauchumbruche vier nasenförmig hervorstehende, wagerecht durchbohrte Ösen gleichmässig verteilt sind. Die Weite des aufrechtstehenden, unter dem Rande etwas eingezogenen Halses beträgt 7 cm, die des Bauches (ohne die Ösen) 11 cm, die des Bodens 5,5 cm; die Höhe endlich 8 cm. Dazu kommt ferner der untere Teil eines kleinen, sehr plumpen und dicken Gefässes [3] mit angesetztem Boden, dessen Gestalt vielleicht topfförmig war; endlich noch das Bruchstück eines grossen, glatten Gefässes mit weiter Öffnung. [4]

Auf demselben Lindenanger sind ebenfalls im November 1847 von den Leuten des Amtmanns Sintenis in einem aus dem Lehm ausgestochenen und mit Asche gefüllten Loche folgende Gegenstände aus Bronze gefunden worden, die zwar später in die Plümickesche Sammlung gelangt sind, als die bereits beschriebenen, aber da der Fundort und die Fundzeit und auch der Geber dieselben sind, doch mit den bereits aufgeführten zusammengehören werden. Der Geschenkgeber hat sich von den ihm wertvoller erscheinenden Fundstücken aus Metall erst später trennen mögen; dadurch erklären sich die erheblich höheren Nummern, die sie in dem Verzeichnis erhalten haben.

[1] Pl. S. No. 77. [2] Pl. S. No. 79. [3] Pl. S. No. 84. [4] Pl. S. No. 85.

Zunächst ist zu nennen ein bronzener, zum Teil noch vergoldeter Ring[1] von 4 cm Durchmesser, mit einem 1 cm langen Öhr; ferner eine bronzene Nadel[2] mit petschaftförmigem Doppelknopf, 13 cm lang; endlich eine sehr stark gekrümmte bronzene Knopfsichel[3] von 16 cm Querdurchmesser und fast 3 cm Klingenbreite.

Am 12. Dezember 1847 wurde dann auf dem Lindenanger „in oder neben den von Aschenerde entleerten Leichenbrandstätten" auch ein Menschenschädel (ohne Nummer) gefunden, der offenbar zu den beschriebenen Funden gehört und in der Sammlung aufbewahrt wird, aber noch der Untersuchung durch Sachverständige harrt.

Erst später entdeckte ich bei einer Durchsicht des Katalogs des Provinzial-Museums in Halle, dass der Amtmann Sintenis auch dieser Sammlung Fundsachen von dem Lindenanger bei Polleben zugewiesen hat, die in dem Verzeichnis als Funde von der „Lindenbreite" in der Flur Polleben geführt werden und sicherlich die Reststücke der im November 1847 daselbst ausgegrabenen Altertümer sind, und zwar die wertvollsten, wie sich bald ergeben wird. Diese Fundstücke sind folgende:

1. Eine spitze, zeltförmige Hausurne,[4] deren Höhe 18 cm beträgt, von welchen 9 cm auf den Hals, 1 cm auf die Dachwölbung kommen. Der Durchmesser des Bauches beträgt 13,5 cm, der des Bodens 7 cm. Die Farbe ist schwarzgrau. Geheimrat Virchow beschreibt das Gefäss folgendermassen:[5] „Der untere Teil ist ganz wie bei einem gewöhnlichen Topfe stark verjüngt; dann folgt ein weiter Bauch und über demselben eine Art von langem Hals, der sich jedoch nach oben fast kegelförmig zuspitzt und durch ein kleines Gewölbe geschlossen ist. An diesem Halse liegt eine hohe viereckige Thür mit abgerundeten Ecken, daneben jederseits ein durchbohrter Vorsprung zum Durchstecken der Schlussstange und unter dem einen noch ein senkrecht durchbohrter Henkel." (Zu bemerken ist aber, dass der durchbohrte Vorsprung rechts vom Beschauer abgesprungen und nicht mehr vorhanden ist.) Mit Recht hat Becker[6] diese Urne für die Nachbildung

---

[1] Pl. S. No. 200. [2] Pl. S. No. 201. [3] Pl. S. No. 202.

[4] Prov.-Museum II, No. 114.

[5] Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin vom 26. Juli 1883, S. 16 (Über die Zeitbestimmung der deutschen und italienischen Hausurnen) und Katalog der Ausstellung prähistor. und anthropolog. Funde Deutschlands, Berlin 1880, S. 514, No. 13.

[6] In der Zeitschr. d. Harzvereins XXI, S. 219 u. 220, Wernigerode 1888. Vgl. auch die Abbildung auf Taf. I No. 3.

einer Köthe erklärt, wie sie noch jetzt im Harze gar nicht selten vorkommen. Zugleich weist Becker auf die grosse Ähnlichkeit der Polleber Hausurne mit dem bei Undset[1] abgebildeten, für Villanova typischen Gefässe hin,[2] wie auch die zu Unseburg unweit Egeln gefundene, in der Harzzeitschrift abgebildete[3] und im Berliner Museum für Völkerkunde befindliche Urne ihr ähnlich ist.

Noch enger schliesst sich an die Polleber Hausurne die „in den Pohleibergen bei Tochheim“ rechts der Elbe im Jahre 1845 gefundene Hausurne an, welche sich gegenwärtig in der Herzoglich Anhaltschen Sammlung zu Kühnau bei Dessau befindet und in der Harzzeitschrift abgebildet und beschrieben ist.[4] Die Ähnlichkeit mit einer Köthe tritt hier noch entschiedener hervor; nur fehlt leider der Boden. Vermutlich war aber auch hier ein schräg nach unten gehender Unterteil, wie bei der Polleber, vorhanden. Leider fehlt auch jede Nachricht über die Art der Beisetzung, über etwaige Beigaben, sowie über andere Funde an derselben Stelle.[5]

2. Sieben Bronzesicheln, von denen eine bei meiner Besichtigung nicht zur Stelle war. Die sechs, welche mir vorlagen und von welchen drei Stück unter No. II, 115 a, b, c abgebildet sind, haben sämtlich eine eben verlaufende Unterseite und am Ende ihrer dachförmig gebildeten Rückenrippe auf der Oberseite einen Knopf, welcher 1—1,5 cm hoch ist. Die Mehrzahl von ihnen zeigt auf der Oberseite zwischen Rücken und Schneide noch zwei fadenartig sich erhebende Linien, welche der Krümmung des Rückens und der Schneide folgen. Eine dieser Sicheln begnügt sich mit nur einer, dafür aber erheblich stärkeren Mittellinie, was auch bei einer viel grösseren, aber mit der Spitze nicht, gleich den anderen, nach unten, sondern zuletzt wieder nach oben geschwungenen (II, 115 c) der Fall ist, die übrigens ausser dem Knopfe dicht unterhalb desselben auch noch ein Nietloch zeigt, das den anderen fehlt. Diese letztere ist grösser als alle anderen, denn sie hat einen Krümmungsdurchmesser von 19 cm bei einer grössten Breite von 2,5 cm; die übrigen haben einen Krümmungsdurchmesser von nur 15,5—14 cm bei 3 cm grösster Breite. Den mit einem Knopfe ausgestatteten Sicheln wird bekanntlich nordische Herkunft zugeschrieben, während man die Heimat der mit einem Nietloch versehenen in Westeuropa sucht. Während nun aber die mit Knopf

---

[1] Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Europa, Taf. I, Fig. 1.
[2] Becker a. a. O. S. 221. [3] XXI, Tafel I, No. 4 a.
[4] Jahrg. 1889, XXII, S. 225. [5] Ebenda, S. 225—227.

und Nietloch ausgestattete Sichel, von einer starken Mittelrippe abgesehen, gar keine Verzierung hat, zeigen mehrere der anderen ausser einer oder zwei Mittelrippen am Fusse des Knopfes auch noch ein schwach erhabenes winkelbandähnliches oder statt dessen ein leiterartiges Muster.

3. Eine Bronzenadel von 15 cm Länge, die aber, weil die Spitze abgebrochen ist, ursprünglich länger gewesen ist als jetzt. Sie verläuft nicht gerade, sondern ist in sanftem Bogen gekrümmt. Ihre grösste Dicke beträgt 0,75 cm; der dicke Kopf dagegen, welcher die Form einer etwas spitz zulaufenden Nuss hat und in der Mitte von einem äquatorialen Bande umzogen wird, hat fast den doppelten Durchmesser. Unterhalb des Kopfes ist die Nadel auf einer Strecke von fast 7 cm durch feine Gürtelstriche verziert.

Da nun der Lindenanger und die Lindenbreite nur Bezeichnungen derselben Fundstelle sind und die Fundstücke der Eisleber Sammlung von ebendaher stammen, woher die des Provinzialmuseums in Halle, um so gewisser, als ja der Geber beider Gruppen derselbe ist, so scheint mir, dass Sintenis zunächst die jetzt in Eisleben befindlichen Fundstücke dorthin verschenkt, die in Halle befindlichen aber, weil sie ihm am wertvollsten erscheinen mochten, noch eine Zeitlang in seinem persönlichen Besitz behalten, später aber, nachdem er nach Halle gezogen und zu dem Thüringisch-Sächsischen Verein in Beziehung getreten war, der Sammlung dieses Vereins überwiesen hat, mit welcher sie dann ins Provinzialmuseum gekommen sind. Trifft diese Annahme zu, so sind die zur Eisleber Sammlung eingelieferten Stücke eine wertvolle Ergänzung zur Kennzeichnung der Hausurnen-Kultur und dürften, wie die Polleber Hausurne selbst, etwa ins 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr. gehören.

Quenstedt.

I.

Der Pastor Carl Rimrod berichtet unter dem 16. Januar 1829 über seinen Wohnort Quenstedt folgendes:[1] „Die hiesige Feldflur war ehedem sehr reich an Altertümern heidnischer Vorzeit. Auf dem Rücken der zwei Bergstrecken mit ihren Nebenzweigen, welche sich durch hiesige Flur ziehen und von Morgen nach Abend laufen (der nördliche Rücken: Kahlenberg, Besenreis, grosse und kleine Höhe genannt) befanden sich viele runde Hügel, welche oben etwas

[1] Rosenkranz, Neue Zeitschrift für die Gesch. der germanischen Völker, Halle 1832, I, 2, S. 35 ff.

Vertiefung und dann in der Mitte wieder eine kleine Erhöhung hatten. In diesen waren meistens mitten länglich viereckige, von platten Steinen zusammengesetzte und damit auch zugedeckte Behältnisse voller Urnen zu 12 und 16 Stück; doch sind diese Hügel fast alle nicht mehr vorhanden, weil man in dem Jahre 1795 anfing, dieselben zu Düngererde zu benutzen. Im Verlaufe meiner Schul- und Universitätszeit sind leider alle diese Hügel auf die Äcker gefahren und ich habe nichts daraus erhalten, indem die Urnen meistens gleich zerbrochen oder auch einige erst zu Blumentöpfen gebraucht waren. Dicht vor dem Dorfe liegt ein Anger mit drei Hügeln, welche mit einem flachen Erdkranze oder Walle umgeben und jeder mit einer Linde bepflanzt sind, der Vergnügungsort der Dorfbewohner beim Tanzen im Freien. Dieser Anger mit den drei Hügeln heisst seit alter Zeit der Klagesberg, ein Name, der auf eine Stätte der Wehklage hinweisen mag. Die Bauern aber nennen ihn gegenwärtig Klausberg, weil sie hochdeutsch zu reden glauben, wenn sie aus Klages Klaus machen."

„In Hinsicht der Gestalt der Urnen und der Art ihrer Beisetzung in der Erde glaube ich nach meinen Erfahrungen drei Hauptverschiedenheiten annehmen zu müssen. Die eine Art von Urnen ist von sehr grober und steiniger Thonmasse, die bei der Arbeit fast immer $^1/_2$ Zoll stark gehalten ist. Die Form ist hoch und nicht weit im Bauche, sie sind bald mit einem Deckel von gleicher Masse, bald mit einem Steine verdeckt. Ihr Inhalt sind gebrannte Knochen, bisweilen auch eine Streitaxt, aber keine Kupfergeräte. Diese Urnen stehen allenthalben in hiesiger Flur, in hoch- wie in flachliegenden Äckern, in Gründen und auf Wiesen und stehen immer einzeln. Dies scheinen die ältesten zu sein." (Das ist freilich ein starker Irrtum.)

„Die zweite Art ist von feinerem Thon und ist in besserer Form, auch mit weiterem Bauche und niedriger gearbeitet und mit einigen Verzierungen versehen. Diese Urnen stehen auf den Anhöhen und Bergrücken, und zwar meistens gleich mehrere auf einer Stelle und sind mit einiger Dammerde bedeckt, wodurch ein flacher Hügel gebildet wird, oder sind nur in einen kleinen natürlichen Hügel auf dem Bergrücken eingelassen. Neben ihnen findet sich dann auch gleich die von Steinen zusammengelegte und mit Holzkohlen und Asche überdeckte Brandstätte. In dieser finden sich nun schon Kupfergerätschaften (es sind vermutlich solche von Bronze gemeint), als Ringe, Nadeln, Gehenke u. dgl., sowie auch neben ihnen kleine Gefässe und Schalen, welche wahrscheinlich mit Speisen für die Verstorbenen gefüllt waren."

„Sehr auffallend war es mir, bei einer Urne der zweiten Art, welche bloss etwa eine Elle tief in eine Bergkuppe eingesenkt war, nicht allein zwei kleine Töpfchen und eine flache Schale, sondern auch einen beigelegten ganzen Schädel nebst ein paar Rippen zu finden, an welchen ich durchaus keine Spur vom Brande entdecken konnte. Die Urne selbst war voller verbrannter Knochen und hatte ein an einem Ende breit gedrücktes Stück Draht oder Nadel von Kupfer noch in sich, und war auch mit einigen Verzierungen versehen. Es war dies vielleicht der Kopf des Mörders dessen, welchen die Urne in sich schloss und den die Blutrache ereilet u. s. w."

„Eine dritte Art sind die in den Tumulis oder ordentlich geformten Hügeln und in einem darin angebrachten oblongen, mit Steinplatten ausgesetzten und damit zugedeckten Behältnisse befindlichen Urnen. Diese (Steinkisten-) Hügel haben die Brandstätte auch gleich neben sich und liegen auf den Bergen wie jene; ihre Urnen verraten vielleicht auch bei genauerer Vergleichung etwas mehr Kunst. Dass sie späterer Zeit angehören als jene, zeigen die vielen Scherben zerschlagener Urnen der vorigen Art, welche sich in der Erde des ganzen Hügels befinden, woraus zugleich hervorgeht, dass sie von einem später eingewanderten Volke herrühren, welches jene früheren Begräbnisplätze mit der zweiten Art der Urnen zur Anlage ihrer eigenen zu zerstören sich nicht scheute."

„Endlich hat man auch auf dem Kahlenberge in einigen mit Steinplatten ausgesetzten Hügelgräbern nicht Urnen, sondern vielmehr unverbrannte Skelette gefunden."

II.

Am 9. Juni 1869 legte Pastor Wettler in einer Sitzung des Mansfelder Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisleben mit anderen Funden aus der Umgegend von Quenstedt folgende Gegenstände „aus einem Steingrabe" bei Quenstedt vor, über welche nähere Angaben, Ort und Fundumstände betreffend, leider nicht mitgeteilt sind.

In dem „Steingrabe" fand man drei Urnen von sehr verschiedener Grösse. Die grösste Urne,[1] rauh und dickwandig, ist in ihrem oberen Teile so weit zerstört, dass sie an keiner Stelle bis zum Rande unversehrt geblieben ist. Gleichwohl kann nicht zweifelhaft sein, dass ihre Form die eines Doppelkegels war mit etwas abgerundetem Bauchumbruch und mässig eingezogenem Oberteil. Die Höhe muss mindestens

[1] V. S. No. 422 a.

25 cm betragen haben, da die Entfernung des Bauchumbruchs vom Boden schon 16,5 cm beträgt. Der Boden hat 14, der Bauch 25,5 cm Durchmesser, der der Öffnung dürfte gegen 20 cm betragen haben. In der Zeichnung ist sie nach dem Masse der Wahrscheinlichkeit durch unterbrochene Strichlinien ergänzt worden. Beachtenswert ist, dass sie Leichenbrand enthält.

In dieser Urne lag auch noch ein abgebrochener, noch etwa 7 cm langer Thoncylinder[1] von rauher Oberfläche und gelbrötlicher Farbe mit einem ziemlich breiten elliptischen Fusse, sowie ein gleichartiges, fussloses Mittelstück eines solchen, vielleicht desselben Thoncylinders. Ihnen war noch ein beschädigtes, schalenförmiges, flaches Thongebilde beigegeben, in dessen Vertiefung der 5 cm lange Fuss des Thoncylinders ganz genau passt, woraus sich entnehmen lässt, dass es den Zweck hatte, dem Thoncylinder als erhöhende Unterlage[2] — vielleicht beim Brennen von Thongefässen — zu dienen. Diese Unterlage hat eine Gesamtlänge von 9 cm, die durch Abbruch verminderte Breite beträgt jetzt nur noch 5 cm.

Die beiden anderen, schwärzlichgrau aussehenden und glatten Gefässe, welche übrigens, wie das grosse, keine Henkel haben, sind mehr oder minder kesselähnlich. Das eine[3] hat eine Höhe von 9 cm, der Durchmesser der Öffnung beträgt 10, der des Bauches 11, der des Bodens nur 4,5 cm. Die Gegend des Bauchumbruches ist durch einen wagerecht laufenden kantigen Streifen verziert. 2 cm unter dem Rande ist der obere Teil etwas eingezogen.

Das andere Gefäss[4] hat sehr ähnliche Verhältnisse. Der Durchmesser der Öffnung misst 11, der des Bauches 11,5, der des Bodens nur 3,5 cm. Die Höhe beträgt 8,5 cm. Auch hier ist der obere Teil 2,5 cm unter dem Rande etwas eingezogen, der Bauchumbruch aber mit zwei wagerechten kantigen Streifen versehen, die man kaum als Verzierung bezeichnen kann, die aber an vielen Gefässen unserer Sammlung, so z. B. an Gefässen aus Siersleben,[5] Volkstedt,[6] Welfesholz[7] u. a. m., die zum Teil eine sehr ähnliche Gestalt haben, hervortritt. Wenn nun auch weitere Beigaben nicht mit eingeliefert sind, so deutet doch nicht nur der Leichenbrand in der grossen Urne, sondern auch die Eigentümlichkeit der Gefässform auf die jüngere Bronzezeit und im besonderen auf die ostgermanische (Lausitzer) Form.

[1] V. S. No. 422 b. [2] V. S. No. 422 c. [3] V. S. No. 420.
[4] V. S. No. 421. [5] V. S. No. 815, 816, 818, 820.
[6] V. S. No. 2075, 2076, 2077, 2080. [7] V. S. No. 822 u. 823.

Reinsdorf a. U. siehe unter **Zabenstedt.**

A. (Ober-) Rissdorf (Mansfelder Seekreis).

I.

Im Frühjahr 1895 wurde bei Erdarbeiten auf dem Acker hinter dem Gehöfte des Gutsbesitzers Buchmann nördlich vom Dorfe Oberrissdorf ein Steinkistengrab blossgelegt, welches nur einen Hocker beherbergt haben kann, denn die längeren Seitenwände waren nur ungefähr 0,75 m, die kürzeren Giebelwände nicht ganz 0,50 m lang. Die die Wände bildenden Platten bestanden aus rotem Letten, wie er bei dem Dorfe gebrochen wird. In dem Grabe war weiter nichts zu entdecken, als ein Knochen, der an der Luft bald zerfiel — das Grab war also kein Brandgrab — und eine etwas beschädigte Urne,[1] die nach der Meinung des Finders in der SW-Ecke gestanden hat. Sie ist 11,5 cm hoch und hat 9,5 cm Öffnungs-, 15 cm Bauch- und 7,5 cm Bodendurchmesser. Der in der Mitte etwas nach innen eingezogene Hals ist mit drei Doppelschnüren, denen sich weiter abwärts noch zwei dreifache Umschnürungen anschliessen, verziert. Dicht darunter am Bauchumbruche stehen sich zwei Ösen gegenüber, zwischen denen sich ein Kreis aus Gruppen von je drei kleinen lotrechten Strichen hinzieht. In einer anderen Ecke hat, wie der Finder glaubt, noch eine zweite Urne gestanden, da sich in der dort aufgeworfenen Erde noch einige Scherben fanden.

II.

Im Buchmannschen Gehöft selber wurde im Oktober 1895 in einer Tiefe von 1,5 m eine kleine Urne[2] mit abgebrochenem Henkel und ziemlich doppeltkonischem Bauche gefunden, völlig glatt, von 9 cm Höhe, 6 cm Öffnungs-, 10 cm Bauch- und 4 cm Bodendurchmesser. Der steil aufsteigende Hals ist ebenso hoch als der Bauch des Gefässes, welcher einen starken Umbruch zeigt. Der Henkel war, nach den Ansatzstellen zu schliessen, so lang wie der Hals. Ich möchte annehmen, dass das Gefäss in die frühe Metallzeit gehört.

B. (Unter-) Rissdorf (Mansfelder Seekreis).

I.

In der Flur Unterrissdorf östlich von Eisleben liegt östlich der Stelle, wo der Fressbach den Sandgraben aufnimmt und sich mit der in den Süssen See fliessenden Bösen Sieben vereinigt, der Sandberg,

[1] V. S. No. 2017. [2] V. S. No. 2026.

welcher eine ungeheuere Sandanschwemmung ist, deren Sandlager in grosse Tiefen hinabreichen und nicht nur Feuersteinknollen (zum Teil von erstaunlicher Grösse) und Versteinerungen, sondern auch Knochenreste in sich bergen. Ihre Decke bildet eine durchschnittlich 0,50 m starke Humusschicht. Auf der Hochfläche und den nach Süden gewendeten Abhängen dieses Berges sind schon seit Jahren eine Menge von Gruben blossgelegt worden, welche zum Teil Gräber sind, der Mehrzahl nach aber Kochlöcher oder Wohngruben gewesen zu sein scheinen. Alle sind mit tiefschwarzer Erde ausgefüllt, die sich von dem gelben Sande scharf abhebt. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Zahl der bisher abgegrabenen und so vernichteten Gruben auf einige hundert veranschlage. Die bei weitem meisten reichen offenbar in sehr frühe Zeit zurück, da sie, wenn überhaupt, höchst ärmlich ausgestattet waren; zum Teil gar keine Gefässreste, zum Teil ganz dürftige in sich bargen. Geräte aus Stein sind in ihnen überhaupt nicht gefunden worden, wenn man nicht kantig geschlagene Feuersteinstücke, die häufig in ihnen vorkommen, als solche ansehen will. Freilich haben diese Stücke keine irgendwie regelrechte Form. Selbst Feuersteinmesserchen von Prismenform sind ausserordentlich selten. Doch giebt es auf dem Sandberge auch Gräber oder Wohngruben aus jüngerer Zeit, deren Ausbeute ich später einmal zu beschreiben gedenke. Diesmal will ich nur ein Grab beschreiben, welchem ein besonders hohes Alter zuzusprechen sein dürfte.

Gegen Anfang Januar 1902 hat der Aufseher Knöfel in Eisleben, der die in der Peterschen Sandgrube arbeitenden Gefangenen zu beaufsichtigen hat, 2,50 m unter der Oberfläche ein Grab aufgedeckt, in welchem noch Skelettreste erhalten waren. (Die sonst hier beobachteten Gräber erreichten eine solche Tiefe nicht; die ihrige betrug durchschnittlich 1,50, höchstens 1,75 m.) Die Anlage war folgende: In dem Sande war eine muldenförmige Grube von ungefähr 1,50 m Durchmesser ausgestochen und in diese ohne erkennbare Unterlage der Leichnam gelegt worden, und zwar in der Richtung von Süden nach Norden, sodass des Toten Schädel im Norden, seine Füsse im Süden des Grabes lagen. Nach der Meinung des Berichterstatters hat der Tote ausgestreckt auf dem Rücken gelegen. Da aber das Grab nur 1,50 m lang war und die übrigen Gräber auf dem Sandberge, deren Anlage ich feststellen konnte, ohne Ausnahme sitzende oder liegende Hocker in sich bargen, so vermute ich, dass auch in diesem Grabe der Tote als liegender Hocker bestattet worden ist. Der Schädel war ganz zerdrückt und ist mit den übrigen Gebeinen in den Abraum geraten. Nur

einen Hand- oder Fussknochen fand ich an Ort und Stelle noch wohlerhalten vor. Als einzige Ausstattung hatte der Tote nur ein aus einer dreisprossigen, noch mit der Krone versehenen Hirschstange bestehendes Gerät oder Waffe von jetzt noch 39 cm Länge und (an den sprossenfreien Stellen) 5,5 bis 6,5 cm durchschnittlicher Stärke, bei sich.[1] (Vgl. die Abbildung.) In 7 cm Entfernung von der Krone war die Stange spitzoval durchbohrt. Das Loch hat 3 bezw. 2 cm lichte Weite. Die Spitzen der drei Sprossen scheinen abgesägt oder abgeschnitten worden zu sein, da die Stümpfe ziemlich gleiche Länge haben. Welchen Zweck dieses Gerät gehabt hat, ist zweifelhaft; namentlich ist der Zweck des Loches dunkel. Als Axt kann das Stück bei seiner Länge nicht gedient haben, als Hacke aber wohl auch nicht. Gefässscherben fehlten völlig, wie auch Geräte aus Stein.

Beachtung verdient aber, dass über dem Skelett eine Art von Gewölbe errichtet worden war, indem man Platten von 30 cm (und auch weniger) Durchmesser so über einander gelegt hatte, dass die obere die untere immer um einige Centimeter überragte. Dies war so lange nach oben fortgesetzt worden, bis die abgetreppten Wände oben zusammenstiessen und so sich schlossen. Um den Platten auch die nötige Festigkeit und Tragfähigkeit zu verleihen, waren sie im Umkreise mit kleineren Steinen beschwert worden, und zwar in solcher Menge, dass die Stärke dieser Steindecke 0,50 m erreichte. Einen solchen abgetreppten Kuppelbau habe ich auch an einem anderen Grabe des Sandberges selbst beobachtet.

II.

Im Jahre 1878 wurde beim Tiefpflügen in der unteren Aue zwischen dem Dorfe Unterrissdorf und der Bruchmühle bei Lüttchendorf (im Mansfelder Seekreise) vom Gutsbesitzer Schliesser „eine Urne mit Asche und Knochenresten“ aufgedeckt, welche nicht in einem Steingrabe geborgen war. Obwohl „Asche und Knochen“ in oder bei der Urne waren, so ist der Fund doch wohl ein Depotfund und keine Bestattung, weil Leichenbrand in der frühesten Bronzezeit ausgeschlossen ist. Die Asche und die (Tier-) Knochen könnten ja von einem Opfer herrühren. Die Urne zerbrach beim Herausnehmen und ihre Scherben sind leider nicht aufbewahrt worden. Die reichen Metallbeigaben wurden aber gerettet und der Sammlung des Mansfelder Geschichts- und Altertumsvereins überwiesen. Es sind das drei Hals-

[1] V. S. No. 2607.

ringe (in dem Verzeichnis als Gewandhalter aufgeführt), ein Armring und drei Nadeln.[1] (Abbildung auf Tafel XXI.)

Alle Gegenstände sind, wie eine durch Herrn Hüttenfaktor Franke in Eisleben sorgsam ausgeführte Untersuchung ergeben hat, aus Kupfer oder doch aus einer kaum legierten Kupferbronze angefertigt. Der Längendurchmesser der Halsringe[2] beträgt 21 cm, der Breitendurchmesser 16 cm, die Dicke an der stärksten Stelle fast 1 cm; das Gewicht je 152 Gramm. Die verjüngten und zuletzt sich wieder verbreiternden Enden sind ösenartig aufgerollt.[3] Weder Härte noch Farbe liessen bei der mechanischen Untersuchung auf eine Bronze schliessen. Die chemische Untersuchung ergab, dass Halsring No. 1 aus 96,60 % Kupfer und 0,09 % Zinn bestand; No. 2 aus 97,60 % Kupfer und 0,18 % Zinn; No. 3 aus 97,59 % Kupfer und 0,19 % Zinn; alle drei unter starker Beimengung von Arsen und Antimon.

Zwei stark säbelförmig gekrümmte Nadeln,[4] die vermutlich zur Befestigung des Haares dienten, zeigten am Kopfende eine um die Nadel gewundene Drahtspirale mit einer aus demselben Kupferdraht gebildeten Öse. Der von ihnen beschriebene Bogen hat 17 cm Sehnenlänge; die Stärke der Nadel beträgt durchschnittlich 0,5 cm, das Gewicht je 29 g. Die chemische Untersuchung ergab 95,37 % Kupfer; 0,4 % Zinn und ebenfalls starke Beimengung von Arsen und Antimon. Wegen des hier 0,4 % betragenden Zinngehaltes hält der Herr Untersuchende eine absichtliche Zusetzung von Zinn für möglich; die mechanische Prüfung führte zu keinem hinreichend scharfen Ergebnis.

Genau solche eigentümliche Nadeln aus zinnarmer Bronze treten nach Much[5] mit den bemalten Gefässen in der zweiten grossen Periode der cyprischen Urgeschichte auf, deren Kopf aus einer doppelten oder mehrfachen Schleife (oder richtiger Schlinge) besteht, welche dadurch hergestellt ist, dass das Kopfende zu einem dünnen Drahte ausgehämmert, dann zwei- oder mehrmal zu einer Schlinge gerollt und mit dem Reste unmittelbar unter dieser in dichten Umgängen wie bei einer übersponnenen Klaviersaite um den Körper der Nadel aufgewickelt wurde. Genau solche Nadeln kommen auch in Böhmen und Niederösterreich vor.

---

[1] V. S. No. 1200 a—g. [2] V. S. No. 1200 a—c.

[3] Vgl. Montelius a. a. O. Fig. 357.

[4] V. S. No. 1200 d u. e.

[5] Matthäus Much, Die Kupferzeit in Europa, S. 373 u. 374 (Jena, H. Costenoble, 1893), und Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, Fig. 358 a. Vgl. auch 258 u. 177 ebenda.

Eine dritte Nadel,[1] die vermutlich ebenfalls als Haarnadel diente und schon dem Aussehen nach unbedingt von reinem Kupfer ist, hat eine Gesamtlänge von ehemals 16,5, jetzt aber nur noch 15,5 cm, von welcher 6,5 cm auf den Durchmesser des verhältnismässig gewaltig grossen, scheibenförmigen Kopfes kommen, von welchem am äussersten Ende ein Stück von 1 cm Durchmesser abgebrochen ist. In der Kopfscheibe sind zwei bandförmige, konzentrische Kreise eingeritzt, welche durch Querstriche geriffelt sind. In dem inneren Kreise erblickt man ein gleichschenkliges Kreuz, dessen Balken durch eine Fischgrätenverzierung ausgefüllt sind. Diese Zeichnung entspricht beinahe völlig der Anordnung der Stäbe an den einer späteren Zeit angehörigen Bronzenadeln mit radförmiger Kopfscheibe, wie eine solche ebenfalls in der Flur Unterrissdorf[2] gefunden worden ist. Zierlinien in Dreiecksform vermitteln den Übergang aus der Scheibe in die eigentliche Nadel, deren unteres Ende in einem Winkel von weniger als 90 Grad hakenförmig zurückgebogen ist. Das Gewicht der Nadel beträgt etwa 27 Gramm. Auf ihre Beschaffenheit hin ist sie weder mechanisch noch chemisch untersucht worden.

Das letzte Stück des Fundes ist ein schmuckloser, glatter, massiver Armring,[3] welcher sich nach den Enden zu verjüngt. Der Längendurchmesser seiner Krümmung beträgt 8,5, der Breitendurchmesser 7,25 cm, die grösste Dicke etwas über 1 cm, das Gewicht 115 Gramm. Die chemische Untersuchung ergab: 98,45 % Kupfer, 0,15 % Blei, 0,09 % Eisen, 0,29 % Nickel, 0,64 % Arsen, eine Spur Zink, kein Zinn.

Die Proben erwiesen übrigens sämtliche Fundstücke auch als silberhaltig, und allen war infolge starker Verwitterung auch ein hoher Sauerstoffgehalt eigen.

Herr Franke bemerkt schliesslich, dass noch heute uralische Kupfersortimente (z. B. von Nischni Tagilsk) neben Arsen und Antimon auch Zinn als Beimengungen enthalten, die aber sämtlich aus der Lagerstätte entstammen. Abgesehen von No. 1200f, welche überhaupt kein Zinn enthält, ist der Zinngehalt von No. 1200a—c so verschwindend klein, dass derselbe nur aus der Lagerstätte herrühren, also nicht zugesetzt sein kann.

Bei Roggendorf in Niederösterreich fanden sich die zinnarmen säbelförmigen Schleifennadeln in Gesellschaft von Gefässen mit übermässig entwickeltem Halsteile, ferner von einfachen Rollnadeln, kleinen Spiralröhren und Schleifenringen ganz eigentümlicher Art bei Skeletten

---

[1] V. S. No. 1200g. [2] V. S. No. 1069. [3] V. S. No. 1200f.

liegender Hocker. Die Schleifenringe reichen in die allerfrüheste Bronzezeit zurück, und so auch die Schleifennadeln, wie die Säbelnadeln überhaupt, von denen erstere nur eine Abart sind. Auf Grund dieser und anderer Erwägungen setzt Much die Schleifennadeln — wohl nicht weit genug zurück — in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Da in Gesellschaft mit ihnen vereinzelt noch kupferne Flachbeile (bei Schwertstäben) erscheinen, wie ja auch unserem Funde Gegenstände aus nicht absichtlich gemischtem Kupfer angehören, so gehört der Unterrissdorfer Fund, in welchem die Kupfersachen überwiegen, spätestens in die angegebene Zeit, ja er kann erheblich älter sein, wenn man annimmt, dass die Fundgegenstände altererbtes Gut waren. Auch Herr Dr. P. Reinecke in Mainz setzt den Fund in die frühe Bronzezeit (Montelius, Periode I), in die Periode der Aunetitzer Hocker in Böhmen und des Mönitzer Typus in Mähren. (Briefliche Mitteilung.)

Ober-Röblingen (Mansfelder Seekreis).

Im Februar 1874 fand der Grubenbesitzer Gruhl in Oberröblingen auf der Grube Ottilie in dortiger Flur in der Nähe des Salzigen Sees 6 Fuss tief im Lehm in einem Grabe, über dessen Beschaffenheit leider nichts Genaueres bemerkt ist, eine Anzahl merkwürdiger Gegenstände, die von dem Finder zum grössten Teil der Sammlung des Mansfelder Altertumsvereins überwiesen wurden. Es waren dies ein thönernes Gefäss, ein frührömisches Glas ohne Fuss, fünf Thonperlen und der Rest einer Schnalle.

Was zunächst das Thongefäss [1] anbetrifft, so ist das sicher eins der merkwürdigsten, die es geben kann. Denn es stellt (Abbildung *a*) einen verzierten Vogel dar, welcher vor einem trinkhornartigen Gefässe sitzt, dessen Rand er mit seinem Schnabel beinahe berührt oder, wie man behaupten darf, ursprünglich sicher berührte, da die Spitze des Schnabels abgebrochen ist. Der offenbar hohle Körper des Vogels hat keine Beine, sondern es laufen von ihm zwei Röhren aus, welche in das erwähnte Trinkhorn münden und so die beiden Hauptteile des Gefässes miteinander verbinden. Sowohl das Trinkhorn wie auch der Vogel sind mit einer Rillenverzierung versehen, welche aus eingeritzten drei- oder vierfachen Linienstreifen, die zum Teil von Spitzen besäumt werden, besteht und bei dem Vogel die Federn und die Richtung der Flügel anzudeuten versucht. Der stark hervorstehende Schwanz des

[1] V. S. No. 799.

Vogels (Abbildung *b*) gleicht einem Taubenschwanz; der Hals ist von einer Art Halsband in der erwähnten Verzierung umgeben; über den Kopf laufen in der Längenrichtung desselben eine Anzahl Striche, welche wohl auch Federn andeuten sollen; doch laufen von der Stirn aus zwischen den Augen hindurch zwei nach Form eines Andreaskreuzes sich schneidende Linien nach der Schnabelspitze zu, die sich gerade zwischen den durch tiefe Höhlungen dargestellten Augen schneiden. Die Vorderseite des Trinkhorns, an einer der Schmalseiten des Gefässes (Abbildung *c*), zeigt nun aber, abgesehen von der schon beschriebenen Strich- und Spitzenverzierung, die höchst merkwürdige, freilich recht rohe Darstellung eines Menschen, dessen Körper durch vier senkrecht laufende Linien dargestellt wird, an deren oberem Ende eine beinahe kreisförmige Rundung mit zwei die Augenhöhlen bezeichnenden Löchern den Kopf darstellt, unterhalb dessen nach beiden Seiten die Arme sich erstrecken, welche aus zwei wagerecht verlaufenden, aber in der Ellenbogengegend stark gewinkelten Parallellinien bestehen, an deren Ende die Hände durch fünf fächerförmig ausgespreizte kleine Einritzungen wiedergegeben sind. Die Mitte des den Rumpf darstellenden Rillenbandes wird in rechtem Winkel von zwei kleinen Rillen durchschnitten, deren Zweck dunkel ist; vielleicht sollen sie ein Gürtelband darstellen. Die Beine sind, gleich den Armen, durch winkelig verlaufende Parallellinien bezeichnet, an deren Ende die Füsse wiederum durch fünf fächerförmig ausgespreizte kleine Strichlinien, die die Zehen andeuten sollen, dargestellt werden. Die ganze Figur macht ihrer ganzen Haltung nach fast den Eindruck eines schwimmenden Frosches. Vermutlich war der Zweck des ganzen Gebildes ein Scherz, wie auch die Einrichtung des Gefässes selbst den Zweck zu haben scheint, den Trinker durch das aus dem hohlen Körper des Vogels durch die beiden Röhren zuströmende Getränk in der namentlich im Mittelalter sehr beliebten Weise als „Willekumm“ zu beschütten oder zu „vexieren“. Das ganze Gefäss hat 19 cm Längen- und 13 cm Breitendurchmesser; der Vogel erreicht eine Höhe von 11, das Trinkhorn eine von 8,5 cm; der Längendurchmesser des Bodens hat 11,5 cm.

Das im Grabe ausserdem befindliche Glas,[1] von einer grünlichen, etwas molkig aussehenden, streifigen Masse mit welligem Glasfluss, ist zweifellos sehr frühen Ursprungs. Es hat beinahe die Form eines Zuckerhutes, nur unter Wegfall der kegelförmigen Spitze desselben, ist

[1] V. S. No. 798.

16 cm hoch und hat 6,5 cm Öffnungs- und 1,75 bezw. 2,5 cm Bodendurchmesser. Zu bemerken ist noch, dass dieses Glas sich nach einer Angabe Gruhls vom 18. Februar 1874 in einem grösseren befand, in welches es hineinpasste. Dieses grössere Gefäss ist nicht mit in die Sammlung gelangt, da es Kommerzienrat Riebeck an sich genommen hat, dagegen befinden sich in ihr noch fünf hartgebrannte, rotbemalte Thonperlen[1] von 1,5 cm Durchmesser und 1 cm Höhe, deren Zahl vermutlich viel grösser war. Endlich ist noch des Restes einer Schnalle[2] zu gedenken, der aber bis jetzt nicht hat aufgefunden werden können.

Wenn es sich nun darum handelt, das Alter dieses hochmerkwürdigen Gesamtfundes zu bestimmen, so scheint ja die Verzierung des Gefässes auf die neolithische Zeit zu weisen. Da aber ein Glas in dem Grabe gefunden ist, so ist es offenbar einer jüngeren Zeit angehörig. Da ferner Schnallen angeblich zuerst in der La Tène-Periode auftreten, indem sie sich nach J. Mestorf aus bronzezeitlichen Nadeln mit zurückgebogener Öse entwickelt haben und die eingerissene Strichverzierung besonders den La Tène-Geschmack kennzeichnet, jedoch auch dem Ausgange der Bronzezeit eignet, so könnte es scheinen, als ob das Grab aus der La Tène-Zeit herrührte. Nur fragt sich, ob Gläser schon in so früher Zeit nachweisbar sind. In Pommern treten Gläser und Schnallen zuerst in der römischen Eisenzeit (von Chr. Geb. an bis zum 5. Jahrh.) auf.[3] In diese wird man wohl auch unser Oberröblinger Grab zu setzen haben.

Rotenschirmbach siehe **Schirmbach.**

Sandersleben a. d. Wipper (Herzogtum Anhalt),

Im Jahre 1895 wurde zwischen Sandersleben und dem Welfesholze, östlich von dem Bache Rothewelle, auf einer Anhöhe ein Grab aufgedeckt, welches mit Feldsteinen umsetzt und mit Steinplatten bedeckt war. Es mass nur etwa 1 m im Quadrat. In dem Grabe wurde die obere Hälfte eines Menschenschädels[4] gefunden, welcher zwischen den Beinknochen lag, sodass man annehmen muss, der Tote sei sitzend, und zwar mit dem Gesicht nach Norden, beigesetzt worden. Neben den Überresten des Toten stand eine leere, etwas beschädigte,

---

[1] V. S. No. 800. [2] V. S. No. 801.

[3] Schumann, in den Balt. Studien, 46. Jahrg. Stettin, 1896, S. 173.

[4] V. S. No. 2020.

flache einhenkelige Vase von Schalen- oder Tassenform,[1] 7,5 cm hoch, welche 14,5 Öffnungs-, 13,5 cm Bauch- und 5 cm Bodendurchmesser hat. Ausserdem war noch ein kleineres Gefäss in dem Grabe, welches bei der Berührung zerbröckelte, sodass von ihm nur einige Bruchstücke erhalten sind, und auch noch ein kegelförmiger Wirtel[2] aus Thon, welcher 2,5 cm hoch ist und oben 2, unten 4 cm Durchmesser hat, auf der Bodenfläche aber nach oben fast 1 cm hoch ausgetieft ist. Sämtliche Gegenstände sind ein Geschenk des Herrn H. Kaiser in Sandersleben und durch Rentier C. Wiese der Sammlung zugeführt worden. Die Form des Gefässes deutet, obwohl kein Bronzegegenstand mit eingeliefert worden ist, auf die älteste Bronzezeit (1700—1400), wogegen die Bestattungsweise auf eine weit ältere Zeit hinweist. Auch die kegelförmige Gestalt des Wirtels spricht für diese Annahme.

Schafsdorf bei Allstedt (Grossherzogtum Sachsen).

(Bericht eines Lokalblattes vom 3. Dezember 1884.)

Auf einem Ackergrundstücke des Landwirts Eduard Koch zu Schafsdorf bei Allstedt stiess man im Jahre 1884 beim Pflügen auf zwei Gräber, von denen das eine etwas über drei, das andere vier Fuss in der Länge „bei entsprechender Breite“ (!) mass. Beide waren mit sorgfältig behauenen Steinplatten ausgelegt. In einem Grabe (oder in beiden Gräbern?) fand sich ein Schädel, der der Grösse nach einer erwachsenen Person angehört haben musste. Da die Länge des Grabes für eine solche nicht ausreichte, so scheint der Tote sitzend oder hockend beigesetzt worden zu sein. „Die in den Gräbern aufgefundenen zwei thönernen Urnen haben eine hübsche (!) Form, sind auch wohlbehalten herausgenommen und enthielten eine bedeutende Anzahl Vogelschnäbel“, die der Eigentümer der Fundstelle sorgfältig aufbewahrt.

Die Vogelschnäbel werden wohl Hunde- oder Wolfszähne gewesen sein. Der Bericht ist überhaupt sehr dürftig.

Schiepzig (Saalkreis).

Zwischen Lettin und Schiepzig, nordwestlich von Halle, am linken Ufer der Saale, lag ein grosser Hügel, welcher Conrads-Hoch oder verderbt bei den Landleuten Conterzug heisst und vom Amtsrat Bartels eröffnet worden ist. Der Hügel erstreckte sich in länglicher Form von Westen nach Osten, hatte also mit der Saale dieselbe Richtung. In der

[1] V.S. No. 2018. [2] V.S. No. 2019.

Mitte war ein ebenso länglich sich hinziehendes Grab, 16—18 Fuss lang und 7 Fuss breit, in länglichem Viereck mit grossen Platten von Sandstein ausgesetzt und überdeckt. An der einen Seite geöffnet, zeigte sich die Höhlung des Grabes, in welchem man herumkriechen konnte. Den Boden bedeckte Asche, mit Erde vermischt. Darauf stand frei eine grosse Urne mit etwas Asche und verbrannten Knochen angefüllt. Eine Menge anderer Urnen, flache Schüsseln, einige Streitäxte und messerartige Feuersteine lagen in der Asche umher zerstreut. Bronzene Geräte waren in dem Grabe nicht befindlich. Die Grösse abgerechnet, hat dieses Grab viele Ähnlichkeit mit einem bei Giebichenstein auf dem Reilsberge und dem Galgenberge bei Halle und einzelnen bei Brachwitz gefundenen Gräbern, welches letztere Dorf dem Dorfe Schiepzig auf dem anderen Ufer der Saale gegenüber liegt.[1]

Da über die Formen der Gefässe und Geräte gar nichts gesagt ist, aber doch Leichenbrand stattgefunden hat, so kann man nur urteilen, dass das Grab einer älteren Periode der Bronzezeit angehört, da leicht möglich ist, dass kleinere bronzene Gegenstände bei der Aufdeckung übersehen worden sind.

Rotenschirmbach (Kreis Querfurt).

I.

Im Oktober 1879 wurde von dem Gutsbesitzer Schauseil in der Flur Rotenschirmbach,[2] 5—7 Minuten von diesem Dorfe nach Klein-Osterhausen zu, auf dem Schlage „unterm Mietgraben“, einen Fuss unter der Oberfläche, ein Steingrab gefunden, welches scharf von Westen nach Osten gerichtet und aus dem Lehmboden in Kistenform ausgestochen war. Den Inhalt des Grabes nahm der Finder an sich, um die Gegenstände der Sammlung des Vereins f. Gesch. u. Altert. der Grafschaft Mansfeld zu überweisen, liess aber das Grab selbst unberührt im Boden, um dem Vorstande des Vereins eine Besichtigung zu ermöglichen. Diese fand am 5. November 1879 statt. Es beteiligten sich an derselben (ausser dem Berichterstatter) Gymnasialdirektor Professor

---

[1] Bericht des Prof. Dr. Kruse vom 15. Januar 1822 (Kruse, Deutsche Altert. I, 5, S. 38).

[2] Vgl. hierüber meinen Bericht in den Neuen Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins, Bd. XIV, 1, S. 226—228, Halle, 1880, und Sommers „Bericht über die Aufdeckung eines Steingrabes in der Flur Rotenschirmbach“ in No. 149 des Eisleber Tageblattes vom Dienstag, 29. Juni 1880.

Dr. Gerhardt, Rektor Sommer und Hotelbesitzer Heinemann, sämtlich aus Eisleben. Die Grube hatte eine Länge von 1,85 m, eine Breite von 1,15 m und eine Tiefe von 0,91 m. Die Wände der in die Grube eingesetzten Steinkiste bestanden aus grossen nur 5 cm starken Wildlingsplatten von grauem Sandstein, wie solcher an dem angrenzenden südlichen Abhange auf der Strecke vom Rainholze bis nach Einsdorf noch heute gebrochen wird; der Boden bestand aus gestampftem Lehm. Da die Platten nicht genau die gleiche Grösse hatten, so hatte die Steinkiste die Form eines verschobenen Rechtecks. Auf der einen Langseite betrug die Länge 1,85, auf der anderen 1,75 m. Die beiden Schmalseiten hatten je 1,15 m Länge. Sämtliche Seitenwände standen lotrecht, waren aber auf der Innenseite durch kleinere, schräg stehende Platten, ebenfalls aus grauem Sandstein, gestützt. Auf der südlichen Seite standen deren vier, auf der nördlichen drei, auf den Giebelseiten je eine an die lotrechten Platten angelehnt, sodass das Innere des Grabes einige Ähnlichkeit mit dem unteren Teile der jetzt gebräuchlichen Särge hatte. Am grössten waren die auf den beiden Schmalseiten im Osten und Westen angelehnten Platten, deren westliche dem Kopfe des im Grabe liegenden[1] Skeletts als Unterlage diente, wogegen die östliche als eine Art Fussbrett oder Trittstein gedient zu haben scheint. Übrigens war das Grab mit schwarzer Erde ausgefüllt, wie solche in beträchtlicher Mächtigkeit die Lehmunterlage als fetter, schwarzer Humus bedeckt, ein Zeichen, dass der Boden der Grabstelle ehemals bewaldet gewesen. Ein Deckstein, wie er sonst auf Steinkistengräbern gefunden zu werden pflegt, war nicht vorhanden. Vermutlich ist derselbe schon früher beim Pflügen gefunden und beseitigt worden, ohne dass das mit Erde ausgefüllte Grab selbst berührt worden wäre.

In der Kiste lag (oder sass) ein Skelett, dessen Gesicht nach Osten gerichtet war. Zur Rechten desselben, nahe dem Kopfe, wurde ein fast völlig erhaltener schnurverzierter Becher und eine Streitaxt, zur Linken ein Steinkeil und die Reste einer Amphora gefunden.

Der schnurverzierte Becher[2] hat hellziegelrote Farbe und die bekannte, etwas untersetzte Gestalt der ostthüringischen Schnurenbecher. Die Höhe des Gefässes beträgt 15 cm, von denen 7 auf den Hals

[1] Sommer a. a. O. berichtet, der Tote sei in sitzender Stellung, an die Westwand gelehnt, begraben worden. Auch der Besitzer des Grundstücks, Herr Schauseil, behauptete, das Skelett habe sitzende Stellung gehabt. Ich dagegen habe damals den Eindruck empfangen, dass nur der Kopf auf der Schrägplatte erhöhte Lage hatte. [2] V. S. No. 1261.

kommen. Die Öffnung hat 11, der Bauch 11,5, der Boden 7,75 cm Durchmesser. Der grösste Bauchdurchmesser ist 5,5 cm vom Boden entfernt. Den Hals umziehen vom Bauche an aufwärts vier dreifache Schnurengürtel und über diesen dicht unter dem Rande noch ein sechsfacher, bezw. zwei dicht aneinander gerückte dreifache Schnurengürtel. Die Verzierung ist offenbar nicht durch Einstechen, sondern durch Umschlingen mit einer Schnur bewirkt. Der Thon ist mit Quarzbröckchen durchknetet.

Von der Amphora[1] ist in der Sammlung des Mansfelder Geschichts- und Altertums-Vereins erstens noch ein Henkelstück vorhanden, welches nebst einem Teile des Gefässbodens auf meine Frage nach Gefässbruchstücken von dem Herrn Sch. aus dem ausgeworfenen Erdhaufen noch hervorgesucht und von mir mitgenommen wurde, und ausserdem ein Gefässrandstück.[2] Unverkennbar gehören die Bruchstücke einer grossen bauchigen Amphora (mit einer Öffnungsweite von 11 cm) an, da die Breite des durch drei parallele, lotrecht laufende Riefen verzierten, ösenförmigen Henkels allein 5 cm beträgt. Die gelblichrote Farbe der Scherbe ist die vieler alten Amphoren. Über der Öse erblickt man zwei wagerecht nebeneinander laufende Zierlinien in Stichmanier, die ebenfalls das Alter des Fundes kennzeichnen. Wunderlicherweise nimmt Rektor Sommer an, beide Gefässe seien auf der Drehscheibe hergestellt worden. Er irrt sich in dieser Hinsicht ebensosehr wie hinsichtlich der Zeitstellung des Grabes überhaupt.

Die Streitaxt,[3] eigentlich mehr ein Streithammer, aus fast schwarzem Diorit, ist geschliffen und durchlocht. Sie hat eine Länge von 13 cm, über das Loch eine grösste Breite von 5,25 cm und (in der Nähe der Schneide) eine grösste Höhe von 4 cm. Die Bohrung des Loches ist sehr ungleich; denn während seine Weite in der Mitte 19 mm misst, beträgt die der Öffnungen an den Aussenwänden 22 bezw. 27 mm, ein Zeichen, dass von zwei Seiten her die Bohrung bewirkt worden ist und dass die Geschicklichkeit nur ein mässige war.

Der Steinkeil[4] ist 8,5 cm lang, oben 3,25 cm, unten an der sanft geschwungenen angeschliffenen Schneide 5,25 cm breit und nur 1,25 cm dick. Die eine Seitenfläche ist noch völlig unbearbeitet. Er besteht aus schwärzlichem Kieselschiefer.

Auch ein Feuerstein, ungefähr 9 cm lang und 5 cm breit, beiderseits abgeschliffen — Bestimmteres konnte Herr Schauseil über die Form nicht mitteilen —, ist in dem Grabe (zur Linken des Schädels)

---

[1] V. S. No. 1264 b. [2] V. S. No. 1264 a. [3] V. S. No. 1262. [4] V. S. No. 1263.

gefunden worden, der in den Besitz eines gewissen Hörold zu Gross-Osterhausen gekommen ist, welchem der Eigentümer die Mitnahme gewährte. Wegen des zweiseitigen Schliffs muss man annehmen, dass der Stein Keilform gehabt hat.

Rektor Sommer, der übrigens im Massstabe von 1 : 10 ein Modell des Grabes hergestellt und der Sammlung des Mansfelder Geschichts- und Altertums-Vereins überwiesen hat,[1] ist der sehr fehlgreifenden Ansicht, dass das Grab in christlicher Zeit, und zwar etwa in der Zeit Karls des Grossen angelegt worden sei, bloss weil der Tote unverbrannt beigesetzt worden, und zwar mit dem Gesicht nach Osten, und weil er irrigerweise annimmt, die Gefässe seien auf der Drehscheibe gemacht worden. Vielmehr nötigen die Fundumstände sowohl wie auch die Funde selbst zu dem Schlusse, dass das Grab der jüngeren Steinzeit, vielleicht sogar einer älteren Periode derselben angehört, also mindestens 2000 Jahre v. Chr. angelegt worden ist.

II.

Südlich dicht bei Rotenschirmbach wurde im Jahre 1877 von dem Gutsbesitzer J. Hagenguth in Rotenschirmbach „in einem Steingrabe“ (ohne nähere Beschreibung der Anlage) ein vollständig erhaltenes, aber an der Luft alsbald zerfallendes Skelett gefunden, an dessen Armknochen sich zwei bronzene Armringe befanden, während am Schädel eine grosse bronzene Nadel lag.

Die beiden Armringe[2] aus Bronze haben einen Längendurchmesser von 7,25 cm und einen Breitendurchmesser von 5 cm. Die Höhe beträgt an der stärksten Stelle 1,3 cm, die Dicke nur 0,4 cm. Die innerlich durchaus glatten, nach aussen zu sanft gewölbten Ringe verjüngen sich nach den Enden zu, welche in verschiedener Weise ausladen, nämlich das eine mit dreieckiger, das andere mit bogenförmiger Stirnfläche, und sind auf der Aussenseite, abgesehen von den scharfkantig hervortretenden Rändern, durch drei stark hervortretende, zwischen den letzteren parallel verlaufende Grate verziert. Das Gewicht eines jeden beträgt 39 Gramm.

Die Nadel[3] ist eine von der bekannten Art mit radförmigem, gehenkeltem Kopfe, wie sie mehrfach in Gräbern der Bronze- und Hallstatt-Zeit in Süd- und Mitteldeutschland gefunden worden sind. Sie hat eine Länge von 26 cm, von welcher auf den Kopf (mit Henkel) 9 cm kommen. Die Breite des Kopfes beträgt 6 cm; die Stärke der

[1] V. S. No. 1271 (unrichtig als No. 1371 bezeichnet).
[2] V. S. No. 1068 a. b. [3] V. S. No. 1069.

Nadel durchschnittlich $1/2$—$1/3$ cm. Der radförmige Kopf wird durch zwei konzentrische Ellipsen gebildet, welche beide durch Querstriche geriffelt sind und in ihrem Mittelpunkte von den Armen eines ebenfalls gestrichelten Kreuzes durchschnitten werden, ausserdem aber noch durch je eine Speiche zwischen je zwei Kreuzarmen miteinander verbunden sind. An das obere schmale Ende setzt sich ein ösenförmiger Henkel an. Die durchbrochene Kopfscheibe erinnert an die Zeichnung auf der nicht durchbrochenen Kopfscheibe einer in der Flur Unterrissdorf gefundenen kupfernen Nadel,[1] die nach Stoff und Form älter ist. Das Gewicht beträgt 44 Gramm.

Da die Leiche unverbrannt beigesetzt war, so dürfte das Grab noch der älteren Bronzezeit (etwa 1400—1000 v. Chr.) angehören, da in den jüngeren Perioden fast auschliesslich Leichenbrand geherrscht hat, obwohl die Radnadel auf den Ausgang der Bronzezeit (1000 bis 800 v. Chr.) deutet.

Weissen-Schirmbach.

Am 1. September 1886 übergab der Gymnasiast M. Trautmann der Sammlung des Mansfelder Geschichts- und Altertumsvereins zwei kleine Gegenstände aus Bronze, welche in einem Steinkistengrabe bei Weissenschirmbach im Kreise Querfurt gefunden worden sind. Nähere Fundumstände sind nicht bekannt. Der eine ist eine 12 cm lange Nadel[2] mit 0,75 cm dickem, rundlichem Kopf, der andere eine noch sehr federkräftige Pincette[3] von 1 cm Breite und 4,50 cm Länge.

Schmon (Kreis Querfurt).

Der nachfolgende Bericht ist bereits in dem Werke: „Die Bronzeschwerter des Königlichen Museums zu Berlin, herausgegeben im Auftrage der Generalverwaltung durch A. Bastian und A. Voss, Berlin, Weidmann, 1878, gr. Fol.“ gedruckt worden, wird aber, da er sich auf einen wichtigen Fund aus der Mansfeld-Querfurter Gegend bezieht, hier wiedergegeben, zumal in ihm bezüglich der Lageangaben verschiedene Irrtümer enthalten sind, die einer Berichtigung bedürfen.

Auf der diesem Werke beigegebenen Tafel II sind zwei Bronzeschwerter (No. 8 u. 9), ein Klingenbruchstück (No. 10) und eine Spirale (No. 15) abgebildet, über welche auf S. 4 u. 5 folgendes bemerkt wird: „Obige beide Schwerter (Fig. 8 u. 9) sind in der Gegend zwischen

[1] V. S. No. 1200 g. [2] V. S. No. 1595 a. Vgl. Tröbsdorf, Nebraer Berg.
[3] V. S. No. 1595 b.

Schmon und Vitzenburg auf der Ebene des Ronneberges [1] gefunden worden. Überhaupt ist diese Gegend ein ergiebiges Feld für Nachgrabungen. Von Nebra auf der südlichen Seite erstreckt sich ein Bergrücken, «die Steinklebe» genannt, wo die Reste von Wallgräben noch teilweise sichtbar sind, welche mit dem Namen «Römerschanzen» [2] bezeichnet werden. Auch findet man auf dem jenseitigen Ufer der Unstrut, auf der nördlichen Seite des Memleber Forstes noch Andeutungen [3] von Schanzen. Unzählige Steingräber ziehen sich auf den südlichen Höhen des Wendelsteiner und Ziegelroder Forstes entlang. Die bedeutendsten sind schon untersucht und das Gefundene nach Halle ins Museum gekommen. Diese Gräber ziehen sich bis Hallstedt hin, wo manches zu Tage gefördert ist. [4]

Die Gegenstände selbst werden folgendermassen beschrieben:

Fig 8 (Katalog-No. II, 6630). Zweischneidiges Bronzeschwert. Die in zwei Stücke gebrochene Klinge mit breitem Mittelrücken und schmaler Schneide endigt wahrscheinlich in einen langen Griffdorn, der aus dem Griff noch 2,5 cm hervorragt. Letzterer, in der Mitte verstärkt und mit drei Buckeln auf Vorder- und Rückfläche verziert, ist mit vier Nieten an der Heftplatte und wahrscheinlich einem feinen

[1] Diese Lagebestimmung ist so verwirrend wie möglich, denn der Ronneberg erstreckt sich überhaupt nicht zwischen Vitzenburg und Schmon, sondern zwischen Vitzenburg und Kleinwangen hin. Früher trugen alle diese steil zur Unstrut abfallenden Höhen den Namen Ronneberg. Der ehemalige Besitzer von Zingst (zwischen Vitzenburg und Nebra), der Freiherr Adolf von Seckendorf, der im Jahre 1822 einem von ihm geschriebenen Werkchen eine Kartenskizze der Umgegend beifügte und als Mitbesitzer des Ronnebergs doch wohl wissen musste, welchen Erhebungen der Name gebührte, bezeichnet die Höhen zwischen Kleinwangen und Vitzenburg als Ronneberg. Heutzutage trägt nur noch das Nordostende bei Zingst diesen Namen. Die weiter südlich gelegenen heissen die Herrscherberge und der Bock. Sind nun die Schwerter in der Nähe von Zingst oder Vitzenburg, oder sind sie in der Nähe des in der Luftlinie mindestens 1½ Stunde von Vitzenburg entfernten Schmon gefunden? Zwischen beiden letzteren liegen überdies noch fünf Dörfer.

[2] Hier darf man billig fragen: Von wem? Vom Volke sicher nicht. Niemals habe ich diesen Namen von den Umwohnern gebrauchen hören. Er hat sicher nur der Vermutung eines in der Nähe wohnenden gelehrten Lokalforschers, vermutlich des Rektors Benedikt in Rossleben, seinen Ursprung zu verdanken.

[3] Nicht blosse Andeutungen, sondern haushohe Wälle. Der Bericht meint offenbar die Altenburg über dem Dorfe Grosswangen, welches übrigens auf älteren Karten Teufelswangen heisst.

[4] Der Bericht meint die auf der „Wüste“ bei Allstedt (nicht Hallstedt) und in dem Ziegelröder „Forste“ aufgefundenen Gräber.

Stifte in der Mitte des Heftplattenrandes an dem Basalteil des Dornes befestigt. Länge der Klinge: 30 cm; Breite derselben: 3,3 cm; Länge des Griffs mit Dorn: 12,5 cm.

Fig. 9 (Kat.-No. II, 6629). Zweischneidiges Bronzeschwert mit ziemlich schmaler, etwas geschweifter Klinge, welche mit einem breiten Mittelgrat und zu beiden Seiten desselben mit je drei Blutrinnen versehen ist. Dieselbe endigt in einen langen Dorn, der aus dem mit zwei Spiralen knaufförmig abschliessenden Griff noch 2,5 cm hervorragt und ist, wie eine defekte Stelle in dem bronzenen hohlgegossenen Griff erkennen lässt, durch einen feinen Stift, in dem unteren Teile des Griffes, und zwei Nieten, in der Einfassung der Heftplatte, mit dem Griffe verbunden. Letzterer ist in der Mitte verstärkt und mit einem dreifach gerippten flachen Querwulst und in seinem oberen und unteren Teile mit einer einfachen Querleiste verziert. Länge der Klinge: 36,5 cm; Breite derselben: 2,5 cm; Länge des Griffs: 13 cm.

Taf. II, Fig. 10 (Kat.-No. 6643). Oberer Teil einer zerbrochenen Schwertklinge mit zwei Nietlöchern und breitem Mittelrücken. Länge: 19,6 cm; Breite: 2,6 cm.

Taf. II, Fig. 15. Bronzene Spirale, wahrscheinlich zu dem Griffe des Schwertes Fig. 8 gehörig.

In dem genannten Werke sind auf Taf. VI, Fig. 7 u. 8, zwei Bronzemesser abgebildet und auf S. 28 und 29 wird darüber folgendes bemerkt: „Beide Messer wurden im Jahre 1850 in dem Dorfe Schmon im Mansfeldischen[1] gefunden, mit drei bronzenen Sicheln (Kat.-No. II, 6634—6636), zwei Paalstäben und einem Celt (Kat.-No. II, 6638—6640) und einem hohlen, geöffneten Armringe (Kat.-No. II, 6641) zusammen."

Die Beschreibung der Gegenstände lautet wie folgt:

Taf. VI, Fig. 7 (Kat.-No. 6633). Aufwärts gebogenes, Sförmig geschweiftes, einschneidiges Bronzemesser mit konischer, von zwei Nietlöchern durchbohrter Schafthülse, wahrscheinlich durch Schleifen der Patina beraubt. Länge der Klinge: 17 cm; Breite derselben: 1,8 cm; Länge der Schafthülse: 4,7 cm; Weite derselben unten an der Öffnung: 1,5 cm; Durchmesser der Nietlöcher: 0,4 cm.

Taf. VI, Fig. 8 (Kat.-No. II, 6632). Einschneidiges Bronzemesser mit einer Fig. 7 ähnlich geformten Klinge, von der die Patina ebenfalls entfernt ist, und einem massiven, mit einer schönen dunkelgrünen Patina bedeckten Griff. Letzterer ist mit der Klinge durch einen rundlichen, einen Centimeter starken Stiel verbunden. Die

[1] Diese Ortsbestimmung hat kaum eine Berechtigung.

Verbindungsstelle wird durch einen Wulst besonders markirt. Zwei andere stark vorspringende Wülste teilen den Griff in drei verschieden geformte Teile, deren oberer einfach einen Cylinder von ovalem Querschnitt bildet, deren zweiter einen vierkantigen, bogenförmig gekrümmten Stab darstellt und deren dritter endlich aus einer dicken, nach der Endigung zu sich verbreiternden Platte mit abgerundeten Kanten besteht. Auf jeder Seite dieser Platte befindet sich ein kleiner Buckel, welcher in Verbindung mit dem bogenförmigen Ausschnitte am freien Ende der Platte und dem darin angebrachten ringförmigen Bügel fast den Eindruck eines Tierkopfes macht, dessen weit geöffneter Rachen einen Ring hält. Länge der Klinge: 19,2 cm; Breite derselben 1,7 cm; Länge des ganzen Griffes: 11 cm; untere Breite der Endplatte 2,5 cm; Durchmesser des Ringes: 2,2 cm.

Zwei von den Sicheln (Kat.-No. II, 6634 u. 6635) sind einander ähnlich. Auf der einen Seite sind dieselben glatt, während auf der anderen parallel miteinander mit dem Rücken drei Rippen verlaufen, welche kurz vor dem zur Befestigung der Handhabe dienenden Dorn endigen. Die eine (Kat.-No. II, 6635) ist der Patina beraubt, die andere dagegen mit einer solchen von schönem Glanze und dunkelgrüner Farbe bedeckt. Bei ersterer ist der Dorn unmittelbar an dem Ende der Klinge, bei der anderen dagegen in einiger Entfernung davon angebracht. Auch sind bei derselben einige schräg nach unten verlaufende Querrippen angedeutet, welche kurz vor dem Dorn von den zwei inneren Längsrippen aus zur Schneide verlaufen. Die dritte Sichel (Kat.-No. II, 6636) weicht in Grösse und Form von den beiden eben beschriebenen etwas ab. Das Blatt endigt ziemlich schmal und hat dadurch eine fast halbmondförmige Gestalt. Diese Sichel ist grösser als die anderen. Sie ist in gleicher Weise, wie die beiden vorigen, mit drei Längsrippen verziert. Die äusserste, den Rand bildende, endigt mit einer kurzen schmalen, seitlich vorspringenden Platte, welche wahrscheinlich, gleich dem erwähnten Dorn bei den anderen Stücken, zur Befestigung der Handhabe diente. Masse: Länge von II, 6634: 13 cm; Breite: 2,6 cm. Länge von II, 6635: 14 cm; Breite: 2,5 cm. Länge von II, 6636; 14 cm; Breite 3 cm.

Die beiden Paalstäbe sind einander sehr ungleich in Form und Grösse. Der eine (Kat.-No. II, 6638) ist ungewöhnlich gross und kräftig. An die oben etwas bogig ausgeschnittene, sonst fast rechteckige Schaftplatte setzen sich zwei in der Mitte sich vereinigende kurze, hohe und steilaufgerichtete Schaftlappen und bilden einen seitlich zusammengerückten, verschmälerten, hohen Mittelteil, an den sich der fast drei-

eckig geformte Schneidenteil mit sanft nach aussen gebogener Schneide ansetzt. Die Seitenkanten des Schneidenteiles, sowie die der Schaftlappen sind abgestumpft. Gesamtlänge: 21 cm; Breite der Schneide: 4,5 cm; Breite der Schaftplatte: 3 cm.

Der zweite Paalstab (Kat.-No. II, 6639) ist bedeutend kleiner. An die viereckige Schaftplatte schliesst sich der mittlere Teil, an den sich auf jeder Seite die zwei hohlgebogenen, abgerundeten Schaftlappen ansetzen, welche sich jedoch in der Mitte nicht berühren. Die sanft nach aussen gebogene Schneide ist ein wenig verbreitert. Länge: 15,5 cm; Breite der Schaftplatte: 2,5 cm; Breite der Schneide: 3,5 cm.

Der Celt (Kat.-No. II, 6640) ist klein und mit verhältnissmässig grossem Öhr versehen. Der wulstige Rand der oberen viereckigen Öffnung war durch einige parallele Furchen etwas hervorgehoben; sonstige Ornamente scheinen aber nicht vorhanden gewesen zu sein. Die Patina ist durch Schleifen entfernt. Zu bemerken ist aber, dass, während die anderen zu diesem Funde gehörigen Gegenstände aus einer hellen, mehr goldfarbigen Bronze hergestellt sind, dieses Stück ein rötliches, kupferiges Ansehen hat. Länge: 8 cm; Weite der Mündung: 2,3 cm; Breite der Schneide: 4 cm.

Schliesslich gehört zu diesem Funde ein schön patinierter hohlgegossener offener Armring (Kat.-No. II, 6641). Derselbe verjüngt sich etwas gegen seine an der Aussenseite mit einigen Querlinien verzierten Endigungen, welche durch kleine quergestellte Platten abgeschlossen werden. Durchmesser: 7,5 und 6 cm. Durchmesser des Lumens: 5,5 und 4,5 cm; Stärke des Stabes: 1,4 cm.

Schönefeld bei Artern (Kreis Sangerhausen).

(Handschriftlicher Bericht in meinem Besitz.)

Der Schulze Gottfried Schäfer in Schönefeld berichtet am 5. Juli 1834: In den Jahren von 1777 bis etwa 1806 sind in dem Mittelfelde auf einer Höhe viele alte heidnische Urnen oder Totentöpfe vorgefunden worden, welche etwa eine Elle tief vergraben, sehr dick, rund und von schwarzem Thon gemacht waren, die 4—6 Kannen sächsisches Mass fassen konnten. Sie waren mit Steinplatten bedeckt.

Auch im kleinen Felde auf einer Anhöhe eines Pfarrstückes vor dem Sumpfe hat man dergleichen Entdeckungen gemacht. In diesen Urnen fand sich nur etwas aschenähnliche Erde.

Seeburg (Mansfelder Seekreis).

Nach amtlichen Erhebungen über den Mansfelder Seekreis gab es früher an dem Seeburger Ufer des Salzigen Sees mächtige Steinbetten, betreffs deren der Berichterstatter, Pastor Uhle zu Seeburg, zweifelhaft sich äussert, ob sie eine zufällige Ansammlung erratischer Blöcke oder vorgeschichtliche Gräber seien. Hünengräber sollen bei Seeburg viele aufgethan sein. Die zuletzt (im Jahre 1853) gefundenen waren mit Tuffstein sauber ausgelegt und mit einer Steinplatte sorgfältig zugedeckt. Die ohne Drehscheibe gearbeiteten Urnen enthielten Asche mit vielen Knochensplittern; obenauf lagen, spiralförmig zusammengewickelt, Bronzedrähte. Was aus den Funden geworden, ist nicht bekannt.

Siersleben (Mansfelder Gebirgskreis).

Der Bergmann Kunze in Siersleben fand dicht nördlich bei Siersleben in einem „Steingrabe," über dessen Beschaffenheit leider gar nichts überliefert ist, folgende Gefässe, für deren Einlieferung der Verein dem Tierarzt Reinecke zu Eisleben und dem Kantor Schmidt zu Siersleben besonders zu Danke verpflichtet ist. Eine grosse, fast ziegelrote, nur wenig beschädigte Urne[1] von 28 cm Höhe und einem Durchmesser der Öffnung von 17,25, des Oberteils von 22, des Bodens von 12,5 cm. Von der Höhe kommen 4,5 cm auf den in der Mitte etwas eingezogenen Hals. Die Aussenwand ist rauh gemacht, wohl weniger durch Schrägfegen mit einem Besen, als vielmehr durch Bewegung der etwas auseinander gespreizten Finger in schräger Richtung. In der Urne liegen verbrannte, kalcinierte Knochen. Eine zweite Urne,[2] 15 cm hoch, mit 22 cm oberem, 24,5 cm grösstem und 11 cm Bodendurchmesser und eine dritte,[3] 16,5 cm hoch, mit 21 cm oberem, 23 cm grösstem und 12 cm Bodendurchmesser. Beide letzteren stellen so recht die vorbildliche Form der Bronzezeit dar, nur etwas breit und gedrückt. Vier andere zeigen, obwohl der Form nach nicht völlig gleich, doch im wesentlichen dieselbe Verzierung, nämlich konkave, parallel laufende, den Gefässbauch gleich Reifen umziehende Furchen. Zwei von ihnen erheben sich von kleiner Bodenfläche zu einem mehr oder minder kugelförmigen Bauche, aus welchem sich fast lotrecht steil aufsteigend der Hals erhebt. Das grössere[4] hat 17,5 cm Höhe, von denen 6 auf den Hals fallen, 16 cm oberen, 20 cm Bauch- und 6,5 cm Bodendurchmesser. Der Rand ist etwas nach aussen übergeschlagen und

---

[1] V. S. No. 812. [2] V. S. No. 813. [3] V. S. No. 814.
[4] V. S. No. 815.

zeigt in unmittelbarer Verbindung mit dem kleinen, runden, ösenartigen Henkel zwei zungenförmige Vorsprünge, zu jeder Seite der Öse einen. Das kleinere[1] hat 15 cm Höhe, 10 cm Öffnungs-, 18 cm Bauch- und 6 cm Bodendurchmesser. Der fast kugelrunde Bauch ist mit dem kurzen (3,5 cm hohen), steil aufsteigenden, aber doch ein wenig zusammengezogenen Halse durch zwei kleine sich gegenüberstehende Ösen verbunden, unterhalb deren die reifenförmige Verzierung beginnt. (Dem Aussehen nach völlig übereinstimmend mit No. 4 auf Tafel I in Behla, die Urnenfriedhöfe mit Thongefässen des Lausitzer Typus. Luckau 1882.) Dieselbe reifenförmige Verzierung zeigen auch zwei rundgehenkelte Töpfe, deren oberer Bauch von ihr bedeckt ist. Der etwas grössere[2] hat 10,5 cm Höhe, 7 cm Öffnungs-, 9 cm Bauch- und 4 cm Bodendurchmesser, während der kleinere[3] 9,5 cm Höhe, 6 cm Öffnungs-, nur 6,5 cm Bauch- und 3,5 cm Bodendurchmesser hat. Ähnlich ist ein noch kleinerer Topf,[4] nur dass hier der obere Teil des stärker rundlichen Bauches durch parallel von oben nach unten laufende Wellenlinien verziert ist. Ganz ohne Verzierung sind zwei glatte, in der Halsgegend nur wenig eingezogene Töpfe, von welchen der eine um ein wenig schlanker ist, als der andere. Die Massverhältnisse sind bei dem einen[5] 13 cm Höhe, 11 cm Öffnungs-, 12 cm Bauch-, 7 cm Bodendurchmesser; bei dem anderen[6] 13,5 cm Höhe, 10 cm Öffnungs-, 11 cm Bauch- und 7 cm Bodendurchmesser. Sämtliche Gefässformen deuten auf die jüngere Bronzezeit, im besonderen gehören sie dem ostgermanischen oder Lausitzer Typus an. In dem Töpfchen No. 818a lag oder vielmehr stand, diesen Schluss aus den Gefässformen bestätigend, eine Bronzenadel[7] mit einem länglichen petschaftähnlichen Kopfe, annähernd einer kurzen, dicken Wurst gleichend, etwas über 12 cm lang und 0,25 cm dick.

Sittichenbach (Kreis Querfurt).

I.

Laut brieflicher Mitteilung des Herrn Pastor W. Simroth in Gross-Osterhausen vom 11. Mai 1897, welche später noch durch mündliche Mitteilung vom 2. Januar 1899 ergänzt wurde, ist in der ungefähr zehn Minuten von Gross-Osterhausen nach Bornstedt zu gelegenen Sittichenbacher Kiesgrube, welche in der NW-Ecke der Sittichenbacher Flur östlich der Strasse von Gross-Osterhausen nach Bornstedt dem

[1] V. S. No. 816. [2] V. S. No. 820. [3] V. S. No. 818. [4] V. S. No. 821.
[5] V. S. No. 817. [6] V. S. No. 818a. [7] V. S. No. 818b.

sogenannten „Hängehügel“ gerade gegenüber liegt, dicht unter der Erdoberfläche ein vorgeschichtliches Grab aufgedeckt worden. Es fand sich daselbst „in einer flachen Mulde“ ein Skelett „blank im Kies“ eingebettet, welchem eine oder auch zwei Urnen, von denen sich nur noch Scherben vorfanden, und ausserdem ein Schmuck, aus etwa 80 durchbohrten Hunde- oder Wolfsfangzähnen bestehend, die sicher zu einer Kette aufgereiht gewesen sind, beigegeben waren. Von weiteren Beigaben ist dem Berichterstatter nichts bekannt geworden. Einige Urnenscherben, mehrere Bruchstücke des Schädels und drei von den erwähnten Fangzähnen[1] sind der Sammlung des Vereins zugewiesen worden; andere Gegenstände sollen Inspektor Meyer in Sittichenbach und Dr. med. Rothmaler in Gross-Osterhausen an sich genommen haben.

II.

An der schon beschriebenen Kiesgrube in Sittichenbacher Flur dem Hängehügel gegenüber, hat im Mai 1900 Herr Schade, Aufseher des Herrn Steinsetzmeisters Lützgendorf in Eisleben, östlich von der am Hängehügel vorüberführenden Chaussee, und zwar 1 m tiefer als deren Planum, in der dortigen Kiesgrube ein steinzeitliches Grab aufgedeckt, welches nicht mit Platten oder Steinen ausgesetzt, auch nicht damit zugedeckt, sondern aus dem dort anstehenden Lehme ausgestochen war. Es hatte diese Grube eine Länge von 1,50 m, eine Breite von 1 m und desgleichen eine Tiefe von 1 m. Die darunter lagernde Sandschicht bildete den Boden des mit schwarzer Erde ausgefüllten Grabes, welches die Längenrichtung von S nach N hatte. Es wurden sowohl menschliche wie tierische Reste darin gefunden, sämtlich unverbrannt, aber von dem Finder nicht mitgenommen; nur ein kleiner Knochen, der sich nachher als der Hufkern[2] eines Tieres mit gespaltenem Huf, wahrscheinlich einer Ziege, vielleicht auch eines Rehes, herausstellte, war wegen seiner eigentümlichen Gestalt mitgenommen worden. Ob der Tote als liegender oder als sitzender Hocker oder ausgestreckt liegend bestattet worden war, war nicht festgestellt. Folgende Beigaben fanden sich in dem Grabe vor:

Ziemlich dicht unter der Oberfläche ein Urnenrest,[3] 11,5—12 cm lang und 10,5 cm breit, mit fast senkrecht aufsteigender Wandung ohne besonders ausgebildeten Rand, mit einem 2,5 cm langen, wagerecht stehenden, an den Ecken nasenförmig ausgebildeten und etwas nach oben gerichteten Ansatze. Die Aussenseite hat gelbliche Färbung mit

[1] V.S. No 2204 c. [2] V.S. No. 2497 h. [3] V.S. No. 2497 c.

schwarzen Flecken und ist rauh. Ferner das Bodenstück[1] einer Urne, teils grau, teils ziegelrot, 4 cm hoch, welches an Bruchstellen kohlschwarzen Brand zeigt. Der Durchmesser des Bodens beträgt 11,5 cm; die Wandung ist auf der Aussenseite uneben. Dazu kam das Bodenstück[2] einer kleinen Urne, von deren Boden nur wenig erhalten ist. Auch die Wandung erreicht nur 5 cm Höhe. Sie sieht gelblich rot aus, ist rauh und zeigt im Bruche schwarzen Brand.

Auf dem Boden des Grabes, in der Tiefe von 1 m, lag an der Mitte der nördlichen Schmalseite ein durchlochter, beschädigter Hammer[3] oder auch eine Beilfassung aus Hirschhorn, 12 cm lang; in der Höhe 7 cm, in der Breite am Bahnende 6 cm dick. Die Tiefe des Loches beträgt 4 cm, der Weitendurchmesser 2,5 cm. In der Nordostecke fand sich, ziemlich nahe dem Hammer, ein Axtstiel[4] aus Hirschhorn, ebenfalls beschädigt, namentlich war das untere Ende zum Teil vermodert; auch von dem gekrümmten Kopfende ist ein Teil verloren gegangen. Der noch 24,5 cm lange Stiel, der am Kopfende 7 cm, weiter unten aber nur 3 cm Breite hat und ungefähr 2,5 cm dick ist, zeigt deutliche Spuren der Bearbeitung, indem durch Absägen oder Abschleifen grössere Unebenheiten beseitigt worden sind. Der Kopf zeigt auf seiner Oberfläche einen Einschnitt mit abgeglätteter Fläche, der offenbar zum Auflegen eines festzuschnürenden Steinkeils bestimmt war, welcher letztere aber leider nicht gefunden oder nicht beachtet worden ist.

Genau in der Mitte des Grabes stand ein cylinderförmiges niedriges Thongefäss[5] von braunrötlicher Färbung, welches 5,5 cm hoch ist und einen Durchmesser der Öffnung von 9,5 cm, des Bodens von 9 cm hat, also fast völlig lotrecht aufsteigt. Auf der Unterseite des Bodens tritt ein ganz niedriger, nur etwa 2 mm hoher Standring von 4,5 cm Durchmesser hervor. Es ist zweifelhaft, ob man denselben als den Ansatz eines ehemals vorhandenen Fusses betrachten darf. Drei schmale, eingetiefte Bänder umziehen am Rande, in der Mitte und am Boden die Aussenseite, deren Zwischenfelder durch schräggestellte Gruppen von je vier Strichen in Dreieckform verziert sind. Ausserdem ist sowohl die Kante des Randes wie des Bodens durch kleine Einkerbungen in Strichform verziert. An der Mitte der südlichen Schmalseite stand eine kleine, schwärzliche, ziemlich mürbe, bauchige Urne[6] mit fast senkrechtem 2 cm hohen, in der Mitte etwas verengten Halse.

[1] V. S. No. 2497 d. [2] V. S. No. 2497 e. [3] V. S. No. 2497 f.
[4] V. S. No. 2497 g. [5] V. S. No. 2497 a. [6] V. S. No. 2497 b.

Die Gesamthöhe beträgt 7 cm; der Durchmesser der Öffnung 7, des Bauches 8,5, des Bodens 4 cm. Der grösste Bauchdurchmesser liegt 3,5 cm über dem Boden.

Ausserdem wurden noch gefunden: Scherben eines rötlichgelben Topfes[1] von unbestimmbarem Durchmesser mit schwarzer Innenseite (ein Bodenstück, ein Mittelstück und ein Randstück); Bruchstücke[2] einer grossen, aussen schwarzgelblichen, innen schwärzlichen Schale von 10,5 cm Bodendurchmesser und 36—37 cm Öffnungsdurchmesser sowie 12 cm Höhe, deren Gestalt sich aus den Bruchstücken noch feststellen lässt; ein Thongebilde,[3] gelbgrau, innen teils schwarz, teils ziegelrot gebrannt, aussen gelblichgrau, gegen 6,5 cm lang, 5 cm breit, 3 cm dick, leicht gekrümmt, Bruchstück eines halbmondförmigen Gebildes von zweifelhafter Bestimmung; verschiedene Knochen,[4] von welchen zwei deutliche Spuren der Bearbeitung zeigen, vermutlich Messer zum Zerlegen des Fleisches. Desgleichen ein mehr oder minder bearbeiteter Arm- oder Schenkelknochen[5] und die durch verhärtete Asche zusammengebackenen Knochen einer Menschenhand.[6] Endlich zwei mit Steinchen gespickte Lösspuppen[7] von sonderbarer Form, die dem Toten vielleicht als eine Art Fetisch mitgegeben waren, jedesfalls nicht zufällig in das Grab gekommen sind, da sie in der aschigen Erde gefunden wurden.

Das ganze Grab gehört offenbar einer frühen Periode der jüngeren Steinzeit an.

III.

Etwa hundert Schritt von dem eben beschriebenen Grabe fanden die Arbeiter am 19. Mai 1900 ein Kindergrab, welches bloss aus einer niedrigen, mit Erde ausgefüllten Grube bestand. Von dem sehr mürben kleinen Schädel ist nichts erhalten. Dem Toten war ein kleiner henkelloser Becher[8] aus Thon beigegeben, innen und aussen rauh, von graugelblicher Färbung. Höhe 9, Durchmesser der Öffnung 8, des Bauches 8,5, des Bodens 4 cm. Von der Höhe kommen 1,75 cm auf den Hals. Die Kimme liegt 4 cm über dem Boden. Die Grenze zwischen Hals und Bauch bildet ein Gürtel aus eingestochenen Punkten oder Grübchen. Dicht darunter erblickt man eine Strichverzierung aus eingetieften dreifachen Zickzacklinien.

Nur etwa 5 m von diesem Kindergrabe entfernt fanden die Arbeiter das Grab eines Erwachsenen. Es war eine etwa 1 m tiefe, mit

---

[1] V.S. No. 2497 i. [2] V.S. No. 2497 k. [3] V.S. No. 2497 m. [4] V.S. No. 2497 n 1-4. [5] V.S. No. 2497 o. [6] V.S. No. 2497 p. [7] V.S. No. 2497 q. [8] V.S. No. 2498.

grauer Erde angefüllte Grube ohne Steinsetzung. Der Tote war als liegender Hocker mit übereinander gekreuzten Beinen, mit dem Gesichte nach Norden gerichtet, beigesetzt. Irgendwelche Beigaben wurden nicht gefunden. Die Knochen hatten die Arbeiter wieder eingegraben, dagegen den sehr gut erhaltenen Schädel,[1] leider ohne die Kinnlade, aufbewahrt. Dieser Schädel kennzeichnet den Toten ganz unverkennbar als Kurzkopf, denn seine Länge beträgt 17,5 cm, die Höhe (ohne Kinnlade) 15,5 cm und die Breite des Hinterkopfes 12,5 cm. Die Nasenwurzel springt ziemlich stark hervor.

Stedten (Mansfelder Seekreis).

I.

Von einem sehr merkwürdigen Funde bei Stedten erhielt ich Kunde durch einen in der Hallischen Zeitung („Hallischer Courier") erschienenen und mir zufällig in die Hände gekommenen Bericht über die Monatsversammlung des Sächsisch-Thüringischen Geschichts- und Altertumsvereins, erstattet Dienstag, den 2. November 1858, in welchem der damalige Vereinssekretär Prof. Dr. Zacher den Vereinsmitgliedern von seinem in Gesellschaft des Malers Grell während der Herbstferien nach Stedten und Eisdorf unternommenen Ausfluge Mitteilung macht.

Ich werde den Bericht nicht einfach nachdrucken lassen, sondern hinsichtlich der Anordnung des Mitgeteilten aus Zweckmässigkeitsgründen mir einige Änderungen erlauben, auch an einigen Stellen etwas hinzusetzen. Soweit möglich, werde ich mich aber immer des in dem Berichte gebrauchten Wortlauts bedienen.

„Schon vor längerer Zeit hatte der Gutsbesitzer Doin in Stedten bei Schraplau dem Verein die höchst merkwürdige Ausbeute eines Grabes geschenkt", was die beiden genannten Herren veranlasste, sich die Fundstelle und das Grab selbst, welches der Eigentümer offenbar möglichst vor Zerstörung bewahrt hatte, einmal selbst anzusehen. „Das Grab selbst, genannt der Wachhügel, wurde, bis auf die weggenommene Platte am Fussende, noch unversehrt angetroffen.[2] Es liegt auf der Höhe zwischen Stedten und Schraplau, hart an dem steilen

[1] V. S. No. 2499.

[2] Später wird noch bemerkt: „Unmittelbar daneben befindet sich noch ein zweiter künstlicher Hügel, der wahrscheinlich ein ähnliches Grab birgt, dessen Eröffnung unter vorgängiger Benachrichtigung uns Herr Doin freundlichst in Aussicht gestellt hat." Ob die Eröffnung stattgefunden hat, vermag ich nicht zu sagen.

Abhange, von welchem aus sich eine herrliche Fernsicht über die gegen Norden gerade gegenüber liegenden Mansfelder Seen eröffnet.[1] Seine innere Breite beträgt 4 Fuss (= 1,25 m), die Höhe 5 Fuss (= 1,57 m) und die ganze innere Länge 16 Fuss (= etwas über 5 m). Die rechte Langseite ist gebildet aus sieben, die linke aus neun mächtigen Steinplatten, und als Decke sind wiederum gewaltige Steinplatten darüber gebreitet, von denen die breiteste, fünf Fuss vom Eingange entfernt, schon bei dem Bau des Grabes gesprungen und deshalb durch eine Sandsteinsäule von einem Quadratfuss Querschnitt gestützt worden war. Diese Platten, aus rotem Sandstein, Kalk, Knollenstein und Porphyr bestehend, haben zum Teil aus ziemlicher Entfernung nach jener steilen Höhe hinaufgeschafft werden müssen." Dem Berichterstatter scheint hier nicht so sehr die eigenartige Zusammensetzung des Grabbaues aus verschiedenen Gesteinsplatten, als vielmehr die weite Entfernung, aus welcher manche von ihnen herbeigeholt sein mussten, aufgefallen zu sein. Und doch verdient gerade die erstere Beachtung, weil das Zusammentragen von Steinplatten aus allen vier Himmelsgegenden zu einem Grabmal auch anderwärts sich den Beobachtern aufgedrängt hat. (Vgl. das zu Bornstedt, wie auch das bei Farnstedt zu No. III über die Gräber auf dem Wödenberge Bemerkte.) Dass dieses Zusammentragen verschiedener Gesteinsarten eine bestimmte Bedeutung gehabt haben muss, ist schon früher von mir angedeutet worden.

Doch hören wir nun den Berichterstatter weiter: „Bei der Eröffnung ist in dem Grabe auch ein Skelett mit leidlich erhaltenem Schädel gefunden, aber leider vor dem Eintreffen des Besitzers schon von den Arbeitern vernichtet worden." — „Von dem Innern des Grabes hat Herr Grell eine Skizze genommen, welche der Versammlung vorgelegt wurde." (Wohin mag diese Skizze geraten sein?)

Als Inhalt des Grabes wird folgendes namhaft gemacht:

1. „Einige Urnen" (ohne nähere Angaben). Jedenfalls ist gemeint No. 246 des Verzeichnisses der vorgeschichtlichen Altertümer des Prov.-Museums zu Halle, in welchem eingetragen ist: „ein schnurverzierter Becher mit Keilstichverzierung." Letztere befindet sich unmittelbar unter der Schnurverzierung am Oberbauche und besteht aus ziemlich tiefen Grübchen. Der Becher hat oben gelbrötliche Färbung; unten ist er durch Brand geschwärzt. Höhe 17,5, Durchmesser der Öffnung 11,5, des Bauches 12, des Bodens 6 cm.

[1] Es kann hier nur „der Schraplauer Berg" gemeint sein, welcher zwischen Stedten und Schraplau steil ins Weidathal abfällt.

2. „Einige geschnitzte hölzerne Schüsseln; Bruchstücke eines sehr zierlich geflochtenen Korbes“ (?). Jedesfalls die ebenda befindlichen:

No. 247, Schale aus Lindenholz mit vier Füssen;

No. 248, eine kleinere Schale derselben Art;

No. 249a, Bruchstück eines Holzgefässes nebst einem kleinen Holzcylinder. (Letzterer war vermutlich einer der Füsse oder Ständer.)

3. „Zwei sogenannte Streitkeile oder axtförmig zugeschliffene undurchbohrte Steine.“ (Eingetragen unter No. 250a und b mit der Bezeichnung: zwei Steinkeile.) Einer von ihnen ist abgebildet.

4. „Eine zu diesen gehörige hölzerne Handhabe (No. 250c); im Verzeichnis als „Klemme aus Holz zur Fassung eines Steinkeiles“ bezeichnet). „Namentlich das letztgenannte Werkzeug“ — fährt der Berichterstatter fort — „welches eine klare Anschauung von der Weise der Befestigung und des Gebrauches solcher Steine giebt, ist ein äusserst seltener und in Norddeutschland wohl einzig dastehender Fund.“

Alle diese Stücke verdienen eine genauere Beschreibung. Über den schnurverzierten Thonbecher ist schon das Nötige gesagt. No. 247, die grössere Schale aus Lindenholz, hat einen Öffnungsdurchmesser von 29 cm bei einer nach dem Boden zu stetig zunehmenden Dicke von durchschnittlich 2—2,5 cm. Der Boden ist flach abgerundet. Die Höhe beträgt einschliesslich der Füsse 11,5 cm. Die Aussenwand fällt auf 2 cm fast senkrecht ab, verjüngt sich aber dann sofort zu einer flachen Schüssel und ist auf dieser Strecke mit schräg von links oben nach rechts unten bis zum Boden laufenden flachen Rippen verziert. Die Schale selbst wird von jetzt noch vier, ehemals aber fünf Füssen von durchschnittlich 3 cm Durchmesser getragen. (Das Verzeichnis befindet sich also betreffs der Zahl der Füsse in einem Irrtum.) Diese Füsse sind nicht etwa in den Boden eingesetzt, sondern zugleich mit der Schale aus einem einzigen Holzblock herausgearbeitet. Zwei dieser gegen 3 cm langen Füsse sind durch eine dammartige Brücke von 1,75 cm Höhe und etwa 1 cm Dicke miteinander verbunden; die anderen Füsse stehen vereinzelt; der dem verbundenen Paare gegenüberstehende Fuss ist abgesprungen; doch erheben sich die Umrisse der Stelle, wo er gesessen, noch deutlich über die äussere Bodenfläche.

Die kleinere Schale aus Lindenholz (No. 248) hat einen Öffnungsdurchmesser von 22 cm. Der Boden ist aussen und innen flach. Die nicht viel über 1 cm starke Wandung zieht sich nach dem

Boden zu schon von der Kante des Randes aus zusammen. Die Höhe beträgt einschliesslich der Füsse, welche eine Länge von 3,50—4 cm haben, 10—11 cm. Die Zahl der mit der Schale ebenfalls aus einem Stück geschnittenen Füsse, von denen zwei ebenfalls, wie an der grösseren, durch eine dammartige Brücke verbunden sind, welche 1,5 cm Höhe und 1 cm Dicke hat, beträgt sechs, welche nach Art eines regulären Sechsecks auf der Bodenfläche verteilt sind.

Beide Schalen sind infolge ihrer Austrocknung ausserordentlich leicht und machen beinahe den Eindruck von Korkschalen.

Das Bruchstück eines Holzgefässes (No. 249a) ist das Randstück einer ganz ähnlichen Schale wie die soeben beschriebene und legt wenigstens Zeugnis dafür ab, dass sich drei solche Holzschalen in dem Grabe befunden haben. Der kleine etwas über 5 cm lange und nur 13 mm dicke Holzcylinder (No. 249b) war schwerlich ein Fuss oder Ständer der dritten, nur andeutungsweise erhaltenen Schale; seine Bestimmung ist fraglich.

Der Steinkeil (No. 250a), anscheinend aus Grünstein und fast durchweg geglättet, ist 8,5 cm lang, an der Schneide 5,5 cm breit und im unteren Drittel bis zu 2 cm dick. Auf den Schmalseiten verjüngt er sich nach der Bahn zu bedeutend. Der Steinkeil (No. 250b), welcher auf der Tafel allein gezeichnet ist, hat 7,5 cm Länge, an der Schneide 4,5 cm Breite und in der Mitte der oben und unten spitz zulaufenden Schmalseite etwa 1,5 cm Dicke.

Über die Beilfassung oder „Klemme aus Holz" (No. 250c) giebt die Zeichnung die beste und genügende Auskunft. Sie ist unter den steinzeitlichen Gegenständen auf der von der Historischen Kommission herausgegebenen Wandtafel vorgeschichtlicher Funde schon einmal abgebildet worden.

II.

Nach einer Aufzeichnung vom 19. Dezember 1839 sollte der mitten im Felde zwischen Asendorf und Stedten, Etzdorf und Unter-Esperstedt gelegene Silberhügel gleich dem einige hundert Schritt weiter östlich gelegenen Todhügel abgefahren werden, nachdem er schon im Jahre 1835 Gegenstand einer Untersuchung gewesen. Der von dem Thür.-Sächsischen Verein in Halle (in den Neuen Mitteilungen II, 1, S. 139, Halle, 1835) veröffentlichte Bericht vermeldet darüber folgendes: „Am 8. April d. Js. (1835) unternahm unser Verein . . unter Leitung des Vereinssekretärs, welchem sich Herr v. Bose aus Leipzig (Mitglied des Vereins) anschloss, eine Nachgrabung in dem Katzenhügel und

Silberhügel auf der Flur des Dorfes Stedten unweit Schraplau. Der erstere Hügel besteht aus sehr guter, aufgetragener Dammerde; die Nachgrabung gab aber keine weitere Ausbeute, als ein einziges Stück Knochen, welches durch einen langen frühen Gebrauch sehr abgenutzt ist und unbezweifelt der heidnischen Vorzeit angehört." (Sehr dunkle Fassung!)

„In dem Silberhügel war der Erfolg glücklicher. In ziemlich bedeutender Tiefe wurde ein sehr schön erhaltenes, aus mächtigen Sandsteinplatten zusammengesetztes Grabmal gefunden, dessen innerer Raum mit feiner Erde durchaus angefüllt war. In dieser Erde fand sich nur eine einzige, aber schön und gut erhaltene Urne an dem östlichen Ende des Grabes; sie war von derselben Erdmasse ganz voll und enthielt nicht die geringste Spur von Knochen oder Asche." (Über die Grössenverhältnisse der Steinkammer, über Aussehen, Grösse und Gestalt der Urne kein Wort! Ebensowenig über ihren Verbleib.) „Nicht weit von diesen beiden Hügeln liegt noch ein dritter Hügel, der sogenannte Leichenhügel, den wir noch im Laufe dieses Sommers ebenfalls zu untersuchen gedenken." [1]

Dieser Bericht ist entschieden recht dürftig. Doch geht wenigstens soviel aus ihm hervor, dass in dem Hügel nur nachgegraben, nicht aber der ganze Hügel abgegraben und abgefahren worden ist. Das ist erst einige Jahre später geschehen und bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, dass in dem Silberhügel noch beachtenswerte Reste der Vorzeit zurückgeblieben waren.

Im Jahre 1839 wurde nämlich von den Arbeitern des Gutsbesitzers Le Petit in Stedten beim Abfahren der Erde des Silberhügels „eine mit Steinen umstellte Steinkiste" gefunden, auf welcher oben eine Deckplatte lag. Darin stand nach einer Aufzeichnung des späteren Bergrats Plümicke in Eisleben eine grosse kugelförmige Amphora [2] mit horizontaler und vertikaler Schnurverzierung, durch welche die obere Hälfte des Gefässes vom Halse an fächerförmig in Felder geteilt wird. Die Färbung ist gelbrötlich; die Höhe beträgt 29 cm; der Durchmesser der Öffnung misst 12, der des Bauches ohne Ösen 27 (mit Ösen 31), der des Bodens 9 cm. Ausser dieser Amphora, in welcher ein kleiner unverbrannter Knochen liegt, enthielt der Hügel noch einen Becher von der in Thüringen häufigen neolithischen Form mit kugelähnlichem Unterteil und hohem, weitem, schnurverziertem Halse, der von acht

[1] Das ist anscheinend nicht geschehen. Wenigstens ist kein Bericht darüber erschienen. [2] Pl. S. No. 1.

parallelen Schnurstreifen wagerecht umgeben ist.[1] Die Höhe beträgt 15,5 cm; der Durchmesser der Öffnung ist 11, der des Bauches 13, der des Bodens 7 cm. In dem Becher lag ein sorgfältig bearbeiteter, aber nur in der Nähe der sanft geschwungenen Schneide geschliffener, sonst durch muscheliges Absprengen geformter Feuersteinkeil[2] von 9 cm Länge und (an der Schneide) 4,75 cm Breite, sowie ein ziemlich stark gekrümmtes, dünnes Feuersteinmesser[3] von 10 cm Länge und 2,5 cm grösster Breite, dessen eines Ende spitz ausläuft. Nach Plümickes Aufzeichnung enthielt der Becher auch noch „eine dunkelgrüne Streitaxt, eigentlich Hammer mittlerer Grösse", der in der Sammlung vielleicht noch vorhanden ist, bisher aber leider nicht festgestellt werden konnte, da in dem Verzeichnisse der Plümickeschen Sammlung gar keine Kennzeichen oder Masse angegeben sind. Vermutlich befindet sich das Stück unter den ihrer Nummer verlustig gegangenen Steingeräten, die wohl sämtlich vergeblich auf die Bestimmung ihrer Zugehörigkeit warten werden. Noch wahrscheinlicher aber ist es, dass dieser Hammer überhaupt nicht mit in die Sammlung gekommen ist; wenigstens ist im Verzeichnisse kein Steinhammer aus der Flur Stedten mit aufgeführt. Überhaupt befinden sich unter den Steingeräten der Plümickeschen Sammlung nur zwei Stücke, die hier in Frage kommen könnten, nämlich No. 130: ein Steinhammerrest mit kleinem Bohrloch, noch 13 cm lang und 6,5 cm breit, und No. 171: Hammer aus Diabas, mit einem von zwei Seiten her gebohrten Loche, 11 cm lang, 3,75 cm breit, 4 cm hoch, dessen Schneide zum Teil ausgesprungen ist. Das einzige Erkennungsmerkmal der Zugehörigkeit zu dem hier beschriebenen Funde würde also die dunkelgrüne Farbe sein.

Unzweifelhaft gehört das Grab im Silberhügel samt seinem Inhalt der älteren neolithischen Zeit an. Die Sachen stammen also spätestens aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. und sind durchweg typisch für jene uralte Kultur.

In dem nahegelegenen Todhügel, der wohl derselbe sein wird, wie der in dem Berichte vom Jahre 1835 erwähnte Leichenhügel, fand man beim Abfahren der Erde zwar eine Menge Gerippe, aber gar keine Urnen.

III.

Am 10. Januar 1874 wurde durch den Realschuldirigenten Dr. Richter eine Urne der Vereinssammlung überwiesen, welche in einer Kohlengrube bei Stedten „in einem Steingrabe" aufgefunden worden war. Eine

[1] Pl. S. No. 21. [2] Pl. S. No. 161. [3] Pl. S. No. 168.

Beschreibung des Steingrabes fehlt. Die rötlich gefärbe, zum Teil schwarzgrau gefleckte Urne[1] enthält gebrannte Knochen und ein Bronzeblechstück mit Eisenniet. Ihre Aussenseite zeigt parallel laufende, aber schrägvertikal eingeritzte Linien und gleicht nach Form und Aussehen völlig einer mit Bronzegegenständen gefundenen, in den Grossherzoglich Hessischen Quartalblättern No. 2 des Jahrgangs 1896 auf Tafel II unter No. 2 abgebildeten und auf S. 39 daselbst beschriebenen Urne, welche zweifellos der älteren La-Tène-Zeit angehört. Die Massverhältnisse sind folgende: 21,5 Höhe, Durchmesser der Öffnung 16, des Bauches 18,5, des Bodens 10 cm. Die Kimme befindet sich 16 cm über dem Boden.

Unter-Rissdorf siehe **Rissdorf.**

Volkstedt (Mansfelder Seekreis). Tafel XXIII.

I.

In der Flur Volkstedt — ohne nähere Angabe der Örtlichkeit — wurden vom Amtmann Wartze gefunden und der Vereinssammlung überwiesen zwei Urnen, welche in ein einem viereckigen (!) Steingrabe standen, das von Westen nach Osten gerichtet (also wohl rechteckig) war und von welchem jede Seitenwand aus einer mächtigen Platte bestand. Über eine Deckplatte ist nichts bemerkt, doch war eine solche vermutlich vorhanden. Die grössere Urne ist eine Amphora der jüngeren Steinzeit[2] von der bekannten kugeligen Form mit zwei starken rundlichen Ösen am Bauchumbruche und einem steil aufsteigenden, nach oben sich etwas erweiternden Halse, welcher dreimal von einer dreifachen Schnurenkette umgürtet ist, während die obere Hälfte des kugeligen Leibes durch Strichverzierungen ausgezeichnet ist, die von den Schnüren des Halses bis zu den Ösen reichen, aber auch in genau bemessener Mitte zwischen den beiden Ösen auftreten und eine jede aus achtmal drei parallel laufenden Strichen bestehen. Der obere Halsdurchmesser beträgt 12 cm, der Durchmesser des Bauches 31,5 cm, des Bodens 9,5 cm. Die Farbe der Aussenseite ist gelblichrot.

Ausser der Amphora enthielt die Steinkiste noch einen mit Schnurverzierung versehenen Becher[3] von der bekannten, hier aber etwas stark untersetzten und breiten neolithischen Form. Höhe 15 cm, Öffnungsweite 11 cm, Bodendurchmesser 7½ cm, grösster Durchmesser des breiteren Unterteils 12 cm. Den Hals schmücken acht dreifache Schnurenbänder; das Oberteil des Bauches ist durch eine Menge vertikal laufende Strichgruppen verziert, von denen jede 4 Striche enthält. Die Amphora war

[1] V. S. No. 811. [2] V. S. No. 59. V. S. No. 60.

nach Angabe des Finders mit Asche gefüllt, der Becher mit (nicht verbrannten?) Kinderknochen. Auffällig ist, dass in dem ersten, grösseren Gefässe Asche gefunden wurde, da sonst in der durch die Form und die Verzierung der Gefässe angezeigten Periode Leichenbrand noch nicht üblich ist. Demnach mussten die Gefässe der Übergangszeit aus der neolithischen Periode zur ältesten Bronzezeit angehören.

Volkstedt. Tafel XXIV.

II.

Im Jahre 1896 wurde unweit der Windmühle und des Alteröder Stollens nordöstlich von Volkstedt ein Grab aufgedeckt, über dessen Beschaffenheit leider kein Bericht vorliegt, welches aber ausser Leichenbrandknochen eine beträchtliche Anzahl von Gefässen enthielt, die ganz oder in Bruchstücken durch Herrn Seminarlehrer Eckhardt in Eisleben der Sammlung des Mansfelder Vereins zugeführt worden sind.

Von dem bei weitem grössten Gefässe,[1] das die Form einer henkellosen Terrine gehabt haben muss, sind nur noch Reste erhalten, zumeist Halsteile, doch auch einige Bauchteile mit wagerechten Kehlstreifen, die an den meisten Gefässen dieses Grabes hervortreten. Die Öffnungsweite beträgt 26 cm, der Durchmesser 29,5 cm; die Höhe ist nicht mit Sicherheit festzustellen, da kein Bruchstück von dem hoch aufsteigenden Rande bis zum Boden reicht, doch nötigt die Form der erhaltenen Teile zu der Vermutung, dass der Durchmesser des Bodens nur etwa 8 cm betragen hat. Der fast senkrecht aufsteigende, 6 cm hohe, oben sich etwas verengende Hals ladet in einem nach aussen gebogenen Rande aus. Den oberen Bauch umgürteten 8 Kehlstreifen. Ganz ähnlich geformt ist eine hochhalsige Urne,[2] deren Durchmesser an der Öffnung 10 cm, am Bauche 18 cm, am Boden 7 cm beträgt und welche 13 cm hoch ist. Der Hals, senkrecht aufsteigend, mit kaum bemerkbarer Verengung in der Mitte, aber ohne überschlagenden Rand, ist 5 cm hoch und besass eine kleine, ungefähr 2 cm lange Öse, welche mit ihrem obersten Teil unmittelbar an den Rand sich anschloss und von einem Halbkreise wenig eingetiefter Grübchen umgeben ist. Auch hier ist der unterste Teil des Halses und der obere Bauchteil bis über den Umbruch hinaus mit acht wagerechten, kantig geschiedenen Streifen verziert.

Fast völlig gleiche Formen zeigt ein drittes Gefäss,[3] von dem sich nur nicht feststellen lässt, ob es eine Öse besass, da beträchtliche Stücke des Randes herausgebrochen sind. Der Durchmesser der Öffnung

[1] V. S. No. 2075. [2] V. S. No. 2076. [3] V. S. No. 2077.

beträgt 13 cm, des Bauches 16 cm, des Bodens 7 cm, die Höhe 13 cm. In ihr liegen Leichenbrandknochen.

Ihnen gesellt sich eine Schüssel,[1] welche ebenfalls Leichenbrandknochen enthält. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 25,5 cm, der des Bodens 10 cm, die Höhe 6,5 bis 8 cm, eine Verschiedenheit, die sich daraus erklärt, dass die Schüssel blosse Handarbeit ist. 1 cm unterhalb des Randes ist die Wandung 1/2 cm tief eingezogen, und dieser dicht unter dem Rande befindliche Teil der Wandung ist ringsum durch einen Gürtel von Fingertupfen verziert.

Aus den Resten eines unverzierten Napfes[2] lässt sich erkennen, dass der Durchmesser der Öffnung 16 cm, der des Bodens 7 cm und die Höhe 6 cm betrug.

Endlich ist noch ein bauchiger Topf[3] mit hochaufstrebendem Halse zu erwähnen, der in Form und Verzierung den erstbeschriebenen Gefässen durchaus ähnlich ist, sich aber vor ihnen durch einen ziemlich grossen Henkel auszeichnet, welcher vom Rande 4 cm abwärts bis zum Beginne des Unterteils und zu dem obersten der 7 wagerechten Kehlstreifen reicht, welche den oberen Teil des Bauches umgeben. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 7 cm, der des Bauches 9,5 cm, der des Bodens 4 cm, die Höhe 9 cm. Beigaben anderer Art, die vermutlich vorhanden waren, sind nicht eingeliefert worden.

Der Fund gehört aber, wie aus der Bestattungsart und den Formen der Gefässe, welche sehr denen vom Welfesholz[4] und auch von Siersleben[5] ähneln, zu schliessen ist, in die jüngere Bronzezeit (ostgermanischer oder Lausitzsr Typus).

Weissen-Schirmbach siehe **Schirmbach.**

Welbsleben (Mansfelder Gebirgskreis).

Am 6. Janur 1829 schrieb der Prediger C. Triebel zu Welbsleben im Mansfelder Gebirgskreise Folgendes:[6] „Unter den Bergen in Welbsleben dürften besonders der holzbewachsene, jetzt aber grösstenteils zu Acker gemacht werdende (!) Schillingsberg und der Osterberg Erwähnung verdienen. Diese haben unstreitig zu Opfer- und Begräbnisplätzen heidnischer Völker gedient, welches aufgefundene Gerätschaften und Urnen andeuten.“ Genauere Angaben, die diese Behauptung be-

[1] V. S. No. 2078. [2] V. S. No. 2079. [3] V. S. No. 2080. [4] V. S. No. 823—829. [5] V. S. No. 813—821.

[6] Rosenkranz, Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker Halle, 1832. I, 2, S. 57.

weisen könnten, macht er nicht. Dass sie aber wenigstens zum Teil begründet ist, zeigt ein auf dem Schillingsberge gemachter, durch Herrn Apotheker Dr. Gisecke in Eisleben schon vor dem Jahre 1864 zur Vereinssammlung eingelieferter Fund. Über die Fundumstände ist leider nichts aufgezeichnet; ich muss mich daher auf die Beschreibung der Gegenstände beschränken.

Der Fund besteht aus zwei Urnen und einem Bronzegegenstand. Die grössere, ziemlich gut erhaltene Urne[1] ist einer jener Zonenbecher, welche einer umgekehrten Glocke gleichen. Die Höhe beträgt 12,5 cm, der Durchmesser des Bodens 7 cm, des Bauches 14 cm und der Öffnung 17 cm. Eigenartig ist auch die Verzierung. 1 cm unter dem nach aussen geschweiften Rande beginnt ein den Hals umziehendes schmales Band, in welches lotrechte Striche eingestanzt sind, dem dann weiter unten ein gleiches folgt. Zwischen beiden läuft ein dreifach breiteres Band hin, welches in grössere und kleinere, miteinander abwechselnde und durch besondere lotrechte Zierleisten voneinander geschiedene Felder geteilt ist, von denen die kleineren ohne Verzierung sind, wogegen die grösseren mit Zickzacklinien, die wechselnd in verschiedener Richtung laufen, nämlich hier wagerecht, dort lotrecht, bedeckt sind. Dieselbe Art der Verzierung kehrt am Bauche wieder, wo sie so angebracht ist, dass die Mitte des breiten Mittelbandes genau auf den Bauchumbruch fällt. Die ganze Verzierung, so einfach sie ist, macht dennoch einen gefälligen Eindruck. In diesem Becher befand sich angeblich ein kleiner, schöngeformter, mit prächtiger Patina überzogener Bronzekelt[2] von der Art, deren hohles Innere zum Einstecken eines Stieles bestimmt ist. Die Länge beträgt nur wenig über 6 cm, die Breite der wenig gekrümmten Schneide, wie auch der Öffnung am Lochende 1,75 cm. Nach der Öffnung zu ist der Kelt von zwei aufeinander folgenden Wülsten umgeben, von denen an den Schmalseiten bis zur Schneide hin Rippen auslaufen, welche die Mittellinie lanzettförmiger, nach den Breitseiten hin überschlagender Blätter bilden. Die zierliche Waffe ist so klein, dass man sich eine Verwendung für den Ernstfall kaum vorstellen kann. Die Angabe, dass der Kelt in dem Becher gelegen habe, muss aber unbedingt auf einem Irrtum beruhen; er kann höchstens in seiner Nähe gefunden sein, da seine Form in die Zeit der glockenförmigen Zonenbecher nicht passt, sondern viel jünger ist, als der Becher, welcher in die ausgehende neolithische oder in die beginnende Metallzeit gehört.

[1] V. S. No. 35a. [2] V. S. No. 34.

Betreffs anderer bei Welbsleben gemachter Funde wird auf die ziemlich wirre, aber manches Wichtige enthaltende Schrift: „Beyträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bey Welbsleben vorgefundenen heidnischen Überbleibseln von C. D. Franz Lehmann, Halle, J. Chr. Hendel, 1789“ verwiesen.

Welfesholz (Mansfelder Seekreis).

Beim Welfesholze fand der Gutsbesitzer Löbbecke auf Welfesholz im Frühjahre 1874 auf dem Hettstedter Kirchenplane, zwischen den Wegen Belleben-Hettstedt im Norden, Gerbstedt-Hettstedt im Süden, Siersleben-Sandersleben im Westen und einem Kulturwege im Osten ein Steingrab. Mach Massgabe der genannten Wege muss die Fundstelle auf den „Hettstedter Westeräckern“, nordöstlich vom Welfesholz und südlich von der wüsten Dorfstätte Mummesdorf, liegen. Das Grab war in Form einer rechteckigen Steinkiste aus Porphyrplatten zusammengesetzt, 25 Zoll rheinisch (= 0,65 m) lang, 16 Zoll (= 42 cm) breit und 18 Zoll (= 47 cm) tief. In dem Grabe wurde eine beträchtliche Anzahl von Gefässen, von denen zwei (so z. B. No. 828 w.) Knochenreste (Brandknochen) enthalten, gefunden; über Beigaben von Metall ist gar nichts bemerkt. Nach Form und Verzierung ähneln mehrere von ihnen ganz entschieden denen, welche nördlich von Siersleben ebenfalls in einem „Steingrabe“ gefunden worden sind. Das grösste Gefäss[1] hat eine Höhe von 20 cm, einen Öffnungsdurchmesser von 26,5 cm, Bauchdurchmesser von 29 cm und Bodendurchmesser von 10 cm. Der aus dem kugeligen Bauche, welcher durch vier mit dem Modelliersteine gezogene Reifen verziert ist, steil aufsteigende Hals hat eine Höhe von 6,5 cm; der Rand ladet etwa nach aussen hin aus. Ganz ähnlich in der Form, nur bedeutend kleiner ist eine ebenfalls mit vier Streifen auf dem Oberbauche verzierte topfartige Urne,[2] deren nur wenig nach aussen gebogener Rand mit einer kurzen, aus ihm hervortretenden Zunge ausgestattet ist. Die Höhe beträgt 11,5 cm, der Durchmesser der Öffnung 9,5 cm, der des Bauches 12 cm, der des Bodens 4 cm. Der ungewöhnlich lange Hals ist 5 cm hoch. Beigegeben sind ferner zwei glatte, henkellose, fast völlig gleichgeformte Töpfe,[3] die den beiden Sierslebер Töpfen (No. 817 u. 819) sehr ähnlich sehen und nur unter dem Rande etwas weniger eingezogen sind, als diese. Die Höhe beträgt 15 cm, der Durchmesser der Öffnung 11 cm, der des Bauches 13 cm, der des Bodens 7,75 cm. Wesentlich abweichende Gestalt haben zwei schüsselförmige

[1] V. S. No. 823. [2] V. S. No. 822. [3] V. S. No. 824 u. 829.

Schalen. Die eine,[1] deren Öffnungsweite 27 cm beträgt bei einem Bodendurchmesser von nur 8 cm, und welche eine wechselnde Höhe von 8—9 cm hat, zeigt einen ziemlich breit nach aussen tretenden Rand und unmittelbar unter demselben eine ihn begleitende Einengung des Gefässes. Die zweite,[2] 10 cm hoch, mit einem Durchmesser der Öffnung von 24 cm, des Bodens von 8 cm, mit ziemlich breit nach aussen tretendem Rande, hat in der Mitte ihrer Schale einen scharfen Umbruch, von welchem aus sich die Wandung in sanft einwärts gebogener Linie bis unter den ausladenden Rand fortsetzt. Sie gleicht der Form nach durchaus der unter No. 35 auf Tafel I von Behla abgebildeten Lausitzer Schale. Beachtenswert ist noch, dass sie gebrannte Knochen enthält. Endlich bleiben noch zwei Tassen[3] zu erwähnen, die einen Öffnungsdurchmesser von 8,5—9, oder wenn man den rundgebogenen, dicken, kantigen Henkel zurechnet, von 11 cm haben und sich mit kaum bemerkbarem Umbruch in der Mitte der Wandung von einem Boden mit nur 2,5 cm Durchmesser erheben. No. 825 ist gut erhalten, No. 826 ist beschädigt und enthält gebrannte Knochen.

Auch von diesem Funde ist nicht berichtet, ob und welche Beigaben aus Stein oder Metall derselbe gehabt hat. Jedoch die Formen der Gefässe und die Brandbestattung in einer Steinkiste lassen keinen Zweifel, dass sie, wie der Siersleber Fund, der jüngeren Bronzezeit und im besonderen dem ostgermanischen oder Lausitzer Typus angehören.

Wesenstedt, wüst, nordöstlich von Hettstedt (Mansf. Gebirgskreis).

I.

a) In der Nähe der wüsten Dorfstätte Wesenstedt, nordöstlich von Hettstedt, deren Kirche S. Eustachii einstmals die Mutterkirche der S. Jakobikirche zu Hettstedt war, sind — schwerlich alle an derselben Stelle — folgende Gegenstände im Jahre 1856 gefunden und von dem Obersteiger Reinboth im Jahre 1857 an die Plümickesche Sammlung in Eisleben abgegeben worden. Erstens eine 25 cm hohe, glatte, etwas bauchige Urne[4] ohne alle Verzierung, mit sehr hohem, weitgeöffnetem Halse (Durchmesser der Öffnung 17,5 cm), 11 cm Bodenweite und fast 25 cm grösstem Durchmesser. Sie stand zwei Fuss tief unter der Oberfläche, war nicht mit Steinplatten eingefasst, jedoch mit einem Deckel von derselben Masse wie die Urne überdeckt, der aber

[1] V. S. No. 827. [2] V. S. No. 828. [3] V. S. No. 825 u. 826.
[4] Pl. S. No. 6.

nur in Stückchen erhalten war. Der Inhalt bestand aus kleinen Knöchelchen, Asche und Holzkohlenresten. Auch ein ovales Kügelchen (vermutlich eine Perle?) soll darin gewesen sein, über welches nichts Näheres mitgeteilt ist. Ausserdem fand ich in der Urne Reste eines starken bronzenen oder kupfernen Gefässes, darunter ein Randstück mit stark nach aussen gebogenem, sich mehr und mehr verstärkendem Rande, und auch von bronzenen Nadeln. Da die gebrannten Knochen zum Teil von der Patina der Bronze durchdrungen waren, so müssen die bronzenen Gegenstände seit der Beisetzung in der Urne gelegen haben, diese selbst aber scheint aus der Bronzezeit oder Hallstattzeit zu stammen.

b) Eine andere Urne[1] wurde, ebenfalls von dem Obersteiger Reinboth, in einer Tiefe von 3 Fuss (= 0,95 m) gefunden, und zwar innerhalb einer Einfassung von grossen quarzigen Feldsteinen, welche 6 Fuss ins Quadrat gross war. Es standen in dieser Steineinfassung im ganzen fünf Urnen, alle von gleicher Form, aber vier davon waren in Stücke gegangen. Vollständig erhalten blieb nur ein Stück. Diese sehr grosse und sehr weit geöffnete, glatte Urne hat 20 cm Höhe; der Durchmesser der Öffnung beträgt 26,5 cm, die grösste Weite 29 cm und der Bodendurchmesser 13 cm. Die Füllung der Urne bestand aus Asche, Kohlen und verbrannten Knochen. Ausserdem lag in der hier beschriebenen Urne ein unverzierter, innen schwarz gebrannter, aussen rötlich-gelber Spinnwirtel[2] von 3,5 cm Durchmesser und 2,5 cm Höhe. Ob auch ein zweiter Wirtel[3] von 3,25 cm Durchmesser, 2 cm Höhe, glatter Oberfläche und flachgedrückter Form mit zehn Wülsten, zwischen denen je ein gestricheltes Zierband zu sehen ist, sodass der Wirtel einem versteinerten Seeigel ähnlich sieht, in derselben Urne lag, ist nicht sicher. Bemerkt ist nur, dass er in einer bei Wesenstedt gefundenen Urne lag. Die erhaltene Urne gleicht übrigens in der Form, welche die der La Tènezeit ist, und in der Grösse fast völlig einer bei Rotenburg a. d. Saale ausgegrabenen.[4] Nach der Auffassung des Finders war die Fundstätte ein Familienbegräbnis.

c) Ebendort fand Reinboth im Jahre 1856 3 Fuss (= 0,95 m) tief unter der Oberfläche in einem aus hochkantig gestellten Platten von buntem Sandstein hergerichteten Behälter von 16 Zoll Höhe und 16 Zoll ins Quadrat Bodenfläche, der mit einem gleichen Steine überdeckt war, eine grosse Urne[5] mit weiter Öffnung, ziemlich hoch aufgehendem,

---

[1] Pl. S. No. 7. [2] Pl. S. No. 184. [3] Pl. S. No. 186. [4] V. S. No. 451.
[5] Pl. S. No. 8.

fast senkrechtem, leicht nach innen geschweiftem Halse und bauchigem Unterteil, dessen obere Wange mit einer dreifachen, zickzackförmigen Strichverzierung bedeckt war. An einer Seite des Halses, da wo er in das Unterteil übergeht, befindet sich eine kleine dicke Öse mit kleinem Schnurloch zwischen zwei ziemlich stark zwischen den Zickzacklinien hervortretenden Buckeln. Die Füllung bestand aus Asche, Holzkohlen und verbrannten Knochenresten. (Mittlere Bronzezeit?)

d) Aus der Nähe von Wesenstedt stammen auch noch folgende, von Reinboth gefundene Gegenstände, betreffs deren leider nicht bemerkt ist, ob sie mit einer der vorbeschriebenen Urnen zusammen gefunden worden sind. Ein bauchiger Topf[1] mit breitem Henkel, in seiner ganzen Anlage der Form der Urne No. 8 entsprechend, glatt, mit 7,25 cm weiter Öffnung, 11,5 cm Höhe, 13 cm grösstem Durchmesser und 4 cm Bodendurchmesser. Dieser Topf gleicht in der Form den Töpfen von Eilsdorf[2] aus der beginnenden Eisenzeit. Ferner ein 8 cm hohes doppeltkonisches, becherförmiges Gefäss[3] mit 7 cm Öffnungsweite, 4 cm Bodendurchmesser und 9 cm grösstem Durchmesser, dessen Ober- und Unterteil durch eine tiefe Kerbe geschieden werden, deren Ränder sich an zwei gegenüber gelegenen Stellen zu zwei Doppelwarzen verdicken, welche paarweise die Stelle von Ösen zu vertreten geeignet sind. Der obere Teil ist durch fünf, der untere durch zwei wagerecht laufende Schnurlinien verziert. Endlich ist noch eine glatte, aber ausserordentlich plump geformte Tasse[4] mit grossem, dickem Henkel zu erwähnen, fast 6 cm hoch, oben und in der Mitte 7 cm, am Boden 5 cm weit; ferner der sehr dürftige Rest einer bronzenen Fibula,[5] an dem sich keine besondere Form mehr erkennen lässt, und der Rest einer Perle[6] aus buntem Glasfluss (grün, gelb, rot und weiss), welche vielleicht in die frühe Eisenzeit gehört.

II.

Am Dienstag, 25. Mai 1847, fand der Kläuber Kegel beim Ausgraben von Dungerde auf der wüsten Dorfstätte Wesenstedt, auf dem sogenannten Höfchen zwischen dem Acker des Lohgerbers Lüdicke und seinem eigenen, eine Urne[7] von blass-ziegelroter Farbe, 11 cm Öffnungsweite, 16 cm Höhe, 14,5 cm Bauchdurchmesser und mit kugelförmig abgerundetem Boden, ohne allen Zierat. Der Hals erweitert sich nur wenig nach oben nach Art eines Stehkragens. Der Deckel,

[1] Pl. S. No. 32. [2] No. 27, 31 u. 79 (Zeitschr. des Harzvereins XXIX).
[3] Pl. S. No. 47. [4] Pl. S. No. 74. [5] Pl. S. No. 198. [6] Bei vorigem.
[7] Pl. S. No. 23.

welcher auf der Urne lag, ist zerbrochen und darum nicht mit eingeliefert. Das Gefäss dürfte einer verhältnismässig jungen Periode angehören. In der Urne befand sich Asche und eine Kugel aus Stein. (Vermutlich ein Kornquetscher; vgl. unter Erdeborn III das zu dem Fund in Böberts Garten Pl. S. No. 111 a und b Bemerkte.)

Ober-Wiederstedt (Mansfelder Gebirgskreis).

I.

Im September 1828 schreibt der Prediger Siebold in Ober-Wiederstedt:[1] „Wiederstedt ist wahrscheinlich schon in den ältesten Zeiten stark bewohnt gewesen. Das beweisen viele hier gefundene Urnen. Herr Philipp Adam von Hardenberg hat im Jahre 1765 ausdrücklich deswegen nachgraben lassen, und man hat auf dem Berge oder der Erhöhung zwischen dem Dorfe und der Kirche, wovon der höchste Hügel «Küphügel» genannt wird, zehn bis zwölf Urnen gefunden, noch in dem Zustande, in welchem sie dahin gesetzt worden waren. Dergleichen hat man auch noch an anderen Orten der hiesigen Feldmark gefunden. Herr Pastor Meinecke sagt in seinen historischen Nachrichten: «Ich habe auf dem Küphügel an zerbrochenen Stücken wenigstens 30 besondere Arten gesammelt.» Noch im Jahre 1826 wurden bei Gelegenheit einer Baumpflanzung an demselben Berge, näher der hiesigen Kirche, mehrere Urnen von verschiedener Grösse ausgegraben, wovon ich leider zu spät Kunde erhielt, nachdem fast alles zerbrochen war. Nur drei grössere Stücke habe ich davon gerettet. Sie haben fast die Gestalt tiefer Schüsseln mittlerer Grösse, wie sie unsere Töpfer für die Landleute zu verfertigen pflegen. Auch befinden sich in der hiesigen Pfarrwohnung noch Scherben von einer grossen Urne, die so gross gewesen sein mag, dass man sie wohl kaum mit einem halben Scheffel Korn hätte füllen können."

Dass aber damit der Reichtum des Küphügels an Urnen bei weitem noch nicht erschöpft gewesen ist, beweisen die Mitteilungen, die mir am 13. April 1898 gemacht wurden, als ich in Gemeinschaft mit dem Ortspfarrer, Herrn Pastor Koetteritz, den Küphügel besuchte. Zunächst wurde festgestellt, dass der Küphügel sich zusammen mit dem Kirchberge innerhalb der Thalerweiterung, die den Zusammenfluss der Ölgrund mit der Wipper ermöglicht, erhebt und früher beträchtlich höher gewesen ist als heutzutage. Der bei weitem grösste Teil dieses

[1] Rosenkranz, Neue Zeitschrift für die Gesch. der germanischen Völker, Halle 1832, I, 2, S. 66 u. 67.

Hügels ist nämlich aus verschiedenen Gründen, namentlich um Erdreich zur Beschüttung von Strassen und Wegen herzugeben, abgetragen worden, sodass nur innerhalb der Grenzen des Waltherschen Grundstücks, namentlich in dem Garten desselben, die ehemalige Höhe des Hügels erhalten zu sein scheint. Nach Angabe einer Anwohnerin, der Frau Lange, hatte der Küphügel früher durchweg die Höhe des Langeschen Gartens, sodass die Bewohner des südlich angrenzenden Grundstücks, wenn sie in ihrem früher viel höher gelegenen Garten standen, von unten gesehen, anscheinend auf dem Dache ihres davor gelegenen Wohnhauses standen. Auf dem Haupthügel aber stand früher noch ein kleinerer, erst in unserem Jahrhundert mit Linden umpflanzter Hügel, der der eigentliche Küphügel gewesen ist. Sowohl beim Abtragen des Erdreichs nach Süden und Osten zu, wie auch beim Bau von Wohnhäusern und der Aushebung von Fundamenten zu diesem Zwecke, ja auch beim Neubau der auf der etwas abgetragenen Höhe errichteten Schule sind sehr viel Urnen gefunden worden, von denen aber fast gar nichts erhalten geblieben ist. Einige vom Kirchberge herrührende Überreste zeigte mir Herr Pastor Koetteritz. Doch erzählte mir Frau Lange, dass sie beim Rigolen ihres an der Westseite des Hügels sich hinziehenden Grundstückes ausser grossen Urnen auch ein ovales, durch eine Zwischenwand in zwei Teile geschiedenes Gefäss von der Form einer Salzmeste gefunden habe, ein Fund, der insofern wichtig ist, als er beweist, dass Gefässe mit Zwischenwand keineswegs, wie man bisher in der Lausitz und in Berlin annahm, nur auf die Lausitz beschränkt gewesen sind, sondern bis in das Mansfeldische sich verbreitet haben. Bestätigt wurde dieses Ergebnis dadurch, dass ich gleich danach ein etwa 6 cm langes und 4 cm breites ovales Gefäss mit Scheidewand auf dem Kaminsims eines Zimmers in dem Schlosse des Freiherrn von Hardenberg entdeckte, woraus sich ergeben dürfte, dass Gefässe dieser Art ziemlich häufig in Ober-Wiederstedt gefunden sein müssen. Übrigens erzählte mir der Altsitzer Walther, dass er beim Bau der für ihn und seinen Sohn auf dem Küphügel errichteten Häuser mindestens 100 Urnen nebst Steinwaffen gefunden habe, deren schönste ihm vom Pastor Siebold abgenommen worden seien. Heutzutage ist leider gar nichts von diesen Funden mehr vorhanden.

Dasselbe Schicksal hat ein Fund an anderer Stelle der Flur von Ober-Wiederstedt gehabt. Wenn man von Hettstedt aus den Scheuberg, der auch Scheimberg genannt wird und eine noch deutlich erkennbare Wallburg gewesen ist, erstiegen hat und auf der Höhe

weiter nach Ober-Wiederstedt zu geht, so gelangt man zu der Saue, einer durch eine Anzahl Schieferhalden aus der Frühzeit des Bergbaues gekrönten Hochfläche. Hier ist von einem Bergmann, der eine dieser Halden „versenken“, d. h. die Schiefer in ein zu diesem Zwecke ausgehobenes tiefes Loch hineinwerfen und dann das gute Erdreich wieder darüber aufschütten wollte, beim Ausheben der Erde eine beträchtliche Anzahl von Urnen gefunden worden, von denen aber keine einzige erhalten, wie auch keine Beschreibung von ihnen überliefert ist.

II.

Als bei Ober-Wiederstedt zusammen gefunden, aber ohne genauere Angabe des Fundortes und des Finders, und schon darum von fraglicher Zeitstellung, sind in der Plümickeschen Sammlung folgende Gegenstände verzeichnet: Eine sehr grosse, 19 cm hohe, glatte, leider zerbrochene Urne [1] mit kesselförmigem Unterteil und sehr weiter Öffnung (24 cm). Grösster Durchmesser 27 cm. Der 0,75 cm hohe Rand ist aussen besonders aufgelegt. Sie ist ähnlich dem Eilsdorfer Gefäss No. 42 (Harzzeitschr. XXIX) aus der beginnenden Eisenzeit. In ihr lag ein thönerner Löffel [2] mit elliptisch geformter, 6,5 cm langer Schale und kurzem, dickem, 3 cm langem, vierkantigem Stiel, welcher an der einen Langseite befestigt war. — Ein 7 cm hoher, oben 7 cm, weiter unten 8 cm weiter, plump mit der Hand geformter Napf [3] mit henkelartiger, aber nur eine Schnur durchlassender Öse und überbiegendem Rande, der an seiner Aussenseite durch einen Reifen von Fingertupfen verziert ist. — Ein gehenkelter Topf [4] von der Form eines flachgedrückten Kruges, 10 cm oben, 11,5 cm im Unterteile und 4 cm im Boden weit, 7 cm hoch. Der stark entwickelte Henkel reicht vom Rande bis zur Hälfte des Unterteils, welches durch weit voneinander abstehende, von oben nach unten laufende, eingetiefte Wellenlinien verziert ist. Ihm gesellt sich eine kleine kesselförmige, weit geöffnete, 8,25 cm hohe Urne [5] mit zwei sich gegenüber liegenden Ösen, welche durch eine Doppelrille miteinander verbunden sind. Durchmesser der Öffnung 8,5, des Bauches 10, des Bodens 3 cm. — Eine noch vorhandene kleine Urne [6] ähnelt in ihrer Form und Grösse (8 cm hoch, oben 5,5, in der Mitte gegen 10 cm, im Boden 3,5 cm weit) sehr der oben beschriebenen No. 39, denn sie hat, wie diese, zwei sich gegenüber liegende Ösen, die durch ein vierfaches Rillenband verbunden sind;

[1] Pl. S. No. 13. [2] Pl. S. No. 181. [3] Pl. S. No. 25. [4] Pl. S. No. 37.
[5] Pl. S. No. 39. [6] Pl. S. No. 50.

nur ist auch der stärker ausgerundete Bauch durch immer je drei geradlinige Rillen, welche im Zickzack angeordnet sind, verziert. Zu dem Funde gehört auch noch ein kleiner, glatter, plumper Topf[1] mit grossem Henkel und eckigen Verhältnissen, oben 8, weiter unten 9,5 und im Boden 6 cm weit, von 7 cm Höhe. (Vgl. Vorgeschichtl. Altert. d. Pr. S. IX, S. 9.)

Während nun No. 37 und 39 ganz unverkennbar ostgermanischen oder Lausitzer Typus (etwa 500 v. Chr.) haben, No. 50 dagegen schon mehr der La Tènezeit angehören dürfte (vgl. Behla, Urnenfriedhöfe der L., Taf. I, No. 1), zeigt ein mit ihnen zusammen gefundenes fassähnliches Töpfchen[2] von 5,5 cm Höhe und 5 cm Weite oben und unten, wogegen der Mittendurchmesser 6 cm beträgt, auf eine viel ältere Zeit. Die Mitte des Fässchens und die Mitte der unteren Hälfte umgürtet nämlich je ein Strichband, in welches, anscheinend mit Gips, ein Fischgrätenmuster eingelegt ist. Das die Mitte umgürtende Strichband wird durch zwei sich gegenüber stehende Griffzungen unterbrochen, deren jede zwei kleine Löcher hat, um eine dünne Schnur oder Sehne hindurchziehen zu können, sodass man sie auch als Doppelösen bezeichnen könnte. Vielleicht diente das Gefäss als ein an Schnüren schwebendes Lichtfässchen. Ein ganz ähnliches Gefäss, nur wenig grösser und noch reicher durch Linien aus Stichpunkten verziert, enthält die v. Kerssenbrocksche Sammlung (No. 43 derselben), doch sind hier die Doppelösen vollständig als solche ausgebildet, derart, dass immer zwei durchbohrte Griffzungen unmittelbar nebeneinander aus der Wange des Gefässes hervorstehen. Wenn nun auch die Eigentümlichkeiten des Fässchens auf die jüngere Steinzeit weisen, so kann sich doch diese Art der Herstellung oder auch das Gefäss selbst bis auf die jüngste Bronzezeit forterhalten haben, auf welche die übrigen Gefässformen deuten.

III.

In der Flur von Ober-Wiederstedt — genauer ist die Örtlichkeit nicht angegeben — ist eine im oberen Teile stark beschädigte, aber dennoch bezüglich ihrer Form sicher bestimmbare Amphora[3] gefunden, welche einen fast kugelförmigen, nur etwas nach oben gezogenen Bauch hat, aus welchem sich ziemlich steil ein hoher Hals erhebt, der mit dem Bauche noch durch zwei dicke, sich gegenüber stehende Ösen verbunden ist bezw. war, da die eine Öse weggebrochen ist. Man kann das Gefäss also zu den sogenannten Kugelflaschen

[1] Pl. S. No. 41. [2] Pl. S. No. 38. [3] Pl. S. No. 20.

rechnen. Sowohl der sanft konvergierende Hals ist in seiner ganzen Höhe, wie ein bis zum Rande erhaltenes Stück zeigt, mit rautenförmig in Feldern gegliederter Dreieck-Stichverzierung geschmückt, als auch der obere Teil des Bauches unterhalb der Ösen, welcher von einer diademartigen Zierleiste umgeben ist, deren oberen Rand eine Doppelreihe nebeneinander gesetzter kleiner Dreiecke bildet, die mit einer gleichen, den unteren Rand bildenden einfachen Reihe solcher Dreiecke durch aufgemalte (?) senkrechte Linien verbunden sind. Auch Scherben von verschiedenen kleineren Gefässen, zum Teil mit derselben fransenartigen Verzierung, liegen darin. Die Höhe des Gefässes beträgt 21 cm, der Durchmesser des Kugelbauches 17,5, die Höhe des Halses 6 cm. In dieser Kugelflasche lag ausserdem ein beschädigter, an der Spitze abgebrochener, aber noch immer 17 cm langer Hammer aus Hirschhorn mit 1,5 cm weitem Bohrloch.[1] Die Form des Gefässes dürfte einer der letzten Perioden der jüngeren Steinzeit, dem sogenannten Bernburger Typus angehören.[2]

IV.

Auf dem Berge nördlich vom Armenhause zu Ober-Wiederstedt, und zwar auf der Kuppe des Berges, fand der Hütteninvalide Heidenreich im Jahre 1841 beim Ausgraben eines Baumloches etwa einen Fuss tief eine glatte, 15 cm hohe, weitgeöffnete Urne[3] mit ziemlich kurzem, senkrecht sich erhebendem Halse. Obere Weite 18 cm, Mittelweite 21 cm, Bodendurchmesser 11 cm. In der Urne war etwas lockere Asche, sonst nichts. Auf der Urne lag ein Deckel, der mit der Höhlung nach innen gelegt war, nach Aussage des Finders wie ein Suppenteller in eine Terrine, aber durch die Lettenhaue entzweigehauen wurde. Die Stücke hat der Finder liegen lassen.

V.

Zu Ober-Wiederstedt wurde am 17. November 1766 am Scheiffenberge ein Napf[4] von 21,5 cm Öffnungs-, 9 cm Bodendurchmesser und 8,5 cm Höhe gefunden; leider ist nicht näher angegeben, unter welchen Umständen. Er sieht auf den ersten Blick ziemlich modern aus, ist aber in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Erstlich trägt er an der Innenseite dicht unter dem Rande eine Doppelreihe von kleinen, fast nur punktgrossen Vertiefungen, die auch auf der Aussenseite der dicht

[1] Pl. S. No. 128.
[2] Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellsch. 1895, Bd. XXVII, S. 557.
[3] Pl. S. No. 11.
[4] Das Gefäss trägt bis jetzt keine Nummer, ist auch im Katalog nicht verzeichnet.

unter dem Aussenrande als doppelte Griffzunge auftretenden Doppelöse wiederkehren, sodass eine einfache Punktreihe jedes Loch umgiebt. Ausserdem sind auf der Aussenwange in ziemlich gleich bemessenen Abständen von einander, und auch gleich weit vom Rande und vom Boden entfernt, neun eingetiefte Kreuze verteilt, welche ganz den einfachen Kreuzen mit Querriegeln an den Schenkelenden auf frühmittelalterlichen Glocken gleichen. Da aber derartige Kreuze auf zweifellos neolithischen Thongefässen auch sonst nachgewiesen sind[1] (bei Hohenturm unweit Halle und bei Hornsömmern), so ist an der Zugehörigkeit unseres Gefässes zu den Erzeugnissen der jüngeren Steinzeit nicht zu zweifeln. In dem Napfe befand sich ein noch vorhandener röhrenförmiger Feuerstein, einem Belemniten ähnelnd.

VI.

In der Eisleber Altertümer-Sammlung befindet sich ein bei Ober-Wiederstedt — eine nähere Ortsangabe fehlt — gehobener, von Pastor Wettler in Quenstedt geschenkter, geschlossener Fund, welcher aus einer Urne, einem eisernen Messerschärfer und Feuerstahl (?), einem eisernen Messer und einem Wetzstein besteht, welche letzteren sämtlich in der Urne lagen.

Die Urne[2] ist 13,5 cm hoch, hat 22 cm Öffnungs- und ebensoviel Bauchdurchmesser, wogegen der des Bodens etwa 9 cm beträgt. Der leicht nach innen gebogene, senkrecht aufsteigende halsartige Oberteil hat 4,5 cm Höhe; auf dem Umbruch des Bauches erscheint eine fast 1 cm grosse halbkugelförmige Vertiefung zwischen zwei kleineren, halb so grossen Gruben. Vom Boden aus erstrecken sich, fingerförmig ausgespreizt nach Art der Kelchblätter einer Blume, nach dem Bauchumbruche zu, ohne ihn ganz zu erreichen, eine Anzahl finger- oder zungenförmiger Vertiefungen, ähnlich denen einer Napfkuchenform. Die Farbe ist aussen schwarz.

In dieser Urne lagen und sind noch vorhanden ein zerbrochener kleiner Wetzstein aus sandigem Kalkstein in Form einer abgestumpften Pyramide[3] und ein aus zwei mit Ösen versehenen, eisernen Anhängern bestehender Messerschärfer nebst Feuerstahl (?),[4] der im Katalog fälschlich als Pferdezierat bezeichnet ist. Der erstere hat eine ringförmige Öse von 2,5 cm Durchmesser, verjüngten Schaft mit schaufelartigem, 2 cm breitem Ende und ist 8,5 cm lang; der letztere ist 7 cm lang, durchschnittlich 1 cm breit und hat eine durch Umbiegung des Eisenblechs

---

[1] Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen, IX. Heft, S. 4 u. 5.
[2] V. S. No. 425. [3] V. S. No. 427. [4] V. S. No. 426a. b.

hergestellte Öse. Dazu kommt noch ein eisernes Messer[1] von 17 cm Länge, 1,5 cm grösster Breite mit gerade verlaufender, nur bis zu 0,5 cm starker Klinge.

Der ganze Fund gehört der Zeit der Völkerwanderung an.

VII.

Im Jahre 1841 erhielt der Thüringisch-Sächsische Verein in Halle von dem Kaufmann Danneberg in Egeln eine vorzüglich erhaltene römische Silbermünze geschenkt, welche bei Ober-Wiederstedt in der Nähe von Hettstedt gefunden worden war. Die Münze zeigt einen jugendlich lockigen Kopf (ohne Lorbeeren) mit der Umschrift: AVRELIVS CAE — SAR AVG PII F. Auf der Kehrseite steht Minerva mit Helm, Lanze und Schild, linkshin blickend. Aufschrift: TR POT II. COS II. Hiernach wurde als Entstehungszeit der Münze das Jahr 148 n. Chr. G. bestimmt. Die Münze wurde in einem Sandhügel gefunden, in einer Höhlung, aus welcher kurz zuvor eine schön erhaltene, mit Knochen und Asche gefüllte, graue, einfach verzierte, 5 Zoll (also ungefähr 13 cm) hohe und 7 Zoll (18,5 cm) weite Urne mit spitzem Boden und weitem Bauch weggenommen war. Über den Verbleib dieser Urne wird nichts berichtet.[2]

VIII.

Schon aus dem Mitgeteilten ergiebt sich, dass die Gegend von Ober-Wiederstedt und das ganze Wipperthal ausserordentlich reich an vorgeschichtlichen Altertümern gewesen sein muss. Noch mehr wird dieser Eindruck verstärkt, wenn wir einem Berichte des Privatgelehrten Ahrens zu Hettstedt[3] anlässlich der Übersendung einiger Urnen an den Thüringisch-Sächsischen Verein in Halle folgende Stelle entnehmen: „Die Arbeiter (des Amtmanns Reisner) stiessen (auf der „Plantage", als sie nach Düngererde gruben) in einer Tiefe von 5—6 Fuss auf eine Höhlung, in welcher nach einigen dreissig, nach anderen aber neunzig Urnen von verschiedener Grösse und Gestalt beieinander gestanden haben sollen. Die Arbeiter, welche sich selbst überlassen waren, zerschlugen sie sämtlich in dem gewöhnlichen Wahne, Geld oder andere Schätze darin zu finden, in Scherben, die mit der Erde auf den Acker gefahren und untergepflügt wurden, und so verschwand spurlos dieser herrliche Fund auf immer; zu spät kam Herr Amtmann Reisner hinzu,

[1] V. S. No. 428.

[2] Neue Mitteil. des Thür.-Sächs. Ver. V, 4, S. 142.

[3] Neue Mitteil. des Thür.-Sächs. Ver. II, 4, S. 624 u. 625. Halle 1835.

welcher eine einzige Urne rettete. — Nach Aussage der Arbeiter sollen sich in mancher der grösseren Urnen 1—7 Stück kleinere befunden haben; auch fand sich dabei noch ein zertrümmerter Menschenschädel, in dessen einem Stück Asche und Bruchstücke von sehr dünn gearbeiteten kleinen bronzenen Ringen lagen.

Um Düngererde zu gewinnen, wurde auch auf dem sogenannten Galgberge daselbst nachgegraben. Man stiess hier auf ein mit schweren Steinen ausgesetztes dreifächeriges Heidengrab, welches 8 Fuss lang, 3 Fuss hoch und 2,5 Fuss breit war. In der südlichen Kammer befanden sich Scherben, Knochen, ein kleines wulstartiges Gefäss und eine Streitaxt. In der nördlichen eine Urne, in welcher Zähne, ein kleines becherförmiges Gefäss und zwei Streitäxte lagen. In der mittleren waren nur kleinere Scherben und Knochen. Am Schlusse wird bemerkt: „Genauere Untersuchnug verdienten wohl vor anderen Stellen der Küphügel, der Galgberg und die Schramhöhe.

Im Jahre 1837 berichten die Neuen Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins:[1] „Herr Ahrens zu Hettstedt sandte mehrere bei Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld gefundene Urnen etc. ein; dabei befand sich ein unten wie ein Sieb durchlöchertes, oben aber nicht durchlöchertes irdenes Gefäss in Form eines Zuckerhutes, das als eine besondere Merkwürdigkeit der Vereinssammlung sich auszeichnet." Es scheint eine thönerne Trommel gemeint zu sein.

Wormsleben (Mansfelder Seekreis).

I.

Im Jahre 1881 oder 1882 wurde auf dem Dreihügel-Berge bei Wormsleben eine schiefwinkelig gesetzte Steinkiste gefunden, aus buntem (blauem) Sandstein gebaut und mit einem Kohlensandsteinblock gedeckt, welcher ungefähr 200 Centner schwer war und nach dem Sprengen eine volle Rute Steine lieferte. Die Kiste selbst war 1,60 m lang und 1,20 m breit. In dem Grabe lagen drei Skelette; ausserdem standen darin zwei Urnen ohne Asche.

Die grössere Urne[2] hat ein napfförmiges Unterteil, welchem ein durch scharfen Bauchumbruch mit ihm verbundenes Oberteil entspricht, aus welchem sich steil ein langer, nur wenig zusammengezogener Hals erhebt. Da wo der Hals aus dem Oberteil heraustritt, sind in gleichbemessenen Abständen vier Ösen angebracht. Aus dem Bauchumbruche treten überdies seitwärts unterhalb der Ösen vier zungenartige Vorsprünge hervor. Die Gesamthöhe der Urne ist 13,5 cm, die des Halses

[1] III, 2, S. 132. [2] V. S. No. 1507.

oberhalb der Ösen 5 cm. Der obere Durchmesser beträgt 6 cm, der des Bodens 5 cm, der des Bauchumbruchs (abgesehen von den noch weiter vorstehenden Ösen) 14 cm.

Das zweite Gefäss hat die Form einer gehenkelten Tasse.[1] Das Unterteil ist ziemlich kugelig abgerundet, auch der Bauchumbruch tritt scharf hervor; das obere Teil springt aber bald in scharfem Winkel ein, um sich als weiter Hals völlig aufrecht zu erheben. Vom Bauchumbruche bis 1,5 cm unter den Rand erstreckt sich ein rundlicher, ziemlich dicker Henkel. Gesamthöhe 8,75 cm, Höhe des Halsteils 3,5 cm, oberer Durchmesser 9 cm, Bodendurchmesser 4 cm, grösster Durchmesser am Umbruch 11 cm.

Nicht in der Steinkiste selbst, aber unweit von den eben beschriebenen Urnen, innerhalb einer Fläche, „nicht grösser als eine Stube,“ wurden von dem Geber des Fundes, dem Steinsetzer Eisfeldt in Unter-Rissdorf, noch folgende Gegenstände gefunden: ein Steinkeil aus Eisenkiesel,[2] 12,5 cm lang, oben 5, an der Schneide 7,5 cm breit und in der Mitte 3,5 cm dick; ferner eine Feuersteinpfeilspitze[3] und 2 kleine Feuersteinmesser.[4]

Ob auch ein bronzener, vielleicht kupferner Kelt[5] zu den dort gefundenen Gegenständen gehört, ist fraglich, da bei diesem Fundstücke im Verzeichnisse ein anderer Name, als der vorerwähnte, als der des Gebers beigeschrieben ist. Doch ist es wahrscheinlich, da er zur selben Zeit und von derselben Stelle eingeliefert worden ist. Er ist 15 cm lang, am schmalen Ende 2,5 cm, an der fast bogenförmigen, aber etwas beschädigten Schneide 6,5 cm breit und in der Mitte 2 cm dick, während das der Schneide entgegengesetzte Ende kaum 0,5 cm dick ist. Dieser meisselförmige Celt zeigt noch gar keine erhöhten Ränder, geschweige denn einen Ansatz zu Schaftlappen, gehört also in die älteste Bronzezeit, vielleicht auch beginnende Metallzeit.

II.

Im Jahre 1867 wurden von dem Ökonomen Schiefer jun. in einem nach Unter-Rissdorf zu gelegenen Mergellager bei Wormsleben folgende Gegenstände gefunden und der Vereinssammlung geschenkt:

1. eine 10,5 cm hohe, im unteren Teile fast kugelförmige beschädigte Urne[6] von 12,5 cm Öffnungs- und Bauchweite mit 5,5 cm Bodendurchmesser, deren oberer Teil ein 3 cm hoher, fast senkrecht aufsteigender, ein wenig nach innen gebogener und am Rande etwas ausladender

---

[1] V. S. No. 1508. [2] V. S. No. 1520. [3] V. S. No. 1522.
[4] V. S. No. 1523. [5] S. V. No. 1521. [6] V. S. No. 152.

Hals bildet, an dessen Verbindungslinie mit dem kesselförmigen Bauche sich zwei kleine rundliche Ösen gegenüberstehen. Verzierungen sind nicht daran befindlich.

2. Der kugelähnliche Unterteil eines becherförmigen Gefässes,[1] welches vom Boden bis zum Beginn des Halses 9 cm Höhe hat, bei einem Bodendurchmesser von 7,5 cm. Vom Halse ist nur ein 2,5 cm hohes Stück noch erhalten, welches aber in Verbindung mit dem eigenartig gestalteten Unterteile keinen Zweifel daran lässt, dass in diesem Gefässe ein Becher der jüngeren Steinzeit zu erkennen ist, zumal sowohl Bauch wie Hals teils mit schnurähnlichen Linienbändern, teils mit Gürteln von zickzackförmig angeordneten, je dreimal nebeneinander wiederholten Strichelchen nach Art des Eisleber Glockenbechers verziert ist.

3. Drei polierte, aber durch Brand ebenholzschwarz gebrannte Knochenpfriemen[2] von 9, 7,75 und 4 cm Länge.

4. Fünf Feuersteinmesser[3] von 8, 6, 5,5, 5,5 und 3 cm Länge mit teils abgerundeter, teils scharf zulaufender Spitze.

Besonders beachtenswert ist, dass auch verbranntes Getreide[4] mit diesen Gegenständen zusammen gefunden worden ist.

Aus demselben Mergellager wurden von demselben Geber später noch eine Urne und ein Steinkeil zur Sammlung eingeliefert.

Die Urne ist ein ziemlich dicker und plumper Topf,[5] welcher, wie der noch sichtbare Ansatz beweist, einen Henkel hatte. Die Oberfläche ist rauh, die Färbung gelblichgrau, beides infolge langjährigen Liegens in Asche. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 9,5, der des Bauches 11,5, der des Bodens 6 cm. Die Randfläche misst 2,5, die Gesamthöhe 9 cm; der grösste Bauchdurchmesser ist 4 cm vom Boden entfernt.

Der Steinkeil[6] besteht aus schwarzrötlichem Kieselschiefer und ist auf allen Flächen geschliffen. Die Schneide ist noch sehr scharf und gut erhalten. Seine Länge beträgt 7,5 cm; an der Schneide ist er 4,75, an der Bahn 2,5 cm breit und an der stärksten Stelle 1,75 cm dick.

Die Fundstücke dürften sämtlich der jüngeren Steinzeit angehören.

Zabenstedt (Mansfelder Seekreis).

I.

Vor mindestens 50 Jahren wurde 300 Schritt westlich von dem Dorfe Zabenstedt unterhalb der Seelöcher und „etwa 3 Fuss unter der

[1] V. S. No. 153. [2] V. S. No. 150 a–c [3] V. S. No. 151 a–e.
[4] V. S. No. 149. [5] V. S. No. 174. [6] V. S. No. 172.

Oberfläche im gewöhnlichen Lehmboden in einer mit schwarzer Erde angefüllten Vertiefung, deren es viele dort giebt", ein noch sehr gut erhaltenes und in der Plümickeschen Abteilung der Eisleber Sammlung aufbewahrtes kugelförmiges Gefäss[1] gefunden. Die Höhe des Gefässes beträgt 10, der Durchmesser der Öffnung 10,5, der des Bauches 13,5 cm. Die aus feinem Thon bestehende oder doch mit solchem überzogene, beinahe sandsteinartig aussehende Wandung hat grau-rötliche Färbung und zeigt ein ziemlich tiefeingeprägtes Bogenband, welches nach dem Boden zu in angelhakenförmige Krümmungen ausläuft. Die Spitze dieser Haken, ferner die Stelle, wo der Hakenschaft von dem Hauptbande sich abzweigt, und endlich auch die Mitte jedes zwischen zwei Haken nach der Öffnung sich hinaufziehenden Bogens sind durch Doppelreihen kleiner Grübchen verziert, deren Zahl verschieden ist. Ausserdem läuft dicht unter dem Rande an der Aussenwand eine ebensolche Grübchenreihe wie ein feiner Gürtel um das Gefäss, die nach den Gabelungen des Hauptbandes senkrecht verlaufende Grübchenreihen entsendet. Beigaben sind leider mit dem Gefässe nicht eingeliefert worden.

Darum verdient es Beachtung, dass ein diesem Zabenstedter ganz ähnliches, ebenfalls kugelförmiges, aber schon mit Warzen ausgestattetes Gefäss auf dem Boden der Solvayfabrik bei Bernburg a. S. gefunden und von Fischer sowohl besprochen wie auch abgebildet worden ist.[2] Es ist ebenfalls durch eingeritzte Bogenbänder verziert und enthielt zwei kastagnettenförmige Platten aus Muschel, zwei Armringe ebenfalls aus Muschel und gegen hundertachtzig perlenartige Stücke aus demselben Stoff. Fischer ist der Meinung, dass das Gefäss von einem Händler aus der Fremde an die Saale gebracht sein müsse, zumal schon das ungewöhnliche sandsteinartige Aussehen des Thones gegen Anfertigung hier zu Lande spreche. Er verweist auf ein gleichartiges in Brünn befindliches Gefäss, welches 1882 bei Kromau in Mähren gefunden worden ist, in oder bei welchem ebenfalls zwei Schalen, zwei Armringe und eine Anzahl Perlen, alles aus Muschelschale, dem Bernburger Fund ähnlich, lagen. Die Muschelsachen stammen nach dem Urteil Sachverständiger aus dem Roten Meer oder auch aus dem Indischen Ocean; die Voluten und Knöpfe an den Gefässen deuten nach Fischer auf Cypern. Nun irrt letzterer freilich, wenn er annimmt, dass es sonst keine Gefässe dieser Form weiter gebe. Denn ich habe Bruchstücke von solchen nicht

---

[1] Pl. S. No. 28. Von mir schon besprochen in den Mansfelder Blättern XII, S. 205 u. 206. Jahrg. 1898.

[2] Zeitschr. d. Harzver. XXIX, S. 570, Wernigerode 1896.

nur bei Tröbsdorf a. d. U., sondern auch bei Oberwiederstedt a. d. Wipper gefunden, und überdies besitzt auch das Provinzial-Museum in Halle einige derartige Gefässe aus Gerbstedt, ganz abgesehen von anderen Funden in Thüringen und namentlich am Rhein,[1] sodass man die Gefässe der Kugelform als einheimische Erzeugnisse anerkennen muss.

Wegen der ausserordentlichen Ähnlichkeit sei hier auch auf den Fund, bestehend aus einer Hirschhornaxt und einem Muschelschmuck aus Spondylus verwiesen, der oberhalb des Dorfes Reinsdorf a. U. am oberen Rande des Grundstücks der Zuckerfabrik Vitzenburg gemacht worden ist, dessen früher gegebene Beschreibung man unter der Überschrift Reinsdorf (Kr. Querfurt) in meinem Aufsatze über vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. U. (Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Halle a. S., O. Hendel, 1902, S. 112) vergleichen wolle.

II.

In der Flur Zabenstedt fand der dortige Gutsbesitzer Müller im Jahre 1872 „in einem Steingrabe“ — eine nähere Beschreibung fehlt leider — nicht weniger als neun thönerne Gefässe nebst einem „Ohrring“,[2] der aus einem ganz dünnen Bronzedraht besteht und welchem ein zweimal durchlochter Anhänger von noch zu bestimmendem Stoff beigegeben ist. Die Gefässe sind von sehr verschiedener Grösse und Form. Das grösste[3] ist eine Urne von 26 cm Höhe, 18,25 cm Öffnungs-, 23 cm Bauch- und 13 cm Bodendurchmesser. Sie erweitert sich vom Boden aus konisch bis zum Umbruch und geht dann in sanfter Krümmung in einen kurzen, etwas eingezogenen Hals über, zwischen welchem und dem Bauchumbruche drei breite, wohl mit einem Streichsteine nicht ganz ebenmässig bewirkte Kehlstreifen das Gefäss umgürten. Die Oberfläche des Randes ist durch Einkerbungen verziert, welche mit einem Hölzchen eingedrückt zu sein scheinen und in ziemlich gleichen Abständen wiederkehren. Eine zweite Urne[4] von 17,5 cm Höhe, 16 cm Öffnungs-, 18 cm Bauch- und 10,25 cm Bodendurchmesser zeigt eine typische Form bronzezeitlicher Gefässe in Gestalt eines nach unten und nach oben sich verjüngenden Doppelkegels und ist ohne jegliche Verzierung. Eine dritte erheblich kleinere, schwärzlichbraune Urne[5] hat ziemlich kugelige Form und einen hohen, lotrecht aufsteigenden, mässig

[1] Vergl. Mansfelder Blätter XII, S. 206, Eisleben, 1898.
[2] V. S. No 607. [3] V. S. No. 608.
[4] V. S. No. 610. Das als 609 bezeichnete Gefäss konnte nicht ermittelt werden.
[5] V. S. No. 612.

eingezogenen Hals, dessen Rand in einen Vorsprung ausläuft, welcher die Gestalt einer kleinen undurchbohrten Öse hat. Unterhalb des Halses ist der Bauch durch in wechselnder Richtung schräglautende, bis zum Boden streichende Rinnen verziert. Die Höhe des Gefässes beträgt 11, davon die des Halses 3,5 cm. Der Durchmesser der Öffnung misst 8,5, der des Bauches 12,5, der des Bodens 4,75 cm. Hierzu gesellt sich ein plumpgeformter, rauher Napf[1] von 7 cm Höhe, 15,5 cm Öffnungs- und 7 cm Bodendurchmesser. Der Rand legt sich schräg breit nach aussen; unter dem Rande ist das Gefäss fast halsähnlich eingezogen. Die Form ähnelt den Näpfen von Ober-Wiederstedt II[2] und Volkstedt II.[3]

Ferner ein kleiner schwarzbrauner Napf[4] mit einem bis zur Mitte der Wandung reichenden, verhältnismässig dicken und breiten Henkel. Durch den Henkel kann er auch als Tasse erscheinen. Die Höhe beträgt 2,5 cm; der Durchmesser der Öffnung misst 6,8, abgesehen von dem 1 cm weit vorstehenden Henkel; der des Bodens 2,3 cm. Auch No. 615[5] ist eine graue, niedrige Tasse mit grossem, breitem, fast bis zum Boden reichendem Henkel. In diesem Gefäss könnte man aber recht wohl auch einen zur Aufnahme eines in Unschlitt gesteckten Dochtes bestimmten Lichtnapf erblicken. Die Höhe beträgt nur 3,8 cm; der Durchmesser der Öffnung misst ohne Henkel 9,9 cm. Der Henkel steht etwas über 1 cm über den Rand seitwärts vor. Der Boden hat 3,9 cm Durchmesser. Ein beschädigtes, annähernd kesselförmiges Gefäss,[6] aus welchem ein Stück herausgebrochen ist, sieht gelbbraun aus, hat doppeltkonische Wandung und einen wenig hervortretenden Rand. Die Höhe beträgt 5,4 cm; der Durchmesser der Öffnung 6,5, der des Bauches 7,5, der des Bodens 2 cm. Die Kimme des Bauches liegt 3 cm über dem Boden. — Endlich ist noch zu nennen ein schwarzbrauner Topf[7] mit kugeligem Bauch, aus welchem ein mässig eingezogener, 2 cm hoher, oben mit einer Öse versehener Hals fast senkrecht aufsteigt, dessen Rand nur wenig nach aussen gestrichen ist. Den oberen Teil des Bauches bis zur Kimme nehmen zwei breite Kehlstreifen ein. Die Höhe beträgt 6 cm, der Durchmesser der Öffnung (ohne die Öse) 5,2, der des Bauches 6,2, der des Bodens 2,7 cm.

Sowohl der zu dem Funde gehörige bronzene Ohrring, wie auch die Form der Gefässe lässt keinen Zweifel darüber, dass der Fund der Bronzezeit angehört.

Eisleben. Hermann Grössler.

[1] V. S. No. 613. [2] Pl. S. No. 25. [3] V. S. No. 2078. [4] V. S. No. 614.
[5] V. S. No. 615. [6] V. S. No. 611. [7] V. S. No. 616.

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiet der sächsischen und thüringischen Länder.

Im 28. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel 1901 hat Herr E. Kluge einen Vortrag über die vorgeschichtlichen Wohnplätze der Umgegend von Arneburg veröffentlicht; es ist ein ansprechender Überblick für ein Laienpublikum über die Ergebnisse sorgfältiger Untersuchungen, die der kundige Verfasser seit Jahren in der Umgebung seines Wohnortes angestellt und schon in den Jahren 1890 und 1892 in den Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde mit Kartenskizzen und Abbildungen den Altertumsforschern vorgelegt hat. Er bespricht hier zunächst drei Wohnplätze der jüngeren Steinzeit, alle auf nach Süden geneigtem Terrain belegen; der Hinweis, dass die Bewohner Kelten gewesen seien, die die Wärme liebten, ist für die Altmark gewiss nicht zutreffend. Die Wohnstätten der ältesten La Tènezeit zeigen das eigentümliche Verhältnis, dass sie auf flachen, zum Teil künstlich angelegten Erhöhungen mitten in feuchtem, sumpfigem Terrain errichtet sind, während die zugehörigen Grabstätten (tumuli) einige hundert Meter entfernt auf höherem, trockenem Gelände liegen. In diesen La Tène-Wohnplätzen kamen mehrere muldenförmige Kornquetscher vor. Die Wohnplätze der mittleren und jüngsten La Tènezeit sowie die der römischen Kaiserzeit liegen ohne Ausnahme auf Flächen, die nach NW, N oder NO abfallen, also vor direkter Sonnenbestrahlung geschützt sind. Verfasser schliesst daraus, dass die Bewohner aus dem Norden eingewanderte Germanen gewesen seien, welche die Sonnenhitze nicht liebten. Endlich hat Herr Kluge auch drei wendische Wohnplätze gefunden; für diese war die unmittelbare Nähe des hohen Elbufers gewählt, und zwar die nach Süden geneigte Seite einer mit steilen Böschungen das Elbufer durchbrechenden Querschlucht. Zum Schluss teilt der Herr Verfasser noch einige Beobachtungen über die Anlage der Aschengruben in den verschiedenen Wohnplätzen mit und

erteilt aus seiner Erfahrung Ratschläge, wie man derartige Wohnplätze suchen soll: wenn gepflügt wird, soll man auf zu Tage tretende dunkle Stellen im Acker achten.

In der Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde in Jena, Bd. 11, H. 3, 1899, macht Dr. Compter in Apolda Mitteilungen über vier „Gräber", die daselbst beim Grundgraben zu einem Neubau an der Bahnhofstrasse aufgedeckt sind, in einer Stadtgegend, wo schon früher ähnliche Funde gemacht sind, ohne genau beobachtet zu werden. Die Gruben, die nach unten (im Lehm) weiter sind als oben, sind mit Asche, Kohlenbröckchen, Steinen, Tierknochen und Gefässscherben gefüllt; schon das macht mir den Eindruck, dass es sich um Wohngruben handelt, zumal ausdrücklich erwähnt wird, dass sich auch Bruchstücke von einseitig rot gebranntem Lehm mit Zweig- und Halmeindrücken, also Reste von Wohnungswänden, gefunden haben. Einige angekohlte Knochenreste sollen allerdings als menschliche festgestellt sein; bei dem geschilderten Thatbestand wird Zweifel gestattet sein; sicher ist, dass schon manche Berichte Leichenbrand gemeldet haben, wo es sich um kleine angekohlte Knochenstücke von Tieren handelte. Zwei unverbrannte Skelette von neugeborenen Kindern, die sich in einer Grube vorfanden, hält Herr Compter selbst für spätere Bestattungen. Die abgebildeten Gefässe und Scherben, rohe Ware mit Fingereindrücken verziert, lassen die La Tèneperiode erkennen; eine eiserne Klinge, die auf demselben Grundstück, aber nicht in einer der Gruben gefunden ist, 55 cm lang, ist leider nicht abgebildet; sie wird als „einschneidig" beschrieben, kann also von dem hallstättischen einschneidigen Typus herrühren und mit den Gruben gleichzeitig sein; sie kann auch eine jüngere Waffe (Scramasax) sein. Herr C. beschreibt darauf noch zwei andere Örtlichkeiten im Süden und im Westen der Stadt, die sehr ähnliche keramische Reste geliefert haben; die erste eine Wohnstätte, und nur 6—8 m davon eine Grabstätte mit zwei kreuzweis liegenden (unverbrannten) Skeletten; die zweite, eine durch Lehmgewinnung freigelegte und zerstörte Aschenschicht, angeblich ein Brandgräberfeld; sie enthielt Tierknochen von Rind, Ziege, Pferd, Schwein, Hund, Reh; auch angekohlte Menschenknochen und Lehm als Estrich und von Wohnungswänden; weder Steinwaffen, noch irgendwelche Metallsachen sind zum Vorschein gekommen; für die Archäologie bieten die Funde also nichts; wohl aber für die Besiedelungskunde. Die Beschaffenheit dieser dritten Fundstelle entspricht m. E. ebensowenig wie die der ersten einem Gräberfelde; bei Naundorf, 3 km von Apolda, hat Herr C. im Jahre

1893 acht Gräber derselben Periode aufgedeckt, dort fand sich in jedem eine Urne mit Asche, Knochenresten und dabei Bronzen; hier aber fehlt gerade das Charakteristische: die Urne und die Beigaben. Eine fachmännische Beobachtung der Abtragungen hat leider nicht stattgefunden. Befremdlich ist es, dass Herr C. sich Mühe giebt, die von Klopfleisch unterschiedenen Ornamente der neolithischen Periode an diesen ganz anders gearteten Topfresten einer viel jüngeren Periode nachzuweisen.

In Heft 4 derselben Zeitschrift veröffentlicht Herr Prof. Dr. Max Verworn Beiträge zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Der erste Beitrag beschreibt ein neolithisches Flachgrab ohne Steinsetzung, welches fünf Minuten südlich von Buttstädt in der Thongrube gefunden und glücklicherweise beachtet ist, nachdem schon mehrere Skelettgräber daselbst unbeachtet zerstört worden waren. Ganz besonders interessant ist die Schilderung durch die Abbildung des mitgefundenen Bechers, der seiner Form nach zu den Glockenbechern, seiner Verzierung nach zu den schnurkeramischen Bechern zu gehören scheint, dazu ein Armband von 35 Hundezähnen und ein Flintmesser; der Schädel, den der Herr Verfasser sorgfältig präpariert und konserviert hat, gehört einer Frau an, er ist stark dolichocephal und prognathisch. Der zweite Beitrag des Herrn Professor Verworn bespricht drei Kupferbeile Thüringens mit beigefügten Abbildungen. Das erste ist vor kurzem bei Auerstädt ausgepflügt und hat sehr primitive, steinbeilartige Form (Privatbesitz?); das andere, schon eleganter, befindet sich im Germanischen Museum zu Jena, sein thüringischer Fundort ist nicht näher bezeichnet. Das dritte, in demselben Museum aufbewahrte, ist auf dem Lerchenfeld bei Löbstedt unweit Jena gefunden und ist besonders dadurch interessant, weil mehrere kleine Stücke Kupferkies, mehrere Stücke Kupferschlacke, mehrere Stücke reinen ausgeschmolzenen Kupfers von unregelmässiger Form zu seiner Fundgemeinschaft gehören; Herr V. schliesst daraus, dass schon zur Zeit der Kupferbeile in Thüringen Kupfer aus hergeführten Kupfererzen verarbeitet worden sei und hält es für wahrscheinlich, dass das Rohmaterial den Kupfererzlagern des Harzes entstammt. Zweifellos erscheint mir die erste Schlussfolgerung nicht: Da das Flachbeil nach der Analyse etwas Silber enthält, die mitgefundenen Kupfergussstücke aber nicht, so möchte ich folgern, dass das Beil nicht dort gegossen ist, sondern lediglich als Rohmaterial — ebenso wie die geschmolzenen Kupferstücke und das Erz — hat verwendet werden sollen. Die Zeit, in welcher ein Giesser diese Sachen auf dem Lerchenfelde besessen hat, scheint mir durch die

ebenfalls mitgefundenen Bronzesachen: „Fibel mit Spirale“ (was für eine?), „bauchiges Gefäss mit flachen Längsrippen“ (ebenfalls nicht abgebildet), angedeutet zu sein. Ich kann nur vermuten, dass es sich um Gegenstände der römischen Periode handelt. Übrigens stammen diese Funde aus einer Wohnstätte (Hütte), wie die mitgefundenen „unregelmässigen Stücke von gebranntem Thon mit fingerdicken, cylindrischen Abdrücken“ beweisen.

In den Mansfelder Blättern, 15. Jahrgang, Eisleben 1901, bespricht Herr Prof. Dr. Grössler „einige in der Grafschaft Mansfeld gehobene Altertümer aus Kupfer oder zinnarmer Bronze“ mit Beifügung von zwei Lichtdrucktafeln. Zunächst giebt er eine neue Abbildung des Kupferdolches, der zusammen mit einem Glockenbecher auf dem Stadtberge bei Eisleben in einer Steinkiste gefunden und schon 1898 im 12. Jahrgang derselben Blätter nebst dem Becher abgebildet ist; diesmal ist die Abbildung um 0,5 cm grösser als die Naturgrösse von 10,5 cm. Die zweite Abbildung stellt eine Spiralbrillenfibel (ohne Nadel) unbekannter Herkunft dar; das Metall ist noch nicht analysiert; da es sich um einen Gegenstand der jüngeren Bronze- resp. Hallstattzeit handelt, ist eine Herstellung aus Kupfer oder zinnarmer Bronze nicht vorauszusetzen. Interessanter ist der dritte Fund „Urne und Kupferdolch von Höhnstedt“. In einem Steingrabe ist eine „glatte unverzierte Urne von Kesselform“ von 10,4 cm Höhe gefunden worden, darin lag eine (noch nicht analysierte) Lanzenspitze oder auch Dolch „von dünnem Kupferblech“ von 13 cm Länge. Irreführend ist die Abbildung, welche den Dolch in viel kleinerem Massstabe als das Gefäss darstellt, beide nebeneinander ohne Verhältniszahl[1]; auf einem Druckfehler beruht die Angabe, dass die „kleine Klinge höchstens 20 mm stark“ sein soll, gemeint sind 2 mm. Ob die Klinge wirklich „aus Blech gebildet“ (geschnitten?) oder ob sie gegossen ist, möchte man noch erfahren. Die Form des Gefässes erinnert stark an Formen des Rössen-Niersteiner Typus, z. B. solche von Naundorf bei Apolda und Gross-Gartach bei Heilbronn.

Wichtig ist der auf Tafel II abgebildete Fund aus der frühesten Metallzeit, drei Halsringe mit umgeschlagenen Enden, ein massiver Handgelenkring (offen), zwei säbelförmige Schleifennadeln und eine in eine Blechscheibe auslaufende Nadel; dieselben befanden sich

---

[1] Während der Korrektur erfahre ich, dass die beiden obengenannten Dolche auf den Tafeln XVII und XX dieser Jahresschrift in richtigem Verhältnis abgebildet sind.

in einer „Urne mit Asche und Knochenresten"; das Gefäss ist wieder nicht aufbewahrt, wie das bei Bronzedepots und Münzfunden leider gewöhnlich geschieht. Die Schmuckgegenstände enthalten alle weniger als $^1/_2$ % Zinn, sind also als Kupfersachen zu bezeichnen, die geringen Bestandteile von Blei, Eisen, Nickel, Arsen, Antimon, Zinn, Silber sind nicht absichtlich zugesetzt, sondern rühren von der Lagerstätte der Erze her, wie (nach Grösslers Gewährsmann) noch heute uralische Kupfererze derartige Beimengungen enthalten. Gefunden sind die Gegenstände beim Tiefpflügen in der unteren Aue bei Unterrissdorf.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf zwei Funde derartiger Ringe mit umgeschlagenen Enden aufmerksam machen, die ich in Privatsammlungen der hiesigen Gegend angetroffen habe. Die Hälfte eines solchen Ringes, in Langensteiner Flur gefunden, bewahrt Herr Amtsrat W. Rimpau in Langenstein auf; auf meine Veranlassung hat er das Metall in Halle untersuchen lassen und mir mitgeteilt, dass dasselbe nur 0,5 % Zinn enthält. Die Flur von Langenstein grenzt an die von Börnecke, in welcher 1897 vierzehn solcher Halsringe in einem groben Thongefässe ausgepflügt sind; von dem Gefässe ist nur der untere Teil erhalten. (Der Fund ist veröffentlicht von Voges in der Braunschweigischen Festschrift zum Anthropologenkongress 1898.) Aus derselben Gegend ist mir in diesem Jahre ein Fund von vier ebensolchen Halsringen, zwei Armspiralen von zehn und zwölf Windungen und zehn langen Spiralröhrchen bekannt geworden; das Depot befand sich südlich von Halberstadt zwischen Spiegelsberg und Clus, und die Gefässe, ein unverziertes und ein verzierter Gefässrest, sind diesmal glücklicherweise erhalten; ich hoffe den Fund im nächsten Heft dieser Jahresschrift zu veröffentlichen. Diese Halsringe sind besonders deshalb wichtig, weil ihr Vorkommen in Ägypten die Datierung möglich gemacht hat. Nach der verbesserten Chronologie der ägyptischen Dynastien sind sie dem 19. Jahrhundert v. Chr. zuzuweisen.

Im Jahrgang II der Mühlhäuser Geschichtsblätter giebt Herr Professor Dr. Heydenreich einen Überblick über das Archiv der Stadt Mühlhausen i. Thür., welcher auch die als zwölfte Abteilung des Archivs bestehende Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer mit umfasst. Es handelt sich meist um Einzelfunde, die von den zufälligen Besitzern geschenkt oder, was viel häufiger ist, nur „deponiert" sind. Neue Aufschlüsse können diese Einzelheiten nicht gewähren, sie können aber dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Besucher, namentlich derer, die mit Landbau zu thun haben, auf dergleichen Funde zu lenken. Wenn diese Leute dann zugleich belehrt

werden, dass sie nicht selbst diese Gegenstände aus der Erde reissen sollen, sondern in jedem Falle einen Mann benachrichtigen, der mit der nötigen Vorsicht und Beobachtung aller Umstände die Sachen zu heben versteht, so werden die ausgestellten Altertümer vielleicht auch noch der Archäologie von Nutzen sein. Bei einigen Gegenständen dürften vielleicht auch jetzt noch Fundort und Fundumstände genauer zu ermitteln sein; so wenn unter den steinzeitlichen Waffen Steinbeile mit Schaftloch und Pfeilspitzen aus der Umgegend von Magdeburg als deponiert aufgeführt werden; unter den steinzeitlichen Urnen „Graburnen“ aus derselben Gegend und von demselben Besitzer; unter den Gebrauchsgegenständen ein grosses Webegewicht von gebranntem Thon und Spinnwirtel derselben Herkunft, so möchte man doch wissen, ob von diesen Sachen nicht einige zusammen gefunden sind und ob der Herr Besitzer über die bei Magdeburg erschlossenen steinzeitlichen Gräber nicht noch einige brauchbare Nachrichten geben kann. Über drei abgebildete „Urnen aus der Bronzezeit, gefunden im Ölgraben bei Mühlhausen“ mit Skelettresten soll ein Bericht veröffentlicht werden; hoffentlich auch über das Flachgrab von Höngeda, von welchem nur der Kopf einer Bronzenadel, aber kein Gefäss eingeliefert zu sein scheint; mit grossem Interesse wird man dem angekündigten Bericht entgegensehen über die „von Menschenhand bearbeiteten Knochen diluvialer Säugetiere“, welche in einer Lössschicht bei Mühlhausen vier bis fünf Meter tief im Jahre 1901 gefunden sind.

Recht wehmütig wird man gestimmt, wenn man bei fast jedem Gegenstande die Bemerkung liest: „Deponiert von Herrn“ so und so. Wird es denn wirklich so schwer, solche Gegenstände einfach zu schenken! Dinge, die vereinzelt gar keinen Zweck und keinen Wert haben, höchstens als Kuriosa eine Zeitlang mitgeschleppt werden, bis sie eines Tages abhanden gekommen sind, die aber in einer öffentlichen Sammlung vereinigt ein kulturhistorisches Lehrmittel sind und der Allgemeinheit dienen. Ich weiss es aus eigener Erfahrung und dem Beispiele befreundeter Herren, dass solche Schenkungen recht nahe liegen und eigentlich selbstverständlich sind. Welcher einzelne Mensch hat denn ein Recht, den Nachlass unbekannter vergangener Geschlechter an sich zu nehmen und allein zu besitzen? Mögen unzulängliche Gesetze dem jeweiligen Ackerbesitzer ein Recht auf diesen Nachlass uralter Vorbevölkerungen einräumen; in Wirklichkeit und nach der Vernunft hat auch dieser kein Recht darauf; er hat die Dinge nie erworben und niemand hat sie ihm hinterlassen. Der Nachlass kann nur der Gesamtheit gehören, welche der ideale Rechtsnachfolger und Erbe

der früher hier lebenden Geschlechter ist. Möchte jeder, der solche Dinge der öffentlichen Betrachtung und wissenschaftlichen Benutzung entzieht, diesen Privatbesitz als einen Raub an der Gesamtheit empfinden! Er wird dann vielleicht seinen Besitztrieb lieber in unschädlicher Weise auf Postmarken oder auch Zwanzigmarkstücke richten, als gerade auf Dinge, die er der Öffentlichkeit schuldig ist.

Die Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 9, H. 3, Dessau 1902, bringen vier Aufsätze über Ausgrabungen und prähistorische Funde. Der erste ist ein Bericht des Herrn Kommissionsrat Kälber in Bernburg über „die Ausgrabung des Schneiderberges bei Baalberge.“ Da mein Aufsatz in dieser Jahresschrift denselben Gegenstand behandelt, brauche ich den Inhalt nicht mitzuteilen; als Abbildung ist der Umriss von einem Töpfchen und zwei spitzen Gegenständen beigefügt, deren Form mit den im Hügel gefundenen Gegenständen nichts gemein hat. Von Abbildungen muss man zum wenigsten verlangen, dass sie richtig sind. Photographien waren zu haben; ausserdem hat die illustrierte Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und heimatliches Leben, die unter dem Titel: „Unser Anhaltland“ ebenfalls in Dessau erscheint, zu einem Aufsatz von Kälber über diesen Hügel in No. 35 des Jahrgangs 1901 eine sehr gute Zeichnung des Dolches, sowie die Ansichten vom Hügel und von dem grossen Steinplattengrabe gebracht, Anschauungsmittel, durch welche sie unsere Jahresschrift übertroffen hat. Der Herausgeber war also in der Lage, Besseres zu bringen und muss den Vorwurf tragen, dass er die Mitglieder des Vereins durch diese Abbildungen schlecht unterrichtet hat. Die beiden ausserdem noch beigegebenen Skizzen von einem Stein, der mit Inschrift versehen in demselben Hügel gefunden sein soll, nötigen mich, auch auf diesen Gegenstand mit einigen Worten einzugehen, damit nicht der Glaube entsteht, ich hätte in meiner Beschreibung einen so wichtigen Fund vergessen. Der Stein war nach meiner Abreise gehoben worden, er gehörte zu einer Steinpackung; die Photographie hat mir vorgelegen; in den vermeintlichen Schriftzeichen vermochte ich Runen nicht zu erkennen; auch der englische Runenkenner, Herr R. A. Stewart Macalister, nicht; da letzterer Zweifel aussprach, ob es sich überhaupt um künstliche Zeichen handelte, so entschloss ich mich, um meinen Aufsatz beendigen zu können, zu einer Reise nach Bernburg, um den Stein zu besichtigen der glücklicherweise nicht wieder vergraben worden war. Es zeigte sich, dass die auffälligen geraden Rillen nicht von Menschenhand eingehauen, sondern natürliche Bildungen sind; der Stein ist ein kieseliger

Sandstein der Braunkohlenformation, welcher bei seiner Bildung schilfartige Pflanzen eingeschlossen hat und darum mit geradlinigen dünnen Röhren durchsetzt ist; — dieselbe Erscheinung, welche bei mehreren Monolithen, z. B. der sog. Speckseite bei Aschersleben, die Möglichkeit gewährt, eiserne Nägel in den Stein zu treiben. — Dadurch, dass in alter Zeit ein ziemlich ebenes Stück von diesem Stein abgespaltet war, ist eine Anzahl jener Röhren freigelegt und als offene Rillen auf der Fläche des Steines sichtbar geworden. Der vermeintliche weisse Anstrich ist Kalksinterung. Ich hatte demnach keinen Grund, die Auffindung dieses Steines in meinem Aufsatz zu erwähnen.

Eine zweite Mitteilung ist von Herrn Archivrat Dr. Wäschke und betrifft den Fund einer „Urne" in der Kiesgrube von Pfriemsdorf, südöstlich von Cöthen; nach der beigefügten Skizze scheint es sich um eine Terrine mit senkrechten Kanelierungen zu handeln — so wenigstens möchte ich die ohne Schattierung gegebenen Striche auffassen —; die Grösse des Gefässes ist nicht angegeben; angefüllt war es mit Sand. Seltsam berührt die Angabe, dass die näheren Erkundigungen nach den Fundumständen von zwei Fussjägern (Gendarmen) vorgenommen worden sind. Durch ein solches Verhör wird man nicht viel Sachgemässes erfahren, wohl aber andere Finder von Beachtung derartiger Funde abschrecken.

Der dritte Aufsatz — ebenfalls von Herrn Archivrat Wäschke — bespricht ein in Zerbst gefundenes Skelett, das in Hockerstellung lag. Wie aus den mitgefundenen mittelalterlichen Topfresten (und noch jüngeren (?) Ziegelstücken), ebenso aus dem noch ziemlich frischen Zustand hervorgeht, gehört dasselbe dem Mittelalter, wenn nicht noch späterer Zeit an. Die Untersuchung des Schädels durch Herrn Dr. Fränkel liess ein an Körper und Geist defektes Individuum erkennen.

In dem vierten Aufsatz teilt Herr Wäschke aus dem Herzogl. Haus- und Staatsarchiv einen Bericht vom Jahre 1766 mit, welcher von einem bei Gross-Lübs (nordwestl. von Zerbst) gemachten prähistorischen Fund handelt. Es ist offenbar ein megalithisches Denkmal („etliche zwanzig sehr grosse Steine, so dichte bey einander lagen") zerstört worden und darunter sind menschliche Knochen, Urnenscherben, zwei Stücke Golddraht und eine „ledige Urne," welche umgekehrt unter einem Steine stand und bloss Sand enthielt, aufgefunden worden. Von dem Golddraht und der Urne hat der Finder Zeichnungen beigegeben, die mit abgedruckt sind. Das Gefäss, in unsicherer Kontur dargestellt, ist kugelförmig und hat einen kurzen senkrechten Hals; es dürfte eine Kugelamphora sein, wenn man annimmt, dass die Ösen durch Ungeschick

des Zeichners weggelassen sind; man könnte es ebensogut auch für ein bombenförmiges Gefäss der Bandkeramik halten, dessen Ösen oder Warzen weggelassen sind; aber diese Gefässe kommen in megalithischen Gräbern nicht vor. Übrigens ist auch ein ähnliches Gefäss ohne Ösen bekannt aus Uetersen bei Hamburg (Nachrichten 1891, S. 28) Von Verzierung hat der Zeichner keine Andeutung gegeben. Man wird diesen alten Fund immerhin als Beispiel für das Vorkommen von Gold in megalithischen Gräbern zu merken haben.

In dem Montagsbeiblatt zur Magdeburger Zeitung (Blätter für Handel, Gewerbe und soziales Leben) vom 14., 21., und 28. Oktober 1901 gab Herr Th. Nolte in Thale ausführlichen Bericht über einen durch Zufall gefundenen und in den Vorraum der Walpurgishalle beim Hexentanzplatz gebrachten „altheiligen Stein" von ca. 30 Centner Schwere, welcher oben eine beckenförmige Vertiefung aufweist, an der Seite nahe dieser Vertiefung ein eingehauenes Hakenkreuz (Svastika) von einer unregelmässig gezogenen Linie eingefasst, die vielleicht einen Kreis hat darstellen sollen; der linke Schenkel des Hakenkreuzes ist verlängert und reicht über die Umfassungslinie hinaus; auf dieser Seite der Figur sind noch zwei Zeichen eingehauen, ein Haken von der Form eines lateinischen V mit doppelt langem rechten Schenkel, und darunter ein schräger Strich, der diesem Schenkel parallel läuft.

Ich gebe diese Beschreibung nach meiner eigenen Anschauung; will auch im folgenden nicht die Ausführungen Noltes über Verbreitung und Bedeutung der Svastika oder über die Bedeutung der Örtlichkeit als Kultusstätte u. s. w. zum Gegenstand dieses Berichtes machen, sondern will die von Nolte und die von mir gesammelten Nachrichten über die Auffindung des Steins und des Zeichens möglichst genau wiedergeben.

Der Stein von 0,70 m Höhe, 2,25 m Länge, 1,20 m Breite stand ursprünglich in einer Gruppe grösserer Granitblöcke, die sich nahe beim sog. Sachsenwall (früher Teufelsmauer) 90 Schritt südöstlich vom Durchgangsweg durch den Wall noch jetzt befinden; er ist von dort nach der Walpurgishalle gebracht, weil Herr Baumeister Sehring in der Vorhalle einen Stein mit einer beckenartigen Vertiefung aufzustellen wünschte; ein Arbeiter, der mir den Hergang am 29. August 1901 erzählt hat, entdeckte ein solches Becken auf unserem Steine, als er, von einem zufälligen Antriebe geleitet, die Moosdecke desselben loslöste und in die Höhe hob. Obwohl schon ein anderer Stein mit weniger gut ausgebildeter Vertiefung in die Halle gebracht war, der noch weiter ausgemeisselt werden sollte, befahl der Bauführer, den besser geeigneten Block heranzuschaffen (so schreibt Herr N. jedenfalls richtig; ich hatte den Arbeiter

so verstanden, als ob Herr Sehring den Befehl gegeben hätte). Die Fortbewegung des Steins geschah auf Rollen gegen Abend. „Erst an Ort und Stelle, nachdem man ihn wieder umgekehrt und ihm seine nunmehrige Lage gegeben hatte, entdeckte man an der Seite uralte künstliche Zeichenvertiefungen.“ Eine Angabe, wann oder wie lange nach der Aufstellung man die Zeichen entdeckte, fehlt; auch mir konnte der Arbeiter nur die negative Angabe machen, dass er und die Mitarbeiter an jenem Abend nichts davon bemerkt haben; bei der Verwitterung und teilweisen Bedeckung mit festsitzendem kurzen Moos kann dies Übersehen nicht auffällig sein. Nun müssen nachträglich Zweifel an der Echtheit der Zeichen entstanden sein, denn Nolte verwahrt sich dagegen und erklärt, dass er für die Echtheit unbedingt einstehe; er beruft sich dabei auch auf mein Zeugnis, indem er anführt, dass ich sehr bald nach empfangener Benachrichtigung durch ihn hingekommen sei „und die Umgebung des Fundortes des Steines nach Aschenresten. Urnenscherben etc. untersucht“ habe. Letzteres ist richtig; Herr Nolte hatte mir am 13. Juli 1901 brieflich Mitteilung über die Auffindung des Steines gemacht und unter Beifügung einer Skizze zugleich im Auftrage des Herrn Prof. Hendrich mich über den etwaigen Sinn der Zeichen befragt. Ich hatte keinen Grund, an der Angabe zu zweifeln und reiste nach Thale, nur in der Absicht, den Boden zu untersuchen, ob sich Spuren einer Benutzung des Steines etwa zu Kultuszwecken finden liessen. Ich habe durch zwei Arbeiter, zu denen der Finder jenes Steins gehörte, am 29. August den Boden an der Fundstelle und an der ganzen Steingruppe entlang aufroden lassen; er bestand dort nur aus den gelben lehmartigen Verwitterungsprodukten des Granits ohne stärkere Humusdecke; man befand sich auch überall sehr bald auf dem Felsengrund; einige Vertiefungen desselben wurden ausgekratzt; es fand sich in der Umgebung der Steingruppe kein Stückchen Kohle oder Knochen oder Topfscherbe. Ich gab darauf den Auftrag, weiterhin nur die Stellen aufzugraben, wo sich dunkler Boden fände; dadurch gelang es an einer Stelle zwischen der Fundstelle und dem Steinwall, 24 Schritt von ersterer, 66 Schritt von letzterem entfernt in einer Tiefe von 45 cm unter dem ungestörten braunen Humusboden eine Brandstätte mit vielen Holzkohlen aufzudecken, dieselbe hat einen Durchmesser von 1,70 m West nach Ost, und 1,48 m Süd nach Nord, die Kohlenreste fanden sich in einer Schicht von 24 cm Dicke; von Knochen oder Scherben war auch hier keine Spur.

Während dieser Arbeiten habe ich mir auch die Walpurgishalle angesehen und die Figur auf dem Steine abgezeichnet. Dabei kam es

mir vor, als ob an einigen Stellen die eingehauene Rille nicht die natürliche Färbung des Steins hätte; ich machte Herrn Nolte darauf aufmerksam; der Mann im Billetschalter äusserte dazu, dass viele Besucher der Walpurgishalle ein Vergnügen darin fänden, die eiserne Zwinge ihrer Gebirgsstöcke in der Rille hin und her zu bewegen, vielleicht sei dadurch die von mir bemerkte Färbung entstanden. Ich hatte zu zweifeln gar keinen Grund und habe irgend eine Untersuchung nicht vorgenommen. Das Hakenkreuz kommt in der That in unserer Gegend vor und zwar, wie ich schon in meiner Antwort an Herrn Nolte geschrieben hatte, auf heimischen Thongefässen der römischen Kaiserzeit; Herr N. hätte also nicht schreiben dürfen, dass das Auftreten der Svastika bisher weder im Harzgebiet noch in der Provinz Sachsen und deren Umgebung nachgewiesen sei; ich erinnere an eine Terrine von Arneburg (Zeitschr. f. Ethnol. 1886, S. 310, Fig. 3), an ein Gefäss von Zahna (Mitt. aus dem Prov.-Mus. zu Halle II, Taf. I, Fig. 8) und an eine Mäanderurne von Gross-Kühnau in Anhalt (Mitt. für Anh. Gesch., Bd. 8, H. 1, S. 99). Ich war auch vollständig sicher in der Erwägung, dass man mich doch gewiss nicht um mein Urteil „über Wert und Bedeutung der eingeritzten Zeichen“ gefragt haben würde, wenn man das Symbol gekannt hätte, und meine auch heute noch, dass ein Moderner, der dem Stein durch Anbringung des Symbols den Schein des Uralt-Heiligen geben wollte, wahrscheinlich nicht eine bisher unbekannte Abänderung des symbolischen Zeichens (durch Verlängerung des einen Schenkels) vorgenommen haben würde und dass ein solcher gewiss auch lieber wirkliche Runen als diese drei Striche neben das Zeichen gesetzt haben würde.

Das waren und sind meine Schlussfolgerungen; eine Zeugenschaft für die Echtheit kann ich nicht übernehmen; der einzige, der das kann, ist der Baumeister Sehring, oder etwa sein Bauführer. Mögen diese Herren sich zur Sache erklären. Es wäre ja nichts dagegen zu sagen, wenn der Baumeister, der an der Walpurgishalle allerhand Mythologisches und Symbolisches anzubringen bemüht gewesen ist, auch jenen Steinblock mit einem heiligen Symbol versehen hätte, zumal derselbe eine Art Opferstein hat vorstellen sollen; aber ganz anders würde die Sache, wenn man gegen besseres Wissen die Vorstellung der Echtheit zu erwecken suchte oder, ohne zu widersprechen, dieselbe von anderen Leuten verbreiten liesse.

Berichtigend möchte ich der Darstellung des Herrn N. noch folgendes hinzufügen: Der Steinwall (sog. Sachsenwall) hat keinesfalls dazu gedient, das „Heiligtum“ (d. h. jene Steingruppe mit der Svastika) zu

schützen; er ist vielmehr auf dem Berghals errichtet, der die nördlich vorliegende Kuppe des Homberges mit dem Bergmassiv des Hexentanzplatzes verbindet. Die Kuppe des Homberges ist von einem Wall umgeben und hat als Wallburg gedient, die Steinmauer sollte demgemäss jene Burg gegen eine feindliche Annäherung vom Bergplateau her schützen und hat ganz die Stellung wie bei anderen Wallburgen der Halsgraben; seine senkrechte Seite ist deshalb auch dem Bergplateau des Hexentanzplatzes zugewandt. Demnach hätte das „Heiligtum" ausserhalb der Befestigung gelegen. Übrigens war die ursprüngliche Stellung des Steines nach bestimmter Angabe des Finders so, dass die Seite, welche das Hakenkreuz trägt, nicht dem offenen Platz zwischen Steingruppe und Steinwall zugewandt war, sondern den hinterliegenden Steinen zugekehrt, also versteckt. Von einer Kultusstätte war hier überhaupt nicht zu reden, da nicht die geringste Spur von einer solchen vorliegt.

Zu bemerken ist noch, dass eingehauene Zeichen auf ähnlichen Steinen in der Provinz Sachsen trotz der gegenteiligen Behauptung doch schon vorgekommen sind, z. B. auf einem hohen Sandsteinblock im sogenannten Eselstall zwischen Quedlinburg und Westerhausen (Neue Mitteilungen hist. antiq. Forschungen XI, Halle 1876, S. 504), ferner auf dem Hünenstein bei Nohra das Zeichen der sogenannten Wolfsangel (Bau- u. Kunstdenkmäler der Prov. Sachsen, H. 12, S. 177) und an der Mönchsklippe bei Schierke die Kontur eines Mönches.

In den Korrespondenzblättern des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen 1900 sind in No. 8 und 9 zwei interessante Aufsätze des Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. L. Pfeiffer in Weimar veröffentlicht. Der erste macht zunächst Angaben über das seit 1886 in Weimar aufgedeckte Merovingische Gräberfeld (zwischen dem Asbach, der Buttelstädter Strasse und dem Eisenbahndamm), welches erst seit 1893 wissenschaftlich beachtet und in seiner Bedeutung erkannt worden ist (durch A. Götze, vgl. Berliner Verhandlungen 1894, S. 49—54). Die erste sorgfältige Aufzeichnung der Gräber mit ihren Beigaben ist seitdem durch den Kustos des Städtischen Museums, Herrn Bürgerschullehrer Möller, erfolgt, welcher auch das letzte bis dahin unversehrt gebliebene Stück jener grösstenteils bebauten Fundstelle aufgegraben und 15 Gräber aufgefunden hat. Die Skelette sind alle mit dem Kopf nach Westen begraben; die Fundstücke dieser Ausgrabung sind in das Städtische Museum in Weimar gekommen, während eine reiche Sammlung früher gehobener Fundstücke in das Museum für Völkerkunde in Berlin gelangt ist; es handelt sich um Schmuck-

gegenstände wie Perlen, Fibeln, Kämme, Riemenzungen u. dgl. und um eiserne Gebrauchsgegenstände wie Beile (Franziska), Schwerter (Spatha), Schnallen, Messer, Schlüssel, Schildbeschläge, Dolche, Scheren. Hoffentlich wird einmal eine zusammenfassende Veröffentlichung aller dieser Funde, die für die Geschichte Weimars von der grössten Bedeutung sind, erfolgen. Wenn es mir und gewiss vielen anderen, welche die Quellen über den Untergang des thüringischen Königreichs sorgfältig verglichen haben, längst klar war, dass der Kampf um Burgscheidungen und die ganze grossartige Beteiligung der Sachsen an dem Kriege der Franken gegen die Thüringer 531 lediglich poetische Fiktion ist (erst im 9. und 10. Jahrhundert aus den Liedern der Sänger in sächsische Geschichtsquellen aufgenommen); so ist uns doch erst durch diese wahrhaft königlichen Bestattungen des 5. und 6. Jahrhunderts in Weimar der Ort gezeigt worden, wo in Wahrheit der Königshof Hermanfrieds zu suchen ist, und wo die Gebäude gestanden haben, deren Untergang die thüringische Königstochter Radegunde in so rührenden Worten beweinte.

Das Hauptthema des ersten Aufsatzes bildet ein aus jenen Gräbern gehobenes und sorgfältig abgegossenes Skelett eines weiblichen Kindes, welches die krankhaften Bildungen des Wasserkopfes und der linksseitigen Ausbiegung der Wirbelsäule aufweist; ausserdem wird das Skelett eines normal gebildeten Kriegers von 171 cm Höhe beschrieben, an dessen rechter Hand eine eiserne Wurfaxt mit Resten des Stiels von Espenholz gefunden wurde. Von beiden Skeletten sind deutliche Abbildungen gegeben.

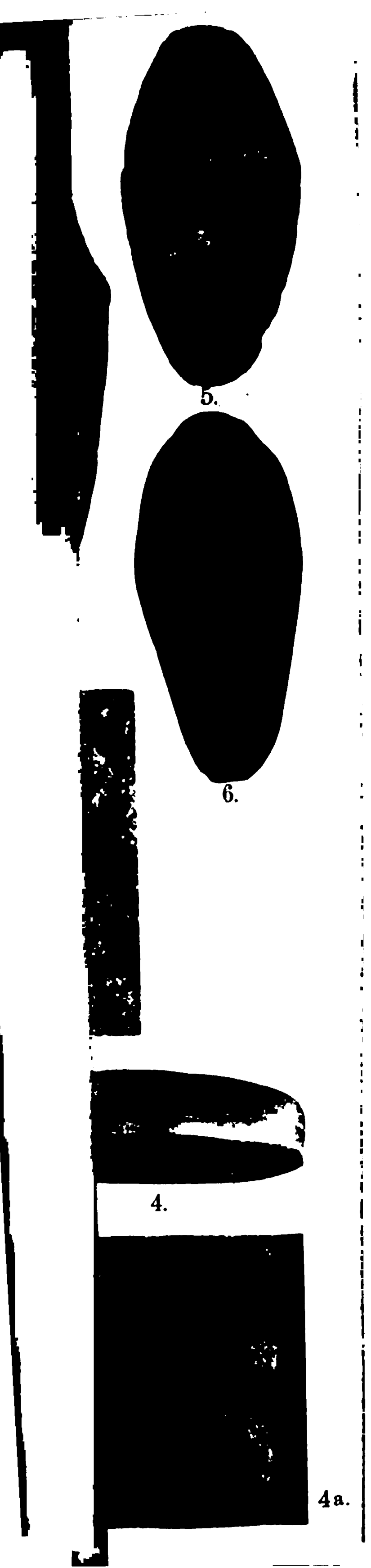
In dem zweiten Aufsatz (No. 9) macht Herr Dr. Pfeiffer zuerst Angaben über mehrere Skelette mit gut geheilten Beinbrüchen oder krankhaften Bildungen und giebt dann die genaue Beschreibung eines steinzeitlichen Hockerskeletts aus einem umfangreichen Hügel bei Kalbsrieth, der im August des Jahres 1901 von Herrn Kustos Möller sorgfältig aufgedeckt ist und etwa hundert Bestattungen enthalten hat. Eine Veröffentlichung über diese interessante Ausgrabung, welche auf dem Grunde neolithische Gräber (mehrere mit Schnurkeramik, eins mit Kugelamphoren), darüber eine Schicht mit vielen Skelett- und Sarggräbern der jüngeren Bronzezeit, auch einige hallstättische Brandgräber und über diesen frühchristliche Reihengräber ergeben hat, wird von Herrn Möller, laut brieflicher Mitteilung desselben, vorbereitet. Das hier besprochene und abgebildete Hockerskelett, das zusammen mit Kugelamphoren, offenen Amphoren und einem scharfkantigen Feuersteinbeil von rechteckigem Querschnitt in

einer Steinkammer gefunden ist, stammt von einem etwa 36jährigen Manne und zeigt am Schädel drei Narben, zwei sind linienartig glatte Rinnen, die nebeneinander auf dem rechten Seitenwandbein liegen, die dritte eine trichterförmig vertiefte Schädelverletzung, vielleicht von der Ecke eines Steinbeils herrührend (nicht Trepanation); sie hat die innere Schädeldachseite nicht durchbrochen, war nicht tödlich und ist gut ausgeheilt. Bei dem Skelett von etwa 1,68 m Länge befanden sich Reste eines etwa zweijährigen Kindes, auch Knochen von einem Schweine. Sehr wertvoll ist die beschriebene Konservierungsmethode mittels Gipsabguss.

P. Höfer.

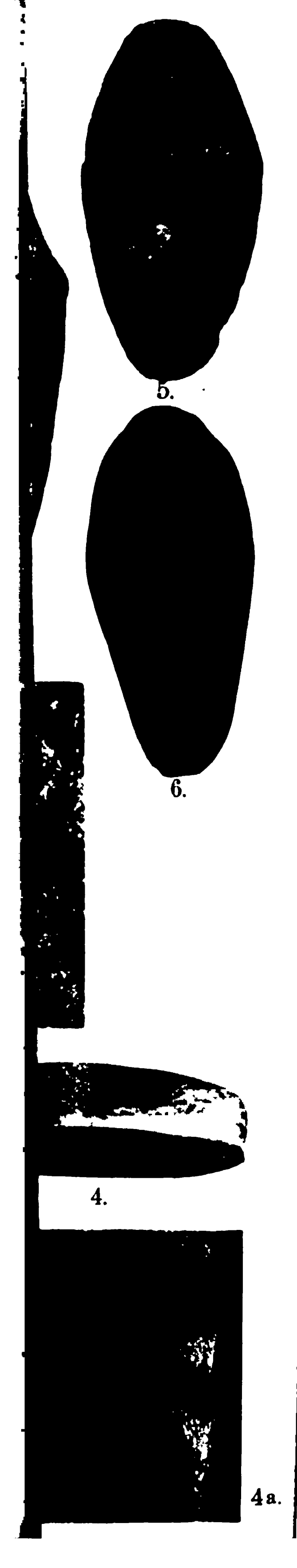
Inhalt.

Halle a. S.
Druck von Otto Hendel.



5.
6.
4.
4a.

Halle a. S.
Druck von Otto Hendel.

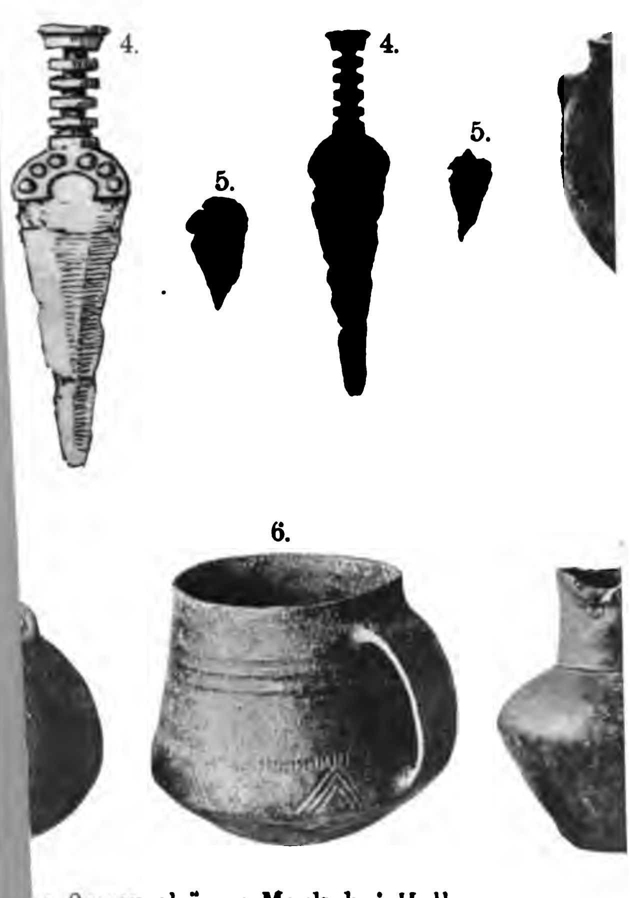

5.
6.
4.
4a.

VOI

er

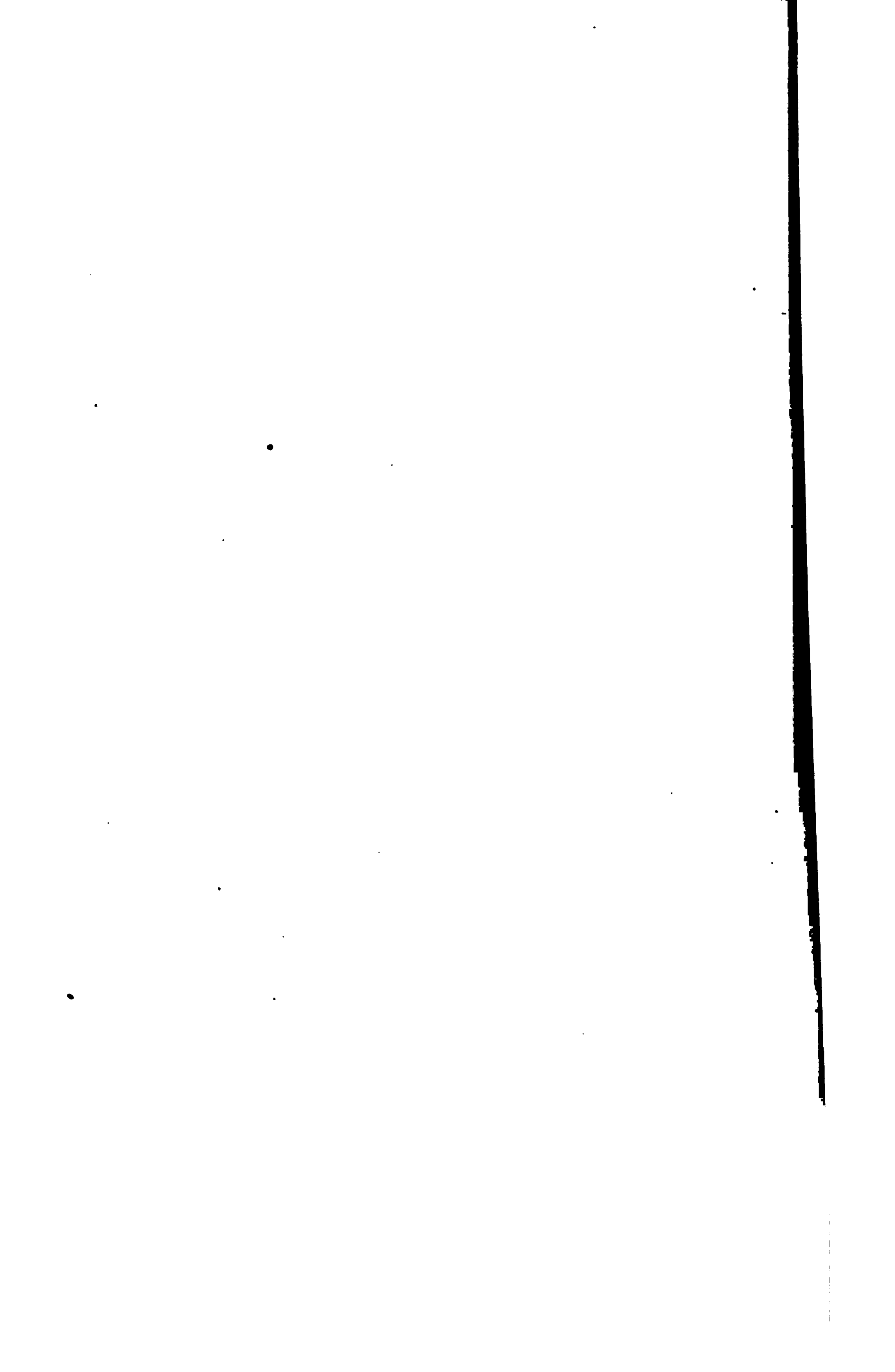
von Baalberge bei Bernburg.

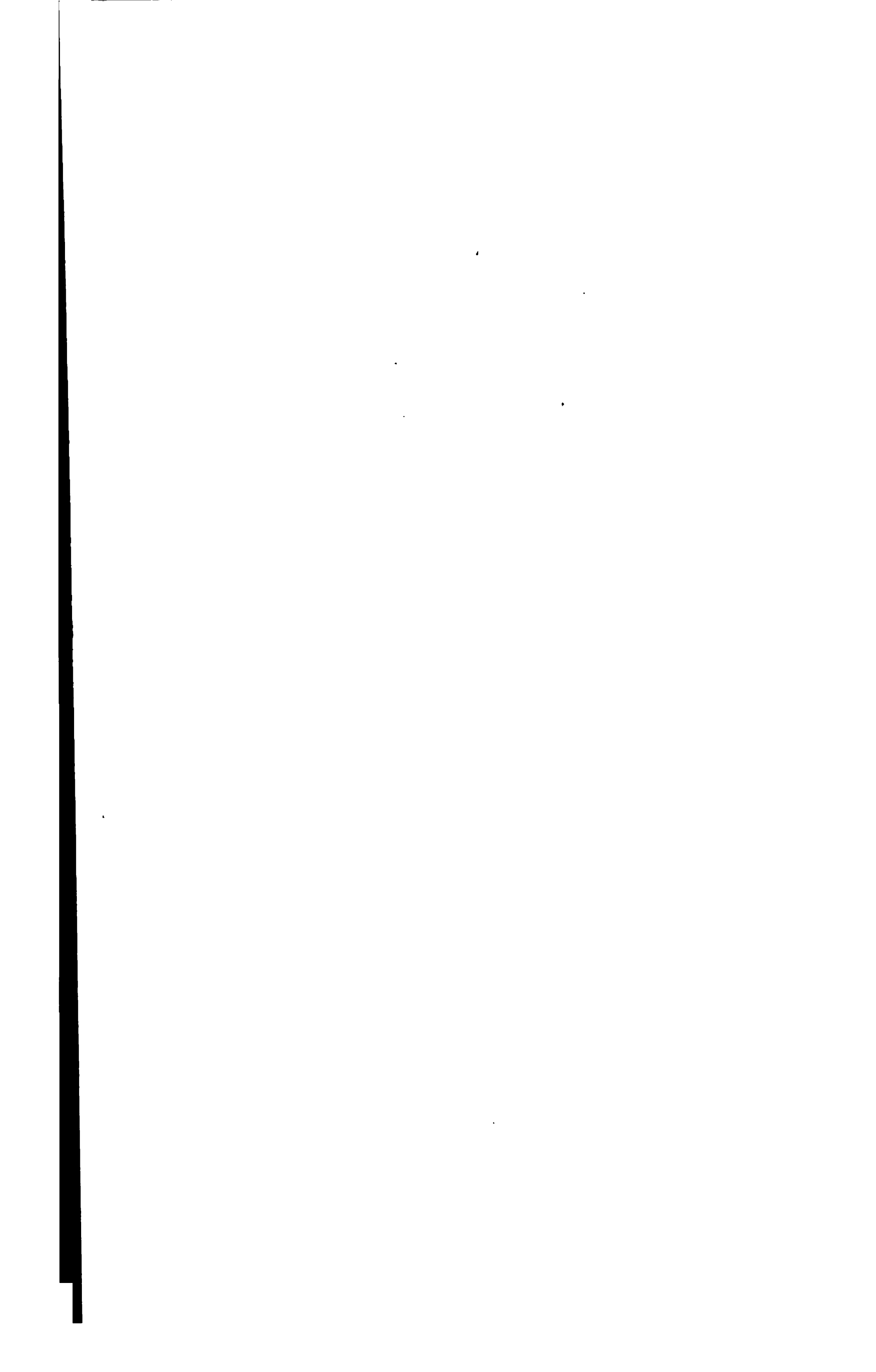
(Massstab $^1/_5$)

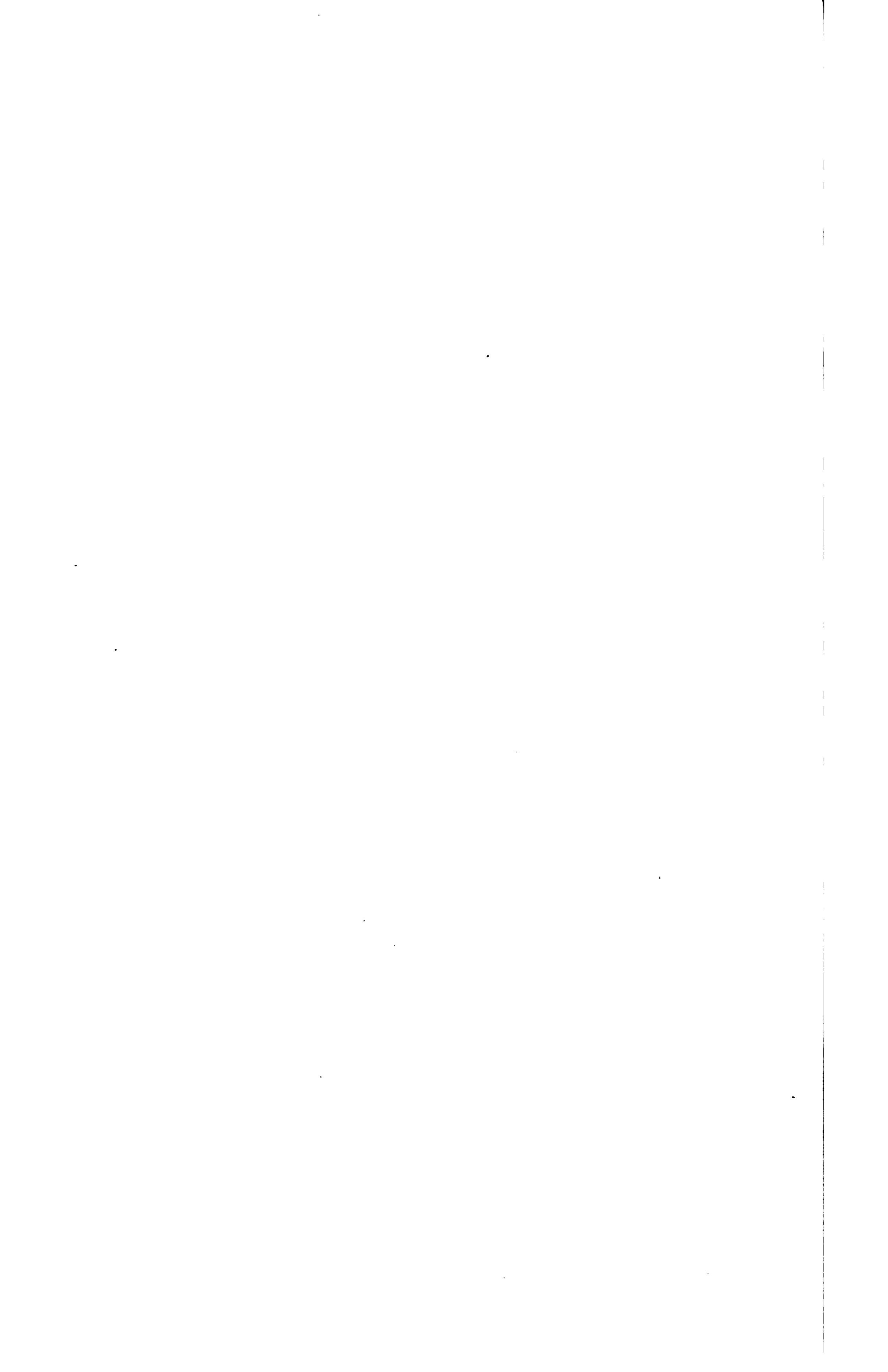


er Opperschöner Mark bei Halle.



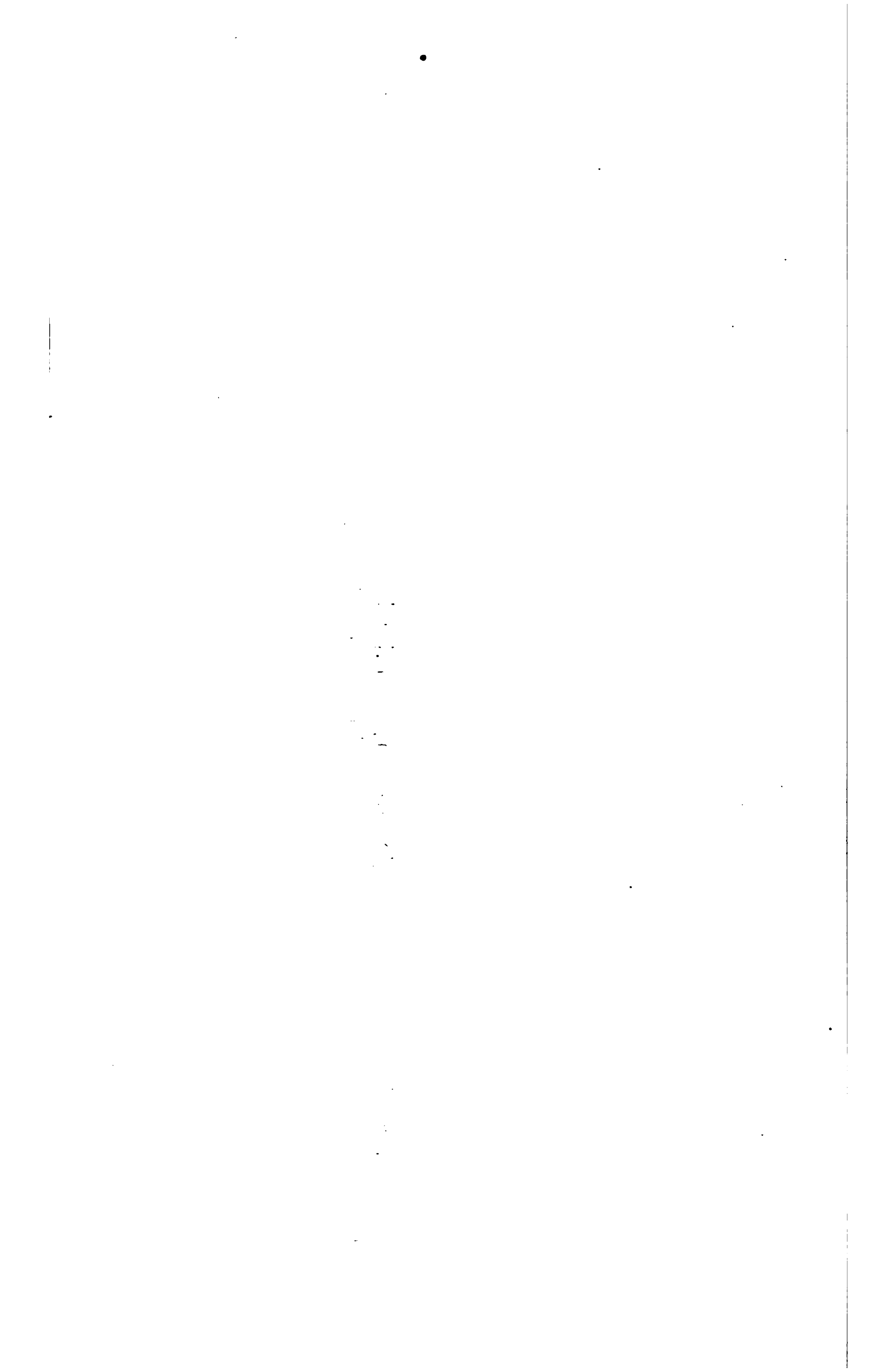




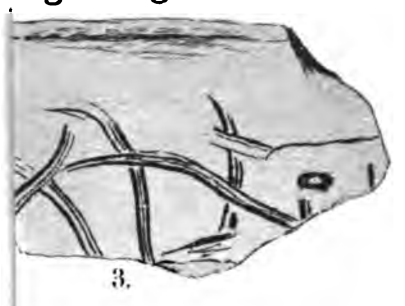




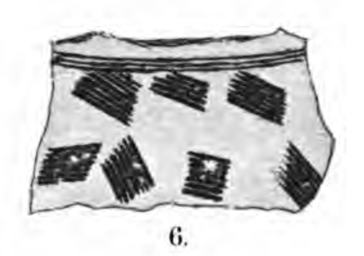
Reppichau
Fig. 13 — 26 in 1/2 nat. Gr



mgebung Dessaus.



3.

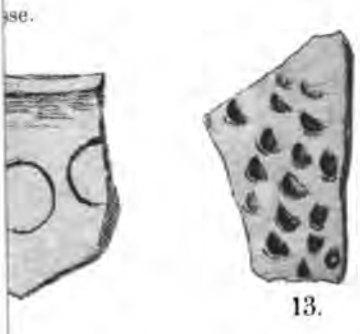


6.



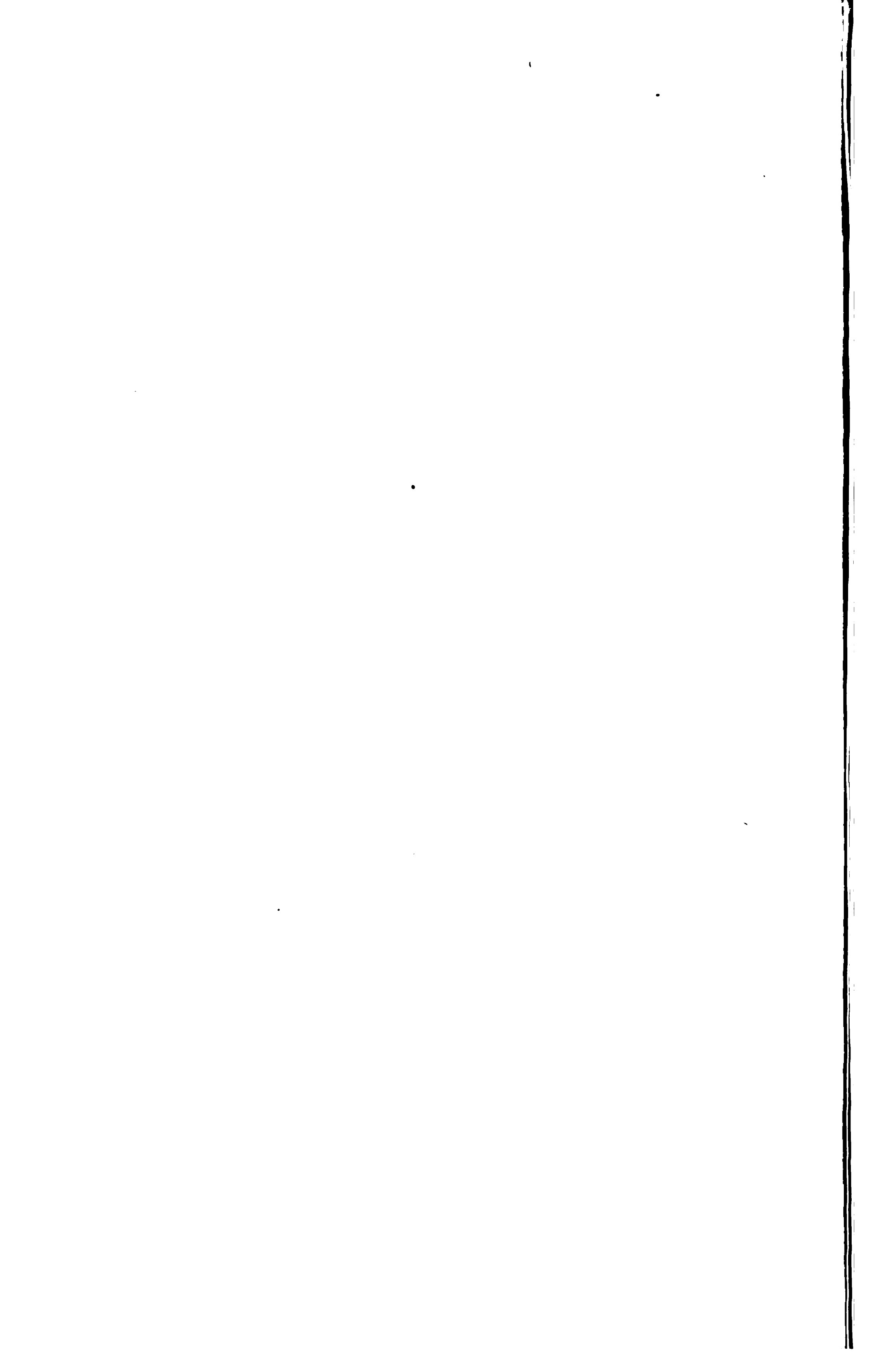
9.

sse.

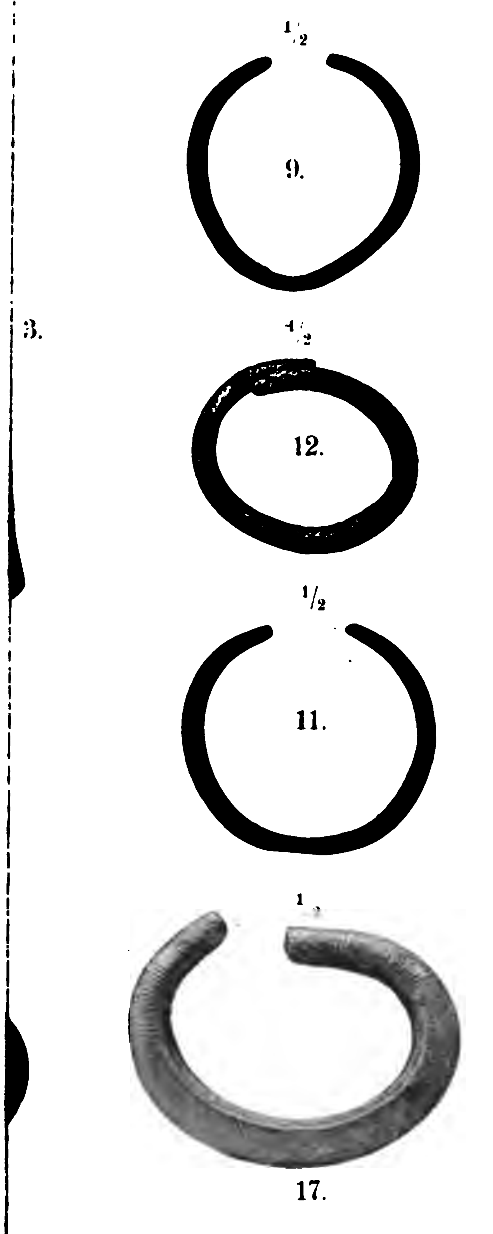


13.

Lichtdruck von Gebr. Plettner.



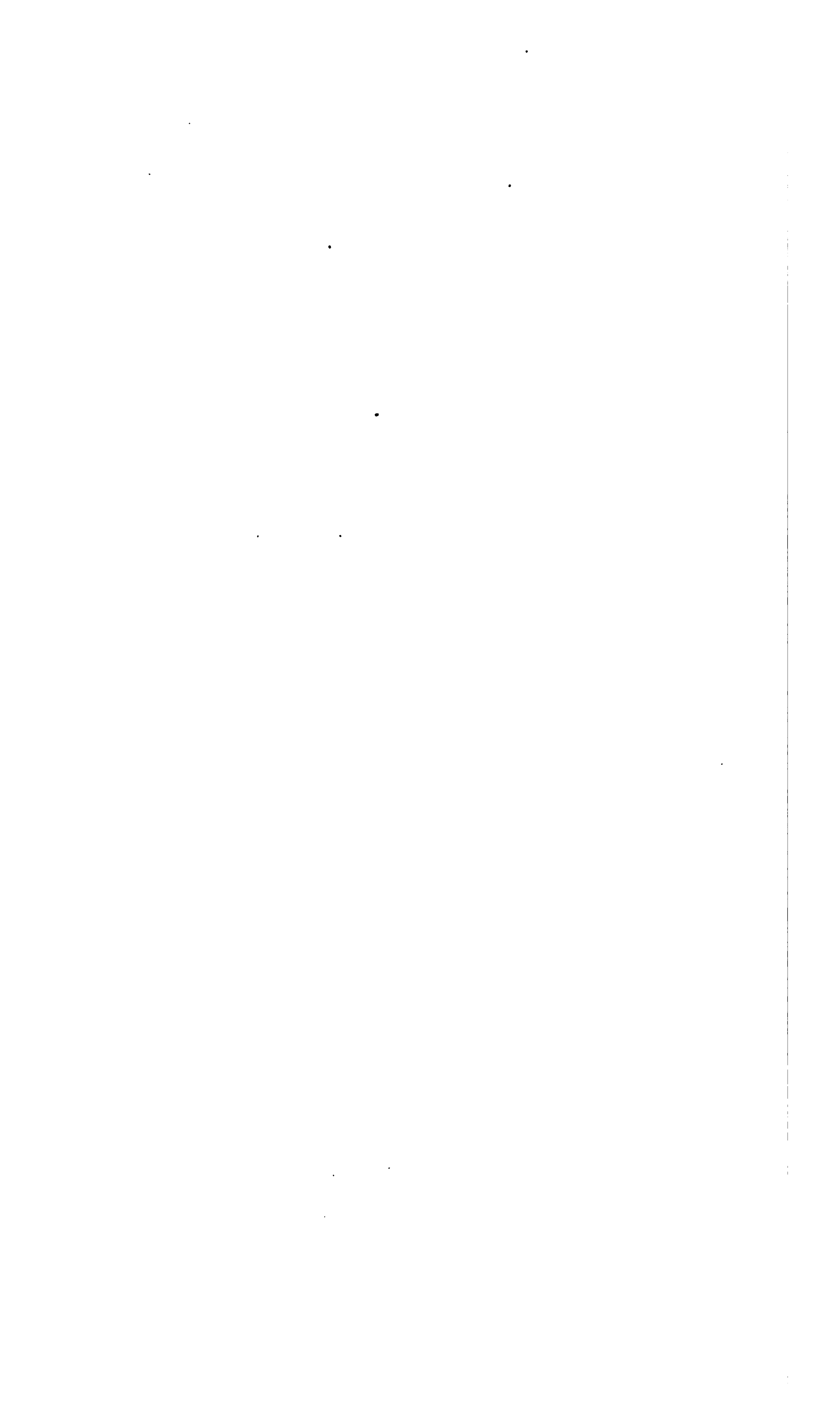
ｓeck.

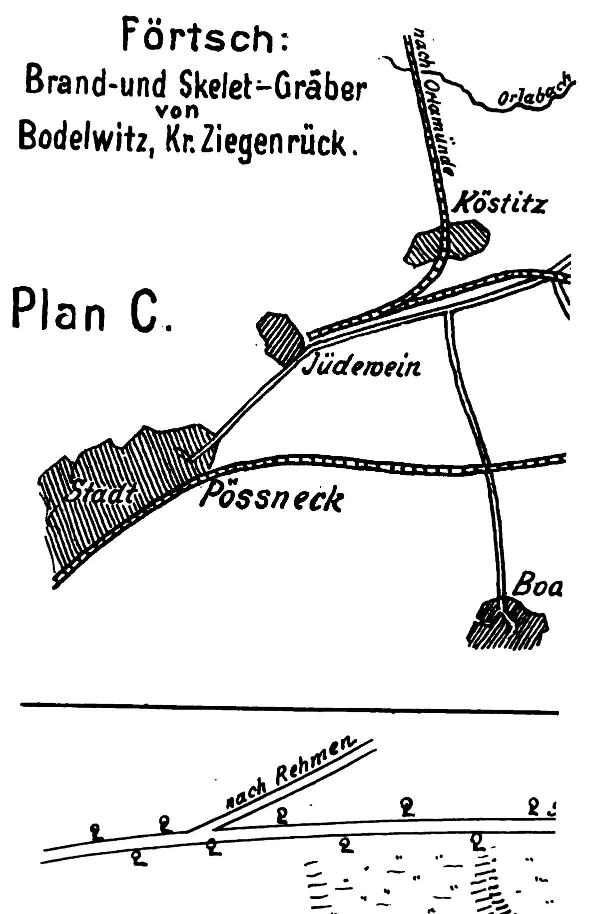


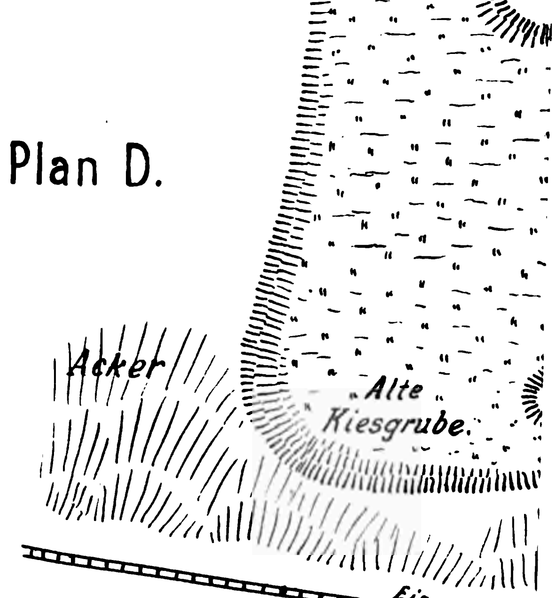
3.

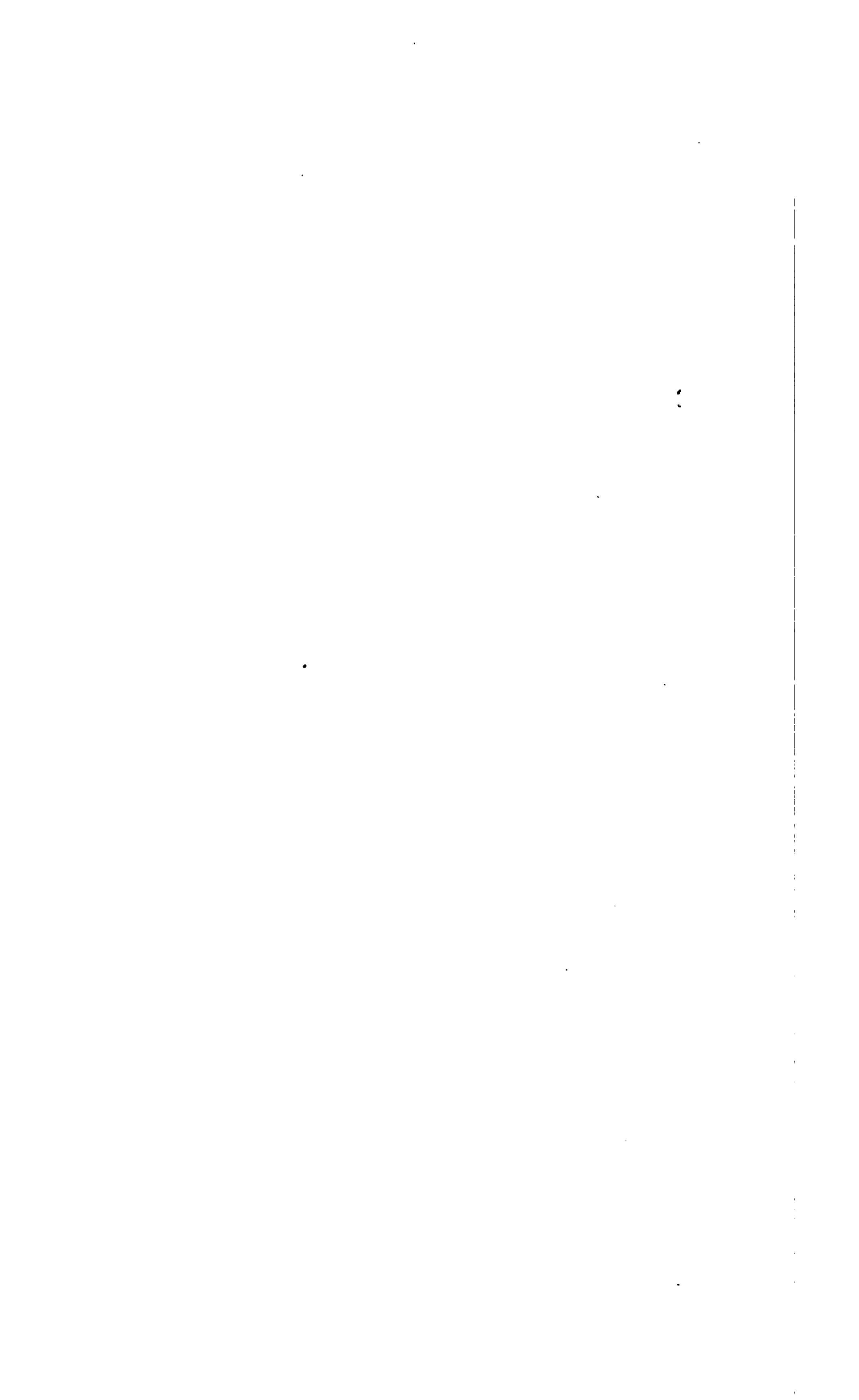
Hahn" (Klopfleisch). Fig. 4 Armband vom
7 Bronzenadel ebendaher. Fig. 8 Thongefäss
ge vom Dorfe Goseck. Fig. 13 Fingerring
f ebendaher. Fig. 17 Armring ebendaher.

Lichtdruck von Gebr. Plettner.




Förtsch:
Brand-und Skelet-Gräber
von
Bodelwitz, Kr. Ziegenrück.
Plan C.
nach Orlamünde
Orlabach
Köstitz
Jüdewein
Stadt
Pössneck
Boa


Plan D.
nach Rehmen
Acker
Alte
Kiesgrube.
Eisenbahn



1/3



1.

1/



3

1/1



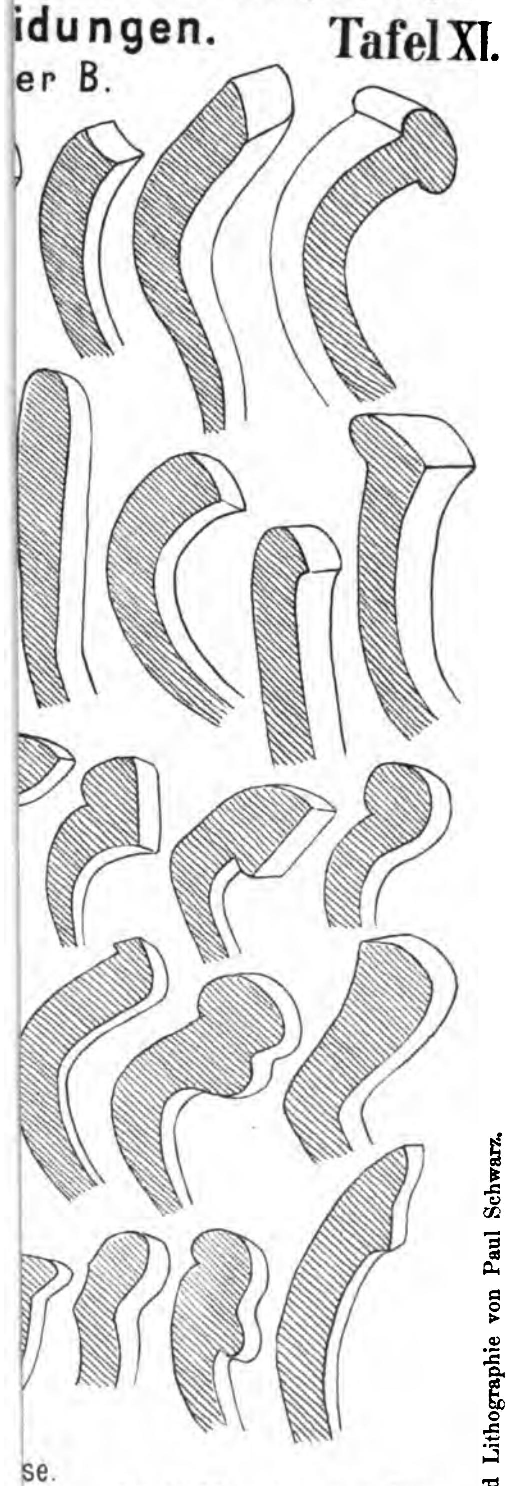
6.

Fig. 2 und 3 Gefä
Grabgefässen. Fig. 5



idungen. **Tafel XI.**

er B.



se.

stein. Fig. 3. Pferdchen aus Thon.

Thon. Fig. 5. Knochen-Kamm.

Druck und Lithographie von Paul Schwarz.



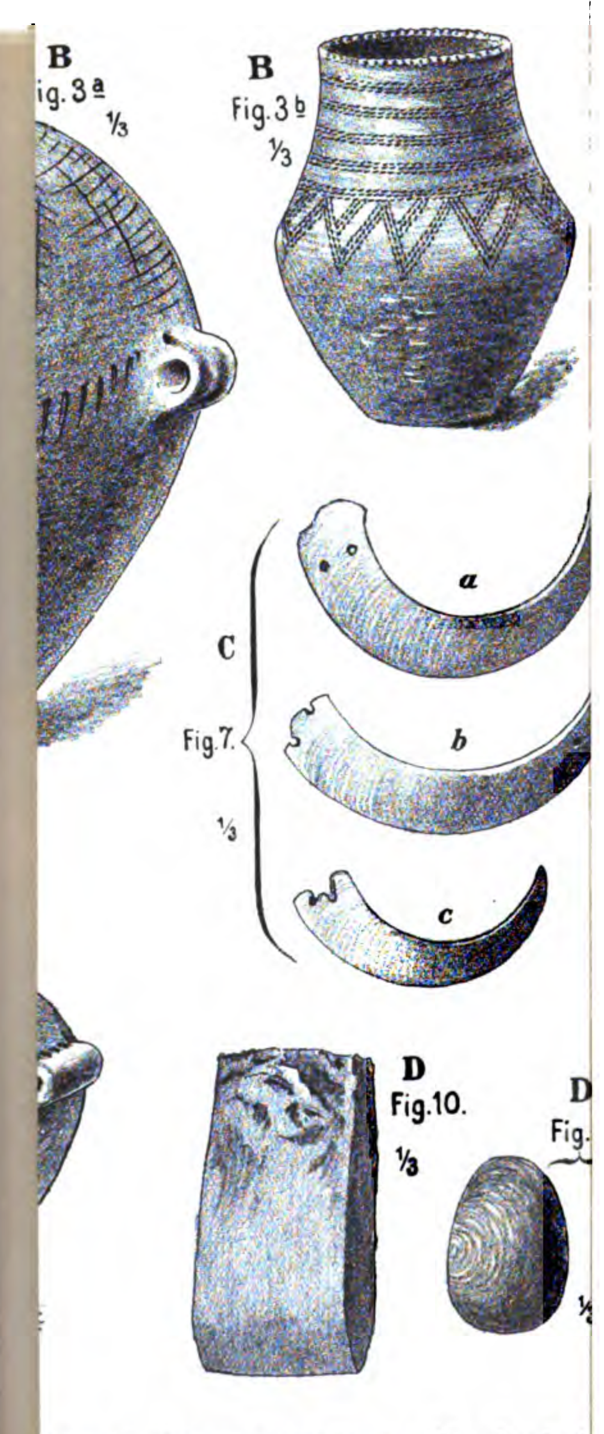


Fig. 2. Bronzene Gehänge. Fig. 5. Stei
ig. 10. Keil aus Kieselschiefer. Fig. 11.

G

F

Fi
½

ig. 7.

½

Reinsdorf a. U. (Lerchenfe

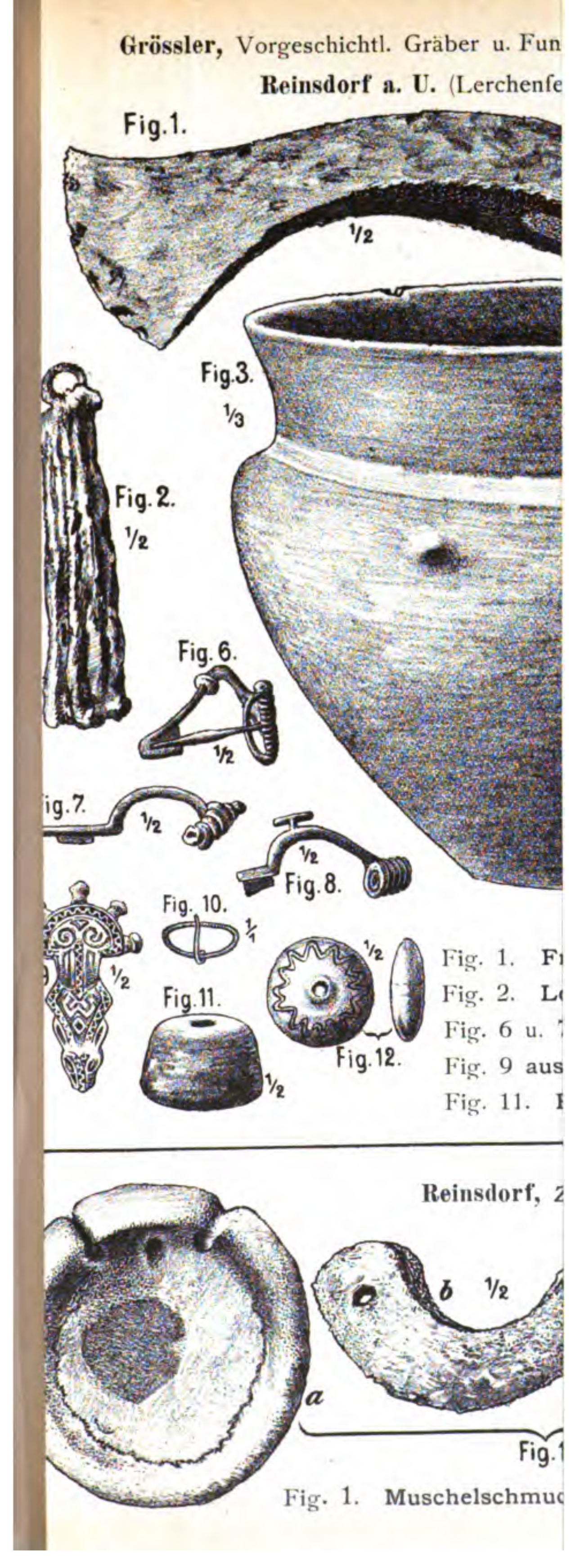
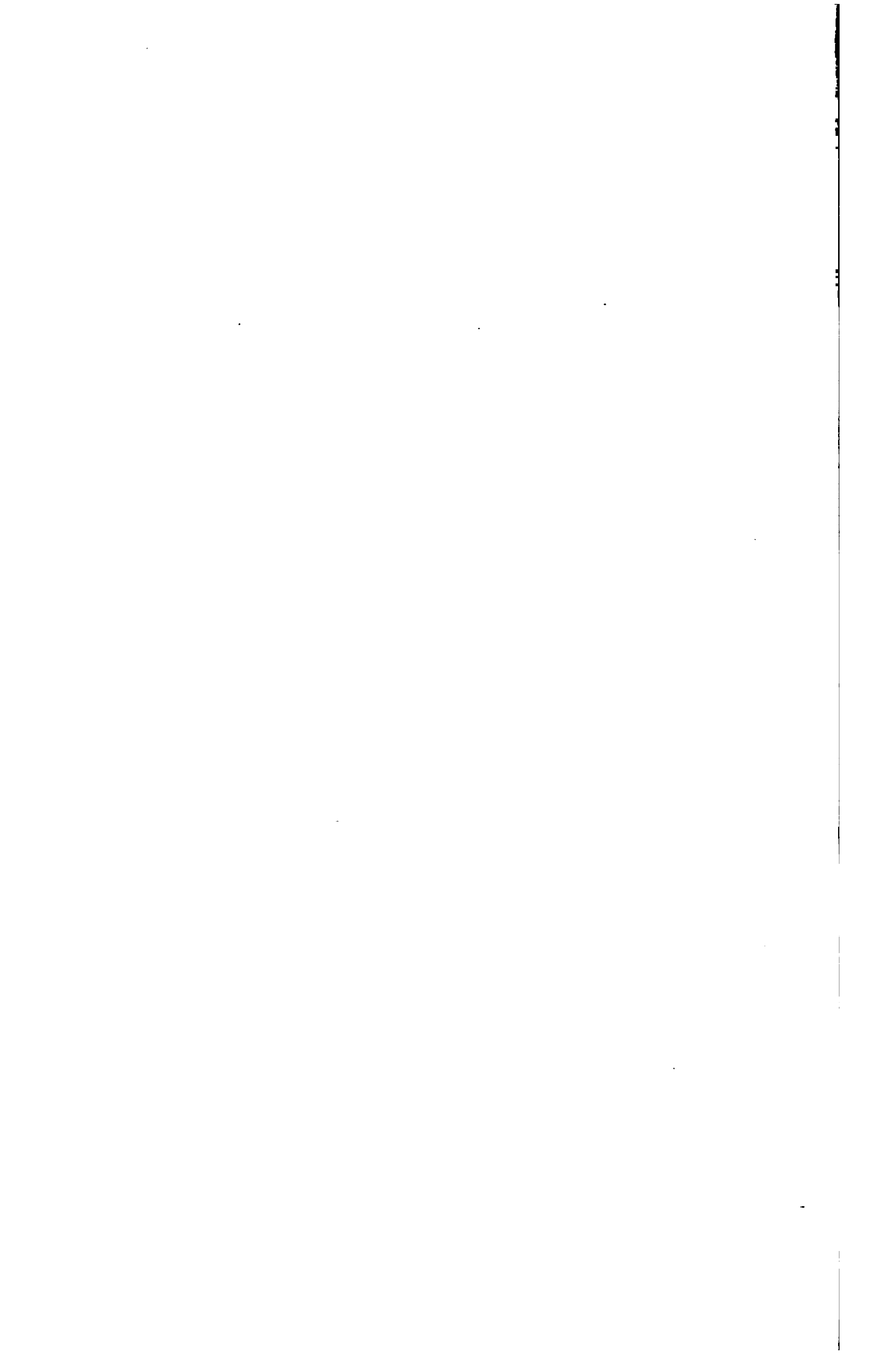


Fig. 1. F
Fig. 2. L
Fig. 6 u.
Fig. 9 aus
Fig. 11.

Reinsdorf, Z

Fig. 1. **Muschelschmu**



Tafel XIV.

Bronzezeit bei Waltersleben,
rt.

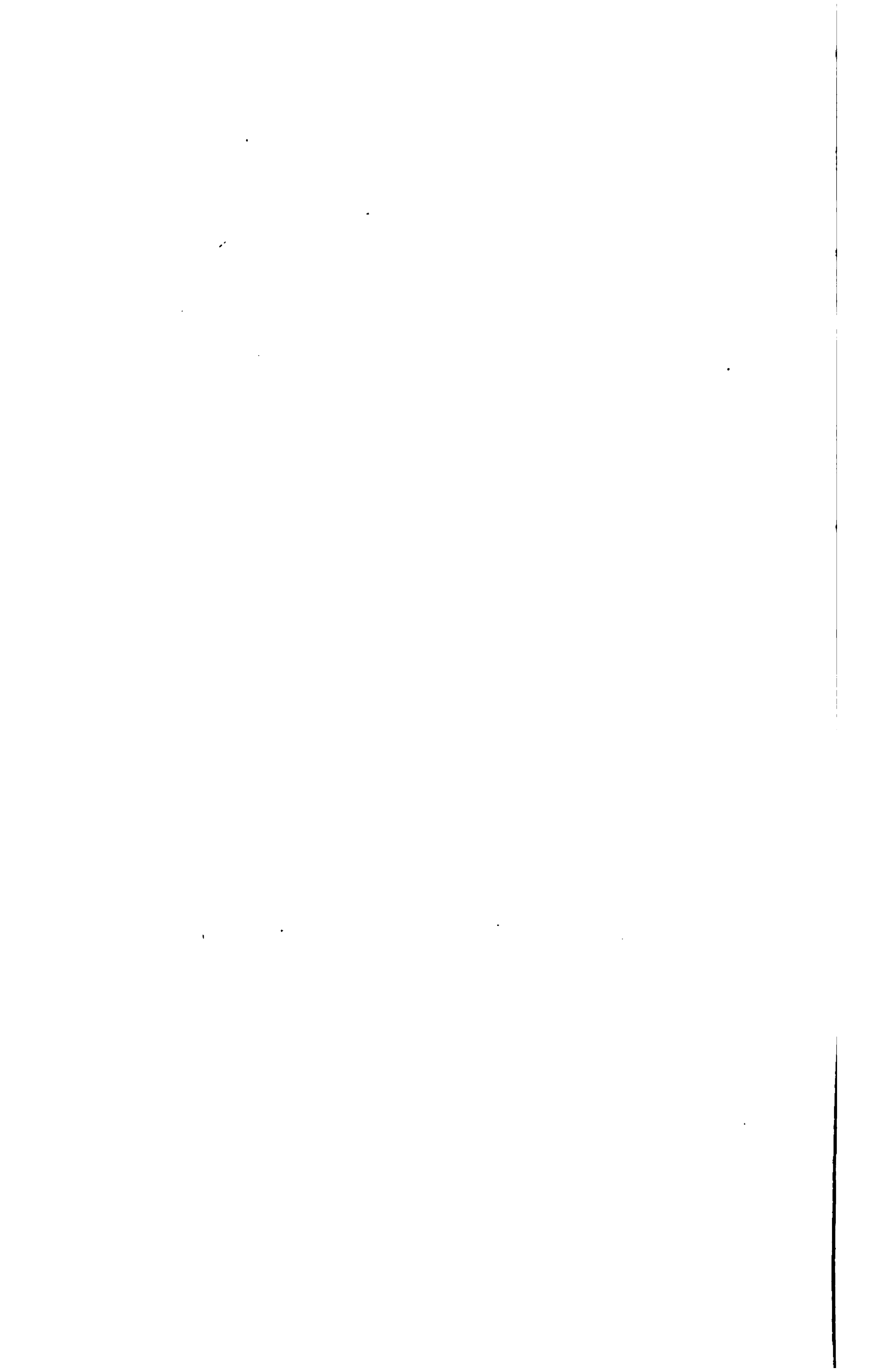


2.

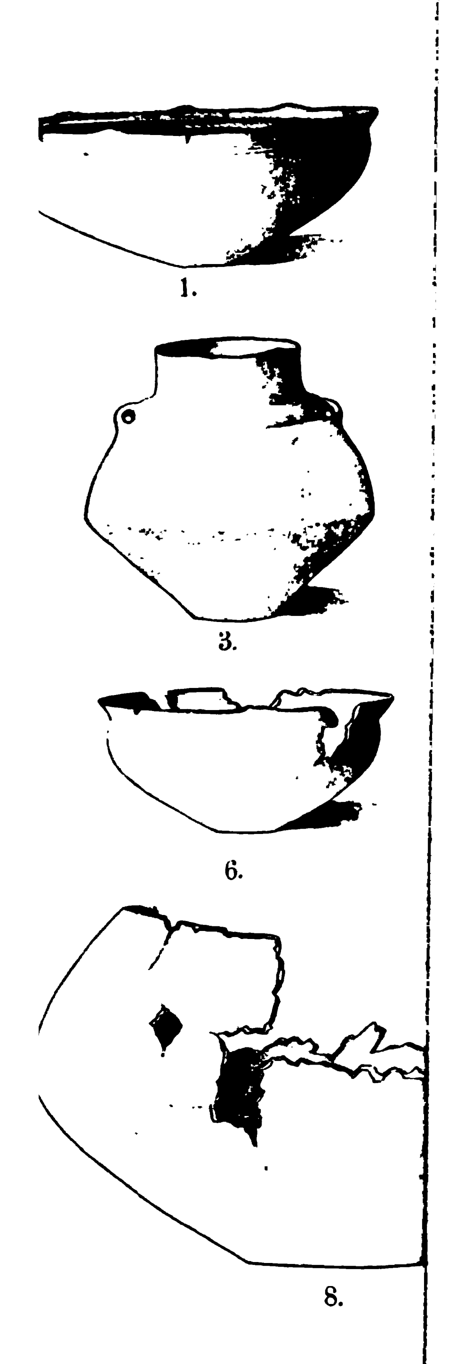
5.

Lichtdruck von Gebr. Plettner.

e andere Körperteile beigesetzt,
l.



Zschiesche: Aus
bei Wal



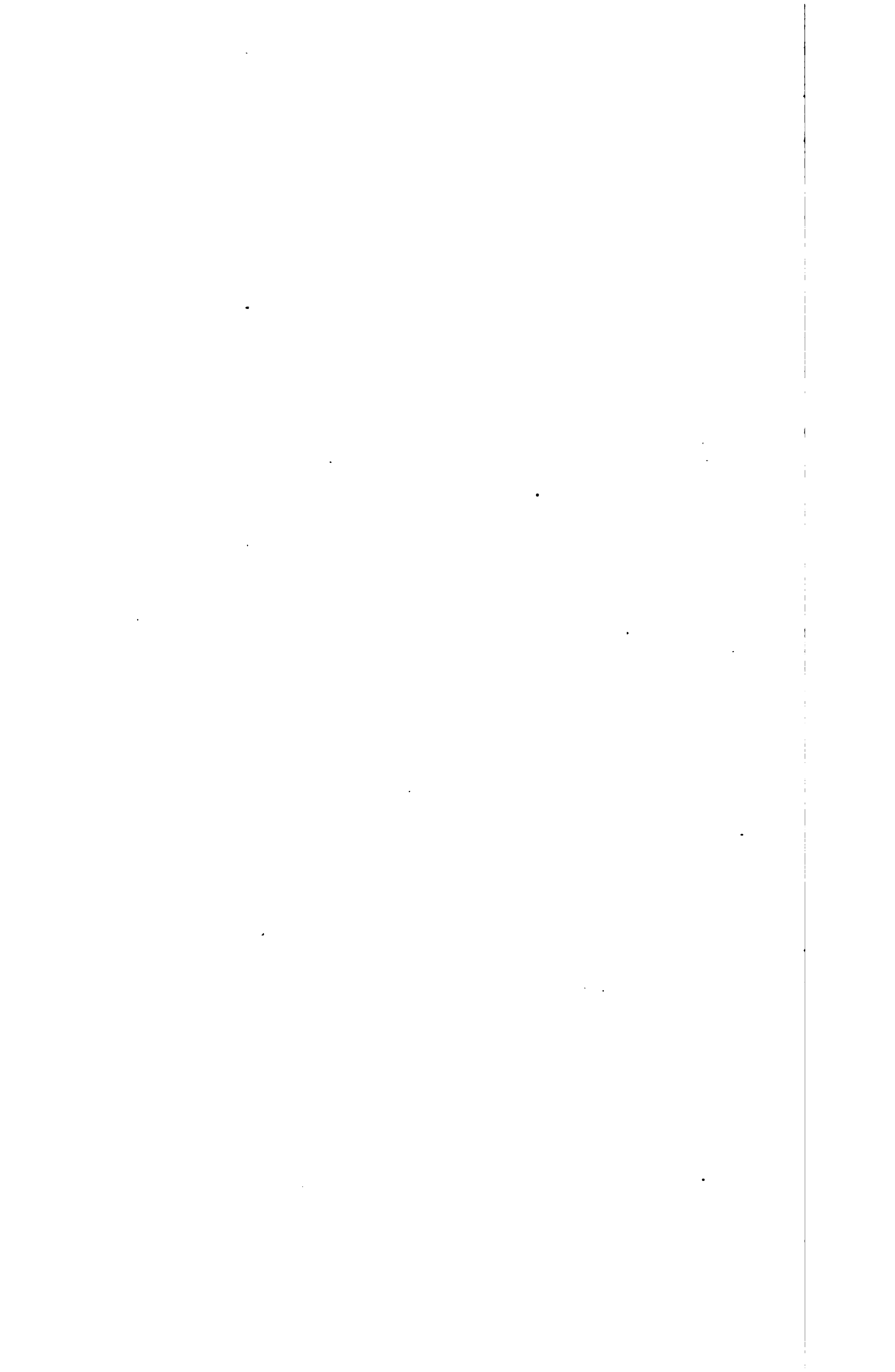
1.

3.

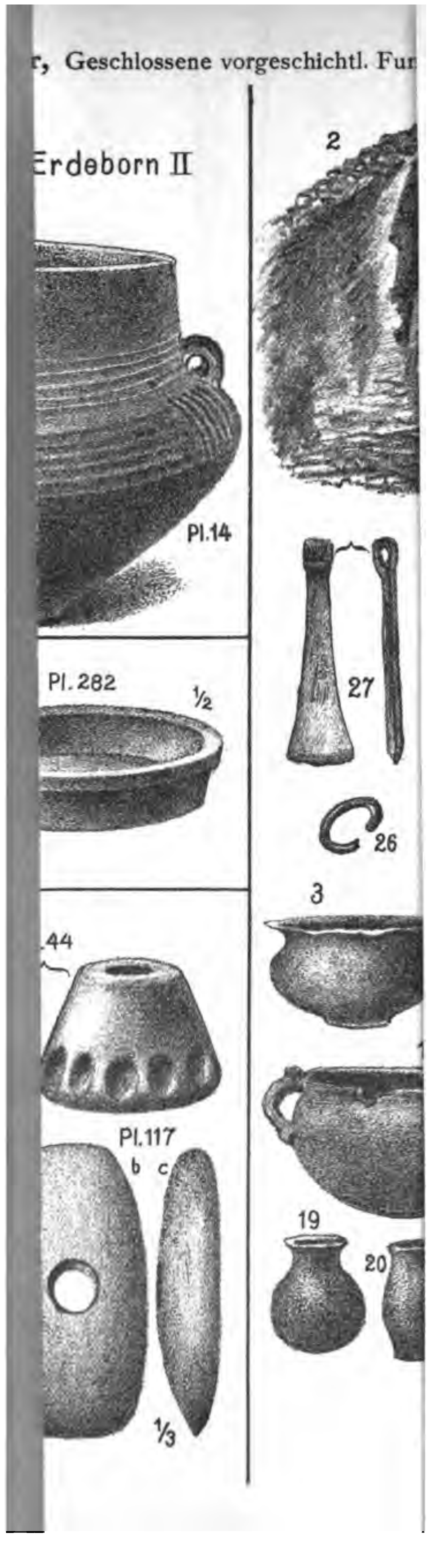
6.

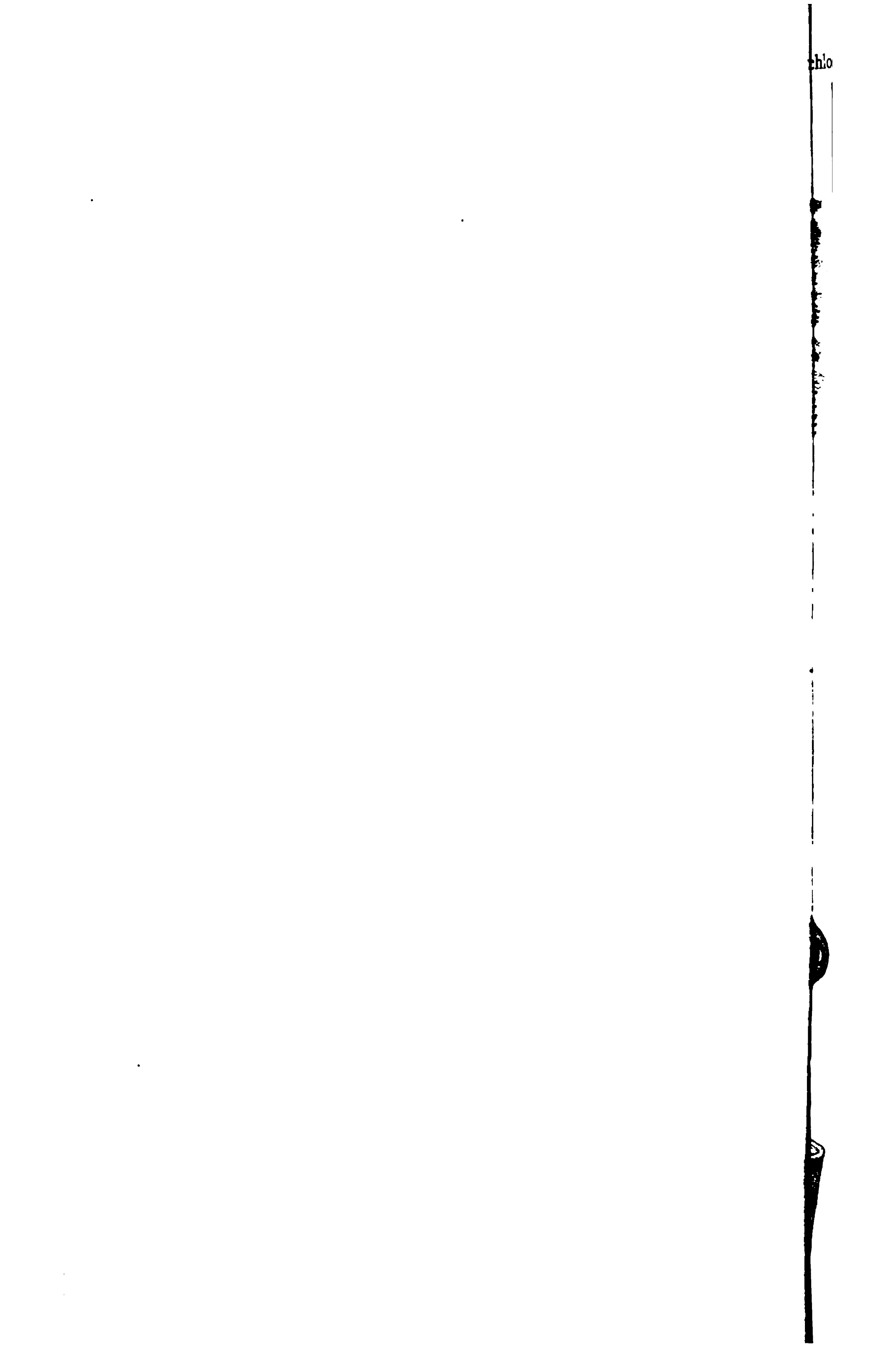
8.

Grösse für die Gefässe [1]/
Skelettgräbern, Nr. 8 Urne
kleine Schale und Steinhamm



l.
Pl. 35.
Beyernaumburg.
½
Dederstedt II.
686
18
687
⅓
Dederstedt III
⅓
916
½
⅓
917
½


Erdeborn II
2
Pl.14
Pl. 282
½
27
26
3
.44
Pl.117
b
c
19
20
⅓



ıl**os**sene vorgeschichtl. Funde aus der

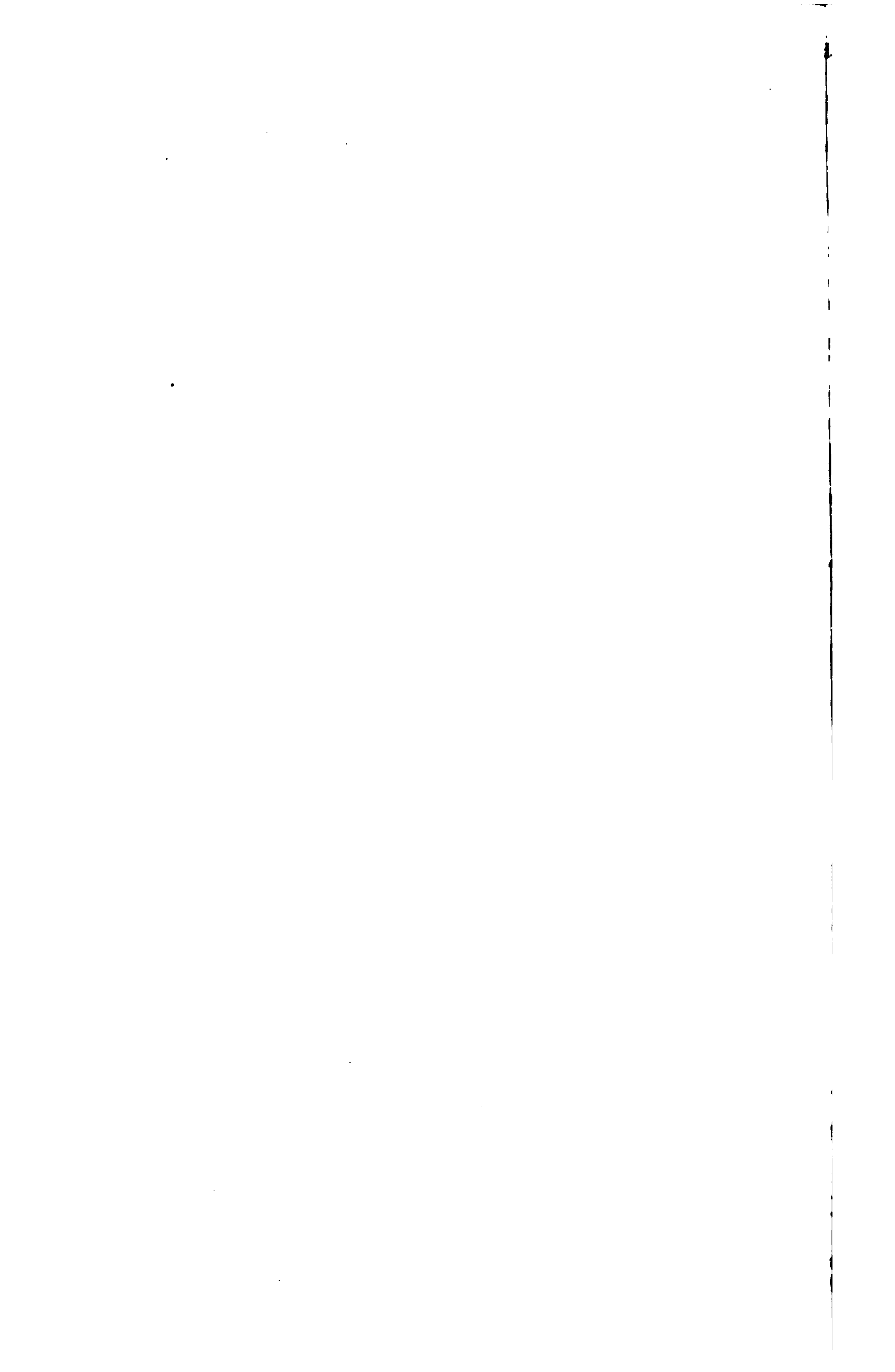
(Ober-) Fa

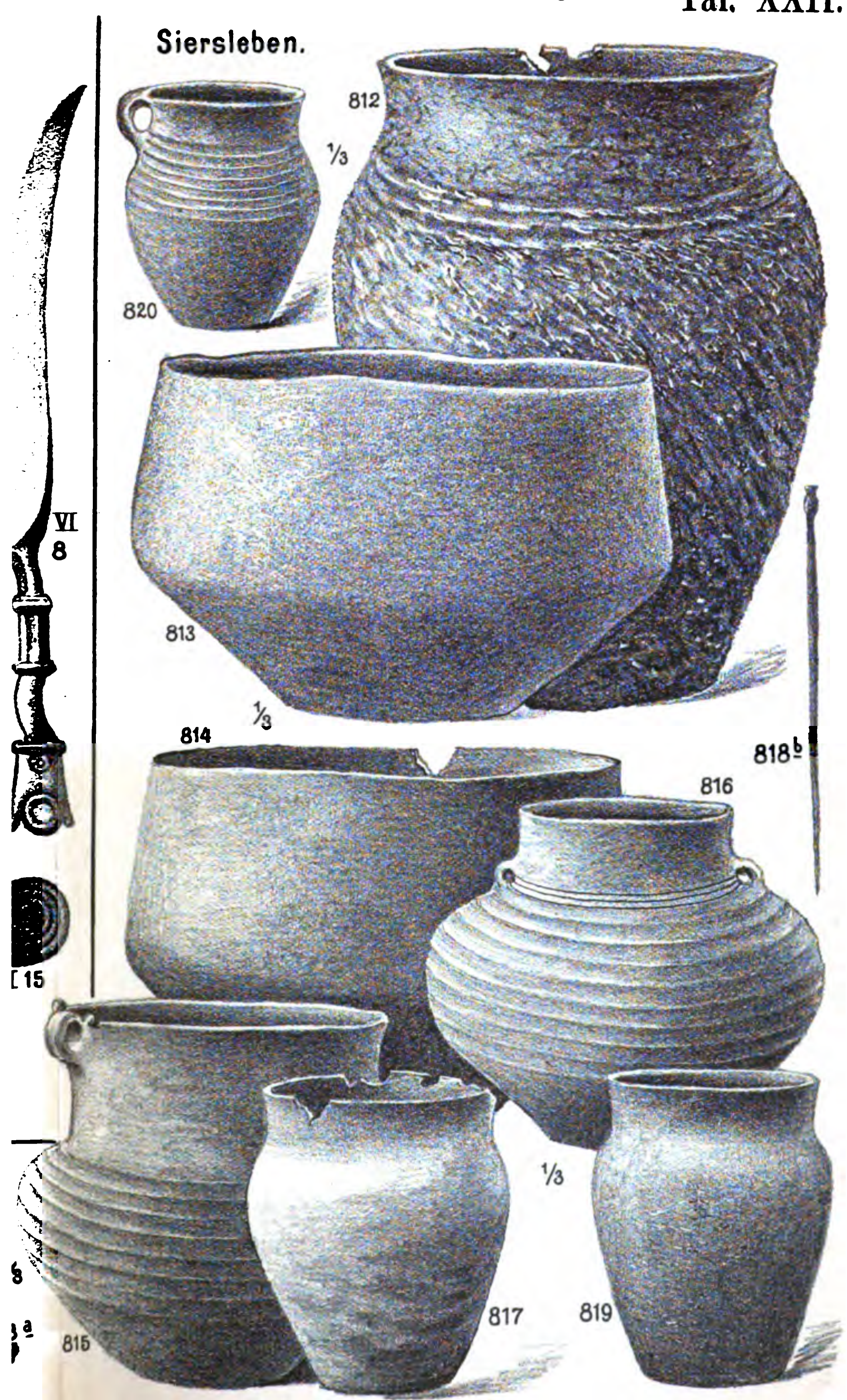
Gerbst

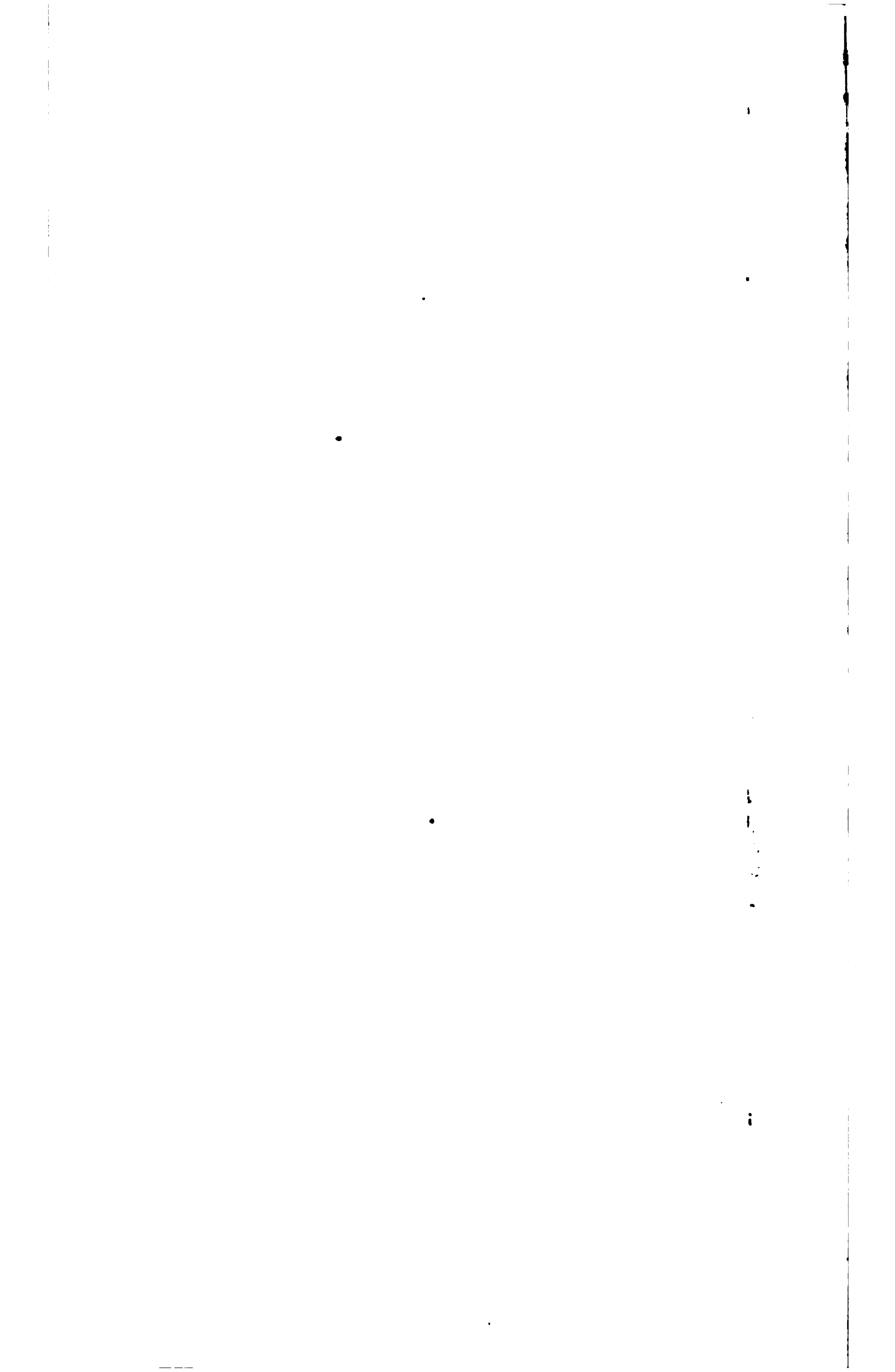
⅓

13

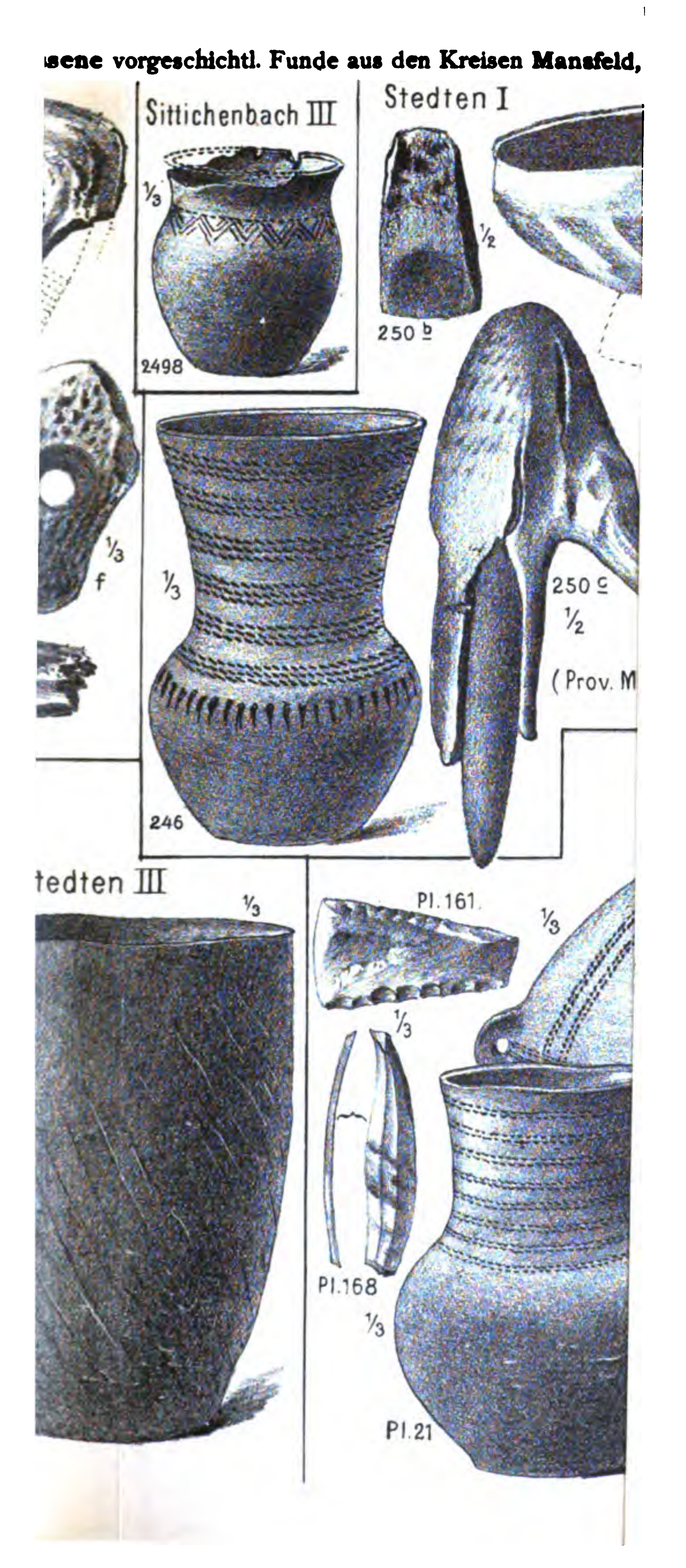

Meisdorf II.
a
b
c
d
e
f
f
Schkopau (Suevenhöck)
Mittelhausen.
2059
1/3
a
b
Mönchpfiffel.
887
1/3
1/3
Pl. 63

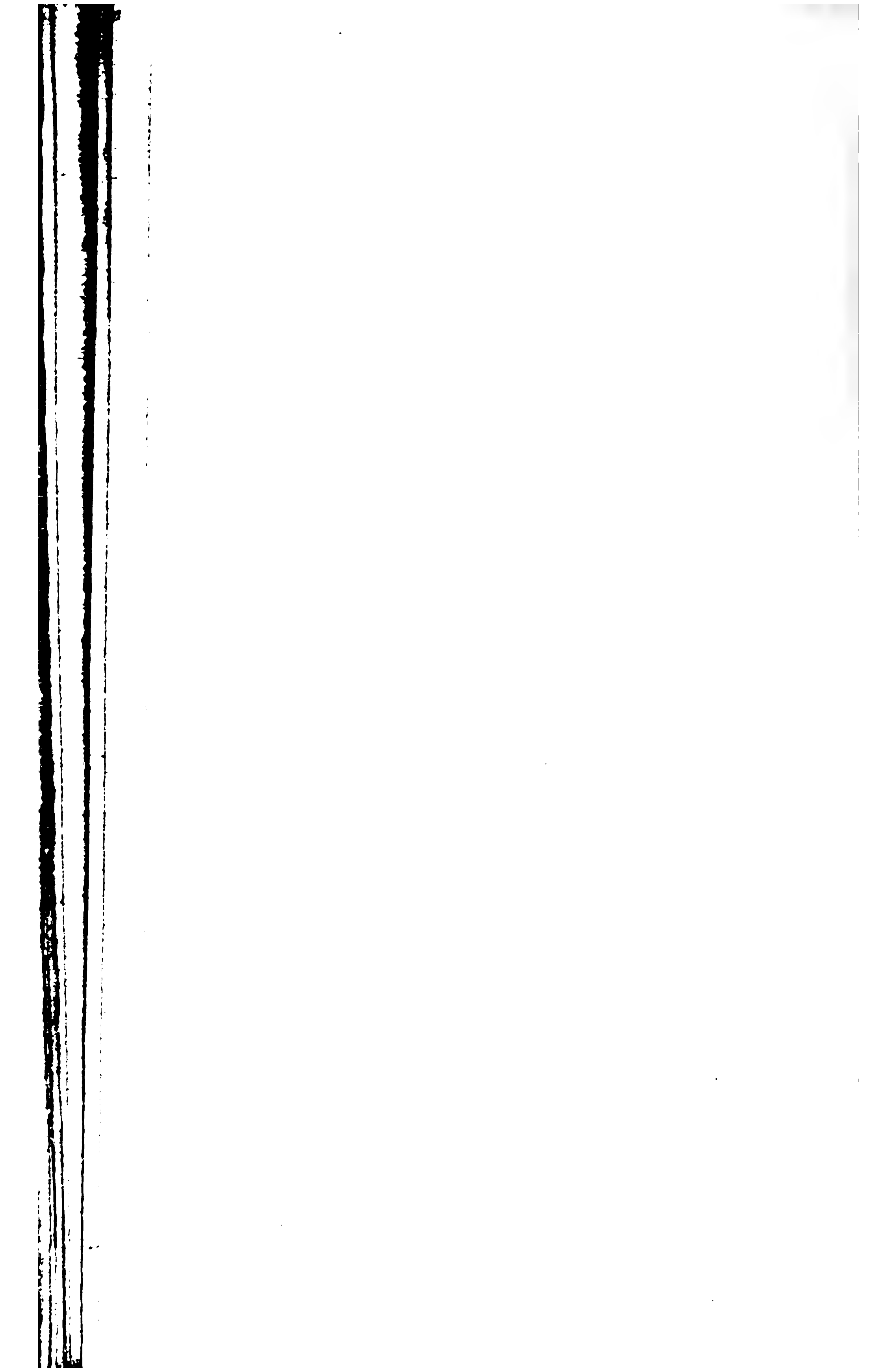


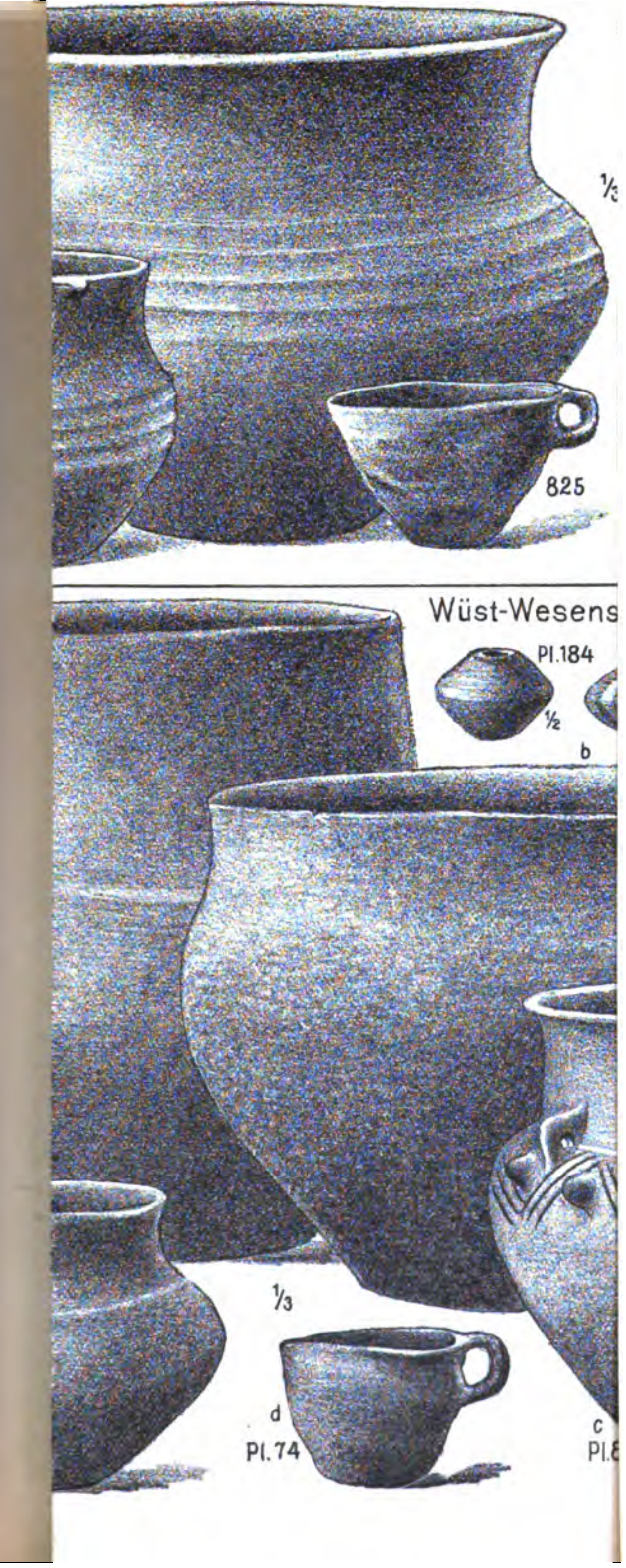

Siersleben.
812
1/3
820
813
1/3
814
818b
816
1/3
815
817
819
VI
8
15

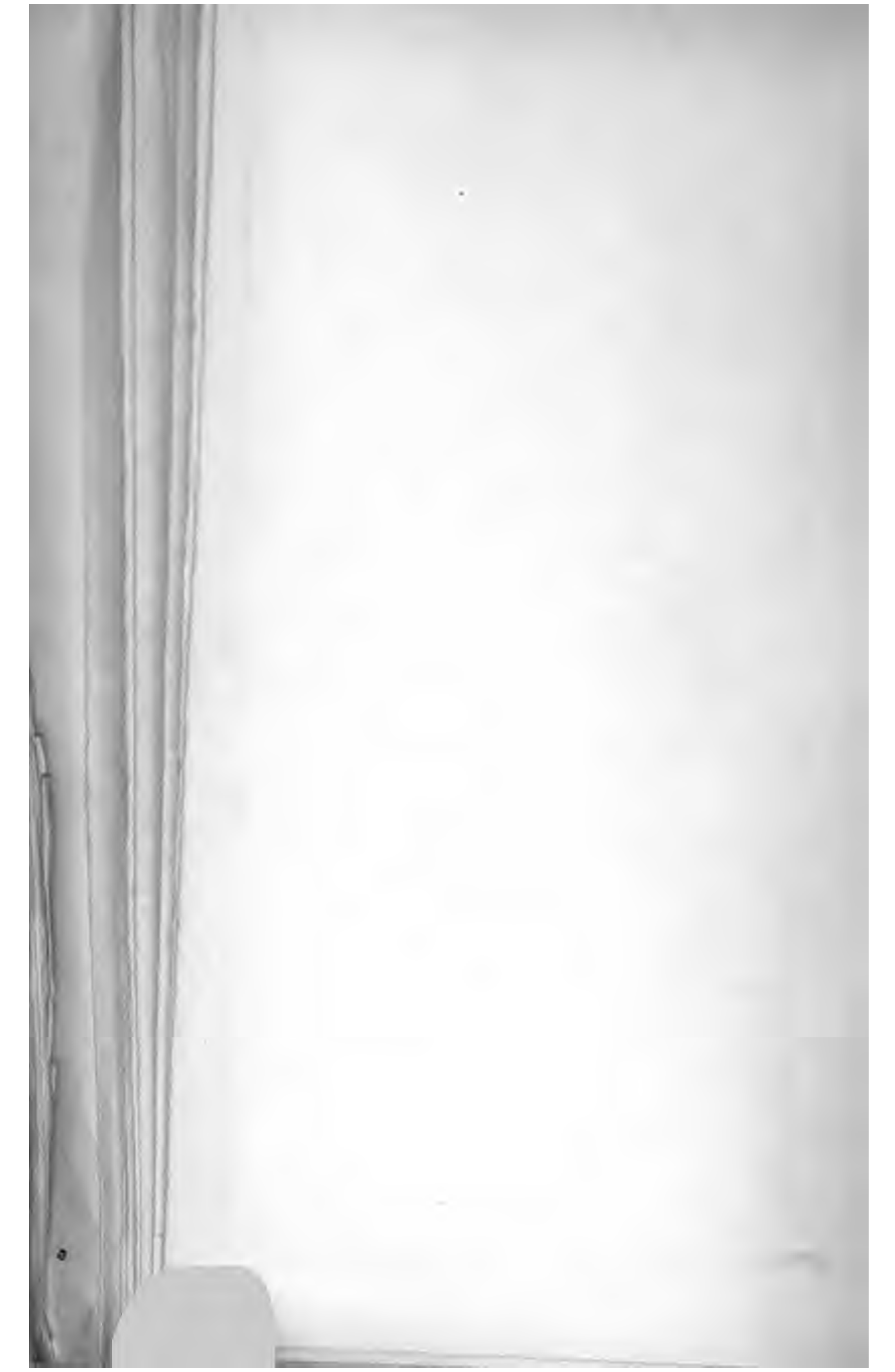


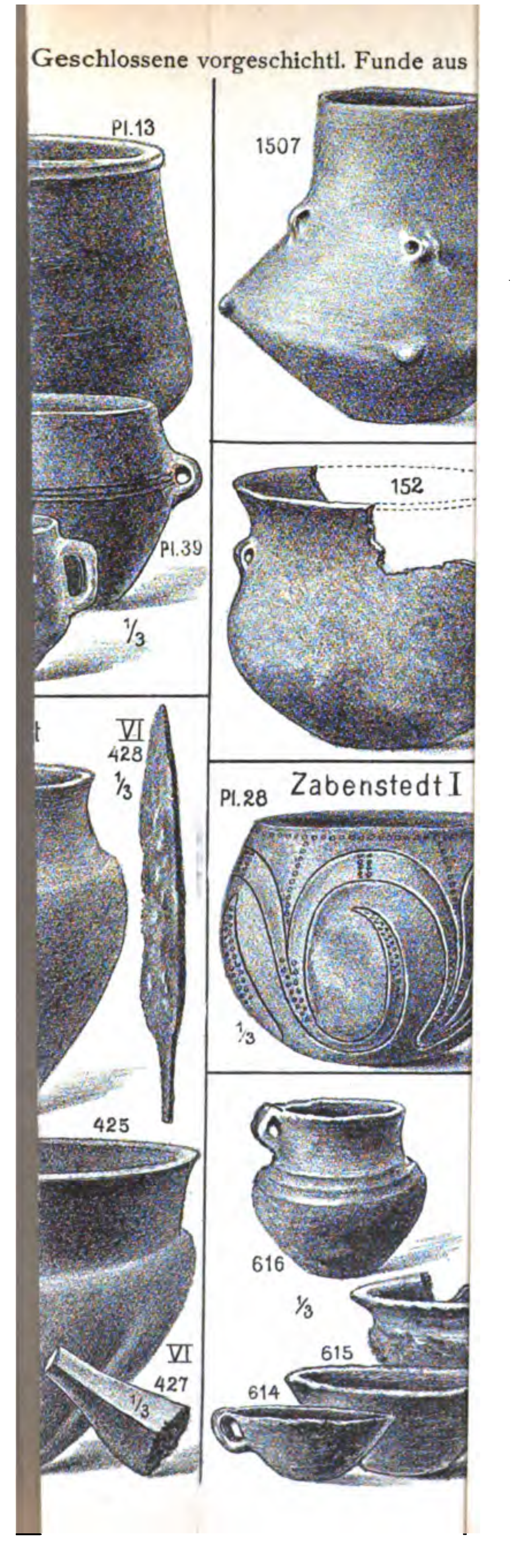
sene vorgeschichtl. Funde aus den Kreisen Mansfeld,

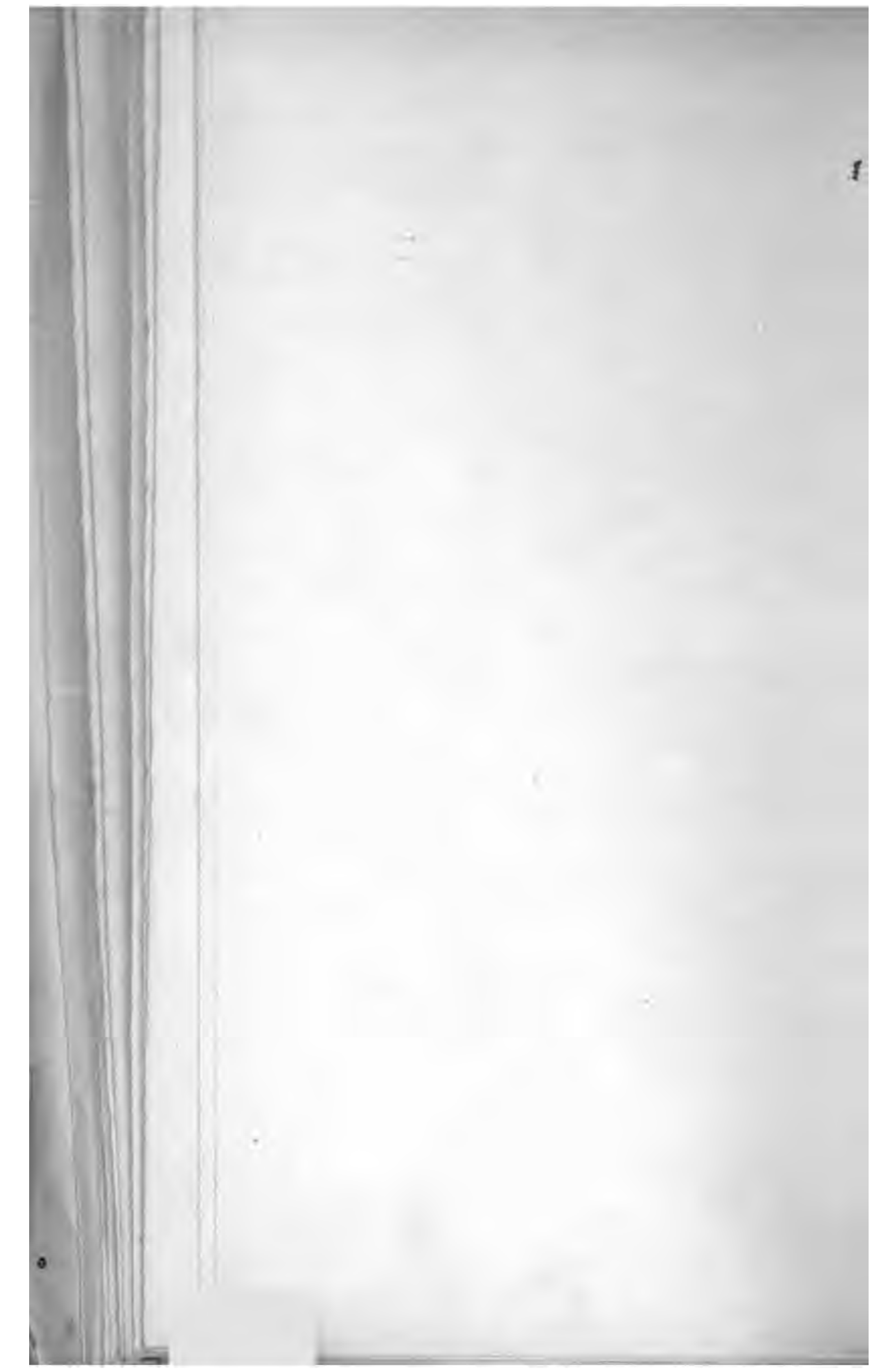





823
Welfesholz
1/3
825
Wüst-Wesens
Pl.184
1/2
b
1/3
d
Pl. 74
c
Pl.8




Pl.13
1507
152
Pl.39
⅓
VI
428
⅓
Pl.28
Zabenstedt I
⅓
425
616
⅓
VI
615
427
⅓
614



Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

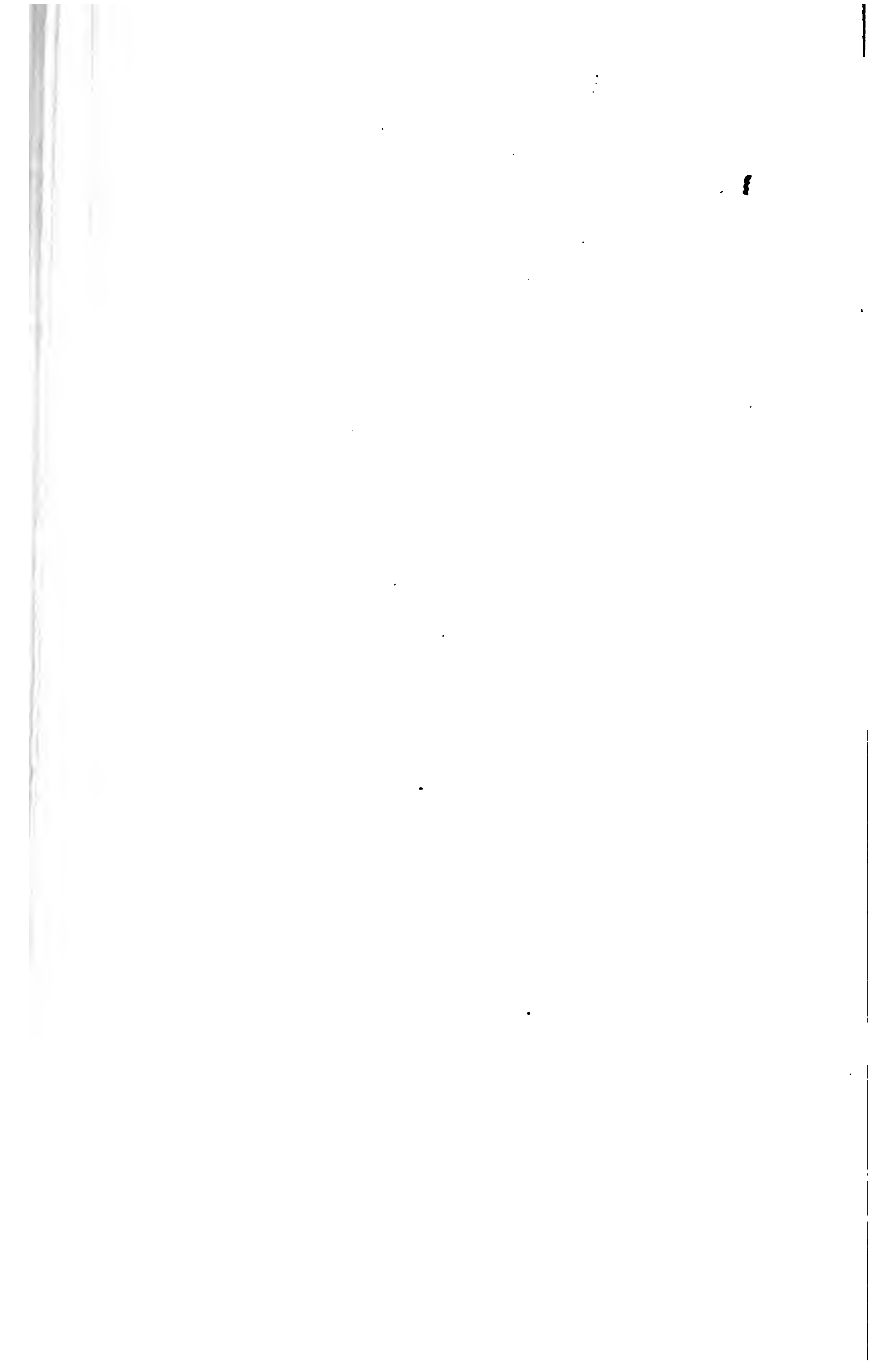
2. Band.

Mit 6 Tafeln.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1903.



Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

2. Band.

Mit 6 Tafeln.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1903.

Der Urnenfriedhof
von Forsthaus Sorge bei Lindau-Anhalt.

(Hierzu Tafel I bis VI.)

Entdeckung. Wenn man von Lindau aus die Chaussee nach Loburg benutzt, kommt man nicht weit von Lindau an eine Stelle, wo die bis dahin nordwestliche Straße umbiegt nach der rein nördlichen Hauptrichtung. An der Spitze dieses Winkels zeigt ein Kilometerstein die Zahl 11,4, d. h. es sind also von Zerbst aus bis hierher 11,4 Kilometer. Das macht von Lindau aus etwa 2,5 Kilometer. Biegt man nun hier im spitzen Winkel nach Süden zu um, auf einer alten Straße, die mit der weiter nach Loburg führenden nördlichen eine gerade Linie bildet, so steht man nach ein paar hundert Schritt vor zwei Siedelungen, zuerst der Niemannschen Ziegelei und unmittelbar dahinter einem neuen schmucken Forsthause, das mitten in einem wohlgepflegten Garten uns freundlich grüßt. Wer genauer Bescheid weiß, erkennt auch noch zwischen beiden ein gut Teil von dem alten „Jagdschloß". Eine Inschrift am Giebel des Forsthauses „F. H. v. A. 1891", d. h. Friedrich Herzog von Anhalt, belehrt uns über das Jahr der Erbauung desselben. Das Ganze heißt „die Sorge" oder gewöhnlicher noch „die neue Sorge" zum Unterschied von „der alten Sorge", einem Vorwerk der Herzoglichen Domäne, das auch an der Loburger Chaussee ein wenig weiter nach Norden liegt. Die Försterei Sorge untersteht der Oberförsterei Lindau und beide der Herzoglichen Hofkammer, welcher die Verwaltung des Privatvermögens Sr. Hoheit des Herzogs obliegt.

Im Frühjahr 1900 wurde Herrn Förster Riecke, der seit wenigen Jahren Forsthaus Sorge bewohnt, ein eben abgeholztes und vordem mit hohen Kiefern bestandenes Stück Land, das nach Süden an seinen Hausgarten grenzt, zur Erweiterung desselben überwiesen. „Um den Akkordsatz festzustellen," erzählte er mir, „steckte ich mir eine Fläche von 20 Quadratmetern ab, um diese selbst zu rajolen. Hierbei stieß ich gleich beim ersten Meter auf die erste Urne, die vollständig erhalten herausgehoben wurde. Es war eine schwarze mit Mäander-

verzierung. Ich rajolte sorgfältig weiter und legte auf diesen 20 m 16 Urnen frei. Hierauf erstattete ich Meldung bei meiner Behörde, der Herzoglichen Hofkammer in Dessau. Das geschah am 20. Juni 1900. Darauf bekam ich am folgenden Tage die telegraphische Weisung, vorläufig aufzuhören."

Die Herzogliche Hofkammer hat dann in dankenswertester Fürsorge für wissenschaftliche Ausbeutung des so entdeckten Gräberfeldes die Mittel zur weiteren Ausgrabung und Bergung der gewonnenen Schätze bereitgestellt. Es sind dann rund 500 Beisetzungen gehoben: die weitaus umfangreichste Ausgrabung vorgeschichtlicher Sachen in Anhalt.

Bergung. Nachdem einige Zeit vorher Herr Geh. Bergrat Lehmer und Herr Professor Dr. Wäschke (jetzt Archivrat in Zerbst) aus Dessau an Ort und Stelle sich über die Verhältnisse orientiert hatten, erhielt ich am 2. November 1890 durch Herrn Oberforstrat Freiherrn von Gleichen die Aufforderung, die ganze Saehe in die Hand zu nehmen. Trotz schwerer Bedenken sagte ich zu, hauptsächlich in der Erwägung, daß sonst kaum jemand in der Lage sei, die nicht ganz kleine Mühewaltung dabei zu übernehmen, und daß dann die zu erhoffende Ausbeute unwiederbringlich verloren sei. Gerade die Eigenart des Platzes als eines Kreuzungspunktes uralter, fernhin sich erstreckender Wege ließ mich aufmerksam sein. Ich hatte auch sofort beim Aufheben des ersten Scherben, den ich sah, erkannt, daß es sich um die Zeit kurz nach Christi Geburt handle, da ich gerade einen solchen mit der mäanderartigen Verzierung erfaßt hatte. Erst später hat sich ja herausgestellt, daß auch die früher liegende La-Tène-Zeit in Frage kam. Aber gerade die ersten Jahrhunderte nach Christo bieten für unsere Gegend interessante Fragen, die noch der Lösung harren. Indessen habe ich früher noch nicht Gelegenheit gehabt, mich eingehender mit Sachen aus der provinzial-römischen Zeit zu beschäftigen. Die bisherigen vorgeschichtlichen Gegenstände, deren Bearbeitung ich aus sachlichen Gründen nicht wohl abweisen konnte, hatten mich in viel frühere Zeiten geführt. Auch das kam in Betracht, daß, nachdem bis in die vorgerückte Jahreszeit gegen Mitte November gegraben war, manche vielleicht wertvolle Beobachtung nicht mehr zu machen war. Es war nur in allerdings dankenswerter Weise dafür gesorgt, daß die Urnen, die einigermaßen erhalten zu Tage kamen, unausgeschüttet aufbewahrt blieben und auch die Scherben und Beigaben sorgfältig aufgehoben wurden, die in keiner zusammenhängenden Masse gehoben waren. Auch hatte Herr Förster Riecke sich der Mühe unterzogen,

darüber Aufzeichnungen zu machen. Er benachrichtigte mich später, er habe dabei den Urnen die Nummern 1—51 gegeben. Als ich daher aufgefundene Urnen, die bis auf wenige Stücke unausgeleert waren, Ende Januar 1901 in meine Wohnung bekam, habe ich, da nur einige wenige von diesen Gefäßen eine Nummer trugen, und der Herr Förster ausdrücklich geschrieben hatte, ich möchte fortfahren mit No. 52, auch so gehandelt.

Die von mir in meiner Wohnung geleerten und untersuchten Sachen tragen die Nummern 52—170.

Am 1. Juni 1901 erhielt ich nachträglich eine größere Menge bereits geleerter Urnen bezw. Scherben; diesen habe ich dann selbständig die Nummern 1—51 gegeben, weil Konfusion entstanden war.

Vom 10. Juni 1901 ab habe ich dann 5 Wochen lang, jede Woche 3 Tage, von morgens bis abends, ohne zu Mittag nach Hause zu gehen, bei den Arbeitern gestanden, habe die Grabungen geleitet und so genau als möglich beobachtet. Es wurde erst aufgehört, als anzunehmen war, daß wir nichts mehr finden würden, bezw. als die noch stehenden Bäume der Grabung ein Ziel setzten. [1]) Es wurden 6 Leute beschäftigt. Herzoglicher Hofkammer erlaube ich mir ehrerbietigsten Dank zu sagen, daß sie durch liberalste Übernahme der Kosten die Sache der Wissenschaft hochherzig unterstützt hat.

Ich möchte auch nicht unterlassen, gleich an dieser Stelle Herrn Förster Riecke Dank zu sagen für die geschickte und eifrige Unterstützung, die er mir hat zu teil werden lassen. Es waren ja anfangs gewisse Mißverständnisse zu überwinden, aber nachdem die Art und Richtung meiner Bestrebungen bei den Ausgrabungen von ihm erkannt und anerkannt war, kann ich nur mit lebhaftem Danke seiner freundlichen und zuvorkommenden Bestrebungen, mir beizustehen, gedenken.

Die während der 5 Wochen vom 1. Juni 1901 ab gehobenen Urnen, für deren Beschreibung ich also nach allen Seiten selbständig die Verantwortung übernehme, tragen die Nummern 171—388.

Die Nummern 389—457 sind dann noch später bei gelegentlichen Ausgrabungen in dem Garten des Herrn Försters Riecke, soweit er nicht mit Obstbäumen besetzt war, zu Tage gekommen, und zwar im Herbste 1901 bis Frühjahr 1902. Im Sommer 1902 habe ich die Ausschüttung des noch nicht sofort Bewältigten und des später Gefundenen in den Lokalitäten des früheren Forsthauses Sorge vorgenommen.

---

[1]) Auch bei der späteren Rodung der betr. Bäume ist nach Aussage des Herrn Försters Riecke nichts weiter zutage gekommen.

Auf einem ganz neuen Fundorte „am Eiskeller“, nördlich von der eigentlichen Stelle und durch einen breiten Zwischenraum getrennt, sind im Frühjahr 1903 noch zwei Urnen (No. 458 u. 459) entdeckt, von denen jedoch nur eine erhalten war; beide ohne Beigaben. So nach Mitteilung des Herrn Försters. Die erhaltene hat etwa die Form von No. 101.

Für meine Person habe ich mich bemüht, möglichst sorgfältig zu beobachten und besonders auch beim Ausschütten keinen Gegenstand gering zu achten. Auch die Scherben jeder Beisetzung sind gereinigt und in ein offenes Pappkästchen gesammelt, das mit einer Nummer versehen wurde. Zum späteren Wegwerfen ist ja immer noch Gelegenheit.

Örtlichkeit. Es war ein etwa achtzigjähriger Kiefernbestand unmittelbar am Forsthaus Sorge, der niedergehauen war. Von weitem gesehen, hatte dieser eine Landmarke gebildet. Hier wurde rajolt und dabei fand die Aufdeckung der Urnen statt. Daß dabei, wenn, wie es durchgängig der Fall war, die Urnen ohne Steinschutz beigesetzt waren, auf ganze Gefäße nur in ganz geringem Maße zu rechnen war, ist einleuchtend; denn auf einem Platze, wo so viele Jahrhunderte Bäume gewachsen und gerodet waren, mußten tönerne Gefäße beschädigt sein, die so schwach gebrannt waren, wie die vorgeschichtlichen es sind. Aber auf der anderen Seite, Ackerland hätte kaum Spuren bewahrt.

Wenn man auf dem Urnenfeld steht, hat man hinter sich in Massen noch tiefen Wald. Nach Süden und Norden springt er seitwärts ein wenig vor. Dagegen nach Osten wird der Blick durch eine weite Aussicht gefesselt. Wir merken, wir stehen auf einem nach Osten zu abfallenden Gelände. Dort unten in der Tiefe liegt die Stadt Lindau mit ihrer alten Burg und der Kirche dicht daneben; links davon prächtiger Laubwald, der die Landschaft bis nach uns zu begrenzt. Rechts kommt aber aus der Gegend von Lindau fast auf uns zu ein Eisenbahnzug: er fährt auf einer Weltlinie, es ist die Bahn Berlin-Metz. Hinter Lindau erhebt sich das Land wieder ein wenig. Dort immer weiter hin nach Osten, man kann auch sagen nach Nordosten hin, zieht sich der Fläming, immer höher werdend bis Belzig und dann wieder abflachend ganz allmählich bis Brandenburg und Berlin. Ein unscheinbarer Höhenzug, aber er hat's in sich. Denn dort rechts, wenige Meilen nach Süden von seiner Mittellinie, ist die Elbe an ihn herangekommen, Durchlaß begehrend. Er zwingt sie aber, an seinem Rande entlang einen Weg zu suchen und gestattet

ihr erst Durchlaß, nachdem sie sich durch die Mulde, gerade rechts von unserem Standpunkt, und durch die Saale, ein wenig weiter nach unten, verstärkt hat. Bei Barby und Dornburg fließt sie dann befriedigt dem Ziel ihrer Sehnsucht zu, dem Meere im Norden. Wer nach Osten will, wird da im Süden nicht ziehen. Er muß ja erst die Saale und dann die Mulde in ihrem unteren Laufe überwinden. Nördlich vom Fläming aber beginnt unmittelbar an seinem Abhang die große Niederung, die allenthalben weglose Sümpfe bildet. Auch da geht's nicht nach Osten. Wohl aber bietet der Kamm des Flämings gangbare Straße, besonders, da seine Gewässer nicht wie der Regen senkrecht zum Dachfirst nach Norden und Süden, sondern nach Westen fließen. Nur da unten vor uns im Grunde bei Lindau stauen sich die Bäche — man sagt aber hierbei uns nicht Bäche, sondern Nuthen —, denn von uns aus hier auf der Sorge dacht ja sich das Land ab. Wir stehen in der Tat auf einer westlichen Vorhöhe des Flämings, die in kegelförmiger Form sich nach allen Seiten abdacht. Auf ihrem flachen Gipfel liegt Leitzkau, das darum nach allen Seiten hin die Gegend beherrscht. Hier in Leitzkau sammelten die ersten Kaiser aus dem sächsischen Hause ihre Truppen,[1]) wenn sie vom Nordabhang des Harzes aus in das östliche Slawenland jenseits der Elbe ziehen wollten. Wir werden uns nicht wundern, wenn wir die Bodengestaltung ins Auge fassen, daß sie, auch wenn sie in Magdeburg waren, erst an der Elbe hoch gingen, um in Leitzkau zu ihren Truppen zu stoßen. In dem nahen Dornburg mit seiner inselartigen Lage war der passendste Elbübergang. Wer Dornburg hatte, hatte auch festen Fuß gefaßt am östlichen Ufer. Darum war Dornburg auch unter Otto I. kaiserliche Pfalz. Wir finden also hier in der frühen geschichtlichen Zeit eine stark in Anspruch genommene Straße, die wir geradezu als die Hauptstraße in das östliche Slawenland bezeichnen dürfen. Wenn wir aber unsere Station Sorge an derselben ansehen, so bemerken wir, daß sie, soweit Geschichtliches darüber feststeht, nicht mit Leitzkau oder Loburg oder Zerbst verbunden war, sondern mit Lindau. Der Weg von Dornburg-Leitzkau nach Osten führte über Lindau. Da war es kein übler Gedanke, den Herrn von Lindau zum Besitzer des westlichen Landstrichs zu machen. Lindau sicherte den Übergang über die Nuthe, wie Dornburg den über die Elbe für die von Westen Kommenden. Hier in Lindau stauten sich die Nuthen und bildeten weite Sumpfflächen, die nur von Süden aus den Zugang zur Burg

[1]) Vgl. Wernicke, Kreise Jerichow, S. 129.

gestatteten. Nach Süden aber wurden die Wässer gezwungen, zu fließen in einer Niederung zwischen der Leitzkauer Vorhöhe und dem eigentlichen Fläming. So stellt sich unsere Station Sorge als die letzte dar vor dem schwierigen Übergang über die Nuthe, von der aus man die Frage, ob oder ob nicht weiter, zu lösen hatte, wenn diese überhaupt aufgeworfen werden mußte.

Daß aber diese frühgeschichtliche Straße auch als solche für die Vorgeschichte anzunehmen ist, dürfte von vornherein keinem Bedenken unterliegen, schon wegen der zwingenden Bodenbeschaffenheit. Wir haben aber auch bestimmte Zeugen dafür. In Lindau selbst, sowie östlich davon bei Deetz, das ungefähr eine Stunde von Lindau nach Osten liegt, sind bemerkenswerte Depotfunde gemacht. Am 17. August 1822 wurden auf einem Ackerstücke, 1200 Schritt von Deetz entfernt nach Badewitz zu, unter einem 8 Fuß langen und 6 Fuß breiten Feldsteine, als er zu Bauzwecken gesprengt werden sollte, folgende Bronzesachen entdeckt: „42 Streitsicheln oder Messer, 7 Spieße, 5 Streithämmer oder Beile (Kelte), 7 verschieden geformte und verzierte große Ringe und 3 Stück rohes Metall, alles zusammen fast 20 Pfund schwer.“ (Näheres Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. I, 171, 12.) Als Hosäus in Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. IV, 543 unter den Sachen der Großkühnauer Sammlungen unter No. 612—616 diesen Fund erwähnt, fügt er, m. E. wohl begründet, folgenden Satz hinzu: „Bei der Verschiedenartigkeit der Gegenstände ist zu vermuten, daß dieselben vielleicht früher (von einem Händler?) hier versteckt worden sind.“ Noch beweisender ist der Lindauer Bronzefund, den Hosäus am angeführten Orte IV S. 539 unter No. 131 in der Großkühnauer Sammlung mit folgenden Worten beschreibt: „Vierzehn Stück Rohbronze in Barren, gefunden 1863 beim Neubau einer Scheune im Gehöfte des Ackerbürgers Witte in Lindau, 2 Fuß unter der Erde, vielleicht Überbleibsel aus einer alten Werkstatt.“ Hosäus will dann diesen Fund einfügen als Glied einer Kette von Bronzegießereien, die auf eine Straße hinweisen von Rügen südwärts nach dem Brenner und der Etsch. Das scheint mir verfehlt.[1]) Wenn auch das an sich richtig ist, daß auf eine Straße geschlossen wird, so möchte ich doch vielmehr eine solche in der Richtung Dornburg, Leitzkau, Lindau weiter nach dem Osten hierdurch angedeutet finden. Unmittelbar an dieser Straße liegt auch der Grab-

[1]) Daß unser Platz allerdings gewisse Beziehungen hat zu der Elbe als uralter Straße vom Süden nach dem Norden, auf der das mykenische Gold und das kyprische Kupfer gegen das sächsische (auch englische) Zinn und den nordischen Bernstein ausgetauscht wurde, werden wir später zu erörtern haben.

fund aus der späteren Bronzezeit, den ich in „Unser Anhaltland" II, S. 55 besprochen habe. Er zeigt zwei doppeltkonische Urnen, die so charakteristisch sind für die spätere Bronzezeit, oder wie ich nach meinen Erfahrungen lieber sagen möchte, die Steinkistenzeit, und zwei andere vom Lausitzer Typus, sowie eine sehr schöne kurze Speerspitze und, was besonders wichtig ist, eine eiserne Nadel von 6—7 cm Länge mit Gewinde am Kopfe. Eisen in Steinkistengräbern ist äußerst selten und auch nur zu kleineren Schmucksachen verarbeitet, also als seltenes Metall behandelt. Aus Deetz selbst stammt ferner eine Bronzefibel in der stattlichen Größe von 23 cm. Schuh und Kopf bilden zwei Scheiben, aus Bronzedraht zu Spiralen zusammengewunden, von etwas über 5 cm Durchmesser. Die Nadel hat am Kopfe zwei Querbalken und der Bügel ist „tordiert". (Vgl. Verhandlungen d. Berl. Anthrop. Ges. 1892, S. 358. „Schildfibel" nach Tischler; vgl. auch Lindenschmit, Das Altertum und seine Vorzeit I, IX, Taf. 3 No. 1.)

Ebenfalls am Wege nach Deetz hat ein Arbeiter Kupath, der Kirchenacker dort gepachtet hatte, aber näher nach Lindau zu, als der Ort des oben erwähnten Fundes, öfter Urnen ausgegraben. Endlich auf unserem Gottesacker, der ebenfalls am Wege nach Deetz liegt, habe ich mehrfach im nördlichen Teile bei ausgeworfenen leeren Gräbern die Spuren von Wohnstätten gefunden. Sie gaben sich kund durch eine intensiv schwarze, etwa handbreite, horizontale Erdschicht, die auch wohl auslief in schräger Richtung nach oben und durch Urnenscherben, welche in dieser schwarzen Schicht lagen. Leider fand sich weiter nichts darin. Das Ackerstück unmittelbar an der nördlichen Seite des Gottesackers heißt Oelpfuhl (= Egelpfuhl). Pfuhl nach unserem Ortsgebrauch heißt ein kleiner Teich. Da haben wir das Wasser, dessen unmittelbare Nähe erste Bedingung für Anlegung eines Wohnplatzes war. [1])

---

[1]) Von anderen vorgeschichtlichen Fundstellen bei Lindau sind mir folgende bekannt geworden:. 1. Auf den „schwarzen Bergen" westlich der Nuthe unmittelbar hinter der Bahn. Der Handelsmann Brandt hatte vor ein paar Jahren bei einem hiesigen Kaufmann Scherben von dort her für mich niedergelegt. 2. Auf den „Gänsemathen" bei Kuhberge. S. Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. VII, 232. 3. Am Teufelsstein im Gehege. 4. Etwa 400 Schritt davon im Pflanzgarten. Hier wurde Frühjahr 1894 auch eine römische Münze aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. (Vespasian) gefunden, die im Herzogl. Münzkabinett zu Dessau aufbewahrt wird. Später sind mir Scherben eines dickwandigen, rotgelben, vollständig rauhen Gefäßes durch Herrn Hilfsjäger Kitzing als von dort her stammend übergeben. 5. Westlich von Lietzo in der Nähe der alten Dorfstelle. Frau Götze

Wenn uns aber die Betrachtung der Örtlichkeit unseres Friedhofes von Forsthaus Sorge darauf geführt hat, unser Augenmerk auf eine wichtige Straße von Südwesten nach Osten (Nordosten) zu richten, die in der Vorzeit gerade hier hindurchgehen mußte, so habe ich weiter eine Nachricht nicht außer acht lassen dürfen, die die Anwesenheit der Römer in Deutschland angeht. Ein Teil unseres Friedhofes ist in der ersten Zeit nach Christo belegt. Herr Dr. Jacobs-Wernigerode erwähnt nicht bloß in seiner Geschichte der Provinz Sachsen das bekannte Umkehren der Römer am Ufer der Elbe, sondern auch ein Überschreiten derselben. Auf meine Bitte um nähere Angaben hat er die Güte gehabt, mir Folgendes zu schreiben: „Drusus zieht 9 v. Chr. gegen die Cherusker und kam über die Weser bis zur Elbe. Der Übergang mißlang, doch errichtete er Siegesmale und trat den Rückzug an (Dio LV, 1 u. Sueton, Claud. 1). Durch die Erscheinung eines barbarischen Weibes von übermenschlicher Größe dazu genötigt — das Weib sagt ihm sein nahes Ende voraus —, tritt er den Rückzug an. — L. Domitius, Cneji filius Ahenobarbus. Nach seinem Konsulate, wahrscheinlich 6 ff. vor Christo, drang Domitius als Nachfolger des Tiberius in Germanien ein, zog bis über den Elbstrom, so tief, wie vor ihm niemand: wurde dafür mit Triumphzeichen belehnt. Tacitus, Annal. IV, 44; vgl. I, 63; Sueton, Nero IV." Es ist mir nun nicht gerade auffällig gewesen, daß die bekanntere Sache mit dem aufgegebenen Versuche des Drusus, die Elbe zu überschreiten, ausdrücklich mit unserer Straße Leitzkau-Lindau in Beziehung gebracht ist. Vgl. Unser Anhaltland I, S. 458 Anm., wo auf Mitt.

---

in Lindau, deren Vater eine Baumschule zu verwalten gehabt hat, sagte mir, derselbe hätte öfter eine Urne der Erde entnommen, um sie als Waschgefäß zu benutzen, wenn er dort seiner Pflicht nachging. — Hosäus führt Mitt. d. anh. Gesch.-Ver. S. 530 ff. als gefunden in der Nähe von Lindau und aufbewahrt in Groß-Kühnau folgende Sachen an: No. 76 u. 77 Steinhämmer, im Wasser bei Lindau gefunden 1861, „eigentümliche Form"; No. 108 a u. b in der Nähe von Lietzo 1867; No. 111—114 zwei desgl., bei Lietzo 1865 gefunden, aus Diabas und Feuerstein, nebst einer Lanzenspitze aus Feuerstein und zwei sphäroiden, in der Mitte durchlöcherten Tonkörperchen; No. 371 ein Steinkeil, 26 cm (Glimmerschiefer), sehr zerfressen, gefunden bei Lindau in der Mitte von Aschenkrügen 1863. — Bronzesachen: No. 147 Bruchstück einer Lanzenspitze, gefunden bei Lindau 1861; No. 283 Bronzestücke aus einer Urne, gefunden 1863 zwischen Lindau und der Sorge; No. 291 Drahtring, gefunden in Lindau 1862; No. 540 kleine vasenförmige Urne, inliegend ein Amulett (?) aus Ton und ein Henkel, 8 cm hoch, gefunden bei Lindau 1876. — Danach war die Umgegend von Lindau mindestens seit der späteren Bronzezeit ziemlich dicht besiedelt.

d. anh. G.-V. IV, 540 und Wiggert verwiesen wird. Jacobs sagt ja auch (Provinz Sachsen, S. 3): „Domitius Ahenobarbus überschritt die Elbe etwa zwischen Magdeburg und Wittenberg." Da hat es denn nahe gelegen, bei unserem Friedhof anzufragen, ob er uns nicht Auskunft geben könne, ob die Römer unter Domitius nicht auch hier gelagert haben; allein er hat geschwiegen, soviel Mühe ich mir gegeben habe, ihn gerade dieser Frage gegenüber zum Reden zu bringen.

Aber etwas anderes gehört auch in den Abschnitt Sorge als Station einer Hauptstraße von Westen über die Elbe nach Nordosten, d. i. ein Name eigentümlicher Art. Im allgemeinen wird man ja von vornherein darauf verzichten müssen, bei vorgeschichtlichen Fundstätten, sofern sie nicht etwa in unmittelbarer Nähe einer noch bestehenden Ortschaft liegen und der Name derselben vielleicht in die Zeit der Vorgeschichte verweist, einen Namen festgehalten zu finden, der bis auf unsere Tage reicht. Hier ist es aber aller Wahrscheinlichkeit nach doch der Fall. Damit meine ich aber nicht den Namen Sorge. Mag „Sorge" herzuleiten sein von dem keltischen sorchan = ruhen, (Sorge: „ein abgelegenes Vorwerk, damit das Vieh dort zur Mittagszeit ruhen und fressen kann, ohne den weiten Weg auf das Hauptgut zu machen"); oder aus dem gotischen saurga, ahd. suorga, suuorga = sworga, davon auch soroga, soraga, sorga in dem Sinne von Kummer, Beschwerde, abgeleitet „suwâr, sowâr, swâr" = schwer, drückend, lästig, nur daß in dem Ortsnamen Sorge die Beschwerung durch die Arbeit bezw. Leitung eines wirtschaftlichen Betriebes ins Auge gefaßt" ist, sodaß sich die Bedeutung ergibt: „Arbeitsstätte, wo man etwas zu ‚besorgen' hat" (Mitt. d. Ver. f. Erdk. 1888, S. 81 f.); mag es endlich „eine volksetymologische Bildung aus Zarge sein und lediglich den Buschrand und Waldessaum, den äußersten Rand am Walde, bedeuten" (Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. XVI, S. 211), so viel scheint mir sicher, daß der Name Sorge erst in neuerer Zeit auch bei uns entstanden ist, wie das Größler von anderen Gegenden nachgewiesen hat. Im herzoglichen H.- und St.-Archiv zu Zerbst konnte mir als ältestes Schriftstück, das sich auf die Sorge bezieht, nur ein „Lindauisch Inventarium Anno 1585" vorgelegt werden, das ein „Vorwergk Newe Sorge"[1]) aufführt. Jedenfalls entstand dies Vorwerk Sorge, als mit dem Aussterben der Grafen von Lindau 1524 deren Grafschaft an Anhalt fiel. Mit der Freude am neuen Besitz kam, wie das gar nicht ausbleiben konnte, auch neue Lust am

---

[1]) Ist also das gemeint, was jetzt „Alte Sorge" heißt, während der Name „Neue Sorge" auf Ziegelei und Forsthaus Sorge erst später übergegangen ist.

Ausbauen desselben und da sind eine ganze Reihe Neugründungen, wie außer der Sorge nachweislich Buhlendorf, Nedlitz, Reuden etc. entstanden. Nein, nicht der Name Sorge ist es, auf den ich hinzuweisen habe, als auf einen, der vermutlich mit dem Urnenfriedhof in irgendwelcher Weise zusammenhängt, sondern der Name Toltenau, auch Toltenow gesprochen. Dicht neben der Ziegelei Sorge führt ein Fahrweg von Lindau noch Leitzkau, der noch heute ganz bekannt ist als der „Toltenauer Weg.“ Etwa 3—400 Schritt vom Waldesrande entfernt, liegt unmittelbar links am Wege der Forstort Toltenau zwischen Jagen 32, 33 und 38, 39. „Die also genannte Altenauer (falsch, muß heißen: Toltenauer) Breite zu 3 ad 4 Wispel (Aussaat ist wüste.“ 1681. So nach gütiger Auskunft Herz. Hofkammer auf Grund von Hofk.-Arch. Dessau, Abt. Dom. und Forsten, Cap. II Lit. LV. No. 1. Sie wurde als Dienstacker der Forstbeamten bis zu Oberförster Scheeles Zeit benutzt, der sie anpflanzte und andere Äcker zur Bebauung erhielt. Der alte Arendt, Sohn eines Forstwärters, bezeichnete mir dann die Stelle unseres Urnenfriedhofes als Toltenauer Berg. Während nun ganz in der Nähe andere festgehaltene Namen, wie Kassin, Lütken-Kleps, auch Prosekahl, Riessen, u. a. auf um 1400 herum verlassene Dörfer wiesen, habe ich von Toltenow einen solchen Nachweis nicht finden können. Das Register des v. Heinemannschen Cod. dipl. Anh. enthält diesen Namen nicht, auch sonst habe ich ihn nicht finden können. Der Name kann aus Todtenau mundgerecht gemacht sein. „Todtenau“ wäre ziemlich häufig, sagte mir Herr Dr. Seelmann-Alten. Aber wo ich den Namen hörte, wurde „Toltenau“ ohne Artikel gesprochen, obwohl man hier von der Vorstadt in Zerbst fast nur redet als von „dem“ Ankuhn, und statt Nutha sagte „zur Nuth“ etc. Würde Toltenau auf Todtenau zurückgehen, so würde man das Geschlechtswort erwarten müssen. Hier liegt es näher, die Silbe Sold (bezahlen) im Stamme anzunehmen und Toltenau als Ort der Betolten = Bezahlten (= Söldner) zu erfassen. Dann würde in der Urzeit in Toltenau eine bewaffnete Begleitsmannschaft der reisenden Kaufleute ihren Sitz gehabt haben, die den mittelalterlichen Geleitsmännern derselben entsprächen. Doch stelle ich das nur zur Erwägung. Anspruch, in Namendeutung maßgebend zu sein, mache ich nicht. Nur das glaube ich als sicheres Ergebnis dieser Untersuchung herausheben zu dürfen: Hat sich der Name Toltenau so viele Jahrhunderte im Volksbewußtsein festgehalten, auch ohne daß ein Dorf oder Stadt daselbst war, so muß sich eine Erinnerung von größerer Bedeutung an

diese Stelle geknüpft haben. Diese Erinnerung bringe ich ohne Bedenken in Beziehung zu unserem Urnenfriedhof und hoffe, daß meine weiteren Darlegungen das rechtfertigen werden.

Soviel über die Örtlichkeit unseres Urnenfriedhofes als Punkt an der Straße vom Elbübergang in der Mitte dieses Flusses nach Osten zu. Aber beide Häuser, sowohl die Ziegelei wie das Forsthaus, stehen jedes mit seiner Front dicht an einer anderen größeren Straße, die erst seit einigen Jahrzehnten durch Anlegung einer anders gelegten Chaussee ihre uralte Bedeutung verloren hat, d. i. die Straße zwischen Magdeburg uud Zerbst. Zerbst muß eine bis in die Vorzeit reichende Bedeutung gehabt haben. Seine erste Erwähnung 1007 zeigt es uns schon als besonders erwähnenswerte Stadt. Wahrscheinlich war es hervorragende heidnische Kultusstätte. Das Christentum durfte nur zaghaft einziehen. Das Frauenkloster wurde z. B. zuerst nicht in die Stadt, sondern in den Ankuhn angelegt, um erst später, nachdem man sich mit seinem Wesen vertraut gemacht hatte, nach der Stadt selbst verlegt zu werden. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten sagten die Leute in Möckern, Gommern und Umgegend: Wir wollen nach der Stadt, und meinten damit Zerbst. So ist mir für gewiß erzählt. Da liegt denn unser Sorgenfriedhof an dem Kreuzungspunkte zweier uralten bedeutenden Straßen. Wenn daher Herr Niemann, der Besitzer der Ziegelei Sorge, noch jetzt an schönen Tagen Gäste bei sich sieht, die ein Glas Bier bei ihm trinken, so ist das leicht zu verstehen als Fortsetzung einer früheren bedeutenden Gastwirtschaft. Sie war ja an einem solchen Kreuzungspunkte hier so recht an ihrer Stelle. Der alte Herr Niemann erzählt darum auch gern von vielen, auch vornehmen adligen Gästen in früherer Zeit und wie es dabei zugegangen sei. Er hat mir dann auch freundlichst als Tradition seiner Vorfahren erzählt, die Ziegelei, die er seit 1848 sein eigen nenne, sei 1440 gebaut und von Lindau, wo allerdings noch heute eine Ackerbreite, und zwar die an den Gärten hinter der südlichen Seite der grünen Straße, die Ziegelbreite heißt, verlegt auf Wunsch „der Adligen". Das Jagdschloß Sorge nebenan sei erst einige Zeit nach dem Aussterben des Hochfürstlichen Zerbster Hauses (1793) gebaut. Der Cöthener Fürst August Christian Friedrich habe es anlegen lassen und bestimmt, es solle genau nach dem Muster des Ziegelei-Wohnhauses errichtet werden, wobei er auch geringe Abweichungen eigenhändig geahndet habe. Wenn wir uns darum Rechenschaft darüber geben wollen, welches Gebäude zuerst auf dieser Stelle gestanden habe, so wird die Antwort nichts anders lauten können, weder ein

Forsthaus noch eine Ziegelei, sondern ein Gasthaus. Und dieses Gasthaus dürfte Toltenau geheißen und mit diesem Namen die uralte Tradition bis in unsere Tage gebracht haben."[1])

Art der Beisetzung. Leichenreste in Gestalt von stark zerkleinerten Knochen waren in Tongefäßen ungefähr 50—75 cm tief in die Erde eingegraben. Diese Tongefäße wiesen in keiner Weise Zeichen auf, daß sie behufs Bestattung eigens gefertigt wären. Das ist ja auch sonst bekannt. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß man Gefäße nahm, wie sie zu gewöhnlichen Zwecken der Wirtschaft im Hause vorrätig waren. War auch in unserem Falle auf der Sorge der Nachweis kaum zu führen, daß Beschädigungen an den Töpfen schon vor der Beisetzung vorhanden gewesen waren, so erinnere ich mich doch von Wilsleben her, wo ich selbst aus Steinkisten die Gefäße herausnahm, daß bereits beschädigte Töpfe unzweifelhaft zum Bergen des Leichenbrands benutzt waren. Es gibt nur zweierlei Urnen, denen die Zeichen ihrer Bestimmung aufgeprägt sind, das sind die Hausurnen, von denen auch eine in unserer Nähe auch diesseits der Elbe gefunden ist. Das ist die von den Poley-Bergen bei Tochheim. Sie ist in Großkühnau aufbewahrt. Eine zweite Art von Urnen, die man ebenfalls als eigens zu Beisetzungszwecken hergestellt ansprechen muß, sind die Gesichtsurnen, deren Verbreitungsbezirk von Pommerellen aus ausstrahlt, und die von vornherein bei uns nicht vermutet werden können. In allen anderen Fällen tragen die sogenannten Urnen, obwohl man unter diesem Namen nichts als Beisetzungsgefäße gedacht wissen will und darum Gefäße mit einem eigenartigen, ihrem Zwecke eigentümlichen Charakter vermutet, nichts Besonderes an sich.

Eine Steinkiste oder auch nur Steinsetzungen als Schutz- und Bergungsmittel der Grabgefäße fanden sich nicht vor, außer bei No. 299, wo dünne Platten rings um die Urne gesetzt waren. Wenn hin und wieder, z. B. bei No. 305 u. 308, einige Steine an der Seite oder unten

[1]) In meinen Kirchenbüchern ist 1805 und 1807 von einer Ziegelscheune „bei der Sorge" die Rede; dagegen schon 1796 und dann 1809 und die folgenden Jahre heißt es „auf der Sorge" und 1828 „auf der neuen Sorge". Darin spiegelt sich das allmähliche Aufkommen des Namens Sorge für Ziegelei und „Jagdschloß". Mit der neuen Herrschaft aus Cöthen kamen auch verschiedene Beamte von dort, die von der alten hiesigen Tradition nichts wußten und dann, wie mir auch sonst entgegengetreten ist, kraft der Autorität ihrer fürstlichen Herrschaft, neue Namen, ja angebliche Überlieferungen, dem jungen Nachwuchs auf ihre Anschauungen aufpfropften.

sich fanden, so konnte man nur an das Wort dabei denken, daß die Ausnahme die Regel bestätigt und daß in solchem Falle zufällige Gründe ohne Berücksichtigung irgendwelcher Sitte vorgelegen haben mußten. Für unsere hiesige Gegend wie auch für die Umgegend von Wilsleben im nördlichen Vorlande des Harzes darf ich das ohne weiteres als ein Stück Zeitbestimmung ansehen. Es ist damit eine Grenze nach rückwärts gegeben. Wo Urnen in Steinkisten beigesetzt sind, gehörten sie, soweit meine Beobachtung reicht, dem Ausgang der Bronzezeit zu. Als in der Nähe von Trüben zu Chausseebauzwecken an einem nordwestlich davon gelegenen Abhange Kies gegraben wurde, wurde ein Beerdigungsfeld bloßgelegt, das an der höchsten Stelle Steinkistengräber, weiter unten in unmittelbarem Anschluß daran Urnen ohne umhüllende Steine und noch weiter unten Skelettgräber, also Beisetzungen nach Aufhören der Leichenverbrennung, aufwies. (Verhandl. d. Berliner anthrop. Ges. 1892, S. 361.) Da haben wir die verschiedenen Formen der Beisetzung, wie sie bei uns die Regel bilden, in der zeitlichen Aufeinanderfolge von oben nach unten vor uns.

Soweit ich persönlich beim Ausgraben zugegen war, wurde nicht selten ein Deckelgefäß beobachtet. Es war natürlich so zertrümmert, daß es kaum gelungen ist, es zusammenzusetzen aus seinen Stücken. Man konnte aber erkennen, daß es eine Schüssel mit kleinem Boden und weit ausladender geschweifter Seitenwand war. Dabei sehe ich mich genötigt, gleich vorweg zu nehmen, daß diese Beisetzungen, wo ich zugegen war, als sie gehoben wurden, der La-Tène-Zeit angehörten, also älter waren als die übrigen. Ich bitte, noch einmal erinnern zu dürfen, daß sie mit No. 171—388 bezeichnet sind. Da sich die übrigen Sachen im großen und ganzen als „provinzial-römische" aus dem ersten Jahrhundert nach Christo mit Sicherheit bezeichnen lassen, so füge ich nur hinzu, daß die Tène-Sachen unmittelbar vorangehen der Zeit nach. Wie weit hinauf? Es hat mir allemal Vergnügen gemacht, zu vernehmen, wie sich gelehrte Herren ganz ernstlich um ein paar Jahrhunderte dabei streiten und ohne weiteres Gleichzeitigkeit annehmen auch bei den räumlich größten Verschiedenheiten. Da gehe ich nicht mit. Im übrigen darf ich wohl Bekanntschaft mit dem Ausdruck La-Tène-Zeit voraussetzen. Er will ja nur eine größere Kulturperiode bezeichnen, die unmittelbar vor der provinzial-römischen hergeht und deren Spuren gerade auch in unserer Gegend sehr stark vertreten sind, wenn auch der Name La-Tène = Untiefe wahrscheinlich von dem lateinischen tenuis, nur ein Fischerausdruck vom Neuenburger See ist.

Auf dieser Untiefe wurden zuerst die für die Tène-Periode charakteristischen Sachen entdeckt.

Von einem Deckelgefäß bei den römischen Urnen auf unserem Sorgefelde weiß ich nichts.

Sehen wir uns das Inwendige der Urnen an. Bei den älteren Tène-Sachen war die Urne in der sonst beobachteten Weise gefüllt mit zerkleinertem Gebein, mehr oder weniger bis an den Rand. Erde war nur oben darüber und etwas Weniges davon zwischen den Knochenresten. In der Knochenlage fand ich die Beigaben. Sie waren spärlich und ärmlich. Eine bestimmte Höhenlage war dabei nicht beobachtet. Außer Metallsachen fanden sich hier noch Beigefäße, und zwar in das Hauptgefäß hineingetan. Es gab aber auch sehr häufig überhaupt keine Beigaben. Bei den römischen Urnen habe ich wohl einzelne Scherben von fremden Urnen gefunden, aber kein Beigefäß. Dagegen waren hier die Metallbeigaben häufig, in einzelnen Fällen sehr zahlreich und zugleich kostbar. Silberne Sachen, die nach dem Urteil des Herrn Juwelier Altmann auch eine Beimengung von Gold hatten, waren nicht selten. Eine mir sehr auffallende Tatsache hatte ich festzustellen, daß sehr häufig die Gebeinstückchen in ganz geringer Zahl in der Urne sich vorfanden. Die eigentliche Füllmasse war Erde, bezw. Sand. Weiteres darüber später.

Die Fläche, auf der die Urnen gefunden wurden, ist ungefähr 75 m breit und 250 m lang. Die Längslinie läuft von Westen nach Osten den Abhang hinunter. Die Breitenlinie von Süden nach Norden. Nach unten zu, d. h. dem Gebiete der römischen Urnen, verbreitert sich die Fundstelle etwas mehr. Natürlich ist die rajolte Fläche größer. Das mußte geschehen, um die Grenze der belegten Stelle festzulegen. Zusammengehörige Gruppen sind nicht zu unterscheiden gewesen. Eine Strecke weit war die Grenze im Süden stärker belegt als im Norden. Diese Stelle liegt ziemlich weit oben. Da aber die Art der Beisetzung eine gewisse Bekanntschaft schon an der Oberfläche mit dem Vorhandensein einer Urne in der Erde voraussetzen läßt, so ist anzunehmen, daß auf der Erde etwa durch eine Steinsetzung die Stelle gekennzeichnet war. Mir ist ein Ort bekannt, an den noch jetzt eine äußerlich sichtbare Steinsetzung in annähernder Kreisform vorgeschichtliche Beisetzungen ergibt. Dieselbe liegt in einem Walde des Herrn Kammerherrn von Kalitzsch auf Dobritz, westlich von dem Wege, der von Nedlitz nach Dobritz führt. Man wird annehmen müssen, daß in ähnlicher Weise auch hier verfahren war.

Herr Förster Riecke erzählte mir, daß, ehe ich zugezogen war, zwei

nicht weit voneinander liegende Stellen zutage gekommen wären, die eine etwa handhohe Schicht ganz schwarzer Erde in etwa $^3/_4$ Meter Tiefe gezeigt hätten. In der schwarzen Erde sei aber nichts bemerkt worden. Beide hätten gleichmäßig etwa anderthalb Meter im Durchmesser gehabt. Einen gleichen Fleck, an dem auch ich nichts weiter feststellen konnte, fanden die Arbeiter auch in der Mitte etwa der Fläche, die in meinem Beisein rajolt wurde. Zu Verbrennungsstellen schienen sie mir kaum genügend groß zu sein. Und doch bleibt keine andere Vermutung übrig.

Ein ganz eigenartiger Fund wurde gemacht, als die Grenze nach Süden für das ganze neu zugelegte Acker- bezw. Gartengrundstück durch eine Einzäunung gesichert werden sollte. Beim Graben eines Loches für einen Pfahl kamen ein in der bekannten Weise aufgewickeltes Schwert, eine längere verbogene Speerspitze, sowie mehrere unbestimmbare Eisenstücke zutage. Ich werde das Nähere später bringen.

Erst im jetzigen Frühjahr 1903 sind dann noch 2 Urnen an einer nicht vermutbaren abgelegenen Stelle gefunden, von denen indes nur eine erhalten' war. Sie scheint noch der Tène-Zeit anzugehören. Die Stelle liegt nach Norden zu in der Nähe des „Eiskellers.“ Dort sollen, wie nachträglich mir ein Arbeiter gesagt hat, schon in früherer, weit abliegender Zeit Urnen zutage gekommen sein. Die jetzigen kamen zutage beim Aufwerfen zweier Pflanzlöcher für Koniferen. Nach Osten zu mit einer Umbiegung nach Norden konnte die Grenze nicht festgelegt werden, da hier die Fundstelle sich dicht an den früheren Forsthausgarten heranzieht und auch innerhalb desselben noch Funde aus römischer Zeit gemacht wurden. Da aber dort Obstbäume und andere Anlagen ein systematisches Ausgraben hinderten, auch keine wesentlich anderen Funde erhofft werden konnten, so mußte hier Schicht gemacht werden.

Ich möchte bei diesem Kapitel „Art der Beisetzung“ indes, ehe ich zu Weiterem übergehe, noch eine Frage allgemeinerer Art zur Sprache bringen. Es ist jedenfalls eine höchst auffällige Tatsache, daß bei der auch hier vorliegenden Bestattungsart Pietät und Impietät so miteinander verknüpft erscheinen, daß beides aus einem einzigen Beweggrunde erklärt werden muß. Die Leichenverbrennung an sich muß doch entschieden als eine Handlung der Pietät aufgefaßt werden. Das Feuer läutert und reinigt. Es ist ein Geschenk des Himmels. Die Sonne am Himmel mit ihrem Licht und ihrer Wärme bringt alles Leben in der Natur hervor. Wenn ein Mensch stirbt, haben böse, dem Leben feind-

liche Mächte Besitz vom Menschen ergriffen. Die Osterfeuer sollen helfen die dem Leben in der Natur feindlichen Mächte, die im Winter die Macht gehabt haben, zu vertreiben. Sie sind das irdische Gegenstück zu der Sonne am Himmel. So hilft das Feuer der Leichenverbrennung den Gestorbenen aus der Macht der feindlichen Gewalten zu befreien. Wie das Feuer nach oben loht, dahin zu, wo die Sonne Leben spendet, so geht das, was das Wesen des Menschen und seines Lebens ausmacht, befreit zum Quell des Lebens, zum „Himmel.“ Was nicht vom Feuer verzehrt wird, gehört darum im Grunde nicht mehr zum Wesen des Menschen. Darum kann man es ohne Verletzung der Pietät zertrümmern. Das muß man aber auch, gerade aus Pietät. Denn sonst würde das Gebein besonders in denjenigen Teilen, an denen man sonst die Persönlichkeit feststellt, am Gesicht, noch zu sehr an den lebenden Menschen erinnern und vor bösen, feindlichen Menschen leicht in den Gebeinen der Mensch selbst dem Hohn, Spott und der Verachtung! offen daliegen. Darum müssen vor allem die Schädelknochen und was dann noch gerade in ein vorhandenes Gefäß hineingeht, der Mißachtung entrückt werden. Was etwa da nicht hineingeht, wird ja wenig Anhalt bieten zur Erkennung und Lästerung einer bestimmten Persönlichkeit und mag auch bald verwesen. Es ist eine öfter hervorgehobene Tatsache, daß man besonders Schädelteile und solche von oberen Gliedmaßen herauserkannt hat beim Untersuchen des Urneninhaltes.

Erhaltungszustand. Von den Tongefäßen sind verhältnismäßig wenige einigermaßen erhalten, nämlich bloß etwa 150. Auch diese würden nicht soweit unbeschädigt zutage gekommen sein, wenn nicht die Arbeiter mit vieler Sorgfalt und Geschick ihr Werk vollführt hätten. Es war ihnen allerdings für jede unversehrt gehobene Urne eine besondere Vergütung zugesichert. Das ist überhaupt der einzige Weg zur Anslichtbringung der vorgeschichtlichen Sachen. Mit Strafandrohungen und gesetzlichen Vorschriften erreicht man nur das gerade Gegenteil. Besonders bedauerlich ist, daß die charakteristischen schwarzen Urnen mit mäanderartiger Verzierung nur in Stücken herausgenommen werden konnten, da ihre Wandung besonders dünn war. Man darf auch nicht einmal zu jedem Scherben die Ergänzungen für etwaige Zusammenfügung eines ganzen Topfes erwarten; in vielen Fällen lagen innerhalb der Aschenurne Reste eines oder mehrerer anderen Gefäße, wo von vornherein ihre Vereinzelung angenommen werden mußte. In einem solchen Falle, wo die Wandung sehr dünn war und der Ton fein geschlemmt benutzt, auch ganz eigenartige zierliche Ein-

ritzungen an der Oberfläche zu sehen waren, hat es mir besonders leid getan, nicht einmal genügend Anhalt für Rekonstruktion der Form gewonnen zu haben. (Taf. I, 17—21).

Von den Geräten aus Knochen ist besonders die gute Erhaltung eines Griffes mit noch darinsitzendem Pfriemen zu erwähnen (Taf. V, 15). Die Knochennadeln waren schon vorher in Stücken beigegeben. Die Kämme zeigen fast nur noch das obere Schild; die Zähne derselben haben zum größten Teil auch schon gefehlt, als man sie in die Urne tat. Die erhaltenen, sehr dünnen Zähne zeigen noch ganz scharfe Spitzen.

Von den silbernen Gegenständen, Gewandnadeln (Fibeln), Einstecknadeln und Zierstücken, waren eine Reihe so glänzend weiß und blank, daß Herr Goldarbeiter Altmann-Zerbst eine Beimischung von Gold als sicher annahm. Bei anderen Sachen muß eine Legierung anderer Art angenommen werden. Beim Herausnehmen zeigte sich eine lila-blaue Oxydschicht, die später sich ins Bräunliche verfärbt hat, aber nur sehr allmählich. Als ich beim Aufheften mit gewöhnlichem Blumendraht sie auf die Pappe befestigt hatte, zeigte sich, trotzdem der Aufbewahrungsort meine Stube gewesen war, an dem Draht eine Reihe kleinerer und größerer Bläschen von brauner Flüssigkeit. Unter diesen Bläschen war der Draht vollständig zerfressen, die Nadel aber nicht angegriffen.

Die Bronzesachen sind gut erhalten, doch sind viele von ihnen von vornherein in zerbrochenem Zustande beigegeben, teilweise auch bloß ein Stück, statt der ganzen Sachen.

Am übelsten steht es um die erhaltenen Eisensachen. Dieselben waren in der am meisten bei vorgeschichtlichen Sachen zu fürchtenden Verfassung, daß sich sehr häufig Blasen gebildet hatten. Manche waren so „verkrantet," daß selbst ihre Form sich nicht erkennen ließ. Zur Konservierung das Nötige vorzunehmen war ich nicht in der Lage, obwohl eine ganze Reihe von Sachen es sehr wohl verdienten und bei einigen der gänzliche Zerfall sehr zu bedauern wäre. Es ist ja das auch noch sehr wohl nachzuholen.

Zwei Kulturperioden vertreten. Wie ich erwähnt habe, habe ich der Ausgrabung von Nr. 171—388 selbst beigewohnt. Bei allen diesen Hebungen mußte ich je länger je mehr zu der Überzeugung kommen, daß sie der Tène-Zeit[1]) angehörten. Sie unterschieden

[1]) In No 201 u. 312 fand sich Harz, was sonst nur bei den späteren römischen Beisetzungen vorkommt. Da liegt vielleicht doch eine Ausnahme vor, sodaß diese in der römischen Zeit nachträglich zwischen die älteren eingefügt sind. Nr. 199, 200, 201 und 202 standen dicht beinander; 312 dagegen mehr allein.

sich scharf von den übrigen Sachen, von denen ich einen großen Teil selbst ausgeschüttet hatte. Es ist anzunehmen, daß die später ausgegrabenen Sachen, die aber mehr nach der Höhe zu beigesetzt waren, der älteren Zeit angehörten und die tiefer stehenden der jüngeren.

Den Hauptunterschied bildete die größere Ärmlichkeit und Waffenlosigkeit der Beisetzung aus der Tène-Zeit, wenn man nicht die eigentümliche Form der Gewandnadeln dieser Periode als solchen bezeichnen will. Sie haben sämtlich den für diese Kultur charakteristischen nach oben zurückgebogenen Fuß. Außerdem fanden sich große Einstecknadeln von Eisen, die man wegen einer einigermaßen halbkreisförmigen Einbiegung etwas unterhalb des Kopfes, die das Hervorragen des (verzierten) Kopfstückes sichern sollte, gern als Schwanenhalsnadeln bezeichnet. Einige davon hatten auch ein doppeltkonisches Kopfstück von Bronze. Gürtelhaken mit je einem nach innen gekrümmten Haken an beiden Enden, immer nur von Eisen, fanden sich nur hier, während an deren Stelle in der römischen Zeit Schnallen auftreten. Auch Spinnwirtel und große Tonperlen wurden nur hier gefunden; ebenso die kleinen Beigefäße in Tassenform und ähnliche. Dagegen fehlten Waffen und dolchartige Messer. Das Eisen war nur zu Schmucksachen und anderen kleineren Gegenständen verwandt, also offenbar noch zu kostbar, um in größerer Menge „verarbeitet" zu werden. Am häufigsten beigegeben waren Ohringe von dünnstem Bronzeblech, die für mich eine wahre Plage waren, da sie fast immer schon in Stücken zugelegt waren und dann wegen ihrer Geringfügigkeit kaum herauszunehmen waren. An dem zugehörigen Draht saßen noch häufig Perlen. Wenn auch in anderen Urnen, als denjenigen, die die Nummern 171—388 tragen, vereinzelt Perlen als Fundsachen verzeichnet sind, so gehören sie möglicherweise in die La Tène-Zeit. Die Einlegung der zerkleinerten Brandreste war hier sorgfältiger behandelt als in der späteren Zeit. Daß meist Schüsseln als Decke über den Urnen benutzt waren, ist schon erwähnt. Die Urnen selbst waren sehr häufig von größerer Höhe als Breite, was bei denen aus römischer Zeit nur bei einem gewissen groben Typus (Taf. I, 13) mit zwei plumpen Henkeln an beiden Seiten der Fall war. Einige von den hohen Urnen der Tène-Zeit auf unserem Sorgefelde erinnerten mich mit ihrer Ausbauchung am unteren Teile an die Form der pomerellischen Gesichtsurnen. Die schwarzen dünnwandigen Urnen der römischen Zeit mit kleinem Fuß, weiter Ausbauchung am oberen Teil, ziemlich kurzem, fast senkrechtem Halsteile und mäanderartiger Verzierung fehlten gänzlich.

Wenn man dagegen die römischen Urnen auszuleeren hatte, machte

es manchmal besondere Freude, die reichen Beigaben, eine nach der andern zu entdecken. Da gab es Gewandnadeln von Silber, Bronze und Eisen und das in sehr verschiedener Form; Einstecknadeln von Silber mit senkrecht umgebogenem Kopfe; Beschläge in Bandform mit verschiedenen Verzierungen auf der Oberseite und senkrecht umgebogenen Ecken, die keilförmig zugespitzt waren; „Halsbandschließen" von Silber in zierlichster Form; allerhand Zierstücke für Riemen und manches andere. Es galt auch hier zu achten auf die Form der Verzierung; denn es gab deren allerlei, vor allem das Würfelauge, aber auch die „Tremolierlinie," die punktierte Linie usw. An den Gefäßen waren besonders die Mäanderverzierungen beachtenswert, die aus mehrfachen Punktreihen, die nebeneinander herlaufen, hergestellt waren und manche aus dem eigentlichen Mäander abgeleiteten Formen vorführen. Wenn ich nun so recht eigentlicher Fachmann wäre, so hätte ich auch verschiedene Untersuchungen anstellen können über die Technik, mit der die Verzierungen hergestellt waren, ob durch Einschlagen mit Bronzeinstrument oder einem solchen durch ein eisernes, ob mit einem Schlage oder mehreren und dergleichen. Dazu habe ich aber nicht die Zeit und — den Eifer gehabt. Auch die Kämme in ihrer eigenartigen Form und Verzierung mit dem Würfelauge boten eine zu beachtende Besonderheit, ebenso wie die übrigen Knochensachen (Geweihstücke?) Vor allen Dingen aber gab es hier Waffen, als Speerspitzen, große und kleine, einen spitzen Schildbuckel und ein Schwert, eine ganze Reihe von Dolchmessern, Sporen, Stilette (? Pfriemen), alles von Eisen. Von Eisen waren auch viereckige Stäbe, die an einer Seite in einer Öse ausliefen und die man mit einer Verlegenheitsdeutung „Messerschärfer" zu nennen pflegt. Dazu kamen Schlüssel und ein zierlicher Salzlöffel von Eisen.

Das mag genügen, um die Verschiedenheit der beiden Kulturperioden auf unserem Sorgefelde zur Anerkennung zu bringen. Ich möchte jetzt zur Besprechung der einzelnen Fundsachen übergehen und bemerke dazu, daß leider nur eine Auswahl der Fundsachen hat bildlich beigegeben werden können.

La-Tène-Zeit (No. 171—388).

Die Tongefäße sind entweder Hauptgefäße mit den zerkleinerten Knochenresten oder Deckelgefäße oder Beigefäße.

Die eigentlichen Aschenurnen zeigen gewöhnlich die bekannte graugelbe, mehrfach auch rötliche Farbe von außen, sind nicht sehr hart gebrannt, aus mit Quarzkörnern gemischtem Ton gearbeitet und meist von roher Form. Eine auffallende Ausnahme macht No. 275,

das ohne Quarz sehr hart gebrannt ist, sodann No. 284 mit sehr dünner Wandung, schwarz, auch im Bruche, ohne Quarzstücke, fast als doppeltkonisch zu bezeichnen, mit zwei gleich hohen Teilen. Jedoch ist der obere Teil in drei Teile geschnürt, jeder Teil nach außen gewölbt. Der Fußboden mit nur 8 cm Breite zeigt eine Wölbung nach innen. Höhe: 13 cm und größte Breite: 23 cm. Beigabe: Eiserne Fibel (Taf. II, 40). — Der Form nach sind die Urnen sehr mannigfaltig. Wenn ich sie aber nun beschreiben soll, bedauere ich lebhaft, nicht mehr Abbildungen beigeben zu können. Auch schlechte Abbildungen würden mehr zeigen als die eingehendste Beschreibung. Man kann hohe Gefäße unterscheiden und breite; dazwischen stehen solche mit annähernd gleicher Höhe und Breite. Die hohen sind zum größten Teil kaum gegliedert; bei No. 215, 230, 233, 275 und 308, auch No. 325, 327, 330 und 353, die schwach ausgebaucht sind, ladet der obere Rand nicht einmal nach außen aus. No. 378, die auch dazu gehört, steht ganz windschief; Höhe: 23 cm, größte Breite: 18 cm. Bei anderen wird der Hals etwas eingezogen, sodaß die Mündung nach außen schwach gebogen erscheint (No. 206, 241, 266, 312, 348, 369). Wieder bei anderen ist der nicht gerade lange Hals deutlich abgesetzt durch eine Linie (No. 197, 210, 293, 312, 316, 338, 341, 351, 355, 362, 376). Bei No. 281 ist außerdem ein Wulst in der Mitte des Halses aufgelegt. Besonders beachtenswert dürften diejenigen hohen Gefäße sein, welche bei langem geraden Halse eine nach unten zu liegende weite Ausbauchung zeigen (No. 260, 295, 338, 360, 385). Sie haben, charakteristisch für diese Form und zum behutsamen Ausgießen praktisch angebracht, nur einen Henkel gerade an der Stelle, wo an den langen Hals der weite Bauch grenzt (Taf. I, 2 u. 12). Bei No. 385 ist jedoch statt des Henkels eine Nase. Eine Heraushebung verdient ferner ein schwarzes hohes Gefäß, das wir scherzend die Kaffeekanne nannten, von etwa 17 cm Höhe, 8 cm oberer und 12,5 cm größter und 5,5 cm Bodenbreite. Auf einen ziemlich großen Henkel weisen die auf dem Körper aufsitzenden Bruchstücke. Da, wo der ziemlich hohe Hals durch eine Linie vom Bauch getrennt ist, senkt sich eine Reihe von aneinandergelehnten langgezogenen Dreiecken mit der Spitze nach unten, die von 5—7 nach der Spitze zu laufenden Linien gefüllt sind. Sie lassen nicht an die bekannten Dreiecksfüllungen des Lausitzer Typus denken.

Die in Höhe und Breite ganz oder annähernd gleichen Töpfe erinnern durchgängig an die hohen (No. 171, 189, 190, 192, 197, 204, 205, 207, 210 [fast konisch; nach außen schräges Aufsatzstück an der

oberen Öffnung], 222, 232, 241, 249, 258, 300, 317, 319, 329, 334, 340, 345, 352, 358, 359, 363, 370, 371, 379, 380, 384, 388). Sie veranlassen zu keiner weiteren Bemerkung, nur daß etwa No. 197, welche in Höhe und größter Breite 15,5 cm mißt, einen kurzen abgesetzten Hals und gleichmäßige schwache Ausbauchung zeigt.

Die dritte Gruppe der Haupturnen, solche von größerer Breite als Höhe, bildet die Minderzahl. Sie haben fast durchgängig abgesetzten kürzeren Hals und die größte Ausbauchung gleich unter demselben. No. 224 (gr. Br. 32 cm, H. 14 cm) hat einen etwas nach außen gewölbten Boden. Bei No. 226 (26,5 zu 17 cm) ist der Hals eingeknickt. Bei No. 235 zeigt die Wandung beim Niedergehen nach unten eine leichte Schweifung nach innen (32 zu 19,5 cm). No. 239 (31 zu 18 cm) hat gerade niedersteigende Wand. No. 243 gleicht No. 235. Bei No. 246 (24 zu 20 cm) liegt die größte Breite ausnahmsweise mehr in der Mitte. No. 248 dagegen knickt schräg nach innen und liegt dabei die größte Breite (32 zu 17 cm) sehr hoch. Bei No. 257 zeigt der Hals eine Wölbung nach innen. Bei No. 273, 282, 289, 340, 363 und 388 wiederholen sich ähnliche Verhältnisse wie die besprochenen. Bei No. 288 ist ausnahmsweise kein Hals, die obere Öffnung hat 32 cm Durchmesser und die Wandung fällt in glattem Boden nach unten. Zu bedauern ist, daß No. 277 sehr stark zertrümmert ist: kurzer Hals, senkrecht stehend, obere Öffnung 10 cm; am Grunde des Halses weitet sich die Wandung sehr plötzlich in mehrfacher Gliederung bis zu 32 cm, um dann in flach gerundeten, regelmäßig nebeneinanderlaufenden Eintiefungen wieder ziemlich plötzlich zum Boden zu gehen. Mir scheint das Gefäß auf der Drehscheibe gearbeitet zu sein. Die schon oben besprochene No. 284 gehört auch hierher.

Was die Henkel betrifft, so zählte ich 50 Gefäße ohne solche, 29 mit einem Henkel, der meist mehr oder weniger oben saß. Nur 7 Gefäße hatten zwei Henkel. Statt der Henkel, die übrigens in verschiedenen Größen angewandt sind, saßen je zwei Knöpfe (Buckeln), auf drei Stellen verteilt da, wo die Rauhung aufhörte, bei No. 206 und 218; zwei Buckeln nur einmal bei No. 273 und 363. No. 215 hat einen Henkel ohne Loch (Nase) ganz oben am Rande und No. 385 einen gleichen da, wo der Bauch sich vom langen Halse absetzt. No. 287 zeigt an den Aufsatzstellen des Henkels auf der Wandung oben und unten nach links und rechts sich wendende Fortsätze in Gestalt von geschweiften Wulsten. No. 315 hat einen Doppelhenkel, da der ziemlich große Henkel durch eine Zwischenwand geteilt ist. Bei No. 314 haben wir an Stelle des Henkels eine Art Wall, dessen Krone einen

Ring bildet. Bei No. 344 vertreten den Henkel mehrere konzentrische Ringe und bei No. 256 ein hufeisenförmiger Wulst.

Wenn ich nun zu den Verzierungen übergehe, so habe ich zuerst die charakteristische Rauhung zu erwähnen, die vom Fuße des Halses, der glatt bleibt, außen am Gefäße bis nach unten künstlich hergestellt ist. Hostmann sagt (Darzau, S. 17): „Wir haben hervorzuheben, daß wir ein ganz entschieden germanisches und zwar speziell den Angeln [?] zukommendes Element anerkennen müssen in den zahlreichen Urnen, die entweder mit Sand und Glimmer beworfen oder durch Einritzungen willkürlich rauh gemacht wurden. Diese Art der Verzierung, wenn man es so nennen kann, findet sich vorherrschend und in weitester Verbreitung in Urnenlagern, wie in Hügelgräbern bis nach Jütland und den dänischen Inseln." Vgl. No. 189, 206, 338, 362. Bei No. 362 ist die Rauhung in der Weise hergestellt, daß mit gezahntem Spachtel[1]) in den verschiedensten Richtungen in kurzem Zuge darüber hingewischt ist. Wahrscheinlich war No. 324 ein gleiches Gefäß; da ist die Rauhung auch mit dem gezahnten Spachtel hergestellt, aber in regelmäßig von oben nach unten verlaufenden Bogenlinien, die im übrigen ohne Ordnung angebracht sind. — Eine weitere charakteristische Verzierungsart ist die, daß die Wand vom Halse ab nach unten in Felder geteilt ist, die von oben nach unten bis ganz oder ziemlich ganz an den Fußboden herabgehen, abwechselnd leer und gefüllt; wie denn überhaupt die senkrechte Linie als die bevorzugte erscheint, während in anderen Zeitaltern, sowohl früheren als späteren, die wagerechte beliebter ist. Die Füllung der Felder geschieht in der mannigfachsten Art. No. 192 zeigt dabei eine Kreuzung von wagerechten und schrägen Strichen, No. 205 nur wagerechte, No. 268 schräggekreuzte Einriefungen, auf einer Seite und unten begleitet von flach-halbkugeligen Eindrücken; No. 269 und 323 das Fischgräten-Muster; No. 317 dasselbe, aber abwechselnd mit einer Gruppierung von liniengefüllten Dreiecken, die in der Mitte ein leeres Viereck übrig lassen, doch steht zwischen diesen beiden Arten von

[1]) Vgl. Hostmann, Darzau, S. 13, wo die Rauhung als hervorgebracht „mit einem 3 oder 4 Zinken haltenden Kamme" angegeben wird. Es gibt wohl keinen Kamm mit so wenigen Zinken. Dazu ist „Spachtel" ein für ein leicht herzustellendes spatenähnliches Instrument noch jetzt gebräuchlicher Name und mir für Rauhungen von Lehmbewurf in Scheunen, wie das noch jetzt zu sehen ist, in meiner Pfarrscheune zu Lindau, als benutztes Werkzeug von einem alten Arbeiter genannt. Der Name dürfte festzuhalten sein. — Abb. eines gezahnten Spachtels s. Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 435 Fig. 1.

Füllungen ein leeres Feld; bei No. 337 senkrechte Linien; bei No. 355 eigenartige Einstiche; bei No. 370 senkrechte Linien, zum Teil unregelmäßig gequert; bei No. 371 flachhalbkugelige Eindrücke. An No. 331 sind die nicht leer zu lassenden Felder nur oben mit 2 an der Spitze sich berührenden Dreiecken ausgezeichnet und diese Dreiecke durch Füllung von Parallelstrichen hervorgehoben. Wir sehen, die spielende Phantasie hat hier manches zuwege gebracht, das künstlerisch genannt werden müßte, wenn die Ausführung nicht etwas zu Flüchtiges und Rohes an sich hätte. An Reichtum von Ideen fehlt es sicher nicht. — Auch die wagerechte Linie kommt in etwas zur Geltung. Ich sehe dabei ab von den bereits erwähnten Gefäßen No. 277 u. 284, sowie den ebenfalls erwähnten geringen Gliederungen des Halses an einigen Gefäßen. Es findet sich nämlich auch eine Reihe Urnen, die nur den Teil von der Halslinie ab mehr oder weniger tief nach unten verzieren, was ja besonders dem Lausitzer Typus eigentümlich ist. An diesen und somit an eine ältere Zeit erinnern auch die Dreiecksformen, die wir dabei finden. Solche Gefäße entstammen auch Fundstellen, die weiter oben am Abhange liegen, also schon deshalb einer älteren Zeit vermutlich angehören. No. 249 zeigt die Dreiecke entsprechend ihrer mehr nach der senkrechten Linie sich streckenden Form (gr. Br. 26 cm, Höhe 24 cm) nur noch in einer Abart; die begrenzenden Seiten sind ziemlich gerundet und die Füllung besteht aus unregelmäßig durcheinander geworfenen Strichen. No. 312 hat schon geradere Linien; die Dreiecke stehen auch mit der Spitze nach unten, sind aber nicht ganz gefüllt, sondern haben nur einige Parallelstriche zu den nach unten gehenden zwei Seitenlinien. Dagegen sind sie bei No. 316 und 319 durch regelmäßige Schraffierung wie bei den Lausitzern gefüllt; in letzterer noch mit artiger Zufügung geschmückt, nämlich durch je einen halbkugelförmigen Eindruck an jeder Dreiecksspitze und Einbuchtung. Auch ein ganz flaches Schüsselchen, Beigefäß zu No. 369, zeigt Dreiecke mit voller Linienfüllung. Dagegen hat das mehr hohe Gefäß No. 351 unter der Halslinie aus mehrfachen Parallelen gebildete große Dreiecke, deren Seiten sich in der Mitte kreuzen. Endlich No. 385, ein hohes Gefäß mit langem Halse, stark ausgebildetem tiefliegenden Bauche (H. 27 cm, gr. Br. 24 cm, obere Br. 13,5 cm), einer Nase statt Henkel, das stark an die Form der Gesichtsurnen erinnert, hat die Dreiecke mit einer Füllung in wagerechter Schraffierung, aber mit schönen Zusätzen. Die oben quer über den Dreiecken angebrachten wagerechten Linien sind zweimal nur aus großen Punkten gebildet und dann haben die Dreiecksseiten nach

unten über die Spitze hinaus Fortsetzungen, die mit einseitig nach außen stehenden senkrechten Parallelen, die nach unten zu immer kürzer werden und federnähnlich aussehen, geschmückt sind. Es macht einen hübschen Eindruck. Ich erwähnte bereits das Motiv flachhalbkugeliger Eindrücke als Begleiter anderer Zierformen. Dieselben sind aber sonst noch mehrfach angewandt. So bei No. 278, wo unter der Halslinie eine Reihe davon parallel zu dieser angebracht ist (darunter auch Dreiecke aus Parallellinien, ungefüllt); bei No. 318 mehrere Linien davon selbständig. Bei No. 347 werden schraffierte Dreiecke außen von ihnen begleitet. Bei No. 357 werden die parallelen Halslinien durch eine Linie von ihnen begleitet und dazu Dreiecke und Parallelen und ungefüllt an ihren Spitzen mit zwei und bei den Einbuchtungen mit einer solchen runden Vertiefung verziert. Daß Felder bei No. 371 nur mit ihnen gefüllt sind, ist bereits erwähnt.

Die Verzierungen sind meist in den halbtrockenen (vielleicht dazu noch ein wenig außen angefeuchteten) Ton geritzt.

Die mehr nach der Höhe zu stehenden, also die älteren Urnen, waren im allgemeinen mehr verziert als die späteren.

Nur ein einziges Gefäß hatte ein besonderes Merkmal, wodurch es seine Bestimmung zu einem bestimmten wirtschaftlichen Zweck andeutete, nämlich No. 316. Da fand sich an einer Seite unten am Boden ein etwa fingerstarkes, künstlich gemachtes Loch. Man konnte mit Hilfe dieser Einrichtung Flüssigkeiten von festeren Bestandteilen, z. B. bei der Käsebereitung, bequem ablassen, ohne das Ganze aus dem Topfe zu entfernen.

Deckelgefäße noch in situ habe ich beobachtet bei No. 189, 192, 205, 206, 207, 211, 213, 216, 233, 235, 248, 277, 288, 319, 331, 341, 345, 349, 351, 356, 364, 368, 369 (mit dem Boden nach unten aufgesetzt und in ihm eine kleinere Schüssel), 376, 382 und 385. Es waren das alles Schüsseln, leider muß ich sagen, gewesen; denn da die weitausladenden Wandungen beim Zuschütten hohl waren, mußten sie naturgemäß schon dabei in Trümmer gehen. Sie zeigen sämtlich den oberen Rand etwas nach innen zurückgezogen, um das „Ausschwappen“ zu verhüten, und einen Henkel, soweit ich beobachten konnte. Einzelne zeigten auch Verzierungen, z. B. No. 356, wo senkrechte leere Felder abwechselten mit solchen, die wagerecht schraffiert waren. Die leeren Felder zeigten der Bodengrenze parallel zwei Reihen von halbkugeligen Eindrücken. Wenn bei No. 171 ein großer dicker Stein über dem fast ganz zertrümmerten Gefäße gehoben wurde, so machte es den Eindruck, als rühre diese Lage des Steines von einer späteren Bewegung des Bodens her.

An Beigefäßen fanden sich ein kleines doppeltkonisches Gefäß (No. 172 gr. Br. 6 cm), eine Tasse mit gerader Wandung und abgebrochenem Henkel (No. 174, Taf. I, 7), desgl. mit vorhandenem Henkel (No. 299), ein Krug (No. 191), der unter dem Hals ein Band zeigt, das durch Doppellinien in Dreiecke geteilt ist; eine Schale No. 202 (gr. Br. 7,8 cm, Höhe 3,8); eine Tasse mit geschweifter Wand (No. 245 u. 299), und in dem Deckel von No. 369, die bereits erwähnten mit einem Band von gestrichelten Dreiecken versehene kleine Schüssel.

Spinnwirtel sind 4 gefunden, nämlich 2 perlenförmige von ca. 3,2 cm Durchmesser in No. 279 u. 324, einer konisch in No. 371 und einer flachkonisch und unten ausgehöhlt in No. 200 (Taf. III, 58), eine sehr alte Form; auch die Größe erinnert mich an sehr alte ähnliche (Durchmesser 4,5 cm).

Wenn ich nun zu den Metallbeigaben überzugehen habe, so verdienen den ersten Platz die Gewandnadeln (Fibeln). Sie haben sämtlich die für die Tène-Zeit charakteristische Umbiegung am Schuh. Also der Schuh, in dem die Spitze der Nadel teils zur Sicherung der Person vor Verletzung, teils zum Schutz vor Herausfallen der Nadel hineingelegt wird, hat noch eine Fortsetzung, die nach rückwärts oben umgebogen wird und sich an den Bügel anlehnt mit ihrem Endteil. Diese Umbiegung hat den Vorteil größerer Handlichkeit beim Einstecken der Nadel. Sie ist auch verschiedentlich als Schmuckteil ausgestattet Da anzunehmen ist, daß die zuletzt gehobenen, also die mit den höheren Zahlen die ältesten sind, so beginne ich mit diesen.

In No. 388 fand sich eine große eiserne Fibel vor, die aber stark zerfressen war. Der Bügel ist dick und die Umbiegung am Fuße endet in zugespitztem Wulst. (Taf. II, 38). In No. 375 war eine 9 cm lange eiserne Fibel beigegeben; der umgeschlagene Teil ist 4,5 cm lang und im Endteil nach einer langgezogenen Verdickung spitz zulaufend. Außer dieser Verdickung ist das Ganze von gleichmäßig etwa 3 mm starkem Draht gefertigt. Die federnde Spirale hat nur je 2 Windungen zu beiden Seiten des Bügels. Einigermaßen erhalten (Taf. II, 50). — Die in No. 374 gefundene Gewandnadel ist von Bronze, 7 cm lang und sehr massiv aussehend. Spirale und Nadel fehlt. Wahrscheinlich ist sie schon als beschädigtes Stück beigegeben. Der daran haftende Rost sitzt an einer Stelle, die nicht auf Eisen als Material zur Rolle zu schließen verpflichtet. Der Bügel ist gegossen, wobei der zurückgeschlagene Teil mit dem Hauptteil als eins behandelt ist. Im Hauptteil bläht er sich auf zu einer Breite von 10 cm, ist aber ein wenig hohl; der Endteil ist zu einem dicken Knopf mit je einem vorn und hinten nebenher

gehenden Wulste. Wo die Spirale mit der Nadel gesessen hat, sieht man ein rundes Loch im Bügel (Taf. III, 2). — Die Gewandnadel in No. 324 ist ebenfalls der Hauptsache nach von Bronze, ist aber nur 5,5 cm lang. Der zu einer länglichen Blase aufgeblähte Hauptteil des Bügels ist aber mehrfach stark eingeschnürt.[1]) Trotz dieser Gliederung macht das Ganze aber noch einen massigen Eindruck. Hier sitzt aber als Hälfte der Spirale noch ein Stück von 4 Windungen daran. Diese Hälfte, sowie das im Schuh steckende Nadelende sind von Eisendraht, der etwa 3 mm stark ist (Taf. III, 25). Wir sehen, hier ist noch das Eisen als ein sehr kostbares Metall nur stückweise angewandt. — Erst in No. 267 treffen wir wieder auf eine Gewandnadel.[2]) Sie ist ganz von Bronze und 7 cm lang. Alle Teile sind erhalten, wenn auch leider in 3 Stücken. Die Nadel setzt sich fort in 3 Windungen einer Spirale, die vom Beschauer, der die Spirale oben und den Schuh unten, sowie der Bügel oben vor sich hat, nach rechts fortschreitet, dann den Draht nach oben laufen läßt, links um den Bügelhals wickelt, sich soweit fortsetzt, daß, würde vom äußersten Ende aus gerechnet, 3 Spiralwindungen nach der Mitte zu gebildet werden können, die dann an der inneren (unteren) Seite sich zum Bügel entwickeln. Dieser Bügel zeigt die Form einer schwach aufgeblähten Blase und läuft in einen Schuh aus, der ein spitzes Dreieck darstellt, auf dessen Langseiten nach innen gestülpte Seitenwände aufgesetzt sind, deren Krönungen quer gerieft sind. Die Umkehrung des Schuhs nach dem Bügel bis ziemlich nach der Mitte desselben hat wieder einen dicken Knopf, der an beiden Seiten von Wulsten begleitet und in 3 Haupt- und 2 Nebenstreifen gegliedert ist. Sämtliche Teile des Knopfes sind jeder für sich schraffiert. Das auf dem Bügel aufliegende Ende der Umbiegung ist zu einer flachen am Ende stumpf abgerundeten Platte ausgearbeitet, die durch vertiefte Einriefungen mehrfach zergliedert ist und in der Mitte eine Rundung, wie von dem Kopfe eines eingetriebenen Nagels zeigte (Taf. III, 24). — Bei No. 255 treffen wir wieder auf eine große eiserne Fibel, deren Bügel indes allein erhalten ist. Er ist 6,5 cm lang, bildet in seinem Hauptteil die dünnere blasige Auftreibung der vorigen in No. 267 nach, wie man denn oft bemerkt, daß in einem neuen Material, ehe die der Eigentümlichkeit derselben entsprechenden Formen gefunden werden, zunächst Nachbildungen der bis daher bekannten versucht werden. Vom

[1]) Ähnlich in Zahna, Mitt. d. Prov.-Mus. f. Prov. S. 1900, H. II, S. 51, Fig. 10.

[2]) Das Eisenstück in No. 281 ist sicher der obere Teil einer Fibel mit zurückgeschlagenem Schuh, aber so arg „verkrantet," daß sie nicht zu besprechen ist.

Schuh läßt sich nichts sagen. Seine Umbiegung nach oben zeigt aber eine Weiterbildung des Knopfes in eine kreisrunde Zierplatte. Bot der Knopf schon eine bequeme Handhabung der Fibel für die Fingerspitzen, so noch vielmehr die Abplattung zu einer kreisrunden Platte. Zugleich gab er Gelegenheit zu eindrucksvollen Verzierungen, die sicher darauf angebracht waren, obwohl jetzt daran keine Spur mehr vorhanden ist (Taf. II, 42). — Eine große eiserne Fibel in No. 252 ist arg verkrantet. Die Fibel in No. 247 ist wieder eine 7,5 cm lange bronzene, die im allgemeinen der in No. 267 gefundenen entspricht, aber ohne Zierat ist. Auch wickelt sich der Spiraldraht nicht um den Bügelhals, sondern geht in einem zur Nadel senkrechten Bogen nach der anderen Seite. (Taf. III, 7). — Die eiserne 7 cm lange Fibel in No. 243 fällt dadurch auf, daß der zurückgeschlagene Teil mit dem Schuh ein Trapez bildet, dessen nicht parallele Seiten die längeren sind; die kürzeren stehen zum Schuh senkrecht. Die Spirale hat bereits 5 Windungen auf jeder Seite der Nadel. (Taf. II, 49). — Nachdem wir bis jetzt nur große bis 7,5 cm lange Gewandnadeln zu besprechen gehabt haben, treffen wir nun in No. 236 auf eine kleinere von Eisen mit zurückgelegtem Schuhfortsatz von nur 4 cm Länge. Auch hier endet der Fortsatzteil in den bekannten Knopf mit begleitenden Wulsten. Die Spirale hat je 7 Windungen zu jeder Seite der Nadel und ist die Sehne, d. h. der von einem äußersten Ende der Spirale nach dem anderen geführte Teil des Spiraldrahtes ebenso wie bei der großen Fibel in No. 267 um den oberen Bügel geschlungen. Wenn Tischler (Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns IV, S. 62) diese ihm nur in vereinzelten Fällen bekannt gewordene Weise als „wohl nur eine Spielerei" bezeichnet, so scheint mir doch darin die Absicht zu liegen, der Spirale eine größere Festigkeit zu geben, deren sie bedurfte, solange sie nicht um einen festen Kern gewickelt wurde, was bei unserer kleinen Fibel allerdings schon der Fall zu sein scheint. Eine aus kaum etwas über 1 cm starken Draht geflochtene Rolle mit 14 Windungen bedurfte auch eines bleibenden Stifts in ihrem Innern, wenn sie in gerader Linie verharren sollte. Diese Fibel mit ihrer vielgliedrigen Spirale und ihrer stark zurückgeschrobenen Größe bedeutet ein interessantes Stück in der Fortentwicklung zu den späteren Gewandnadelformen unserer Gegend (Taf. II, 6). — In No. 234 lag wieder eine größere eiserne Fibel. Sie ist aber arg „verkrantet". — Die aus No. 229 auch wenig erhaltene Fibel (Taf. II, 45) läßt somit erkennen, daß sie an ihrem zurückgeschlagenen Teile Ähnlichkeit hat mit der aus No. 243. — In No. 226 ist eine 6 cm lange eiserne Fibel gefunden, die mit der in No. 375 gefundenen, welche

freilich viel größer ist, Ähnlichkeit hat. Sie ist aus 2 mm starkem Draht hergestellt (Taf. II, No. 44). — No. 194 bringt uns noch einmal eine 8 cm große bronzene Gewandnadel zu einem großen Teil erhalten. Leider ist gerade das Umschlagstück nicht ganz erhalten; es muß eine eigenartige Weiterbildung der Trapezform (S. No. 243 u. 229) gewesen sein (Taf. III, No. 1). —

Wenn ich hier nun noch zwei Fibeln anreihe, die unstreitig zu den Tène-Fibeln gehören und aus Urnen stammen, welche die Nummern 131 und 92 tragen, so muß ich daran erinnern, daß ich erst mit No. 171 begonnen habe, die Urnen, bezw. Scherbenhaufen nach dem Fundorte fortlaufend zu bezeichnen und daß ich den früheren Nummern geben mußte, nachdem sie bereits herausgehoben und bunt durcheinander gekommen waren. Bei dem Ausgraben, ehe ich dazutrat, war man allem Vermuten nach also bereits in die Tène-Gruppe hineingeraten.

Die aus No. 92 ist nur insofern eine Weiterführung von der aus No. 247, als sie nur 5 cm lang ist, am Ende des Umschlagteils zu einer Platte erweitert ist (wie bei der aus No. 267) und zu jeder Seite der Nadel 7 Windungen hat. Auch sie hat die von Tischler als selten bezeichnete Umwicklung der Sehne um den Bügelhals. Sie ist ganz von Bronze und gut erhalten (Taf. III, 17). Aus No. 131 sind zwei zusammengehörige Stücke einer 6 cm langen bronzenen Gewandnadel erhalten, die am Bügel dieselbe geringe blasige Auftreibung zeigt, deren Umbiegungsteil ebenso wie bei der aus No. 255 zu einer runden Platte entwickelt ist. Hier sieht man aber noch deutlicher, daß diese Platte bestimmt war, als Basis für irgend eine aufzulegende bunte Zierplatte zu dienen; denn in der Mitte steht noch ein Niet 6 mm hoch heraus (Taf. III, 20 u. 21).

Über die „Ringfibeln“ (Urne No. 305 und andere) bei den Schnallen.

Soviel über die Fibeln. Ich gehe über zu einem anderen Fundstück, das ebenfalls geeignet ist, unseren Sorge-Friedhof der Tène-Zeit unstreitig zuzuweisen. Das sind die Gürtelhaken. Wir haben solche aus den Urnen No. (396) 380, 374, 372, 368, 362, 342, 327, 315, 299, 288, 287, 264, 255, 248, 221, 210, 201, 195, 192, 181 (131). Sie sind sämtlich von Eisen, in der Größe von 5—13 cm, haben an beiden Enden stark nach innen gekrümmte Haken und ihr Hauptteil ist ein 1—2 cm breiter Streifen starken Eisenblechs, der nach dem einen Ende zu schmaler ist als am anderen. Sie bildeten etwa den Abschluß an dem einen Ende eines ledernen Riemens, während am anderen Ende bisweilen ein Ring saß, den beim nötig werdenden Anziehen des Riemens Löcher ersetzten. In dem aus No. 181 ist der Gürtelhaken mit einem Ringe zusammen-

gerostet. Die Gürtelhaken werden später durch Schnallen ersetzt, die wir in der späteren Zeit auch bei uns reichlich finden werden.

Auch die Einstecknadeln, wie sie in dem uns jetzt beschäftigenden Teile des Sorge-Friedhofs gefunden sind, sind charakteristisch für die Tène-Zeit, besonders die sogenannten Schwanenhalsnadeln. Die gerade Linie der Nadeln wird nämlich bei ihnen etwa 1—2 Finger breit unter dem Kopfe durch eine halbrunde etwa 1 cm und etwas mehr im Durchmesser haltende Ausbiegung unterbrochen (Taf. IV, 40, 42; VI, 24—26). Sie ist bestimmt, das zu tiefe Hineingleiten der Nadel, etwa ins Haar, zu verhüten und den glänzenden Kopf derselben sichtbar zu lassen. Voß gibt, Verh. der anthrop. Ges. 1898, S. 216—226, eine andere Erklärung. Die „Kröpfung“ habe statt des Öhrs gedient, welches man schon bei den ältesten Nadeln gefunden hat und das man benutzte, um einen Faden, der zugleich um die hervorragende Spitze der eingesteckten Nadel geschlungen wurde, zu befestigen. Aus dem Faden sei ein Drahtstück geworden — vgl. die italischen Schlangenfibeln — und so allmählich die Fibel entstanden. Je einfacher die Erklärung, desto besser. Jedenfalls haben die Fibeln unsere Schwanenhalsnadeln nicht verdrängt. Der Kopf besteht auch bei uns öfter aus einem doppeltkonischen Aufsatz aus Bronze (Taf. IV, 41). Sie sind von stattlicher Länge (bis 15 cm). Später werden sie kleiner, bleiben aber immerhin noch viel größer als unsere Stecknadeln, und sind dann auch wohl von Silber. — Schwanenhalsnadeln fanden sich in No. 387, 386, 352, 338, 328, 314, 260, 249, 241 u. 207; konische Knöpfe, mehr oder weniger erhalten, in 343, 288 (typisch), 249 (abgerundet), 202, 200 und 192. Bei letzterem muß eine Metallmischung angewendet sein, die teilweise Zerfall bedingt hat. Bei anderen Bronzeknöpfen zeigt sich eine Weiterbildung durch parallele Wülste, bezw. ein kleinerer Schlußknopf (No. 336 und 342). Ein anderer Knopf aus unbezifferter Urne, der auf der Museums-Tafel X als No. 76 aufgeheftet ist, gehört auch hierher.

Ein weiterer die Tène-Zeit festlegender Fund dürften die eisernen Nähnadeln sein. Sie fanden sich in No. 324, 315, 314 und in einer unbezifferten Urne (Mus.-Taf. VII, 10). Die aus No. 315 hat die stattliche Länge von 12,7 cm. Doch fand sich auch eine bronzene Nadel, wie die der späteren Zeit in No. 224. Ehe die eisernen Nähnadeln aufkamen, hatte man solche aus Bronze. Bei dieser war anfangs der Teil, in welchen das Öhr eingelassen, dicker als der übrige Teil der Nadel, was natürlich beim Nähen einen besonderen Nachdruck nötig machte, wenn beim Durchziehen der Nadel der dickere Öhrteil ein größeres Loch beanspruchte als die übrige Nadel. Die eisernen

Nadeln mögen ja wohl schon als Neuigkeit Eingang gefunden haben, — man darf doch bei den damaligen Damen auch schon Sinn für etwas Neues und Besonderes voraussetzen — aber sie empfahlen sich sicher auch durch die schärfere und weniger leicht stumpf werdende Spitze, was bei Nähen in Leder von Gewicht war; aber durch das leichte Rosten — man hatte damals nicht so trockene Wohnungen, wie wir jetzt — wurden sie bald wieder unbeliebt und so kehrte man wieder zu den alten bronzenen Nähnadeln zurück. — Die einzige in No. 224 gefundene bronzene Nähnadel hat ganz die Größe und Form unserer Stopfnadeln mit langem Öhr.

Ich schließe hieran die Besprechung der übrigen Eisenfunde, wobei ich wiederholt mit Bedauern hervorzuheben habe, daß gerade das Eisen im denkbar übelsten Erhaltungszustande gehoben ist, da hier noch das Eisen wegen seiner Kostbarkeit nur zu Kleinkram verwendet auftritt.

Eiserne Ringe finden wir in No. 384, 374, 372, 368, 342, 325, 324, 288, 234, 219, 206, 181. Davon sind kleine Ringe die aus No. 219 (zwei Stücke von je 12 mm Durchmesser) aus No. 325 2 cm Durchm., und aus No. 324 13 mm; letzterer zeigt in jetzigem Zustande, das Oxyd mitgerechnet, Drahtstücke von 4 mm, die übrigen nur von 2 mm. Die anderen haben 2,7—4 cm Durchmesser und etwa 6 mm Eisenstärke. Sie können also nicht als Finger- und Armringe angesprochen werden, sondern nur als Zieraten, bezw. als Mittelglieder von Riemen, wenn diese Winkel machen sollten, die nicht in deren Längslinie lagen. Damit stimmt auch die volle Rundung des Eisens. Nur etwa der von No. 384, der etwas größeren Durchmesser und im Querdurchschnitt seines Eisens bloß einen Halbkreis hat, die gerade Linie nach innen, könnte als Armband aufgefaßt werden. Er ist in 3 Stücken erhalten. — Daß sie übrigens auch als Zubehör zu den Gürtelhaken aufgefaßt werden können, zeigt ein Stück aus No. 181, wo der eine Haken eines solchen in den Ring greifend mit diesem zusammengerostet aufgefunden ist (Taf. IV, No. 38).

In No. 326 sind zwei große und ein kleinerer Rest gefunden, die mit noch weiteren kleinen verloren gegangenen Stücken offenbar 2 Armringe gebildet haben, die jedenfalls für die damalige Zeit besondere Kostbarkeiten darstellten. Sie haben im Lichten 6 cm Durchmesser und bestehen der Hauptsache nach aus 3—4 mm starkem Draht. Davon sind aber in gewissen Entfernungen voneinander Aufsatzstücke angebracht, die nur nach außen heraustreten, nach innen aber die Wölbung des Drahtes nach oben und unten fortsetzen. Dabei wechseln größere und kleinere Wulste ab. Die kleineren bilden ein einfaches

dickes Band mit scharf abschneidenden Seiten; die größeren haben oben eine Grube, aus der Rillen herausgehen. Was aber besonders auffallend ist, ist der Umstand, daß man noch Spuren einer intensiv roten Farbe (Mennige, Kupferoxyd?) bemerkt. (Taf. II, No. 67 u. 69).

An diese Armringe schließe ich am besten die Besprechung eines anderen Zierstücks aus No. 371 an, der ein Schmuck zum Umhängen und auf der Brust zu tragen, ähnlich den Schützenketten gewesen zu sein scheint (Taf. II, No. 47, 48, 51—54 u. 58). Es besteht nämlich aus einem oder zwei dünnen Eisenblechen, die jetzt in 4 Stücken in Größen von 5:5 oder weniger vorliegen; es mag auch etwas fehlen. Sie sind durch gequerte punktierte Linien dem Rande parallel verziert. Darüber läuft bei 2 Stücken, anscheinend am oberen Teile entlang, eine Reihe größerer gleichmäßiger Löcher. Dazu fällt die an verschiedenen Orten heraustretende intensiv rote Farbe (Kupferoxyd?) auf, wie sie bei den oben besprochenen Armringen erwähnt ist. Außerdem wurde aber eine ganze Menge von Gliedern einer eisernen Kette[1]) gefunden, zum Teil in größeren und kleineren Haufen zusammengerostet, zum Teil in wenigen zusammenhängenden Gliedern erhalten und am besten in einem Stück von 6 cm von 12 Gliedern. Jedes Glied stellt einen Kreis dar von ca. 7 mm Durchmesser. — Ein gleiches Stück wie dieser Schmuck, habe ich im Museum zu Burg gesehen; es stammt aus Heyrothsberge bei Burg und ist besser erhalten als das unsere.

Die zahlreichen übrigen Eisenfunde, meist kleine Stücke, haben leider wegen der üblen Erhaltung müssen unbestimmt bleiben. Sie sind aus Urnen No. 347, 343, 337, 332, 328, 324, 314, 312, 311, 292, 279, 277, 274, 270, 268, 264, 260, 259, 254, 252, 247, 246, 237, 229, 224, 221, 216, 201, 200, 196, 192, 177, 173.

Unter den Bronzezierstücken darf eine besondere Beachtung beanspruchen ein Halsschmuck aus 7 einzelnen Stücken, die sämtlich in No. 299 gefunden sind (Taf. IV, 1—7). Es sind 3 kleine Eimerchen mit einem unteren Teil in Blasenform und Tragstück in Halbkreisform. Sie sind 2,5 cm hoch. Der eine zeigt ein großes Loch an der unteren Seite. Dazu kommen 3 etwa 6 mm dicke Ringe von 2,5—3 cm Durchmesser, die oben mit kleinem Ring als Tragstück versehen ist. Endlich gehört dazu ein größerer 5 cm hoher Eimer, dessen untere Hälfte sich zuerst schell konisch erweitert, um halbkugelförmig zu schließen. Dieser untere Teil wird durch 2 parallele Einriefungen in 4 gleiche Stücke gegliedert.

[1]) Jentsch, Sadersdorf, S. 15, erwähnt Bronzekettchen aus der Tène-Zeit von Sadersdorf. — Voß und Stimming, Mark Brandbg. Taf. IV.

Auch der Hals, der oben am Rande durch eine umlaufende Wulst verdickt ist, ist mit 2 querlaufenden Riefen je eine oben und unten verziert. Der 14 mm hinaufgehende Henkel steht unmittelbar über je einem durch eine umlaufende Wulst herausgehobenem Loche am Rande des Halses. Dieses große Eimerchen ist so wenig oxydiert und zeigt einen so unverkennbaren Metallglanz, daß die Vermutung vielleicht gerechtfertigt ist, daß hier eine Legierung mit Gold vorliegt. — An die kleinen Eimerchen erinnern etwa 2 Hängezierate aus No. 342, welche für die Schnur zum Durchstecken eine Röhre statt des Henkels haben (Taf. II, 56 u. 57).

Drei andere, den Ringstücken ähnliche Zierstücke (Anhänger) liegen vor aus 396, 324 u. 201 (Taf. IV, 25). Ein etwas grösserer Bronzering aus No. 281 von 4,5 cm Durchmesser ist auf einer Seite flach und hat als Hängeteil einen grösseren Halbkreis, welcher nach unten zu beiden Seiten in je einen kleineren Kreis weiterführt, der beim Anlangen an seinem Ausgang in einem spitz zulaufenden Schlussstücke endigt. — Ein kleiner Anhänger, ähnlich den Eimerchen, nur hier wie ein Beutel dargestellt, liegt vor aus No. 201.

In der Urne No. 236, aus welcher die beiden merkwürdigen Armringe stammen, die man am liebsten in eine viel spätere Zeit, etwa die merowingische verweisen möchte, wurden noch 5 bronzene Zierstücke gefunden, von denen zwei gut und drei weniger gut erhalten sind. Von den ersten zwei stellt jedes Stück eine kleine 4,4 cm lange Stange dar aus 2—3 mm dickem Bronzedraht. Von der Mitte aus nach beiden Seiten gleichmäßig erweitert sie sich hier zuerst zu einer ringsumlaufenden Wulst, um unmittelbar nachher sich zu einem 9 mm breiten Ringe umzugestalten und dann noch als Endstück in einem ungegliederten Stumpfe herauszuragen. In dem Ringteile ist bei Taf. IV, 14 ein offener Ring von 2 cm Durchmesser eingelassen. Wahrscheinlich bildeten alle 4' zusammen eine Art Kette mit langen Gliedern (Taf. IV, 14 u. 15). — Vgl. Taf. d. Hist. Komm. Prov. Sachsen, Tène-Z. No. 5.

Die anderen aus No. 236 stammenden sind 3 größere Reste aus Bronzeblech. Das eine, sonst gut erhalten, 7 cm lang und bis zu 4 cm breit, ist dünn und hat nur 2 der ursprünglichen Kanten an den Langseiten, während es an den anderen zerrissen ist. Man bemerkt darauf die Spur, daß auf der einen Seite eine Art Klotz oder kleiner Kessel mit einer eisernen Füllung, in der Mitte ein hervorragender Stift aufgeheftet war. Dem entspricht eine runde 2,5 cm im Durchmesser haltende Blechhülse von ziemlich dickem und 6—10 mm hohem Bronzeblech, gefüllt mit Eisen (?), aus dem in der Mitte der Stumpf eines

Stiftes hervorragt (Taf. II, No. 51 u. 53). Das andere auch dünne Blechstück ist zu der Form eines größeren Moosstückes zerfressen und mit einem gleich ungestalten Eisenstück verbunden. Ich weiß daraus nichts zu machen.

Größere Bronzeringe, bezw. Stücke davon, liegen vor aus No. 384, 382 und 276; es scheinen Armringe zu sein. Wenn wir aus No. 367, 334 und einer nicht durch Nummer nachweisbaren Urne etwa 2 cm Durchmesser haltende Bronzeringe haben, die nach zwei entgegengesetzten Seiten hin je einen zur Ringfläche senkrecht stehenden kleinen Ring haben, so möchte ich diese auffassen als Mittelglieder einer Schnur. „Gurt-Ösen" laut Preisbuch für Seiler v. Beutlinger-Frankfurt a/M. S. 13. Noch jetzt viel gebraucht.

Sehr häufig waren Ohrringe. Sie bildeten eine wahre Plage beim Ausschütten der Urnen. Denn nicht nur, daß sie an und für sich wegen des dünnen Bronzebleches und Drahtes sehr zerbrechlich waren, sie waren auch häufig genug schon in Stücken hineingelegt und doch mußte jedes kleinste Stück aufbewahrt werden, da man nie wußte, ob nicht eine daran haftende Zeichnung von Wichtigkeit werden konnte. Ich bemerke jedoch gleich von vornherein, daß alle gleiche Zeichnung aufwiesen. Sie sind alle von der bekannten Form eines aufgeblähten Segels; unten ein Rechteck, oben ein Dreieck, das in einen Bogen aus Draht ausläuft. Das Rechteck ist entweder niedrig oder hoch. Es gibt aber nur diese beiden Formen und Größen. Abgegrenzt wird das Rechteck oben vom Dreieck durch von innen herausgearbeitete Riefelungen, gewöhnlich 3; an der Seite und unten fehlen diese, wenn sie nicht in einer einzigen Linie erscheinen. Als Charakteristikum erscheinen aber in der Mittellinie des Rechtecks 3 bis 5 ebensolche Riefelungen von oben nach unten gehend. Endlich sind in den 4 Ecken regelmäßig kleine Löcher. Solche Ohrringe sind gefunden, außer in 3 unbestimmbaren Urnen in No. 380, 378, 376, 374, 372, 371, 368, 367, 362, 356, 354, 349, 342, 336, 335, 332, 325, 324, 315, 314, 311, 306, 299, 297, 287, 281, 248, 247, 239, 237, 216, 210, 208, 206, 204, 203, 202, 201, 199, 194, 193 und 192. Wenn sie auch in No. 88, 92, 119, 131, 396, 455 und 457 gefunden sind, also in Urnen, bei denen von vornherein die Annahme zuneigt, sie gehören der späteren Zeit zu, so mag ja wohl vereinzelt das Tragen der Ohrringe auch in die provinzialrömische Zeit hineingenommen sein. Im großen und ganzen verschwinden sie aber in dieser. Die Sitte, Ohrringe zu tragen, ist herübergenommen aus einer älteren Zeit. Bei den Gesichtsurnen, die dem Ende der Bronzezeit angehören, finden wir den Tonohren des menschlichen

Gesichts, das am oberen Teile der Urnen außen herausgearbeitet ist, Bronzeohrringe eingehängt und zwar an einem Ohre mehrere in Löchern, die am Rande der Ohrmuschel von unten bis oben angebracht sind (Zeitschr. d. Harz-Ver. 1896 Tfl. I 12 u. 13). Auf diese Erscheinung hat man jedenfalls zurückzugreifen, wenn man die Tatsache erklären will, daß in ein und derselben Urne mehrfach ein gut Teil mehr Ohrringe als 2 gefunden sind (Vergl. z. B. No. 378, 376, 368, 204 u. a.). Auffällig ist die bei allen gleiche Zeichnung, während anderwärts auch solche mit anderer Zeichnung gefunden sind (Vgl. in dem Montagsblatt der Magdeb. Zeitung No. 25 von 1894 den Artikel von Hirt, dessen Abbildungen aus Burg genommen sind, wo S. 196, No. 1 u. 2 unseren Funden entsprechen, sowie Verh. d. Berl. anthrop. Ges. 1883, S. 375). Gänzlich anders ist das Stück aus Kl.-Corbetha abgebildet Mitt. d. Prov.-Mus. v. Prov. Sachsen 1900, H. II, S. 54, Fig. 19, S. 58, Fig. 26 u. S. 99, Fig. 3. — Verhdl. d. Berl. anthr. Ges. 1898, S. 273. Ohrringe von dreierlei Form abgebildet aus Böhmen (Cistevec bei Königgrätz).

An dem drahtförmigen Fortsatz des Segels, dem Henkel dieser Ohrringe, der, soweit er vorhanden, ziemlich dünn war und allemal spitz endete, trug man Perlen. Wenn sie noch am Ohrringe aufgesteckt gefunden wurden, sind sie sorgfältig daran gelassen. Die bekanntesten und auch bei unserem Funde häufigsten sind solche von dunkelblauem Glase. Andere (No. 396, 372, 371, 194) sind hellblau. Die mit grünlicher heller Farbe, auch die weißen (No. 455) waren wenig widerstandsfähig. Der Größe nach waren diese auch meist kleiner als die dunkelblauen; doch hat es auch große davon gegeben (No. 115, 24). Wieder andere sind aus einem Stoffe, über den ich nicht klar geworden bin; er ist von der Härte des Glases, zeigt aber keine Durchsichtigkeit. Wenn darauf blaue Würfelaugen erscheinen, die sich auf hellgelbem Grunde scharf abheben (No. 93, 299), so tritt dieses Verzierungs-Motiv, das sich bis ins Mittelalter hinein einer großen Beliebtheit erfreut hat, auch bei unserem Sorgefunde allgemeiner erst in der römischen Zeit ein; doch haben wir auch schon Beispiele in Urnen der Tène-Zeit. So in No. 299, 297 (hier übrigens bei einer größeren Perle aus hellblauem Glase) und in No. 210, 204 und 192 (kleine Perlen von blauem Glase). Auch bei einer Reihe von kleinen Perlen, die weißlich oder gelblichgraue Farbe zeigen, wage ich nicht den Stoff zu bestimmen. Davon hat eine aus No. 201, die übrigens ebenso wie die gelbe aus No. 299 wegen ihrer Größe nicht im Ohrringe hat getragen werden können, sondern sonst zur Zierde angebracht gedacht werden muß, ebenfalls Würfel-

augen. Der Form nach sind sie meist breit gehalten, doch gibt es auch hohe, z. B. aus No. 431 und 455; endlich haben auch einige Zylinderform, mit Durchbohrung in der Richtung der Querachse (No. 281). Die auffallendsten sind 2 dunkele facettierte Glasperlen, von denen Herr Förster Riecke mit aller Bestimmtheit behauptet, sie selbst einer Urne entnommen zu haben. Sie zeigen auffallenden Glanz (Tafel IV, No. 59). Größe: 5 mm in Höhe und Breite.

Wenn ich nun noch erwähne, daß in Urne No. 342 allein amorphe Bronze, die offenbar durchs Feuer zu ihrer Formlosigkeit gekommen war, sich vorfand, so will ich auch ausdrücklich zugefügt haben, daß alle übrigen Stücke keine Spur zeigten, daß sie durchs Feuer gegangen waren.

Zwei in No. 357 gefundene Steine haben jedenfalls irgend welche Bedeutung gehabt, doch kann ich sie nicht angeben.

Von Geweberesten, Sachen aus Knochen, Holz, Horn, Flechtwerk, Leder usw. konnte ich keine Spur entdecken, so wünschenswert das auch gewesen wäre, um ein Kulturbild dieser Zeit zu entwerfen.

Wir gehen also über zur Besprechung der Funde aus der provinzialrömischen Zeit, die ich bei den Perlen bereits in etwas schon mit hineingezogen habe.

Provinzial-römische Zeit (No. 1—170 und 389—457).

Ehe ich in die Besprechung der einzelnen Fundsachen eintrete, möchte ich ein paar Worte vorauschicken, die bestimmt sind, einem leicht möglichen Irrtum vorzubeugen. Unter provinzial-römischer Zeit versteht man diejenige etwa von Christi Geburt bis zur Völkerwanderung. War damals auch im allgemeinen die römische Kultur maßgebend, ich möchte sagen für die ganze damals bekannte Welt, so muß die merkwürdige Tatsache festgelegt werden, daß unsere Funde, wie alle parallelen aus unserer Gegend keine vorbildlichen Gegenstücke, wenige Ausnahmen abgerechnet, in Rom haben. Das gilt besonders von den wichtigsten Beigaben, den Gewandnadeln. Nach Tischler ist in den Zeiten der römischen Republik von einer römischen Industrie im eigentlichen Sinne noch nicht zu sprechen. Es ist etruskische und römische Arbeit, welche die technischen Künste in Italien beherrschte. Über die Fibeln der letzten Jahrhunderte vor Christo in Italien wissen wir fast gar nichts. Auch aus der römischen Kaiserzeit ist Italien an Fibeln außerordentlich arm. Viel reicher ist die Ausbeute in den Provinzen und Barbarenländern. Erst zur Zeit Neros hatte sich eine römische Weltindustrie gebildet, welche in Italien entstand, dann sich aber auch in den

Provinzen ansiedelte, wo römische Technik und Geschmack vielleicht sich mit barbarischen Elementen verschmolzen und einen gewissen gemischten Stil hervorgebracht haben. Dabei kommen die Gräberfelder Norddeutschlands und Skandinaviens besonders in Betracht. Es muß sich besonders wegen des Bersteins, der ja auch schon viel früher die Südländer nach der Ostsee lockte, zur Zeit Neros ein außerordentlich lebhafter Handel nach dem Norden entwickelt haben. (Tischler a. a. O. S. 68). Jedenfalls tragen unsere Sachen entschieden anderen Charakter als diejenigen, die vom Rhein und vom Limes her aus der ersten römischen Kaiserzeit bekannt sind. Was ich persönlich in Frankfurt a. M. davon gesehen habe, hat auch mich davon vollkommen überzeugt. Soweit unser Sorge-Friedhof Sachen aus dieser Zeit gebracht hat, wird er wichtiger sein, als mit seinen Tène-Tachen und helfen zu seinem Teil die Kenntnis dieser eigenartigen Verhältnisse zu klären. Die Beziehungen zu den anderen überraschend gleichartigen Funden werde ich später besprechen.

Wir sehen uns wieder zunächst die Tongeräte an und erinnern uns, daß in dieser römischen Zeit die Beigefäße fehlen. Breite Gefäße, d. h. solche, deren Breite größer ist, als die Höhe, herrschen im allgemeinen vor. Kleine Bodenfläche, größte Breite hoch oben und dann eine ziemlich kleine obere Öffnung auf kurzem senkrechten Halse, das ist das Gewöhnliche. Ein Henkel läuft dann nur unten in allerhand geschweifte Verzierungen aus, die von Buckeln begleitet werden. Er sitzt hoch oben, meist legt er sich mit dem oberen Teile unmittelbar am Rande auf. Doch gibt es vielfach auch keine Henkel, statt dessen treten Buckel allein in verschiedenen Gruppierungen auf, häufig 3 ein Dreieck markierend, aber auch in Gruppen von je 2 oder einzeln.

Die wichtigsten und diese Zeit am meisten kennzeichnenden Urnen sind die schwarzen mit Mäanderverzierung. Unter Mäander dürfen wir aber nicht bloß den eigentlichen Mäander, eine mit eckigen Kanten sich nach oben wendende und dann zurückbiegende, aber immer wieder auch nach vorn zur Grundlinie zurückkehrende usw., in Regelmäßigkeit fortschreitende Linien verstehen, welche den Damen unter dem Namen einer Grec-Kante bekannt ist. Sie erscheint in mannigfaltigen Abwandlungen, die aber immer wieder an den Mäander in der unzweifelhaftesten Weise erinnern. Diese Linien sind auf unseren Urnen hergestellt nur durch mehrere nebeneinander herlaufende Punkt-Linien, von denen je 2, 3 oder 4 vollständig parallel sind, sodaß sie offenbar mit einem Werkzeuge hergestellt sind, auf dessen Oberfläche die Punkte schon parallelen Reihen von Spitzen entsprechen,

deren Eindrücke die Punkte hervorrufen.[1]) Ein solches Rädchen hat man in der Tat entdeckt. Hostmann in seiner berühmten Beschreibung des Darzauer Gräberfeldes bringt es Taf. X, No. 17 und noch einmal S. 115. Es ist hier ein bronzenes Rädchen mit 5 mm breiter Reifenfläche, das auf einem eisernen Stiel sitzt. Auf der Reifenfläche werden 2 etwa 1/2 mm breite Längseinschnitte durch ringsumlaufende und etwa 1 mm voneinander entfernte senkrecht stehende Einschnitte gekreuzt, sodaß überall kleine viereckige Vorsprünge hervorragen. Drückte man auf den weichen Ton die Oberfläche dieses Rädchens unter fortwährendem Weiterführen ein, so mußte die Spur davon in 3 Parallellinien, die aus lauter kleinen Quadraten bestanden, welche bei nicht genauem Daraufsehen als Punkte erscheinen, zurückbleiben. Auch bei uns finden wir gewöhnlich 3 solcher parallelen Punktreihen, aber auch zuweilen nur 2, oder je eine (Vgl. Taf. I, No. 22—26). Dieses Mäanderband hat seine ganz bestimmte Stelle, nämlich kurz unter dem Halse, wo es wagerecht herumläuft. Auf die verschiedenen Arten der Abwandlung des Mäander möchte ich hier nicht eingehen, zumal da ich von einer ganzen Reihe gerade solcher Urnenscherben nur noch durcheinander geworfene Haufen vorfand, als ich mit der Sache befaßt wurde. Ich verweise deshalb auf Hostmann. In der Regel gehen von dem wagerechten Mäanderstreifen senkrechte Felder nach unten, die in Anlehnung an das schon ältere Motiv abwechselnd leer und gefüllt sind, letzteres aber auch mit dem Punkträdchen in verschiedener Weise. — Solche Mäanderurnen sind fast immer außen glänzend schwarz[2]) und haben sehr dünne Wandung, weshalb man gerade sie nur als sehr in Trümmer gegangen auffand und es viele Mühe gekostet hat, das zu erhalten, was erhalten ist. Ihre Form ist mit wenigen Ausnahmen die oben angegebene, d. h. sie sind mehr breit als hoch; die größte Breite liegt hoch oben, zieht sich da plötzlich zusammen, um mit einem steilen Halse eine verhältnismäßig kleine Öffnung zu bilden. Nach unten läuft die Wandung aus in einen ziemlich kleinen Boden. Die Ausnahmen aber, welche unser

---

[1]) Vgl. Jentsch, Sadersdorf, S. 76 f. „Die Verzierung besteht in hintereinander gestellten fast senkrechten Winkeln, die durch mehrmalige, teils regelmäßig nebeneinandergestellte, teils auch ineinander übergreifende Einprägung eines gekerbten Stempels hergestellt ist. Dieser zeigt in 8 Reihen je 2 kleine quadratische Eindrücke nebeneinander. Für die Anwendung eines Rädchens findet sich kein Anhalt."

[2]) In Darzau fand Hostmann nur 2 nicht schwarze Urnen, auf denen das Punkträdchen angewandt war, aber auch hier nur bei anderen als mäanderartigen Linien.

Sorgefeld geliefert hat, dürfen wir wohl als schätzenswerte Seltenheiten ansehen. Da ist zuerst No. 94, eine große flache bauchige Urne, fast ohne Gliederung, die einen breiten Boden hat, der ganz unmerklich in die bauchige Seitenwand übergeht. Ein Hals wird besonders noch durch einen gekerbten ringsumlaufenden Wulst, der wie eine Schnur aufliegt, vom übrigen Körper abgesondert. Die hier angewandte Mäanderabart in Punktmanier ist organisch senkrechten Streifen angegliedert. Sie ist schwarz. Einen Gegensatz dazu bildet die mehr hohe auch schwarze Urne No. 451. Von graugelber Farbe, wie die gewöhnlichen Urnen ist No. 55. Sie hat ebenfalls größere Länge als Breite, einen längeren gegliederten Hals und einen Henkel, der ziemlich weit unten sitzt; er faßt erst kurz über dem Mänder mit dem oberen Ende an. Die Abbildung Taf. I, No. 3 läßt das alles nicht recht erkennen. Eine ähnliche Urne ist in Zahna gefunden. Vgl. Mitt. d. Prov.-Mus. Halle 1900, Taf. I, No. 8. Sie wird S. 8 geschildert als krugartiges Gefäß, gelbbraun, teilweise schwarz. Unsere ist eine gelbgraue und von demselben schwachen Brand wie die gewöhnlichen nicht schwarzen Urnen. Einfacher, aber auch hoch und graugelb ist No. 432. Bei No. 453 lassen die Scherben ebenfalls auf eine interessante aber nicht wieder aufzubauende graue Mäanderurne schließen. Außerdem liegen noch verschiedene Scherben mit Punktlinien vor, die graugelbe Farbe haben. Der Schluß auf heimische Fabrikation dieser Tongefäße mit Herübernahme fremder Ornamente dürfte gerade bei diesen graugelben Mäanderurnen besonders nahegelegt erscheinen. Es ist ja so schon wenig wahrscheinlich, daß die Tongefäße überhaupt als weither gebrachte Ware aufzufassen seien, aber bei den dünnwandigen Mäanderurnen am wenigsten. — Noch möge bemerkt sein, daß auch bei uns die Ausführung des Mäander in Punktlinien, wenn auch die Verteilung der Linien und die Mannigfaltigkeit im Entwurf künstlerisch ist, doch sehr flüchtig gemacht ist. — Bei No. 55 haben wir übrigens den reinen Mäander ohne Abwandlung.[1])

Es dürfte wichtig sein, das Verbreitungsgebiet des Mäander, sofern er in derselben Punktmanier hergestellt ist, festzulegen. Ich hoffe dabei eine wesentliche Erweiterung des bisher Besprochenen zu bringen, das doch auch wieder einen schmaleren Streifen bedingt. Dabei sehe ich ab von einer Besprechung des Mäanders, wenn er in anderer Weise dargestellt ist. Dazu hat Hostmann in seinem schönen Buche

---

[1]) Fräulein Professor Mestorff-Kiel hatte die Güte, mir mitteilen zu lassen, daß in ihrem nördlichen Gebiete der reine Mäander kaum beobachtet sei.

über Darzau, das 1874 herauskam, schon einen breiten Grund gelegt. S. 18 führt er folgende Fundorte an: 1. Altmark, Kr. Salzwedel (Güssefeld mit von Darzau verschiedenen Beigaben, Rockenthin mit vereinzelt gleichen); 2. Gegend von Magdeburg („Sammlung Wiggert; ? aus Körbelitz, jetzt im Städt. Museum zu Magdeburg, leider ohne Nummer); 3. Reg.-Bez. Merseburg (Kemberg); 4. Reg.-Bez. Frankfurt a. O. (Werbig bei Seelow); 5. Reg.-Bez. Potsdam (Badingen b. Zehdenick, rötlichbraun, 4 Punktlinien); 6. Mecklenburg-Schwerin (Bedeutendste Fundgrube, mit Darzau „unbedingte Gleichzeitigkeit nicht zu bezweifeln," Kloster Mooster bei Marnitz, Kothendorf, Gägelow, Camin, Bützow, Möllin, Börzow, Naschendorf, Kl.-Pasten, Dreweskirchen, Hinter-Bollhagen, Wotenitz, Neu-Stieten und Köchelsdorf, also 14 Orte). Von Mecklenburg-Schwerin nach Osten zu sind keine Punktgefäße bis jetzt gefunden; dagegen ist das der Fall nach Westen zu, also 7. bei Lübeck (Eutin); 8. im Herzogtum Lauenburg (Rothenbeck im Sachsenwalde) und 9. aus der Gegend von Altona. „Das ist die Verbreitung der Punktgefäße, soweit solche bis jetzt bekannt; über diese Grenzen hinaus wurden sie nirgends, weder in Deutschland noch irgendwo in den Nachbarländern, beobachtet." So schrieb Hostmann also 1874. Er stellt dann noch Untersuchungen an über das Vorkommen des Mäander, sofern er nicht in Punktreihen ausgeführt ist, sowohl in Deutschland als in Dänemark und im südlichen Europa. Besonders macht er dabei aufmerksam auf Villanova bei Bologna, deren Beisetzungen „vielleicht bis ins 10. Jahrhundert vor Christo zurückreichen, zu weit also, als daß man ein allmähliches Fortrücken dieser Kultur bis nach Norddeutschland annehmen möchte" (S. 38). Und doch schließt er mit der Annahme, „daß wir die während der römischen Kaiserzeit durch unmittelbare Übertragung einer ganzen Reihe altitalisch-etrurischer Formen, Ornamente und technischer Eigentümlichkeiten verursachte Umgestaltung der altgermanischen Töpferkunst lediglich als Wirkung der fortgesetzten und im Laufe der Zeiten zu größerer Intensität gesteigerten, alten Handelsverbindung mit Etrurien aufzufassen haben."[1]) Für diese Annahme bleiben mir zu viel Bedenken. Ich gehe aber darauf nicht ein und halte mich allein an das Vorkommen des Mäanders in Punktmanier. Da ist mir aufgefallen, daß in Dänemark in einem Falle (Jägerpriis) das Mäanderornament in drei Linien ausgeführt ist, von denen die

---

[1]) Vgl. S. 34: „Unter solchen Verhältnissen dürfen wir uns wohl für berechtigt halten, einem Einfluß römischer Kultur auf die in Rede stehenden Mäandergefäße geradezu in Abrede zu stellen."

mittelste durch kleine Punkte gebildet wird und in einem anderen (Viborg) mit groben Punkten ausgefüllt ist (Hostm. S. 23). Sollten nicht diese beiden Arten als unmittelbare Vorläufer und Wegbahner gerade für unsere Art der Punkt-Mäander anzusehen sein? Mit den Punkten wollte man offenbar die Vertiefungen des Urbildes am Flechtwerk oder gewebten Zeuge, wie sie durch das Einschlagen entstehen nachahmen. Dann hätten wir den Mänder, der der Weberei oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, der Korbflechterei seinen Ursprung verdankt, wie er hier bei uns vorkommt, aus Dänemark erhalten. Wir dürfen ja wohl auch, wie wir in geschichtlicher Zeit Wanderungen von Norden nach Süden kennen, — man denke nur an die der Longobarden und die der Cimbern und Teutonen — schon für die Vorzeit einen Wandertrieb nach Süden annehmen. Unsere Vorfahren werden auch nicht einseitig immer bloß die Empfangenden, sondern auch vielfach die Gebenden gewesen sein.

Seit 1874 sind nun aber, soweit sie mir bekannt geworden sind noch folgende Funde hinzuzufügen: 1. Fohrde (Kr. Westhavelland) am Gallberg. Vgl. Voß u. Stimming, Vorgeschichliche Altertümer der Mark Brandenburg, S. 24 ff. bezw. Abt. V, Taf. I ff.; auch sonst überraschend ähnlich mit Darzau. Dabei sagt Voß S. 28: „Mit Hinzunehmen des seit dieser Zeit neuentdeckten Vergleichsmaterials erstreckt sich dasselbe hauptsächlich auf die Landstriche im Südwesten der Ostsee und auf Bornholm [1]), also Holstein, Mecklenburg, Altmark, Hannover und den westlichen Teil der Mark . . . Im allgemeinen werden wir als Ostgrenze die Oder, als Südgrenze die Spree — Havellinie (Frankfurt a. O. — Magdeburg), als Westgrenze etwa eine Linie von Magdeburg bis zur Elbmündung annehmen können."

2. Umgegend von Zahna (Kr. Wittenberg). Der kleine Weinberg, S. Mitt. aus d. Prov.-Mus. d. Prov. Sachsen, Heft II v. 1900, S. 2 ff., bes. Taf. I, 7—9. Auch die übrigen Urnen und besonders die Beigaben bieten überraschende Parallelen zu unseren Funden. Mit Rücksicht auf die Scheibenfibeln (S. 13 a. a. O., Fig. 21 u. 22; auch S. 11, Fig. 19, wo doch wohl gleiche Anbringung der Spirale mit der Nadel anzunehmen ist, wie bei Fig. 22) dürfte Zahna, ebenso, wie unsere Sorge um ein Weniges früher anzusetzen sein als Darzau. Ich verweise auf die später folgende Besprechung dieser Scheibenfibeln in dieser Arbeit.

---

[1]) Voß zitiert: Vedel, Undersögelse angaaende de aeldre Jernalder paa Bornholm 1873.

3. Umgegend von Dessau, also linkes Ufer der Elbe, während sonst nur das rechte in Betracht kommt. a. Gr.-Kühnau bei Dessau. Mitt. d. Anh. Gesch.-Ver. VIII, S. 99. Eine schwarze Urne der gewöhnlichen Form, jetzt im Besitz des Herrn Kantors Hecht in Groß-Kühnau. Abart des Mäander: je 2 rechte Winkelbänder sich ergänzend, sodaß die Spitze des einen links unten und die des anderen rechts oben ist, zwischen jedem Paare eine senkrechte Trennungslinie; jede Grenzlinie besteht aus 2 Reihen Punktlinien. Abb. beigegeben. — b. Pröllwitz[1]), wüste Dorfstätte bei Pötnitz. Diese recht gut erhaltene schwarze Urne, lange Zeit der Stolz unseres verstorbenen anhaltischen Altmeisters in archäologischen Dingen, Geh. Rats Fränkel, ist, wie Herr Dr. Seelmann-Alten die Güte hatte mir mitzuteilen, im Rathause zu Dessau. — c. Derselbe Herr teilte mir freundlichst mit, daß „Scherben mit Rädchenornament" in seinem Besitz sind aus den Diederingsfichten bei Mosigkau und weiter aus einem Felde am Gottesacker bei Reppichau. —

4. Aus dem Kreise Osterburg habe ich mir als Fundort aufgezeichnet Mechau, wo Herr Major Dr. Förtsch gegraben hat, als ich unter freundlicher Führung dieses Herrn das Museum in Halle besichtigte.

5. Burg (bei Magdeburg) und Umgegend. Im Museum zu Burg, das nicht gerade groß ist, aber sehr interessante Fundgegenstände (auch steinzeitliche) enthält, steht eine recht gut erhaltene schwarze Urne aus Schermen (No. 262; „Treppen," statt des richtigen Mäanders). Nur 2 Parallellinien. No. 260, auch bis auf ein größeres oben fehlendes Stück erhalten, hat ebenfalls Treppen, aber sie gehen hier organisch in die Teilstriche für die senkrechten Felder über; auch hier nur 2 Punktreihen. Unter No. 261 sind einige Scherben auf einer Unterlage zusammengeheftet, bei denen die Punktreihen zu je dreien erscheinen. Endlich teilte mir Herr Schubandt, dem ich auch hier für gütige Führung danke, mit, daß in diesem Jahre 1903 in Burg selbst bei Gelegenheit der Kanalisation Scherben mit Punktreihen zutage gebracht seien.

6. Umgegend von Prag. In den Verhandlungen der Berl. Anthrop. Ges. v. 1898, S. 201 wird berichtet über Ausgrabungen zu Podbaba bei Prag. Da sind auf S. 207 unter Fig. 4 mehrere Scherben, offenbar nach photographischer Aufnahme, abgebildet, die deutlich den Mäander („Treppen") zeigen, mit gewöhnlichen senkrechten Feldern darunter und der Überleitung durch Zickzacklinien. Auch hier die Abart bloß

---

[1]) Nach Sup. Arch. Dessau I heißt diese Dorfstätte im J. 1568 Brüllewitz-Mark.

durch 2 Parallelen. S. auch ebenda S. 213, Fig. 14 den Mäanderscherben von Lochenic bei Prag, auch in Punktlinien.

Wenn nun Voß (Voß und Stimming, Vorgesch. Alt. der Mark Brandenb. S. 28): sagt: „Die Verbreitung der Mäanderurne erstreckt sich auf die Landstriche im Südwesten der Ostsee [und auf Bornholm], also Holstein, Mecklenburg, Altmark, Hannover und die westlichen Teile der Mark,“ und dabei ausdrücklich betont „mit Hinzuziehung des seit Hostmann neuentdeckten Vergleichsmaterials,“ so dürften die obigen Aufstellungen nötigen, den Verbreitungsbezirk wesentlich nach Süden weiter auszudehnen, und zwar in einen mehr oder weniger breiten Landstrich an der Elbe und Moldau entlang, einer uralten von den Küsten der Nord- und Ostsee nach dem Südosten Europas führenden Hauptstraße für den Handel. Wie mir scheint, werden durch die Punktgefäße Nebenstraßen markiert, die von dieser Hauptstraße besonders nach Osten gehen. Es sind an den Fundstellen Stationen gewesen, die sich nicht allzuweit von der Elbe entfernen und sie als Basis behalten mochten, aber doch nur für das weitere Vordringen in entferntere Gegenden. Ist das richtig, so dürften weitere Funde zwischen Zahna (Werbig) und Prag, sowie von Prag nach der Donau zu erwarten sein. Vielleicht ergeben sich auch auf der westlichen Seite der Elbe weitere Funde, obwohl solche auf der östlichen wahrscheinlicher sein dürften.

Betreffs der Elbe als uralter Handelsstraße darf ich mich wohl begnügen, folgende Stelle aus den Verhandlungen der Anthrop. Ges. zu Berlin von 1899, S. 396, geschrieben von Ohnefalsch-Richter herzusetzen: „Als die an Gold so außergewöhnlich reiche Mykenae-Völkergruppe (zuerst vielleicht durch eine zufällig nach dem Süden verschlagene Perle) die besten, goldig klar durchschimmernden Bernsteine, den echten Succinit des Nordens, kennen lernte, begann ein reger Gold-Bernstein-Handel zwischen dem Mittelmeer-Becken und Nord-Europa. Derselbe schlug den bequemsten Wasserweg vom Schwarzen Meere über die Donau-Moldau-Elbstraße ein, die außerdem bereits des Zinnhandels wegen bekannt war. Fließt doch die Elbe direkt durch den Zinn-Minen-Distrikt des Fichtel- und Erzgebirges und mündet sie doch dort an der Nordsee, wo die Händler sowohl den Jütland-Bernstein wie auch den Bernstein und das Zinn der britischen Inseln in fast unmittelbarer Nähe vorfanden. Ja, das sächsische Zinn ist sicher schon in vormykenischer Zeit geholt worden; denn darauf deuten die Einflüsse kyprisch-hissarlikischer Keramik und die Kupfer-Bronzefunde kyprischer Provenienz in der Steinzeit und den Bronzezeit-Gräbern der Provinz Sachsen.“

In betreff der Mäander-Urnen bleibt noch zu erwähnen, daß Boden-erzierungen nur an einem Scherben nachgewiesen werden können. erselbe hat das Hakenkreuz (Svastika-Kr.) in Punktreihen mit nach echts (vom Beschauer aus gedacht) gehenden Haken (Taf. I, No. 26). ie Figur ist dargestellt in 10 – 12 mm breiten Strichen, bei denen nicht u erkennen ist, ob das Punkträdchen 2 oder mehr Reihen gehabt hat, a die Linien bei der auch hier zu beobachtenden geringen Sorgfalt ielfach ineinandergehen. Ein einfaches Kreuz am Boden einer schwarzen Jrne glaube ich auch gesehen zu haben, kann sie aber an einer von en unter meine Hände gelangten Urnen nicht nachweisen. Ferner ibt es einzelne Gefäße, die Verzierungen in Punktlinien aufzeigen, hne den Mäander zu bilden. No. 8 hat unter dem Halse zunächst Reihen flachrunder Vertiefungen, darunter die Zickzacklinie und ab-wechselnd leere und gefüllte senkrechte Felder. Die Füllung geschieht mit Linien, die den Winkeln der Zickzacklinie parallel laufen. Alle iese Linien sind mit dem Punkträdchen hergestellt. Auch diese Urne st schwarz. Vgl. auch Scherben von No. 100, 127, 418 u. 421. Wenn Hostmann (Darzau S. 13) sagt: „Ebenso selten und nur im Norden des Friedhofs fand der schwarze Überzug Anwendung bei Gefäßen, die nicht mit Punktlinien versehen und von gewöhnlicher roher Form sind," so dürfen wir uns einer ganzen Reihe solcher „seltenen" schwarzen Gefäße ohne Mäander und ohne Punktlinien rühmen. So ist besonders unsere größte Urne No. 1 (größte Br. 35,5 cm; Höhe 35,5 cm) schwarz; ebenso No. 6, 8, 22, 53, 63, 77 u. a. Auch in Zahna sind schwarze Gefäße ohne Punktlinien gehoben; sie zeigen andere Verzierungen.

Eine weitere die provinzial-römische Art kennzeichnende Urne ist der Fußbecher (Kylix). Auf einem energisch betonten, teilweise ziemlich hohen hohlen Fuße, der nach oben zu schräg einzieht, baut sich ein oben weitbauchiges Gefäß auf, das am oberen Rande ein nach außen gewendetes ziemlich kurzes Mundstück hat, welches auf der etwas ein-gezogenen Wölbung aufsetzt. Die Gefäße dieser Art tragen die Nummern 2, 11, 81, 426, 435 u. 439. Davon ist nur No. 11 verziert, und zwar durch ein System von flachhohlkehligen Linien. Zunächst teilen 2 davon den Hauptteil des Körpers an der Stelle seiner größten Breite in eine obere kleinere und eine untere längere Hälfte. In der oberen Hälfte grenzen mehrfache parallele Streifen leere Dreiecke, die abwechselnd die Spitze oben und unten haben, ab und in der unteren gehen ebenso mehrfache parallele Streifen senkrecht, um zwischen sich zunächst leere Felder zu lassen. Diese leeren Felder sind dann oben auch wieder mit mehrfach nebeneinander laufenden dachförmigen Linien verziert.

Nur No. 439 ist mit einem Henkel versehen, dem am unteren Ende 2 flache Buckel beigegeben sind.

Bemerkenswert scheinen mir einige hohe Gefäße mit 2 ziemlich weit oben stehenden Henkeln von roher Arbeit, die aus der Tène-Zeit herübergenommen sind (No. 88, 131, 69 u. 165). Sie lieferten regelmäßig gute Ausbeute an Beigaben.

Wenn wir die Verzierungen an den übrigen Urnen ansehen, so fällt ein schwarzes Gefäß dadurch auf, daß als Verzierung aufgesetzte Rippen, also erhabene Leisten, statt vertiefter Linien, zur Gliederung benutzt sind. Diese Rippen laufen vom Boden aus nach oben bis zur Linie der weitesten Ausbauchung, um dort nach beiden Seiten breit gedrückt in Verflachung zu enden. Sie treten ziemlich massig heraus. Zwischen ihren Köpfen ist ringsum noch eine Linie durch Vertiefungen hergestellt, zum Teil flache Kreise, zum Teil senkrechte Striche (No. 53). Die Urne ist schwarz und starkwandig, auch gut erhalten (Taf. 7, No. 6). — Sonst finden sich nur vereinzelt erhabene Leisten angebracht zur kräftigen Heraushebung der Gliederung von Hals und Rumpf, wo sonst bloß eine vertiefte Linie angewandt ist. Diese Leisten sind dann durch senkrechte oder schräge Einschnitte verziert (No. 94, 101, 123, 141, 400). Auch die Buckel sind ja ebenfalls erhaben.

Betreffs sonstiger Verzierungen möchte ich folgendes erwähnen. Die schon aus älterer Zeit bekannte Weise, den oberen Teil der Urne glatt zu halten und den unteren, etwa zu $^3/_4$, zu rauhen, bemerken wir auch hier (No. 14, 17, 19, 89, 126, 430, 446, 457). In No. 430 ist die Rauhung in Felder gegliedert durch einfache senkrechte Striche mit der Fingerspitze. Bei No. 14 wird der Eindruck der Rauhung hervorgerufen durch flache, halbkreisförmige Vertiefungen, bei No. 19 durch Eindrücke ähnlich den Fingernägeln, bei No. 457 durch konzentrische Halbkreise.

Auch das Motiv der abwechselnd leeren und gefüllten Felder finden wir öfter. Bei No. 427 sehen wir dabei die Füllung hergestellt mit wagerechten Reihen größerer Punkte.

Linien von flachen Hohlkehlen werden benutzt, um Zickzacklinien dicht unter dem Halse zu bilden (No. 1, 63, 123, 101, 106, 110). Sie teilen die untere Hälfte in Felder durch senkrechte Streifen. Sie überziehen in verschiedenen Formen einen Fußbecher (No. 11). Sie verbreitern sich nebeneinander liegend zu Berg und Tal, im Querschnitt eine Wellenlinie bildend (No. 52, 60, 116).

Zu bemerken dürfte sein die Anwendung des gezähnten Spachtels. Dies ist ein kleiner hölzerner Spaten. Ungezähnt wird er noch jetzt

häufig angewandt, z. B. von den Fleischern zum Ausstechen des Fettes. Ein alter Arbeiter wollte mir einen gezähnten Spachtel einmal herstellen, wie er ihn zum „Buntmachen“ der Lehmfüllungen eines Fachwerkbaues, wie sie bis vor gar nicht langer Zeit noch in unserer Gegend hergestellt wurden, selbst gebraucht hatte. Wir beobachten seine Anwendung bei No. 126 und 131 in kurzen, mehr willkürlichen Strichen, bei No. 17 in langen Linien anfangend bei der Grenze des glatten Teils und senkrecht nach unten gehend, dabei schmale leere Felder stehen lassend; ferner am eigenartigsten bei No. 21, 26 u. 119. Da setzt der Spachtel unten am Fußboden ein, wird mit ganzer Breite nach oben geführt bis in die Nähe des glatten Oberteils und liegt dann im Halbkreis um, um sich mit seinen Strichen an den Kopf des letztgezogenen Streifens anlehnend, aufzuhören. Die Eigenart dieser Verzierung ist zu beachten, da man sie sonst wohl ausschließlich für eine spätere Zeit in Anspruch genommen hat. (Vgl. Verhdl. d. Berl. anthr. Ges. 1898, S. 205.)

Was nun die Henkel betrifft, so sind vor allem die aus dem unteren Ansatz derselben entwickelten Seitenwulste in geschweifter Form unseren Gefäßen eigentümlich. Diese Wulste werden häufig begleitet von Buckeln, auch solchen in Gruppen. Es ist dann regelmäßig nur ein Henkel vorhanden, der am Gefäßrande oben ansetzt und bisweilen in scharfem Winkel nach zuerst wagerechtem Verlauf nach unten umbiegt. Dann hat er anfangs auch oben eine wagerechte Oberfläche. Statt des Henkels erscheinen aber auch häufig Buckel allein und dann in verschiedenen Gruppierungen, und zwar ein wenig unter dem Halse. So sind sie bisweilen zu dreien rings um den oberen Teil der Urne verteilt, dann auch ebenso in Gruppen zu je zweien. Bisweilen stehen aber je 3 nebeneinander (Taf. I, No. 10) oder ein Dreieck bildend mit der Spitze nach unten. Mehrfach sind die Buckel oben scharfkantig abgeplattet, sodaß sie mehr den Eindruck eines Knopfes machen. Diese Knöpfe sind bisweilen in wagerechter Linie dünn (starke Bindfadenstärke) durchbohrt (Taf. I, No. 15). Doch ist auch die Zahl der henkel- und verzierungslosen Töpfe nicht gering.

Indem ich nun zu dem Inhalt der Urnen übergehe, habe ich zuerst die sehr auffällige Tatsache zu berichten, daß bei einem beträchtlichen Teile der von mir ausgeschütteten Urnen von einer eigentlichen „Knochenschicht“ nicht die Rede sein konnte. Bisweilen gab es nur eine Spur von Knochenstückchen. Dabei waren sie aber durchaus unberührt geblieben; die Füllung machte denselben Eindruck des Alters, wie bei den übrigen Urnen mit der regelrechten Knochenschicht. Mehrfach

war ein größerer Stein als Füllstück benutzt. An Beigaben war außer Scherben fremder Urnen nur in vereinzelten Fällen etwas zu heben; so bei No. 67 zwei kleine Bronzefibeln, bei No. 84 zwei Glasperlen, bei No. 79 u. 106 Stücke von Knochennadeln und bei No. 111 u. 169 Eisenstücke. Ich füge gleich hier zu, daß bei No. 436 die dort vorhandene Knochenschicht statt einer wagerechten eine schräge Fläche bildete. Wie ist das zu erklären? In letzterem Falle durch Eile. Aber auch hier durch eine gewisse Impietät, die bei dem Mangel einer ordentlichen Knochenschicht doch sicher vorliegt? Eiliger Aufbruch, auch in vielen Fällen, wäre ja unter den eigenartigen Verhältnissen nicht undenkbar. Aber wäre es nicht auch möglich, daß die Impietät durch Trunkenheit bei den Leichenfeiern hervorgerufen sei? Das Zerbster Bier dürfen wir zu damaliger Zeit als bereits bekannt sicher voraussetzen. Meiner Meinung nach wird es die noch am meisten ansprechende Deutung sein, daß Urnenberaubung vorliegt, die in sehr früher Zeit stattgefunden haben muß. Freilich bleibt dabei unerklärt, wie in solchem Falle die beraubten Urnen ungestört davonkamen, da derlei Menschen, die das über sich brachten, gewiß nicht zart mit denselben umgegangen sind und ich mir keinen Zweck vorstellen kann, weshalb ihnen an der Erhaltung der Gefäße hätte gelegen sein können. Auch muß man wohl für die Zeit unmittelbar nach der Beisetzung voraussetzen, daß große Scheu herrschte, eine Entheiligung der „Friedhöfe" vorzunehmen.

Daß vielfach Scherben anderer Gefäße in unseren Urnen vorkamen, ist erwähnt. Ich füge hinzu, daß ihre Beschaffenheit den Schluß auf Deutung derselben als Deckelstücke abwies. Eine besondere Besprechung verdienen Scherben aus No. 122 (Taf. I, No. 17—21), trotzdem es meist nur kleine Stücke sind. Das größte ist ein Dreiek von 7,5 cm Grundlinie und 5,5 cm Höhe. Farbe: schwärzlich-grau; Ton sehr fein geschlämmt ohne Quarz; Oberfläche und Bruch gleichfarbig, Wandungsstärke 3,5 bis 6 mm; Brand nicht ganz hart. Leider ist ein Schluß auf die Form des Gefäßes unmöglich. Es ist z. B. nur ein kleines Randstück vorhanden. Der Rand ist senkrecht umgebrochen und die Ecke nur ein wenig abgeschliffen. In Entfernung von 6 mm gehen 2 durch schmale Hohlkehlen mit scharfem Rande abgegrenzte Bänder mit der Kante parallel. Das eine Band ist leer, im anderen dagegen befinden sich einige liegende **Z** ähnliche und aus Punkten dargestellte Linien, die jedoch an den Ecken etwas abgerundet und zu langem Mittelteile ausgezogen sind. Die Haken greifen übereinander ohne sich zu berühren, sodaß fast der Eindruck des Mäanders entsteht, obwohl dieser nur

senkrechte und wagerechte Linien kennt. Es ist jedenfalls eine reizvolle Linie. Auf anderen Scherben gewahren wir mit einem einzigen Stempeldruck eingeprägte Würfelaugen in Entfernung von etwa 2,6 mm einer von dem anderen; in übermütigen, sich kreuzenden Bogen schwingen sich von jedem Auge aus zum nächstzweiten je zwei einzelne Punktlinien, die eine zur Rechten, die andere zur Linken. Sie sind mit einem Rädchen gemacht, das nur einzelne Linien bildete. Auf anderen Scherben sieht man, wie zwei nicht immer ganz parallele Linien mit demselben Rädchen gebildet, den oberen Teil eines auf der Spitze stehenden Eies darstellen. Auch das sieht leicht und anmutig aus, sodaß die Ausführung in angenehmem Gegensatz zu der etwas flüchtigen und lodderigen Art der sonstigen Verzierungen steht. Mir fiel sofort die Ähnlichkeit mit der Ausschmückung einer Initiale aus einem irischen Evangeliar des 8. Jahrhunderts in St. Gallen auf, in welcher die schrägen Z-Figuren in Punkten, die einzelne Punktlinie, das Würfelauge in einer Weiterentwicklung zu der mehr flüssigen Spirale und das Hakenkreuz auch in Weiterentwicklung der Haken zu Verflechtungen gleichzeitig, allerdings neben Schraffierung und einer schönen Kettenlinie, verwandt sind. (Vgl. Janitschek, Deutsche Malerei, S. 10.) Ich habe die Freude gehabt, daß auch Hostmann von auffallender Verwandtschaft der in Darzau und anderen Orten beobachteten Verzierungen mit den irischen von St. Gallen redet.

Ein Tongerät aus Urne No. 16, darstellend eine 6,5 cm lange, 1 cm dicke, 1,5 bis 2 cm breite Platte (Taf. III, 59), die oben ein rundes Loch von 8 mm Durchmesser hat, zeigt an der unteren, spitzeren Seite Spuren von Abnutzung. Es ist wahrscheinlich ein Schleifstein, obwohl der Ton mir etwas zu weich dazu ist. Ähnliche Stücke aus Cypern s. Verh. d. anthr. Ges. zu Berlin 1899, S. 298 Fig. XX, 17 u. 18, wozu nur bemerkt ist: „C. M. C. 481 u. 482“ (Cyprus Museum Catalogue).

Ich wende mich zunächst zu den weiteren Beigaben aus Knochen. Ob sie nicht teilweise aus Hirschhorn sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Es sind Nadeln (zum Einstecken) und Kämme, leider in keinem Falle vollständig erhalten. Das längste Stück einer Knochennadel ist etwa 8 cm lang. Die Köpfe sind etwa 10 bis 12 mm lang in verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen abgedreht (Taf. VI, 45—47) oder auch viereckig mit Einkerbungen oder auch als Ring ausgearbeitet. Ein Nadelstück ist winkelig gebogen. — Die Kämme sind Einsteckkämme mit nur etwa 10 mm langen Zähnen und hohem Kopf (2,5—3 cm), der in verschiedener Weise verziert ist. Auch hier finden wir Würfelaugen, runde oder eckige Löcher, durch

Wulste markierte Halbkreise und Einriefungen. Den Abschluß bildet oben ein Halbkreis. Die Breite ist etwa 5—6 cm. Die Arbeit zeugt von großer technischer Fertigkeit. Die Zähne, die natürlich in der Längsrichtung der Fasern gearbeitet sind, sind nur 1 mm stark, mit ebenso 1 mm Breite betragenden Zwischenräumen, ausgenommen der Eckzahn, der dicker ist. Bei mehreren Stücken (Taf. VI, 35, 37) finden wir, um das Brechen in der Richtung der Fasern von oben nach unten zu verhüten, ein oder zwei eiserne Rundstäbchen der ganzen Breite nach durchgetrieben und an beiden Enden durch Ausweitung zu Knöpfen gesichert.[1]) Gewiß eine bemerkenswerte technische Leistung. Wenn in einem Falle an das eine Kopfende ein schmales, spitz zulaufendes und oben umgebogenes Bronzeband angerostet gefunden wurde, so kann auch das ursprünglich zum Kamme gehört haben, zumal da eine andere Bestimmung dieses Bronzebandes kaum möglich sein wird. Wie viel Wert auf einen solchen Kamm gelegt wurde, zeigt ein interessantes Stück, wo der Kopfteil, der der Länge nach gebrochen war, durch ein sehr geschickt angebrachtes Bronzeband geflickt ist. (Taf. VI, 40.) Ein paar Stücke aus Urne No. 93 zeigen eine recht hübsche Verzierung, die durch Einritzung hergestellt ist. (Taf. VI, 41—43, 50.) Das Würfelauge ist nämlich durch Anfügung konzentrischer Kreise bis zu 10 mm erweitert und daran sind an drei Stellen Gruppen von je drei zu einem Dreieck zusammengestellten Würfelaugen angelehnt. Ein ganz ähnliches, aber weniger hübsches Stück ist abgebildet bei Hostmann, Darzau, Taf. No. 15. Ebendaselbst sind unter No. 14a—g eine Reihe Knochennadeln abgebildet, die zum Teil genau dieselben Köpfe haben wie unsere. Ein Kamm, der wahrscheinlich das vollkommene Bild ist, zu dem einige Stücke aus Urne No. 423 zu ergänzen sind, ist abgebildet bei V. u. St. Taf. 11, 29_2. Er stammt aus Fohrde. In den Verhandlungen der Anthropol. Ges. zu Berlin 1899, S. 169—187 findet sich eine Geschichte des Haarkammes,[2]) woraus zu ersehen ist, daß am meisten an die unsrigen die Knochenkämme der italischen Bronzezeit mit ihren durchbrochenen, oben meist rund abschließenden und mit Würfelaugen verzierten Griffstücken erinnern und an einen aus dem Borum Eshöi (Dänemark) (S. 177, 38). „Unter den zahlreichen Kämmen der römischen Zeit aus Holz, Bronze, Eisen, Elfenbein und namentlich

[1]) Vgl. Jentsch, Sadersdorf, Taf. 4 No. 11 u. 12, wo ein gleiches Stück (auch S. 27, 5) u. S. 31, 10.

[2]) Vgl. auch Hostmann, Darzau, S. 109—111.

Knochen gibt es im Norden eine Reihe, die in auffallendster Weise den ältesten Bronzealter-Kämmen gleicht, und zwar dem Borum Eshöi-Typus, teils im allgemeinen Umriß, teils und vornehmlich in Bezug auf die drei Öffnungen in der Handhabe [= dem oberen Teile] nach Form und Stellung. Diese Stücke bestehen aus Knochen oder aus Eisen. An einem Stück aus Raben, Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg, „ist die massive Handhabe etwas hohl geschnitzt, doch ließ man in der so entstandenen vertieften Fläche als Basrelief zwei Bogen stehen, die Öffnungen des Borum Eshöi-Kammes nur andeutend." Mit diesen letzten Worten wird auch unser auf Taf. VI, 36 abgebildetes Stück auf das genaueste beschrieben, und dürfte in der Identität des Musters ein Hinweis liegen, wie die Handelsstraße von Dornburg-Leitzkau-Lindau-Deetz ihren Weg weiter nach Belzig, wie noch heute die Eisenbahn nach Berlin fährt, schon in dieser Zeit gegangen ist. Solche Eshöi-Kämme sind aber auch gefunden bei Elbing, bei Glogau usw.[1])

Gewandnadeln sind auf unserem Friedhof auch öfter zu zweien, bisweilen zu dreien gefunden. Sie wurden ja nachweislich auf der Schulter und auf der Brust getragen. In dieser späteren Zeit sind sie vorwiegend aus Bronze, aber auch zu einem nicht unbedeutenden Teil aus Silber, beziehungsweise einer Legierung aus Silber und Gold (Elektron?),[2]) seltener als man erwarten sollte, aus Eisen. In der Größe halten sie durchweg ein sehr bescheidenes Maß ein; die größte Länge des Bügels beträgt 4,2 cm. Dagegen ist die Spirale sehr entwickelt; sie erreicht eine Länge von selbst 4,2 cm an einigen bei geringer Dicke des Drahtes.

Die auch bei uns häufigste Form ist diejenige, für die Hostmann den Namen Wendenfibel beibehalten wissen möchte, trotzdem er leicht irreführt, da hierin nur eine falsche Annahme zugrunde liegt und eine Beziehung auf wendische Zeit durchaus in ihrem Auftreten nicht gefunden werden darf. (Vgl. Hostmann, Darzau, Taf. VII, 3—7.) Es ist eine Bügelfibel mit breitem dünnen Bügel, dem etwa in der Mitte ein hochstehender Kragen aufgesetzt ist. Auf dem Bügel und besonders dem Kragen sind verschiedenartige Verzierungen; so das

[1]) Die bei Beckmann I, S. 27—29 und Taf. II erwähnten kammähnlichen Stücke halte auch ich mit Olshausen für Anhänger und nicht für Kämme.

[2]) Hostmann zitiert, Darzau S. 93 Anm. 11: „Plin. N. H. XXXIII, 23: Omni auro inest argentum vario pondere; ubicumque quinta argenti postio est, electrum vocatur. Fit et cura electrum argento addito."

Würfelauge (Taf. II, 7, 13, 24, 26), Blattreihe mit Mittelrippe (Taf. II, 10), Reihe von Kreisen, deren jedem nach unten zu zwei Fäden in spitzem Winkel angehängt sind (Taf. II, 3), Kettenlinie (Taf. II, 13), Tremolierlinie (Taf. II, 12), Punktlinie (Taf. II, 7 u. 10), einfache Doppellinie (Taf. II, 13). — Bei einer Abart der Wendenfibel verdickt sich der Kragen zu einer gegliederten Wulst, der Bügel wird schmaler und massiver, und am Schuhende ist ein mehrfach gegliederter Knopf aufgesetzt; auch am oberen Ende, wo der Bügel auf der Spirale aufsitzt, ist eine solche Verdickung, in die der Bügel allmählich ausläuft. Diese gegliederten Verdickungen sind dann noch besonders verziert, z. B. mit Perlstäben von anderer Metallmischung, was eine schöne Wirkung hervorruft (Taf. II, 15). Bei den kleineren Fibeln dieser Art bleibt der Kragen meist weg und nur die Verdickung an dem nach der Spirale zu gelegenen Ende wird behalten (Taf. II, 1) oder es tritt statt dessen ein besonderes Befestigungsstück ein (Taf. II, 2, 4, 8, 9, 13, 14). — Wird der Bügel zu einem einfachen geraden Blechstück gestaltet, das in stumpfer, fast rechtwinkliger Umbiegung nach der Spirale hinaufgeht und dann die Rolle des Schutzbleches für dieselbe in seiner weiteren Ausgestaltung übernimmt, so entsteht daraus eine neue Abart („Bandfibel"). Nach dem Schuh zu hat übrigens dabei das Bügelblech rechts und links ein viereckiges Flügelstück, das zu Verzierungszwecken in dieser Weise überall erweitert zu sein scheint. Wenigstens trägt das interessanteste Stück unserer Sorgebeigaben eine dreifache Reihe von silbernen Perlstäben, so angeordnet über- und nebeneinander, daß der Querdurchschnitt ein Dreieck bildet. Dabei will ich gleich erwähnen, daß diese Fibel (aus Urne No. 424: Taf. II, 21) am Kopfende des Bügels, also unmittelbar an die Spirale angrenzend, die Reste einer aufgesetzten rundlichen Verzierung aufweist. Diese Fibel (Taf. II, 21) ist übrigens eine solche, die wegen der Schmalheit ihres Bügelbleches den Übergang zu der breiteren Form (Taf. II, 20 u. a.) bildet. — Bei Taf. II, 28 u. 29, den einzigen eisernen dieser Zeit, ist das Bügelblech zu einem massiven Körper verdickt. Die Ränder bilden Lyraform und in der Mitte zeigt sich eine erhöhte gerade Linie in der Längsrichtung. Arg verkrantet.

Als gemeinschaftliches Charakteristikum dürfte für alle die bisher dargestellten Fibeln die Form des Schuhs in Anspruch zu nehmen sein. Um für etwaige Falten oder dicke Nähte der Kleidung genügenden Raum zu bieten, wurde die linke Wand (vom Beschauer aus und die Spirale oben gedacht) hoch geführt bis zu 10—15 mm Höhe in der ganzen Breite derselben, um dann erst in den Bügel

überzugehen. Das ist berechnet für Beteiligung des Daumens der rechten Hand, also für Rechtshänder. Diese Betrachtung gilt übrigens nicht bloß für die letztbesprochene Fibelart, sondern für alle Arten. Auch wenn der Schuh durch ein rundliches Stück in den Bügel übergeführt wird, sitzt dasselbe gleichfalls immer an derselben linken Seite.

Schließlich wird aus dem reckteckigen Bügel aus Bronzeblech mit Seitenflügeln eine massivere runde Scheibe. Daß für die damalige Technik die runde Scheibe bequem und für Anbringung von Verzierungen beliebt war, können wir schon schließen von Taf. II, 42 und III, 21 aus der Tène-Zeit. Wir kommen aber hiermit zu dem interessantesten Teil unserer ganzen Besprechung, nämlich zur Zeitbestimmung unseres Fundes, soweit er dem jüngeren und reicheren Teile angehört. Wir betrachten zunächst auf Taf. III, 13 u. 19 aus den Urnen No. 52 u. 55. Bei No. 13 ist die Spirale ganz flach auf einer Seite der Scheibe aufgelegt. Dieselbe zeigt keine Umbiegung wie bei den Bandfibeln an den Spiralenseiten. Bei Taf. III, 19 finden wir eine flache Erhöhung mit aufliegendem Balken nach dem Schuh hin,[1]) auch ohne Umbiegung der Scheibe. Man wollte eben die Scheibe in ihrer Form unbeeinträchtigt erhalten, während bei der viereckigen Platte eine Umbiegung nach der Spirale zu der Wirkung für das Auge keinen Eintrag tat. Die Scheibe war eben der Verzierung wegen beliebt, und man gravierte entweder dieselbe wie in Zahna, oder man brachte Email darauf an, wie in Darzau (Hostmann, Taf. VIII, 11 u. 12). Letzteres war vielleicht auch bei uns der Fall, ist aber verschwunden. Der Schuh blieb aber der gewöhnliche, d. h. er saß auf ziemlich hoher Wand, sodaß der Raum zwischen Scheibe, Nadel und Schuh ein Dreieck bildete, statt wie sonst ein Viereck. Dachte man aber dabei genügend Platz zu behalten für die Kleiderfalten, die durch die Fibel zusammenzuhalten waren, so war das bei der Kleinheit der Platte ein Irrtum. Aus der geringen Erhöhung bei Taf. III, 13 wurde darum eine ebenso hohe wie auf der Schuhseite. (Taf. III, 14 u. 15.) Dabei behielt man zuerst die Spirale aus alter Gewohnheit bei.[2]) Da aber diese offenbar sich als hinderlich beim Gebrauch

---

[1]) Ebenso in Zahna, a. a. O. S. 13 Fig. 22.

[2]) Laut gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Siebert-Bernburg ist die dort in der großen Aue gefundene und im Altertums-Museum aufbewahrte Scheibenfibel ebenfalls von der Art; daß auf einer Erhöhung mittelst aufgesetzter Wand die Nadel mit Spirale aufsitzt.

erwies, so glaubte man sie wieder später entbehren zu können und brachte, wie die in Darzau gefundenen zwei Stücke (Hostmann, Taf. VIII. 11 u. 12) zeigen, die Nadel in einfachem Scharnier an. Daß die Entwicklung in dieser Weise vor sich gegangen ist, weil sie das mußte, wird hoffentlich keinen Widerspruch finden. Damit ist aber dann auch ihre zeitliche Aufeinanderfolge gegeben und sind jedenfalls die mit Scharnier die spätesten. Hierzu stimmt ganz prächtig, was Hostmann vom Mäander in Darzau sagt, daß derselbe in der zweiten Hälfte des Friedhofs wieder gänzlich verschwunden sei. So etwas können wir bei uns nicht festlegen. Vielmehr bilden die Mäanderurnen den Schluß des ausgegrabenen Platzes. Darum haben wir also hier bei uns die frühere Entwicklung der Scheibenfibeln und in Darzau die spätere. Unser Friedhof dürfte daher um ein weniges früher als der von Darzau anzusetzen sein, wenn er auch im großen und ganzen gleichzeitig mit ihm ist. Vgl. auch Verhandl. d. Berl. anthrop. Ges. 1898 S. 206 Anm. 1. „In dieser Sandgrube [der Reiserschen bei Podbaba unweit Prag] wurden auch drei Scherben mit Mäandern [in Punktlinien, wie die photographische Abb. ausweist], zwei römische Münzen (davon eine „Faustina“) und eine römische Fibula gefunden.“ Nun sagt Hostmann (Darzau 72/73) folgendes: „In unseren nördlichen Gegenden verhältnismäßig nur wenig verbreitet, kommen sie allerdings häufiger vor in römischen Niederlassungen und Friedhöfen ... In dem römischen Friedhofe von Flavion in Belgien, dessen Münzen überhaupt nur bis Commodus reichen, fanden sich zwei Emailspangen in einem Grabe mit Münzen des Tiberius; die meisten aber neben Münzen aus der Zeit von Vespasian bis Antoninus Pius; und ein ähnliches Resultat soll nach Lindenschmit die Untersuchung der römischen Gräber bei Mainz ergeben haben.“ Nehmen wir dazu, daß die sämtlichen Sachen von der Sorge mit denen von Darzau eine überraschende Ähnlichkeit besitzen, so wird man an der allgemeinen Gleichzeitigkeit beider Friedhöfe nicht zweifeln dürfen. Darzau hat aber drei Spangen vollkommen gleich (und zwei von ihnen sind fast vollkommen gleich zwei der unsrigen) mit den entsprechenden Spangen aus Amelinghausen, Kr. Lüneburg, wo u. a. auch zugleich ein römisches Schöpfgefäß mit dem Fabrikstempel P. Cipi. Polibi gefunden wurde. Dieser Stempel gehört aber dem ersten größeren Teile des ersten Jahrhunderts n. Chr. an, da auch in dem 79 n. Chr. verschütteten Pompeji mehrere ausgegrabene Gefäße denselben Stempel P. Cipi. Polibi tragen. (Hostmann, Darzau, S. 61 Anm. 1, wo nähere Nachweise.) Danach kann kein Zweifel sein, daß unsere Scheibenspangen und damit die späteren

Beisetzungen unseres Urnenfriedhofs Sorge überhaupt in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. zu setzen sind.

Die sogenannten Ringfibeln unseres Fundes werde ich erst bei den Schnallen besprechen, da sie m. E. zu diesen gehören. Sie entbehren des Schuhs. Sie sind auch schon in Urnen der Tène-Zeit gefunden.

An Einstecknadeln sind mehr aus Silberlegierung verschiedener Art als aus Bronze gefunden. Die aus Silber mit Gold wiesen keinerlei Oxydierung auf und zeigten hellstrahlendes Äußere. Sie waren meist mit flachem Kopfe versehen ähnlich den geschmiedeten Nägeln, aber trotzdem etwa 1 cm unter demselben rechtwinklig umgebogen, um größeren Widerstand gegen das Herausfallen, wohl aus dem Haare, zu bieten. Zwei waren zum Halbkreis umgebogen.

Die gefundenen Nähnadeln waren aus Bronze und von der Größe und Form unserer Stopfnadeln.

Hostmann redet sodann von sogenannten Hakennadeln (S. 77), „die aus einem einfachen, an beiden Enden hakenartig gebogenen und zugespitzten Drahte [muß meist heißen: dünnem Bande[1]] bestehen.“ Voß bezeichnet sie (S. 25) als „bandförmige Streifen von verziertem Bronzeblech, an den Enden rechtwinklig umgebogen . . . Vielleicht gehörten sie zu kleinen Kasten, in welchen die Frau ihre notwendigsten Geräte aufbewahrte und welche zugleich unsere modernen Nähkasten und Arbeitskörbe vertreten.“ Nach ihm Kautzsch in Mitt. a. d. Prov.-Mus. d. Prov. Sachsen 1900 S. 8 als „sogenannte Kästchenbeschläge.“ Abgesehen davon, daß die Herstellung solcher Nähkästchen, da sie bei den damaligen Werkzeugen aus einem einzigen Stück Holz gemacht werden mußten, eine sehr mühevolle und wenig lohnende Arbeit war, kann man diese Streifbänder auch nach Voß' Deutung nur für den Deckel ansprechen; dazu gehörte hinten ein Scharnier usw., was nie gefunden ist. Daher fügt auch Voß das Wort „wohl“ zu. Das einzig Richtige dürfte sein, sie als Beschlag für den Deckel einer Korb- oder Binsenflechterei zu nehmen. Die Lücken des Flechtwerkes forderten geradezu dazu auf, wenn man einen solchen silbernen Streifen als Verzierung auflegen wollte, diesen zu solchen spitzen Stiften umzubiegen, wie wir sie hier auch bei uns sehen. Wenn man sie dann herauszog, so nahm das Metallband sehr leicht die gebogene Form an, die wir öfter finden. Solch ein Metallband

---

[1]) Vgl. Taf. VIII, 11, 16, 17 u. 33.

hatte dann auch vielleicht den Zweck, eine kleine Decke aus Zeug oder Fell zugleich zur Zierde und zum Schutze gegen Regen etc. festzuhalten. Sehr instruktiv ist das bei Voß und Stimming V, Taf. 2. 6ª B abgebildete Stück, bei welchem in der Mitte und nahe den beiden Enden Knötchen angebracht sind und das eine Endstück, ehe es in den spitzen Haken übergeht, einen erhöhten Bogen bildet. Die Knötchen geben den Ort an, wo am füglichsten Fäden, welche zu beiden Seiten des Bandes durch das Flechtwerk geführt werden, zur größeren Befestigung des Bandes am Korbdeckel anzubringen sind, etwa unmittelbar links und rechts von dem Knoten. Der Bogen am Ende bot als Griff passende Gelegenheit zum Anfassen für die Finger, wenn der Deckel gehoben werden sollte. Dadurch ist auch die Mitte des Korbdeckels als Ort des Belagstreifens festgelegt. Korbwaren und allerhand anderes Flechtwerk wird man als Ergänzung zu unseren Fundsachen sehr viel hinzu denken müssen, wenn man sich ein Kulturbild dieser Zeit vergegenwärtigen will. Für Haushaltung und Reise hatte man sicher gerade solche Dinge viel, die aus Stoffen, welche die Natur in fast fertiger Form darbot, mit den einfachsten Hilfsmitteln gefertigt werden konnten. Mir steht noch lebhaft vor Augen aus meiner Jugendzeit, was der „Kober“ für eine Stelle bei den Landleuten einnahm. Das war ein Spangeflecht etwa in der Gestalt eines schmalen Tornisters von sehr geringem Gewicht. Vom Boden aus ging zu beiden Schmalseiten durch Kober und Deckel ein Strick, an dem man das Ding von der Schulter herabhängen ließ. Auch wenn man den Deckel hochhob, blieb er am Strick. — Wir haben solche Metallbandstreifen an Urnen No. 89, 412, 416 und einer unbezifferten. Sie zeigen als Verzierung Kreisreihen und Verschlingungen. Das Material ist bei uns mit einer einzigen Ausnahme, wo Bronze verwandt ist (No 412). Silber. — Die Endstifte an diesen Beschlägen bilden ein Mittelding zwischen Nadeln, die bei durchlässigen Stoffen angewandt wurden, und Nägeln, die nur in feste Stoffe getrieben wurden, da sie in bei festen Gegenständen vorhandene Löcher hineingesteckt wurden. Dadurch dürfte die Idee des Nagels überhaupt angeregt worden sein.

Von Nägeln ist, wenn ich absehe von dem höchstwahrscheinlich als Nagel anzusprechenden Stück (Taf. III, 72) aus Eisen, nur ein kleiner, unseren Drahtstiften gleichender aufgefunden. Er haftet noch in einem Stück dünnen Bronzeblechs und ist ebenfalls aus Bronze (Taf. III, 56). Bei den römischen Funden aus Heddernheim im Städt. Museum von Frankfurt a. M. waren eiserne Nägel von der Art des auf Taf. III, 72 dargestellten nichts Seltenes.

Bronzene Niete sind bei uns und den entsprechenden Funden als zugehörig zu Beschlagstücken für Leder usw. so häufig, daß sie nicht im einzelnen durchgesprochen zu werden brauchen.

Dagegen muß besonders erwähnt werden, daß Köpfe von Nieten oder Nägeln in Glockenform, die an unsere Polsternägel erinnern, nur daß sie bedeutend höher sind, bei uns gefunden wurden. Vgl. Taf. III, No. 29 u. 30. Auch sie sind von Bronze und stammen aus Urne 3. — In einem Sattler-Preisverzeichnis heißen sie „Koffernägel."

Aus Urne No. 55 stammt das Stück Silberdraht, das auf Taf. III, No. 48, dargestellt ist. Nach Hostmann, Darzau, Taf. VIII, No. 28 und der Tafel f. vorgesch. Gegenst. der Prov. Sachsen Röm. Z. No. 6 ist es als Teil eines Armrings zu deuten. Ebenso wird auch das bronzene Stück Taf. III, No. 47 aus Urne 199 als solches anzusprechen sein. Von anderen Drahtenden möchte ich nur eins erwähnen, weil es gedreht ist, Taf. III, No. 41. Es gleicht darin dem aus Zahna a. a. O. S. 18, Fig. 31. Die übrigen dürften keinen Anspruch erheben auf weitere Besprechung.

Ebensowenig möchte ich eingehen auf die kleinen Beschlagstücke von Bronze und die Einfassungen für Riementeile oder ähnliches. Doch dürfen wir mit solchen Dingen wohl nicht verwechseln Taf. III, No. 49, aus Urne 89. Es stellt dar eine sogenannte „Schlaufe, d. h. zwei in mäßigem Abstande durch Nietstifte miteinander verbundene Blechplatten zum Durchziehen von Riemen" (Jentsch, Sadersdorf S. 40).

Kleine silberne Halsbandschließen in S-Form sind 3 gefunden, nämlich in Urnen 391, 430 und einer unbezifferten (Taf. VI, 13 u. 15). Die von Zahna (a. a. O. S. 7, Fig. 7) ist etwas größer und ohne Gliederung in der Mitte. Vgl. auch die aus Reg.-Bez. Marienwerder, Zeitschr. f. Ethnol. XXXIV, Taf. VIII, No. 10a—14.

Zwei kleine Stücke Silberblech Taf. II, No. 68 und eins aus Bronze sind mit dem Tremolierstrich verziert.

Taf. II, No. 61 ist ein halbkreisförmiges eisernes Schlußstück eines Riemens, an welchem beweglich zwei andere kleine Schlußstücke für schmale Riemen laufen. Auch die zwei kleinen Stücke sind von Eisen. Ähnlichem Zwecke dient ein kleiner Bronzering, auf welchem ebenfalls zwei kleine bronzene Riemenschlußstücke beweglich angebracht sind (Taf. II, 66 aus Urne 14; vgl. auch ein ähnl. Stück aus Urne 415).

Pinzettenartige Hängeknäufe, richtiger mit Jentsch „Riemenzungen" oder „Endzungen von Riemen" haben wir 13, davon 2 aus Eisen die übrigen aus Bronze (Vgl. Taf. II, 64; III, 34, 42—44, 54, 55, 74, 75, 76). Sie werden verschieden gedeutet, als angewandt bei Pferdegeschirr, als benutzt bei Toilettengegenständen zum

Schnüren für Frauen, als Handgriffe weiblichen Arbeitsgeräts u. dergl. Mir scheint, man bleibt am besten bei der Deutung, die in dem Worte Riemenzunge liegt. Auf eine Befestigung am Ende eines schmalen Riemens deutet unbedingt der Niet am breiten Ende des Stückes. Solche Riemenzunge erleichterte ebenso das Durchziehen des Riemens durch eine Schnalle oder einen Schlitz, wie bei einem modernen Schlips das kleine Blechstück, das in das durch das Schnallenende desselben durchzuziehende Stück eingenäht ist. Auch Leder wurde mit der Zeit schlapp und schwierig beim Durchziehen. Da sind an unseren „Riemenzungen" die vielen Rillen ganz praktisch, da sie sofort das Zurückrutschen hinderten, wenn nur erst die Zunge ein wenig durchgeführt war; man konnte dann loslassen und an beliebiger Stelle des Riemens nachziehen. Daraus erklärt sich auch der häufige Befund des Abbrechens des eingerieften Endes; aber auch ebenso das Verbiegen des Stückes, besonders an dem gespaltenen Teile (Taf. II, 64). Wenn Gewalt beim Durchziehen des Riemens angewandt wurde, drückte der Daumen, da man natürlich, um in der Hand mehr Widerstand zu haben, die Riemenzunge zum Riemen senkrecht umbog, leicht diese Zunge aus der geraden Linie heraus. So ist der erste Zweck dieser Stücke ein praktischer. Wenn sie dann den Eindruck der Zierlichkeit in einem Maße machen, daß man diese Zierlichkeit als alleinigen Zweck gewonnen hat, so ist das ein Kompliment für die damaligen Handwerker, wobei man wünschen möchte, daß man auch in unseren Tagen dasselbe in ähnlichen Fällen machen könnte.

Ein anderes Stück, das auch als Riemenzunge zu gelten hat, aber in anderer Weise als die eben besprochenen, ist das auf Taf. II No. 63 dargestellte. Hier läuft das dem Nietende entgegengesetzte Ende in ein Öhr aus. Zunächst vermutete ich, daß dies zum Durchziehen eines Bindfadens bestimmt sei. Das mag ja wohl auch manchmal der Fall gewesen sein. Aber, wie man irren kann, wenn man bei seinen Vermutungen allein auf das Stück angewiesen ist! Bei Jentsch, Sadersdorf Taf. I, Fig. 6 befindet sich dasselbe Stück und ist da durch das Öhr — eine Fibel mit der Nadel durchgesteckt. Solch ein Ding war also ein Behälter für eine Gewandnadel!

Eine wirkliche Pinzette aus Eisen ist ein Stück aus Urne 119. Ebenso vielleicht eine aus Bronze, wenn auch das dazu verwendete Blech sehr dünn ist, das Taf. II, No. 59 abgebildete Gerät aus Urne 128.

Zwei eiserne Scheren von der Gestalt unserer Schafscheren stammen aus Urnen 68 u. 170 (vgl. Taf. IV, 50). Ich habe irgendwo gelesen, daß sie auch dem Krieger zugehörten, weil er dem über-

wundenen Feinde zum Zeichen der Knechtschaft — das Haar zu scheren gehabt habe! As you like it.

Ganz besonders wichtig sind die beiden Bandstreifen (Taf. III, 37 u. 39). Sie sind aus Silber-Gold (Elektron?). Auf der unteren Seite sind sie flach und auf der oberen gewölbt. Dabei bemerken wir gegen das eine Ende hin senkrecht aufsitzend einen kleinen Sattel. Die Streifen sind 7,4 cm bezw. 4,7 cm lang, 4 mm breit und 1—2 mm dick. Herr Rentier Altmann in Zerbst, der früher Goldarbeiter war, bezeichnete, mir höchst annehmlich, diese Streifen als Gußstücke und die hervorstehenden Teile als für das Eingußloch charakteristisch. Aus solchen Gußstücken würden dann Ringe gefertigt. Da eine andere Erklärung nicht wohl denkbar ist, so haben wir hier einen Hinweis darauf, daß an der Wohnstätte, die zu unserem Sorge-Friedhof gehört hat, auch Goldschmiedearbeit getrieben ist. Daß für die Urnen eine ähnliche Vermutung heimischer Arbeit vorliegt, ist schon früher erwähnt.

Ein sehr interessantes Schmuckstück, das für unsere Sorge ein Unikum bedeuten dürfte, ist der Taf. IV, No. 8 dargestellte Anhänger aus Bronze. Er ist 7,5 cm hoch, bis 2,7 cm breit und so stark durchbrochen, daß man ohne genaueres Hinsehen ein Geflecht aus dickem Draht vor sich zu haben meinen könnte, obwohl es gegossen sein muß. Von einem Ringe, durch den die tragende Schnur bequem hindurchzuziehen war, gehen schräg nach unten in gleichen Abständen 4 Linien, die bei $^3/_4$ der Gesamtlänge durch Querstäbe auseinandergehalten werden und sich dann nach unten zu einem ein wenig längeren, als halbrunden Kreise wieder zusammenschließen. Das Schlußende ist ein Knauf. Zwischen je 2 Seitenlinien, sowohl oben als unten hängen girlandenartig ovale Linien. — Auch ein Anhänger in Kreisform mit Henkel, flach gegossen, wie wir sie aus der Tène-Zeit haben, ist in Urne 396 gefunden.

Zwei Stücke eines derben Halsringes (Taf. IV, 10 u. 13) sind wohl in dieser Zeit nur noch als Erbstücke aufbewahrt gewesen. Sie sind aus Bronze, hohl, und bilden regelmäßige ziemlich gleiche Wulste mit dazwischen liegenden erhabenen Fäden. Nur der vordere Wulst an der Öffnung ist bei beiden Stücken größer als die anderen. Das eine Stück (No. 13) ist nach dem abgebrochenen Ende zu geflickt, indem ein dünnes eng anschließendes Bronzeblech über die Bruchenden gelegt ist. Auch solches Flicken läßt auf heimische Arbeit schließen.

Ein kleiner Löffel von Eisen, in Form und Größe unserer Salzlöffel, dürfte auch nichts anderes als ein solcher sein und läßt, wie

ja auch manches andere in unserem Funde, soweit er der römischen Zeit angehört, auf verfeinerte Lebensgewohnheiten schließen. Er stammt aus Urne 100 (Taf. III, 62). Jentsch, Sadersdorf (S. 33), bildet einen ähnlichen ab, den er aber S. 30, Anm. 1, da der nach dem Ende hin verbreiterte Stiel (vgl. S. 80) gespalten ist, als Riemenzunge nimmt. Bei uns unmöglich.

Eiserne Schlüssel sind zwei gefunden (Taf. IV, 33 u. 47), beide in Urne 455. Sie sind 14 bezw. 16,5 cm lang und haben ein Öhr, um am Bande getragen zu werden. Im übrigen gleichen sie den bei Hostmann Taf. X, No. 7 abgebildeten, nur daß bei unseren der Stiel länger ist.

Schnallen haben wir eine erhebliche Anzahl und von der verschiedensten Art gefunden. Es dürfte geboten sein, gerade an der Hand unseres Materials, die Entwicklung der Schnalle zu verfolgen. Wir besprechen daher zunächst die „Ringfibeln."

Mit den Ringfibeln tritt ein neues Prinzip[1]) auf für ein Instrument, das der zeitweiligen Zusammenfügung getrennter Kleiderteile dienen soll. Der Name Fibel ist dafür eigentlich gar nicht mehr passend, denn der Fibel wesentlich ist, daß sie die Nadelspitze durch Metallteile so verbirgt, daß in der Ruhelage der Fibel die Hand vor Verletzung durch dieselbe vollständig bewahrt bleibt. Hier kommt die Nadelspitze wieder frei zu liegen. Die Ringfibel besteht aus einem Metallringe, auf welchem eine Nadel von etwas größerer Länge als der Ringdurchmesser sie hat, mit einem größeren runden Öhr zu bequemer Beweglichkeit aufgereiht ist. Die Spitze der Nadel liegt auf dem gegenüberliegenden Teile des Ringes offen auf. Sollten nun zwei Gewandteile mittelst der Ringfibel zusammengefügt werden, so mußten sie erst durch den Ring ein wenig von unten hindurchgezogen werden, worauf sie dann oben beide mit der Nadel durchstochen wurden. Zog man dann die Gewandteile wieder glatt, so drückte sich die Nadel mit diesen um so mehr auf den Ring nieder, je mehr gezogen wurde. Da haben

---

[1]) Man ist wahrscheinlich darauf gekommen durch das sicherlich leichte und oft vorkommende Abbrechen der umgebogenen Enden an den Gürtelhaken. Da diese meist in einen Ring eingriffen, weil dadurch das Reißen des Zeuges verhindert wurde, so brauchte man bloß innerhalb des Ringes das Zeug ein wenig emporzuziehen, eine Nadel hindurchzuführen und die Ringfibel war der Idee nach da. Man brauchte ja nur eine Nadel gleich am Ring festzumachen, was man ja auch sonst schon kannte. Daß die Ringfibel schon in der Tène-Zeit entstanden ist, wird durch unsere Sorgefunde auf das bestimmteste festgelegt. Dadurch wird auch die hier gegebene Erklärung ihrer Entstehung unbedingt nahegelegt.

wir im Grunde die fertige Schnalle. Die Nadel braucht bloß durch einen stumpfen Dorn ersetzt zu werden, dem ein fertiges Loch in einem Riemen entspricht. Vgl. Taf. IV, No. 43 bezüglich solcher Schnallen aus Urne 80. Das bedeutet aber einen nicht geringen Fortschritt gegenüber der Fibel, der diese in die Aushilfsstelle zu nur kürzere Zeit dauernden Zusammenfügungen drängt oder als Schmuckstück. Worin liegt dieser Fortschritt? Der Bügel der gewöhnlichen Fibeln bildet sozusagen ein totes Glied, das wohl zu Verzierungen herausfordert, aber dem Zwecke der Fibel, die Gewandteile zusammenzuhalten, nur insofern dient, als er das Herausfallen der Nadel verhindert, im übrigen aber, sobald ein Überwurf darüber gelegt wurde, hinderlich und lästig wurde. Der Ring der Ringfibel aber, weil er unter die Nadel zu liegen kommt und nicht wie der Bügel in seinem Hauptteile oben darüber, preßt sich, je mehr die Gewandteile ihre Schwerkraft ausüben, in seiner ganzen Ausdehnung auf das Gewand als lebendiges Glied des Ganzen. Dadurch hindert er auch ein Hin- und Herschieben der durchstochenen Kleidungsstücke. Dazu liegt er flach auf samt der Nadelspitze, was nun wenig Hinderung bereitete. Nur die Nadelspitze konnte lästig werden, was dann durch Abschleifen zum stumpfen Dorn der Schnalle beseitigt wurde. Die volle Ausnutzung des flachen Aufliegens wurde allerdings erst erreicht durch Umbiegen der Enden des nicht geschlossenen Ringes in der Ebene desselben zu Spiralen. Zuerst stehen diese Enden senkrecht hoch (Taf. XVII, 30 aus Urne 30), dann werden sie, da sie so zu mißlich wirkten, zu kleinen Scheiben gewickelt, die erst auch noch hoch stehen, (Taf. IV, 36 u. 34) schließlich aber, da auch das nicht genügt, flach zur Ebene des Ringes niedergelegt werden. Eine andere Weiterentwicklung, als vollständiges Schließen des Ringes unter Fallenlassen der an die beiden offenen Enden desselben sich knüpfenden Folgerungen, sowie Verwandlung der Nadel in einen stumpfen, dicken Dorn, also zur Schnalle, beobachten wir bei uns nicht. Es ist aber interessant, daneben den Blick auf eine andere Entwicklungsreihe zu richten. In meinem Besitz ist der Katalog der Ausstellung zum X. archäol. Kongreß in Riga 1896, den ich der Freundlichkeit der Freiin Kitty von Bistram-Mescheneeken in Kurland verdanke. Danach hat sich dort die Ringfibel, auch mit 3 Stollen versehen „Hufeisenfibel" genannt, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts erhalten, wie Taf. 30, Fig. 2, No. 5—8 zeigt. Davon ist nur No. 6 ganz geschlossen und trägt die Inschrift: Help. Got. Ut. Not. Afgo, hat aber die Nadel, wie die übrigen, während diese noch sämtlich den an einer Stelle offenen Ring mit verzierten Enden zeigen. Es würde interessant sein, den Verbreitungsbezirk festzulegen unter gleichzeitiger

Beobachtung der Vorkommenszeiten, ob nicht vielleicht hier bei uns die Entstehung der Ringfibel zu suchen sei. Jedenfalls findet sie sich bei uns schon in der Tène-Zeit (S. bes. Taf. IV, 34, wo eine Ringfibel ursprünglichster Art mit einem Gürtelhaken, also einem charakteristischen Stück der Tène-Zeit, das in der römischen verschwindet, zusammengerostet ist). — Vgl. hierzu Mestorf in Verhdl. d. Berl. anthrop. Ges. 1884, S. 27—30.

Von solcher Weiterentwicklung der Ringfibel, die unter strenger Festhaltung der Idee nur den offenen Ring mit allerlei Zierat versieht, haben wir bei den Sorgefunden nichts vorzuführen. Es bleibt hier bei den einfachsten Formen, die dem dünnen Bronzedraht von den offenen Enden gegeben werden. Wohl aber ist eine andere Entwicklungsreihe in unseren Sorgefunden dargelegt, die mit der Schließung des Ringes beginnt (Taf. IV, 37), dann Verstärkung desselben zugleich mit Umwandlung der Nadel in einen stumpfen Dorn bringt und beides aus Eisen nehmend die Entwicklung fortführt (Taf. IV, 43). Weiter wird ein Bogenstück zur Sehne (Taf. IV, 26, 29, 32), wobei man schon teilweise zur Bronze zurückkehrt (Taf. IV, 23, 27) und wird die Sehne als offenliegendes Stück, verziert durch Schraffierung des obersten Teils (Taf. IV, 27). Es folgt die Verwandlung des Teiles, an dem der Dorn beweglich angebracht war, in eine gerade Linie, weil der Dorn an einem Bogen schwerer an die gewünschte Stelle geschoben werden konnte, als an der geraden Sehne. Endlich wurde, weil man einen flachen Riemen leichter an einem geraden Metallstück, als an einem gebogenen entlangziehen konnte, auch der übrige Bogenteil zu drei geraden Linien, sodaß statt des Kreises schließlich ein Rechteck da war. Auch dabei traten neue Verzierungen auf, die Basis durch Wulste markierend (Taf. IV, 31). Schließlich erkannte man, daß am besten der Dorn in der Mitte festgelegt wird und so werden dann an dem für das Dornöhr bestimmten Stabe Blechteile angebracht, die in der Mitte Spielraum für das Dornöhr lassen, sonst aber den Dornöhrstab umhüllen und nach hinten auf den Riemen festgenietet werden (Taf. IV, 18—20). Daß sich darauf, wie bei Taf. IV, 10, wieder der übrige Schnallenteil in Rundung zu flachem Halbmond abgeplattet zeigt, ist wohl nur des Aussehens wegen geschehen, ist aber eine mehrfach aufgefundene (auch an anderen Orten) Art und darum als beliebt zu bezeichnen. „Rückgurtschnalle" eines Preisverzeichnisses von heute.

Ein Gerät, das man ja zunächst als Pfriemen zu bezeichnen hat, das aber auch als Stilett eine nicht zu verachtende Waffe war, haben wir in einem Falle in Urne 425 (Taf. V, 15) mit erhaltenem Knochengriffe ge-

funden.[1]) Derselbe ist verhältnismäßig kurz (6 cm), sauber abgerundet, mit breiterem unteren Ende, berechnet für Druck oder Stoß. An diesem Ende ist der Griff durchlocht, sodaß das Werkzeug offenbar an einer Schnur getragen wurde. Ebenso ist ein Stück recht gut erhalten geblieben, das durch Schmieden und darum ursprünglich viereckig hergestellt ist; der im Griff verschwindende Dorn ist schwächer gehalten, mit bestimmtem Zurücktreten und weniger sorgfältig gearbeitet (Taf. V, 10). Aber auch andere verrostete Stücke sind allem Vermuten nach Pfriemen oder Stilette gewesen.

Messer gibt es vom Sorgefelde zweierlei, solche mit gekrümmter Klinge („Rasiermesser") und solcher mit gerader. Sie sind sämtlich von Eisen.

Die „Rasiermesser" haben eine in verschiedener Weise zurückgebogene Klinge. Man vergleiche z. B. das auf Taf. V, 5 aufgeheftete Stück (Urne 429) mit dem aus Urne 133 auf Taf. V, No. 19. Während letzteres ganz flach gebogen ist, ist das erstere in so großem Bogen gehalten, daß es geradezu zuletzt etwas umbiegt. Dabei sind sie von sehr verschiedener Größe. Während das aus Urne 429 eine Schärfe-Länge von 14 cm hat, hat das kleinste, sehr gut erhaltene,[2]) nur eine solche von 5 cm. Dieses kleinste aus Urne 133 (Taf. V, 19), bedingt einen Griff von Holz, Horn oder Knochen; bei anderen ist der Dorn ringartig umgebogen und dadurch zum Griff gestaltet (Taf. IV, 45, 46 aus unbezifferten Urnen und eins aus Urne 289). Dies scheint die ursprünglichste Form zu sein. Bei dem aus Urne 429 ist der Griff bogenförmig gehalten und sein Ende hat eine in der Ebene der Klinge gehaltene Durchlochung, sodaß es ebenfalls an einer Schnur hängend nach unten getragen ist. Ob das Rasieren allein oder überhaupt Zweck der Messer gewesen ist, steht dahin. — Die Sattler gebrauchen jetzt solche zurückgebogene Messer gern zum Schneiden des Leders.

Die übrigen Messer mit ihren bis 15,5 cm langen kräftigen Klingen machen durchaus den Eindruck von Waffen. Der Dorn sitzt teils in der Mitte, teils an der Nackenseite, d. h. in einer Linie mit der stumpfen Seite der Klinge. Soweit sich erkennen läßt, sind sie

[1]) Jentsch, Sadersdorf S. 39, 7, „Pfriemen von 7,5 cm Länge, auf dessen drehrunden Orte von 2 cm Länge ein genau anschließender hohler Knochen aufgezogen ist." S. 83, 6, Pfriemen 10, teils mit Knochengriff, teils mit Knochenfutteral.

[2]) Hostmann Drz. 84. „Obgleich fast alle Klingen von Feuer und Rost völlig zerstört wurden, blieben doch drei von ihnen so gut erhalten, als ob sie erst kürzlich unter dem Hammer des Messerschmieds hervorgegangen wären. Sie müssen in einer glühenden Schicht von Asche gelagert gewesen sein, wodurch sich ein dünner Überzug von magnetischem Eisenoxyduloxyd bildete, den man in neuerer Zeit als edlen Eisenrost bezeichnet, früher aber wohl für einen künstlich präservierenden Anstrich gehalten hat."

sämtlich nur einschneidig. Daß sie als Waffen zu gelten haben, dafür spricht u. a. auch das Zusammenrosten eines Messers mit einer Speerspitze (Taf. V, 12 u. 13, Urne 170).

Beile haben wir zwei gefunden, nämlich in Urne 3 und einer unbezifferten. Beide haben im Nacken nach der entgegengesetzten Seite der Schneide einen kurzen breiten Ansatz, wie bei unseren Hämmern (nur kürzer). Beide sind auch für unsere Begriffe von einem Beile sehr klein und von kurzer Schneide. Das eine ist nur 10,5 cm lang, das andere 15,5 cm mit 4 bzw. 5 cm Schneidelänge. Dieser Nackenansatz dürfte charakteristisch für die römische Zeit sein. Er ist vielleicht in der Weise der Fabrikation begründet; denn, hatte man nicht am Ambos selbst ein Stück, das das Zusammenschmieden der beiden Enden bei Belassung des Loches durch Übereinanderlegen ermöglichte, wobei denn das Schneideende frei in der Luft schweben konnte, so mußte man schon in der Weise die beiden Endstücke zusammenbringen, daß man sie um einen kalten Rundstab herum legte und hinter demselben zusammenschweißte, wobei dann ein kleines Ende der Sicherheit halber stehen bleiben mußte. Einen Zweck für Benutzung des Beiles hat dieses hervorragende Kopfstück offenbar nicht (Taf. V, No. 3 u. 6).

Eiserne Speerspitzen haben wir sechs Stück vollständige und von einer siebenten ein Stück. Davon ist keine der andern gleich. Die größte ist 62,5 cm lang, hat ein 5 cm breites Blatt und eine 10 cm lange, aber nur 2 cm im Durchmesser breite Tülle. Dabei fehlt ein etwa 5 cm langes Stück von der Spitze, sodaß die ganze Länge 31—32 cm beträgt. Die kleinste ist 14 cm lang, Tülle 6 cm, Blattbreite 3,5 cm. Von denen, die dazwischen liegen, sind drei schlank gezogen. Die eine, auch große, welche mit dem Schwerte zusammen gefunden wurde, werde ich nachher besprechen (Taf. V, 1, 2, 4, 7, 12, 17; Taf. VI, 70).

Zwei Sporen, welche zusammen in Urne 52 gefunden sind (Taf. V, 9 u. 11) haben eine Form, für die ich keine Parallele gefunden habe. Am meisten entsprechen noch die zu Sadersdorf gefundenen (Vgl. Jentsch, Sadersdorf, S. 32, 57 [„bei allen vier sind die Bügelenden nach außen gebogen und zu Knöpfen verdickt] S. S. 69, Abb.) und der bei Voß und Stimming auf Taf. V, 8, 21a u. b abgebildete unserer Form. Unsere bilden einen flachen Bogen von 5,5 cm Sehne. Dieser Bogen, bestehend aus einem gewölbten flachen Eisenstück, ist in der Mitte 1,6 cm breit, um einem kräftigen an der Basis 1,3 cm breiten und 1,8 cm hohen Dorn Unterlage zu bieten. Von der Mitte aus wird aber das Band-

[1]) Vgl. Jentsch, Sadersdorf, Taf. III, No. 1 und S. 111, Fig. 46.

stück nach den Seiten schmaler, bis zu 5 mm, um die Umbiegung, nach oben aufgerollt, nicht zu breit werden zu lassen. Sie mußte aber doch breiter sein, damit der Riemen zur Befestigung des Sporns am Fuße Halt hatte. Die Konstruktion ist durchaus praktisch. Ein Querschnitt im Riemen genügte zur Befestigung des Sporns an demselben.

Ein einziger Schildbuckel nebst Schildfessel ist in Urne 3 gefunden. Der Schildbuckel ist spitz, ähnlich dem auf der Tafel vorgesch. Gegenstände der Provinz Sachsen aus der römischen Kaiserzeit. Er zeigt Spuren einer Bronzeeinfassung an dem unteren Rande. Die Schildfessel ist ebenfalls aus Eisen, 21 cm lang und besteht aus dem eigentlichen Griffstück, das 10 cm lang ist, und hat an jeder Seite zwei flache Fortsetzungen, zuerst blattähnlich und dann rund, mit je zwei Löchern zum Festnieten an dem Rande des Schildbuckels. Daß diese Niete von Bronze waren, bezeugt eine Spur in dem einen Loche. Das eigentliche Griffstück ist hohl und halbrund; in der Mitte sind zwei querlaufende Riefen, begleitet links und rechts von je zwei ovalen Linien, die oben spitz zulaufen. Auch zur Abgrenzung gegen die Blattstücke sind auf jeder Seite eine Wulst und Riefelungen angebracht. Die Höhlung des Griffstückes ist jedenfalls als gefüllt, etwa durch ein Holzstück, zu denken (Taf. V, 8 und Taf. VI, 68).

„Messerschärfer" ist ein Ausdruck, den man so lange gelten lassen muß, bis man die eigentliche Bedeutung der betreffenden Gegenstände in durchschlagender Weise erkannt hat. Es sind 7,5—12,5 cm lange schmale Eisenplatten von etwa 4—6 mm Dicke, die oben in einen Ring auslaufen. Wir haben als deutlich erkennbare 10 aufgehoben. Bei einem derselben ist am Ringe ein kleinerer Ring mit einer Fortsetzung, die einen Niet zeigt, angebracht.[1]) Ich habe auch die Erklärung des Gerätes als Feuerstahl gefunden. Bei der argen Verkrantung lassen sich leider keine Spuren nachweisen weder für die Benutzung zum Messerschärfen, noch für die als Feuerstahl. Vielleicht ist es nur ein Hilfsmittel beim Zusammenschnüren von Ballen, Durchstechen von Riemen, wenn andere fest auflagen usw. Jentsch, Sadersdorf erwähnt ihr Vorkommen S. 139 in „Böhmen, Schlesien, Preußen und der Mark. Anm. 2. „Dies Gerät gehört dem östlichen Germanien an." Am wahrscheinlichsten ist es für mich als Seilerwerkzeug zur Anfertigung von Tragnetzen oder dergl.

Durch Feuer amorph gewordenes Silber oder Bronze hat sich nur sehr wenig gefunden, sodaß anzunehmen ist, die Beigaben sind erst nach der Leichenverbrennung den Knochenresten zugelegt.

---

[1]) Ähnlich Jentsch, Sadersdorf S. 33c.

Nicht ganz selten fanden sich Höhlungen, in denen ein kleinerer Kern locker darinlag. Dieser bestand aus leichter, faseriger Masse; aber ohne mikroskopische Untersuchung war meine Vermutung, daß es Zeugreste seien, nicht zu begründen. Ich habe fünf aufgehoben.

Ziemlich häufig wurde auch Harz gefunden, das mit heller rauchiger Flamme langsam verbrennt und einen nicht unangenehmen Geruch dabei entwickelt. Eine längere Untersuchung darüber findet sich bei Hostmann, Darzau S. 119—125. Es heißt da am Schluß: „In der Mitgabe dieser Spezereien in die Totenurnen scheint demnach kein ursprünglich germanischer, sondern ein erst durch den Handelsverkehr entstandener feralischer Brauch vorzuliegen ... Es scheint weiter der wohl beachtenswerte Umstand aus unserer Aufstellung hervorzugehen, daß, während anfangs rein exotische Harze als Beigabe verwendet wurden, man später diese Harze mit einheimischen Substanzen — vielleicht Fichtenharz — vermischte und endlich sich, unter Beibehaltung des alten Herkommens, wenn exotische Harze fehlten, mit ausschließlich einheimischen Erzeugnissen begnügte.“ Bei uns ist Harz außer in Urne 201 und 312, wo wir Tène-Zeit anzunehmen haben, nur in solchen aus römischer Zeit gefunden.

Ein außergewöhnlicher Fund ist es, den ich nun noch zuletzt zu besprechen habe. Als der neu zuzulegende Teil des Gartens eingezäunt werden sollte, stießen die Arbeiter auf der Südseite beim vierten Pfahl von Westen ab nach Osten gezählt auf Eisenspuren. Darauf wurden in Gegenwart des Herrn Försters Riecke bei sorgfältigem Nachgraben ein in der bekannten Weise zusammengewickeltes großes Schwert, eine große Speerspitze und verschiedene Eisenstücke ausgegraben, aber von Urnenscherben nur ein ganz kleines graugelbes Stück ohne Verzierung und von gewöhnlichster Art. Das Schwert ist ohne Dorn 0,96 m lang und 6 cm breit. Am Dorn hat ein runder Knauf gesessen, der aber jetzt nur als unförmiges kugelähnliches Stück vorhanden ist. Die Speerspitze ist 28,5 cm lang und 4 cm breit; die Tülle allein ist 7 cm lang und 2—2,5 cm im Durchmesser. An dem Blatt hebt sich deutlich eine Mittelrippe heraus und nimmt man dazu, daß die Spitze auch hier fehlt, so ist sie auffallend schmal und lang. Die übrigen Eisenreste sind möglicherweise auch solche von einem Schildbuckel, aber im übrigen undeutbar für mich. — Wie ist dieser Fund zu erklären? Es ist später etwa 2 m im Umkreise nachgegraben, soweit wir dazu konnten. Es war vollständig „gewachsenes Erdreich,“ sodaß hier eine vereinzelte Beisetzung stattfand. Aber höchstwahrscheinlich war es nicht einmal eine Bestattung, wie in den übrigen Fällen. Man hat

diese Sachen los sein wollen; ob aus abergläubischer Furcht oder aus Besorgnis vor Ansteckung oder aus anderen Gründen. Mir ist am wahrscheinlichsten, daß man bei der Plünderung von Grabstätten, die man um der Sachen aus Edelmetall willen vornahm, auf deren Spuren ich schon früher aufmerksam gemacht habe, diese Eisensachen als wertlos ansah und dann, um Entdeckung zu verhüten, sie am Wege vergrub. Daher auch die vielen kleinen Stücke, die nicht zusammengehören. Sie stammen von verschiedenen schon bei der Entnahme aus dem ursprünglichen Beigebungsorte vom Roste zerfressenen oder zerstörten Sachen. Jedenfalls gehören sie aber der römischen Zeit unseres Platzes an und waren ihrer Zeit zum größten Teil Eigentum eines hervorragenden Mannes.

Endergebnis.

Wir haben Bestattungen aus der Zeit vor und aus der Zeit kurz nach Christi Geburt vor uns. Beide Zeiten unterscheiden sich mit voller Entschiedenheit, wenn auch bei dem friedlichen Nebeneinander der Beisetzungen auf ein friedliches Nacheinander geschlossen werden muß. In Beibehaltung eines neuen schon stehend gewordenen Gebrauchs reden wir von der älteren als der Tène-Zeit und der jüngeren als der römischen Zeit. Die Funde der älteren Zeit reihen die Stätte als eine unter vielen in eine größere Menge der Funde unserer Gegend in weitem Umkreis ein. Die Beigaben sind ärmlich, entsprechen der Lebenshaltung, wie wir sie bei so dürftigem Boden für die Bewohner unserer Gegend voraussetzen müssen und bringen in keiner Weise etwas Hervorragendes. Die ältesten Bestattungen waren die am meisten nach Westen d. i. der Kuppe der Bodenwelle zu, auf der unser Friedhof liegt, gefundenen. Als jetzt im Winter 1902/3 die Kiefern in der Längsrichtung der Bestattungen gefällt wurden, ist nach Aussage des Herrn Riecke keine Beisetzung mehr zutage gekommen. Mit den ersten Beisetzungen als gleichzeitig wird aber die erste Ansiedlung am Orte anzunehmen sein. Da auch sonst von früheren Ansiedlungen nur hin und wieder vereinzelt Spuren aus der jüngeren Steinzeit am östlichen Ufer der Elbe entlang gefunden sind [1]) und Funde von einer ihr folgenden, der Hallstattzeit, bis jetzt keine, von der Bronzezeit überhaupt nur wenige

[1]) In Burg habe ich schöne Sachen aus der Steinzeit gesehen, die teils aus Burg selbst (Platz der Artilleriekasernen), teils aus der Umgegend stammen. In Zerbst habe ich im Privatbesitz einen steinzeitlichen Schnurbecher und eine Urne mit Schnurornament gesehen. Ersterer ist leider verschwunden; letzterer für das Städtische Museum in Zerbst gerettet. Beide sollten gefunden sein, als der Platz vor dem Frauentorgottesacker rajolt wurde.

Nachricht bringen, so ist wohl anzunehmen, daß unser Friedhof und die betreffende Ansiedlung erst in der Bronzezeit angelegt sind. Unsere ganze Gegend scheint erst da im großen und ganzen besiedelt worden zu sein. Unser Friedhof erlaubt mit seinen älteren Funden schon ziemlich weit zurückgehen zu dürfen. Wenn man aber im allgemeinen als Ende der Bronzezeit für unsere Gegend etwa 500 v. Chr. annimmt, so bedauere ich eine solche Schätzung, die bloß auf das „etwa" hin gemacht wird und keine mir zwingend erscheinende Unterlagen hat, als für mich maßgebend anerkennen zu können. Lieber sage ich: Non liquet. — Wo aber lag diese Ansiedlung? Am Wasser. Nähe von Wasser ist die unerläßliche Bedingung für jede Ansiedlung.[1]) Die sogenannte Kuhtränke, ein größerer Teich, der zu Cöthenscher Zeit durch künstliche Stauung für Jagdzwecke noch vergrößert ist, liegt ganz nahe der Ziegelei. Vielleicht hat daher die ursprüngliche Ansiedlung schon auf der Stelle der Ziegelei gelegen, wenn sich auch der Acker, der den Namen Toltenau bewahrt hat, ein Stück hinein in den Wald nach Westen zu erst findet. Ein Kulturbild dieser Zeit, wie es sich aus unsern Funden ergeben möchte, zu entwerfen, darauf verzichte ich. Doch will ich bemerken, daß wir vor der Einwanderung der Slawen, die im sechsten Jahrhundert nach Christo erst erfolgte, als germanische Bevölkerung hier die Semnonen-Sueven finden.

Anders liegen die Verhältnisse in der römischen Zeit unseres Friedhofs. Da ist sicher die unserem Friedhof zugehörige Besiedlung etwas Besonderes geworden, was sie von den übrigen Stätten der Gegend herausgehoben hat. Die Funde sind so reich und weisen auf eine so verfeinerte Lebenshaltung hin, wie sie auf unserem Boden allein nicht erwachsen sein kann. Da muß unbedingt der Ort als Handelsstation in Betracht kommen. Wir werden dann aber zuerst auf die Elbe als Hauptader des Verkehrs in großem Stil gewiesen. Von da ab gingen dann Nebenstraßen nach rechts und links. Die nach den jetzigen Veröffentlichungen für uns am meisten in Betracht kommenden Orte mit überraschend ähnlichen Fundergebnissen sind Darzau im Hannöverschen, Fohrde in Westhavelland und Zahna, Kreis Wittenberg. Wenn nicht geklagt werden müßte, daß gerade Funde aus dieser Zeit am meisten durch Nichtbeachtung und ihre Unterbringung in geringe Tiefe gelitten hätten, so würde man vielleicht jetzt schon Burg, Dessau, Prag, abgesehen von der Mündung der Elbe, mit Sicherheit hier einreihen können und so das Bild vervollständigen.

[1]) Wie töricht, bloß den Slawen dieses Wasserbedürfnis für ihre Ansiedlungen zuzuzschreiben!

Unsere Sorge hebt sich heraus unter den ihr am nächsten verwandten Stätten durch die größte Zahl von Waffen. Auch Fohrde hat Waffen, aber weniger. Ich rechne zu den Waffen besonders auch die starken Dolchmesser unseres Friedhofs, die wir in so großer Zahl haben. Da entwickelt sich vor meiner Seele die Sorge-Toltenau zu einer Handelsstation, wo bewaffnete Geleitsmänner auf Wunsch die Karawanenzüge mit ihren Lastpferden auf ihren Saumpfaden ein gut Stück in das Land hinein geleiten, um dann als Lohn allerlei Kostbarkeiten heimzutragen. Sie schauen auch zu und fragen, wann dies und jenes in Metall oder Ton oder Knochen, in Lederarbeit und Flechtwerk, in Weberei und Näherei und anderen Dingen gefertigt wurde. Das wenden sie an, wenn der Sommer vorüber ist und der Kaufmann sein Heim aufgesucht hat, um zur Weihnachtszeit den Seinen mit einem besonderen Geschenk eine Freude zu machen. Auch manches wunderbare Werkzeug lernen sie kennen, wie die feine Säge, womit man aus den Beckenknochen eines Tieres Kämme mit so scharfen Zähnen verfertigen kann. Die Knochenkämme brennen doch nicht so auf dem Haupte im Sommer, wie die von Metall und kühlen nicht so im Winter wie diese. Und dann solch feiner Bohrer, mit dem man ein so langes kleines Loch über der ganzen Zahnreihe lang in den Griff des Kammes bohren kann, wie wunderbar ist doch solch ein Werkzeug! Und noch vieles, vieles andere!

Wenn man dabei aber immer als selbstverständlich voraussetzt, daß alles, was Förderung in der Kultur bedeutet, vom Süden gekommen sei, so möchte ich dem widersprechen. Mir ist da z. B. durch die Güte des Herrn Dr. Olshausen in Berlin die Nachricht zugekommen, daß in Ägypten zwei Hausurnen von dem einen Typus unserer norddeutschen, der allein noch in Dänemark und Schweden vorkommt, gefunden seien. Wer da weiß, wie gerade unsere Gegend nicht bloß den einen Typus hat, sondern aus der Idee der Sache heraus selbständig immer wieder neue verschiedene Typen hervorgebracht hat, dem muß es durchaus widersinnig erscheinen, wenn dieser eine Typus in Ägypten oder der andere auch nur eine in Italien sollte die Anregung für Norddeutschland gegeben haben. Sind denn unsere Altvorderen so wenig selbständig gewesen, daß sie alles bloß aus Nachahmung gehabt hätten?

Auch hier möchte ich mich auf diese Bemerkungen beschränken und das weitere den Leuten von Beruf überlassen. — Die Aufstellung der Sorgefundsachen soll im Zerbster Schlosse erfolgen.

Lindau-Anhalt. Becker.

Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit,

nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalen zusammengestellt und herausgegeben von der Direktion des Römisch-Germanischen Zentral-Museums in Mainz. V. Band, 1. Heft, Mainz 1902, Verlag von Victor von Zabern.

Das bisher mit dem Namen Lindenschmit eng verknüpfte Werk wird nunmehr von der Direktion des Römisch-Germanischen Zentral-Museums fortgesetzt. Die Bezeichnung „heidnische Vorzeit" für vorgeschichtliche Zeit ist wohl zur Aufrechterhaltung des Zusammenhangs mit den vier ersten Bänden beibehalten worden. Das neue Heft macht einen recht guten Eindruck. Der Lichtdruck, der schon im letzten Teile des vierten Bandes an Stelle der gestochenen Zeichnungen getreten war, ist in diesem Heft in so vollkommener Weise angewendet, daß die Abbildungen musterhaft genannt werden können. Nicht bloß die Plastik der abgebildeten Gegenstände wird in hohem Grade erreicht, ohne durch zu tiefe Schatten der Deutlichkeit zu schaden, sondern vor allem die Beschaffenheit der Oberfläche, die Glätte oder Rauhigkeit derselben wird vollkommen anschaulich, namentlich unter Benutzung eines Vergrößerungsglases; während Lithographien und Stiche mit ihrer willkürlichen Schattengebung hierin gar nichts leisten, und dem Vergrößerungsglase selbstverständlich nichts bieten können. Aber auch die Ornamente, welche ja sonst durch Zeichnung deutlicher wiedergegeben werden können, als durch Photographie, sind in diesen Lichtdruckbildern deutlich und vor allem in ihrer wirklichen Beschaffenheit zu erkennen, und ähnlich wie an dem Original selbst durch das Vergrößerungsglas zu studieren.

Ein wesentlicher Fortschritt gegenüber den vier ersten Bänden ist in der Art der Anordnung zu erkennen. Die Herausgeber haben das Prinzip aufgegeben, welches die vier ersten Bände beherrscht, nämlich daß jede Tafel nur Gegenstände gleicher Art vereinigen sollte; die eine lauter Bronzedolche, die adere lauter Schmuckperlen, die dritte Zierscheiben, die vierte Halsringe usw. Wenn auch nur Gegenstände der gleichen Periode grundsätzlich auf einer Tafel vereinigt wurden, und der Leser oder Betrachter im allgemeinen wohl ein Bild der betreffenden Kulturperiode durch Zusammenstellung der Tafeln gleicher Periode erlangen konnte, so war doch für die Forschung dieses Prinzip unbrauchbar. Nicht deshalb, weil die Perioden nach dem früheren Stande

der Wissenschaft oft recht unbestimmt angegeben wurden, z. B. „aus Grabhügeln," sondern weil das zusammen Gefundene also chronologisch und kulturgeschichtlich Zusammengehörige nicht zusammen abgebildet war, weil oft nur ein Stück aus einem größeren Funde herausgenommen, das andere an anderer Stelle oder gar nicht veröffentlicht war. Die Schwierigkeit der Benutzung dieser älteren Veröffentlichungen ist neuerdings durch die Nachweise des Ergänzungsheftes, das sich bei Band IV befindet, einigermaßen verringert worden; ganz gehoben kann sie nicht werden, zumal die Gleichheit des Fundortes noch nicht die Zugehörigkeit zu demselben Funde beweist und weil der Gesamtinhalt der Funde nicht zu erkennen ist. Feinere chronologische Unterscheidungen und Ermittlung der Kulturzusammenhänge lassen sich auf Grund dieses Materials nicht vornehmen.

Das ist in Band V wesentlich anders geworden, wie ein Blick auf die vorliegenden 6 Tafeln beweist. Auf Tafel II sind z. B. 10 Töpfe mit 6 Bronzenadeln, 2 Flintmessern, 2 Dolchen von Bronze, 2 Pfeilspitzen von Flint, 2 Ahlen von Bronze, 2 Nadeln aus Bein, 2 bronzenen Spiralringen, 1 Elfenbeinring, 1 fossilen Muschel, 1 bronzenen Fingerring, 1 Perle von Kupfer, 1 Perle von Bein und 1 Rudernadel von Bronze vereinigt; und zwar werden uns durch 34 Stück vier Gesamtfunde und ein Einzelfund vor Augen gestellt, die der älteren Bronzezeit angehören. Unter diesen sind zwei Funde aus Tröbsdorf an der Unstrut mitgeteilt, die uns aus Größlers Veröffentlichungen in den „Mitteilungen aus dem Prov.-Museum der Provinz Sachsen II, 1900" bekannt sind. Der dritte ist der durch Koehl entdeckte vom Adlerberg bei Worms. Diese drei Funde gehören der I. Periode der Bronzezeit an; aus derselben Periode stammt auch ein Grab der vierten Fundstelle: Bayerseich bei Darmstadt; die übrigen Gräber dieses Platzes gehören zu Periode II; an Stelle der aus letzteren stammenden Gegenstände würde ich lieber noch andere gut beglaubigte Gefäße aus der I. Periode gesehen haben, z. B. das aus dem Leubinger Hügel und die beiden Gefäße von Langel in Gotha nebst zugehörigen Metallsachen.

Tafel I enthält sehr schöne Abbildungen von verzierten Steinzeitgefäßen des südwestlichen Deutschlands; vier verschiedene Typen sind auf diesem Blatte vereinigt; und der Wunsch liegt nahe, daß es möglich gewesen sein möchte, jedem dieser Typen ein besonderes Blatt zu widmen, dann hätten wenigstens die Hauptformen eines jeden Typus (eventl. auch Begleitgefäße) zusammen mit den zugehörigen Geräten aus Stein, Muschel, Geweih und auch aus Kupfer, das wenigstens für den Zonenbecher in Betracht kommt, vorgeführt werden können,

Tafel III bietet außer einigen interessanten Bronzen der jüngeren und älteren Hallstattzeit einen größeren Fund der älteren Hallstattzeit, nämlich 9 Tongefäße nebst 1 bronzenen Vasenknopfnadel (Gündlingen, Amt Breisach in Baden), eine Fülle von gut datiertem Vergleichsmaterial, auch für unsere Gegend interessant, denn die Schüssel mit dem breit ausgelegten, facettierten Rande (Fig. 59) ist unter den schönen Hallstättischen und Lausitzer Gefäßen der obersten Schichten des Spitzen Hoch bei Bernburg zweimal vertreten, ihre Verwandten kommen nördlich des Harzes vor, ein Beweis von der merkwürdigen Ausdehnung dieses Kultureinflusses.

Tafel IV, V und VI bieten Gräberfunde aus der frühen Völkerwanderungszeit. Auch hier kann man in der Zusammenstellung verschiedenartigster Gegenstände (Tongefäße, eiserne Schwerter und Äxte, Kamm, bronzene Löffel, Pinzette, Fibel, silberne Anhänger) und durch die Zusammenhaltung geschlossener Funde den Fortschritt gegen die früheren Veröffentlichungen erkennen. Die Funde von Tafel IV aus der Gegend von Mainz und Frankfurt zeigen den starken Einfluß der römischen Technik auch in den Tongefäßen, der bei uns in dieser Periode schon stark zurücktritt; ähnlich geartet sind die Tongefäße aus der Gegend von Heidelberg (Neuenheim) auf Tafel V. Dagegen sind die auf derselben Tafel abgebildeten Tongefäße aus dem Amte Überlingen in Baden von genau derselben Beschaffenheit, wie sie bei uns (Gatersleben) und bei Magdeburg (Heyrothsberge, Schermen) in dieser Periode vorkommen. Da auch die mitgefundenen Bernstein- und Glasperlen für rheinische Verhältnisse des 4. Jahrh. n. Chr. einen recht altertümlichen Eindruck machen, so scheint es, daß man hier wirklich die Spur einer vom Nord-Osten stammenden Völkerwanderung handgreiflich vor sich hat.

Auch Tafel VI enthält noch zwei den hiesigen Völkerwanderungsgefäßen ähnliche, handgeformte Stücke, von denen das eine in Gesellschaft mit gutgedrehten Gefäßen rheinischer Technik in einem Grabe des Kreises Groß-Gerau (Großherzogtum Hessen) zusammen mit einem kegelförmigen Glasbecher und einem Bronzekessel gefunden worden ist, Produkte der gallischen Provinz, die vielfach bis in den Norden Europas gelangt sind.

Ich glaube, daß die Veröffentlichungen des römisch-germanischen Zentral-Museums in ihrer neuen Form ein sehr brauchbares Mittel zum Studium der Vorgeschichte bilden, und daß sie auch speziell für die Funde unseres mitteldeutschen Arbeitsgebietes ein wertvolles Vergleichsmaterial enthalten. Paul Höfer.

Inhalt.

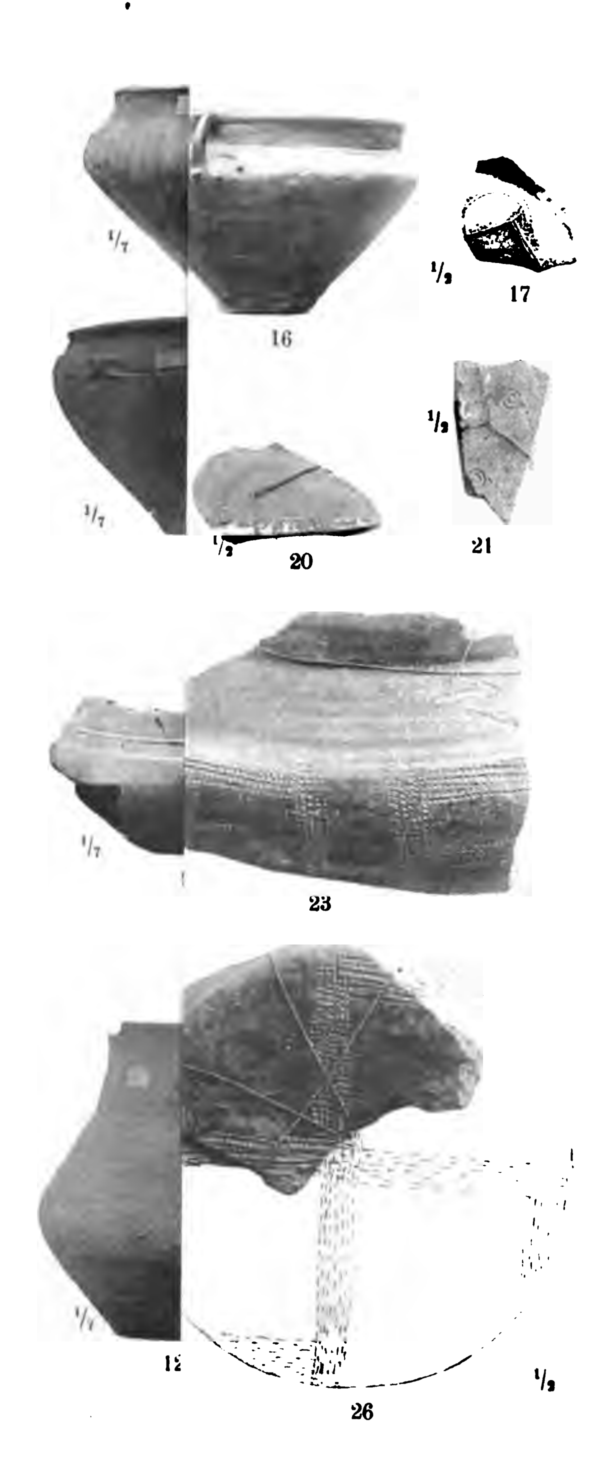
Halle a. S., Druck von Otto Hendel.

Urnenfriedhof Sorge.

Tafel I.

Urnen und Scherben.

3. Graue Urnen mit Verzierungen wie 22—25.
7. Beigefäss.
8. Deckelgefäss.
9. 15. Schwarze Urnen mit Verzierungen wie 22—25.
26. Bodenstück mit Hakenkreuz.


1/7
16
1/2
17
1/7
1/2
20
1/2
21
1/7
23
1/7
12
1/2
26

Tafel II.

— Silber, bezw. Silberlegierung; *B.* = Bronze; *E.* = Eisen;
R. = aus röm. Zeit; *T.* = Tène-Zeit.

•, 49 und 50: Fibeln (Gewandnadeln, Spangen).
(1, 4, 8, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 25, 28, 29, 31, 33, 37: *B. R.* —
2, 3, 5, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 21, 24, 26, 27, 30, 32,
36: *S. R.* — 34 und 35: *E.* und *B. R.* — 41 und 43: *E. R.* —
6, 38, 39, 40, 42, 44, 45, 49, 50: *E. T.*)

7, 48, 51—54 und 58: Teile eines grösseren Schmuckstückes (Platten und Ketten) *E.*

Bronzering mit zwei angegossenen kleinen Ringen.

nd 57. Ösen aus Bronze.

Pinzette. *B.*

Schmuck. *E.*

Hufeisenförmiges Schlussstück für zwei schmale Riemenenden mit zwei daran freilaufenden Schlussstücken (Ösen mit Ansätzen) für je einen Riemen. *E.*

Vierkantiger Eisenstab.

Riemenschlussstück mit Öse. *B.*

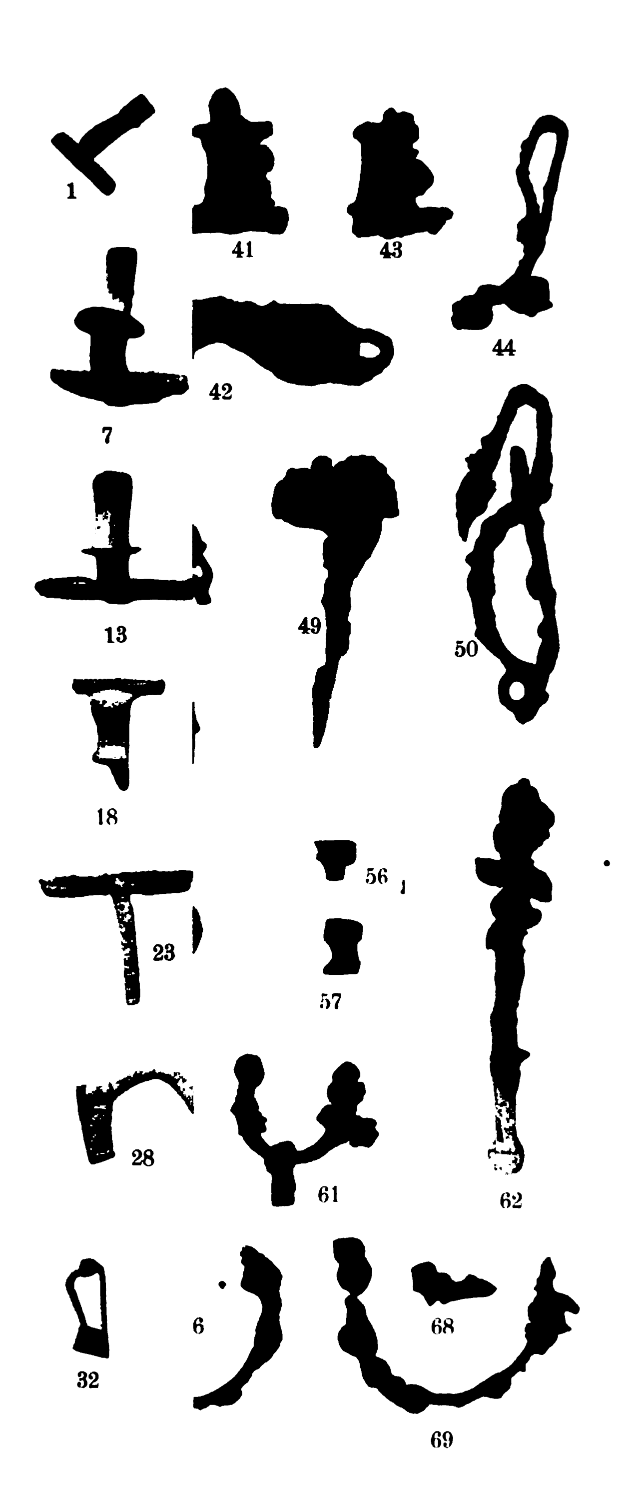
Riemenzunge. *B.*

. Tropfen mit Drahtstück. *S.*

. Ring mit zwei freilaufenden Riemenschlussstücken. *B.*

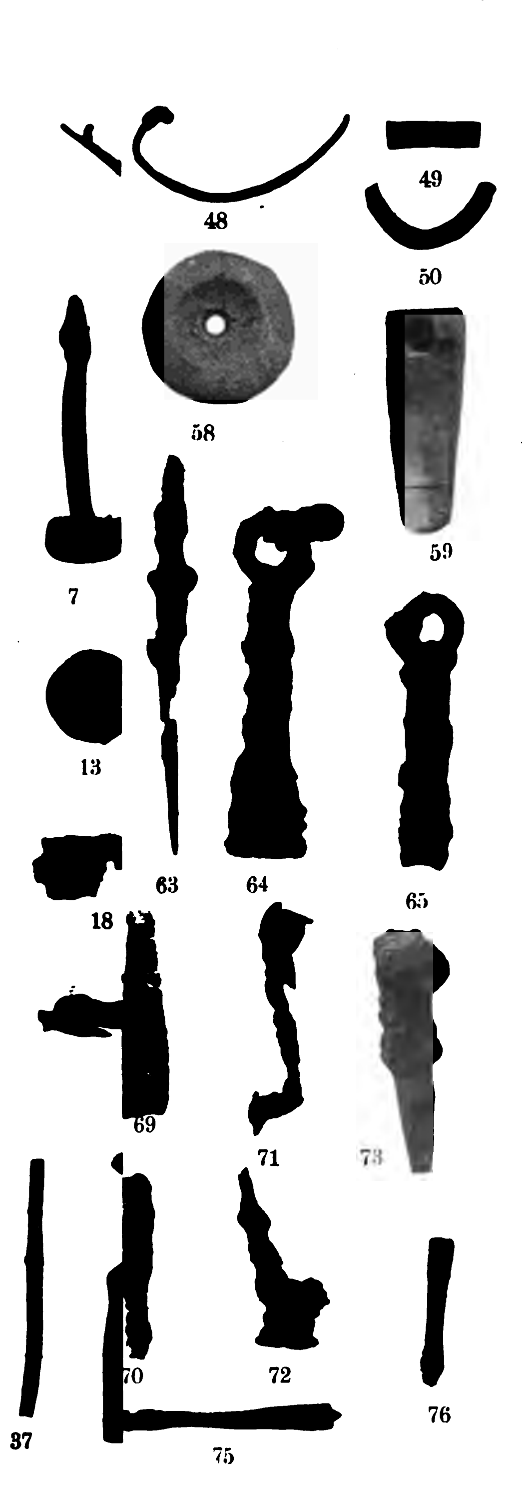
und 69. Teile eines durch längliche aufgesetzte und schöngeformte Wülste reichgegliederten Armringes. *E.*

. Silberblech mit Tremolirlinien.


1
41
43
44
7
42
13
49
50
18
56
57
23
62
28
61
32
6
68
69

Tafel III.

und 27. Fibeln.
2, 7, 12, 17, 20, 24: *B. T.* — 3, 5, 11, 13, 14, 15, 16, 19, 27: *S. R.* — 4, 6, 8, 9, 10, 22, 23: *S. R.* — 18: *B.* und *E. R.* — 5: *B.* und *E. T.*
chlaufe (Öhr für Riemen). *B.*
Ringstück (nach aussen hohl). *B.*
d 30. Hohle Köpfe von Polsternägeln. *B.*
2, 33, 35. Lederbeschlag. *B.*
2—44, 54, 55, 74—76. Riemenzungen. *B.*
Stück dünnes Draht. *B.*
nd 39. Gussstücke zur Anfertigung von Ringen. *S.*
Bandförmiges Blech. *S.*
Ring mit herausragendem Niet. *E.*
Gewundenes Drahtstück *B.*
Ring mit beweglichem kleinen Ring. *B.*
Dünnes Blech mit einer geraden Linie getriebener Punkte. *B.*
Dicker bandartiger Streifen (Armband?). *B.*
Silberdraht von Armring.
—52. Beschlagteile. *B.*
Dicker Bronzedraht.
Dünnes Blech mit sich kreuzender Punktreihe und kleinem Nagel. *B.*
Dicker Stab, in einen Ring auslaufend (Sturmöse). *E.*
Innen hohler Spinnwirtel von gebr. Ton.
Schleifstein (?), an einer Seite abgenutzt.
, 61, 64, 65. Messerschärfer (besser: Werkzeug für Arbeiten mit Bindfaden oder dergl.) *E.*
. Salzlöffel. *E.*
. Pfriemen. *E.*
—70. Gürtelhaken. *E.*
1—73. Eisengeräte (72 wahrscheinlich grösserer Nagel).


48
49
50
58
59
7
63
64
65
13
18
69
71
73
70
72
76
37
75

Tafel IV.

1—7. Zusammen gefundene Anhänger. *B.*

8, 11, 12, 14, 15, 25. Einzelne Anhänger. *B.*

9, 17—24, 26, 27, 29—32, 35, 43, 48, 49. Schnallen.
9, 19, 22, 23, 27, 31, 48, 49: *B*, die übrigen *E.*

10 und 13. Teile eines Halsrings. *B.* (13 geflickt.)

16. Zierbeschlag für Korbdeckel.

28, 36, 37, 39. Ringfibel.

33 und 47. Schlüssel. *E.*

34. Ringfibel (*B*) mit Gürtelhaken (*E*) zusammengerostet.

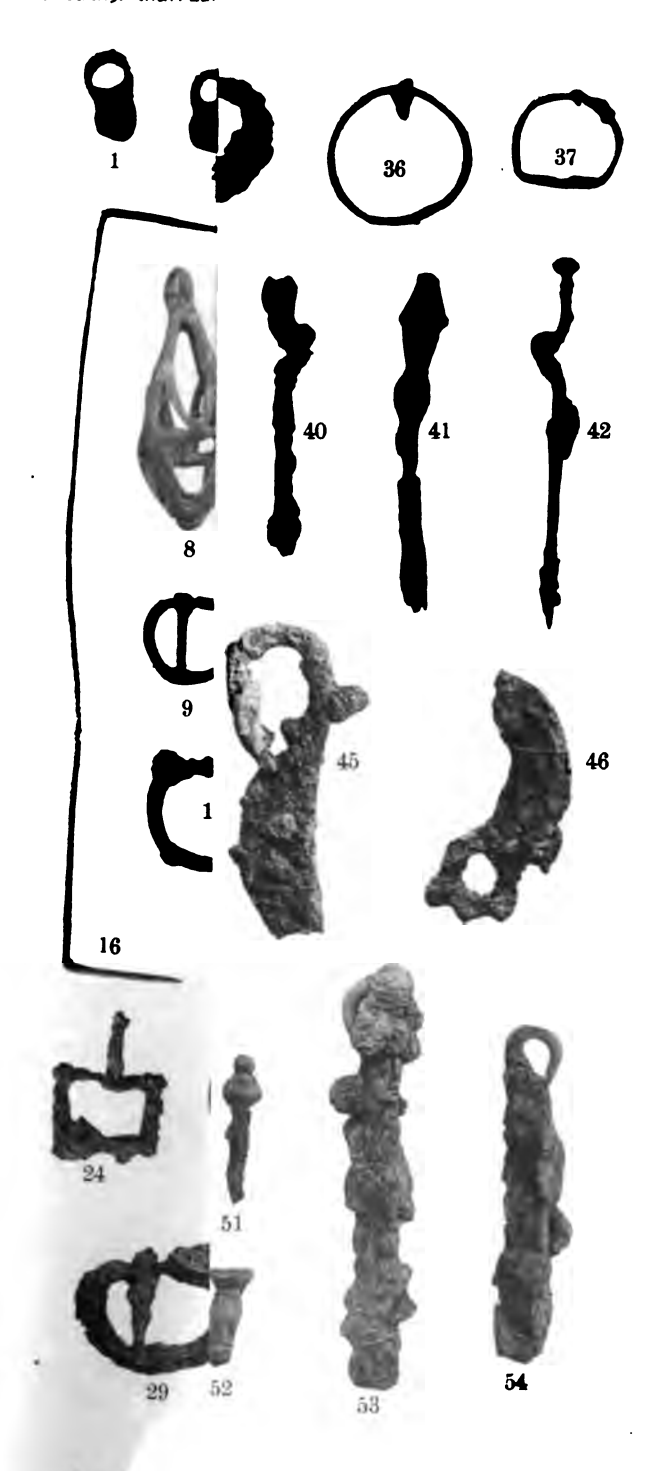
38. Schlüsselhaken und Ring (beides *E*) zusammengerostet.

40, 41, 42, 44, 51, 52. Einstecknadeln, bezw. Teile davon. *B.* und *E. T.*

45. 46. Rasiermesser. *E.*

50. Scheere. *E.*

53 und 54. Messerschärfer. *E.*


1
36
37
8
40
41
42
9
45
46
1
16
24
51
29
52
53
54

hof Sorge.

Tafel V.

1, 2, 4, 7, 12, 17. Speerspitzen. *E.*

3, 6. Beile. *E.*

5, 19. Rasiermesser. *E.*

8 Fessel vom Schildbuckel. *E.*

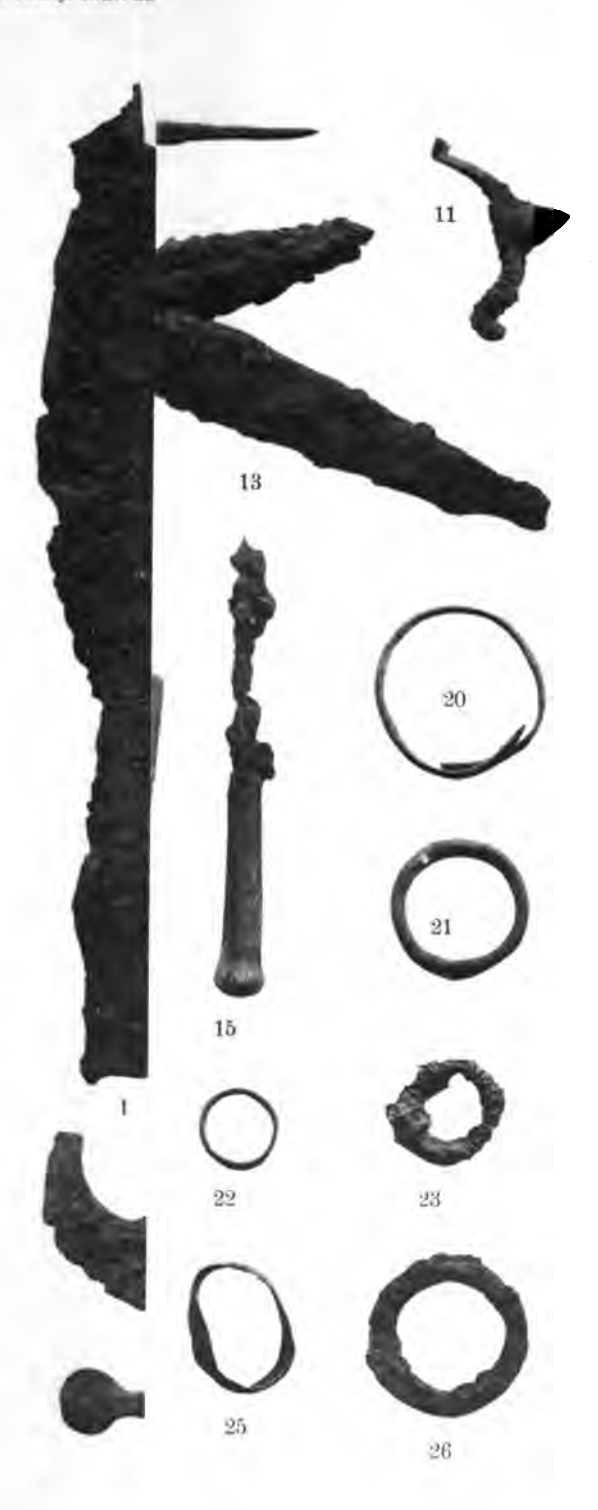
9 und 11. Sporen. *E.*

10 und 15. Pfriemen (Stilet?). *E.*

13, 14, 16, 18. Dolchmesser. *E.*

20, 21, 22, 23, 24, 25. Ringe. *B.*

23, 26. Ringe. *E.*


11
13
15
1
20
21
22
23
25
26

riedhof Sorge.

Tafel VI.

. Nähnadel. *E.*

und 10. Nähnadeln. *B.*

—9, 12, 14, 18, 19, 20, 30, 32, 34. Einstecknadeln.
9, 14, 34: *B.* — 24, 26: *E.* — 25: *E* mit *B*-Kopf, die übrigen: *S.*

1, 16, 17, 33: Beschlag für Korbdeckel. *S.*

3, 15. Halsbandschliessen. *S.*

5—44, 48—51. Kammreste, z. T. mit *E*-Dibbeln, 40 mit Bronzeband geflickt.

45 -47. Köpfe von Knochennadeln.

52—66. Perlen, meist von Glas. (59: facettierte; 54, 56 und 60: mit Würfelaugen.)

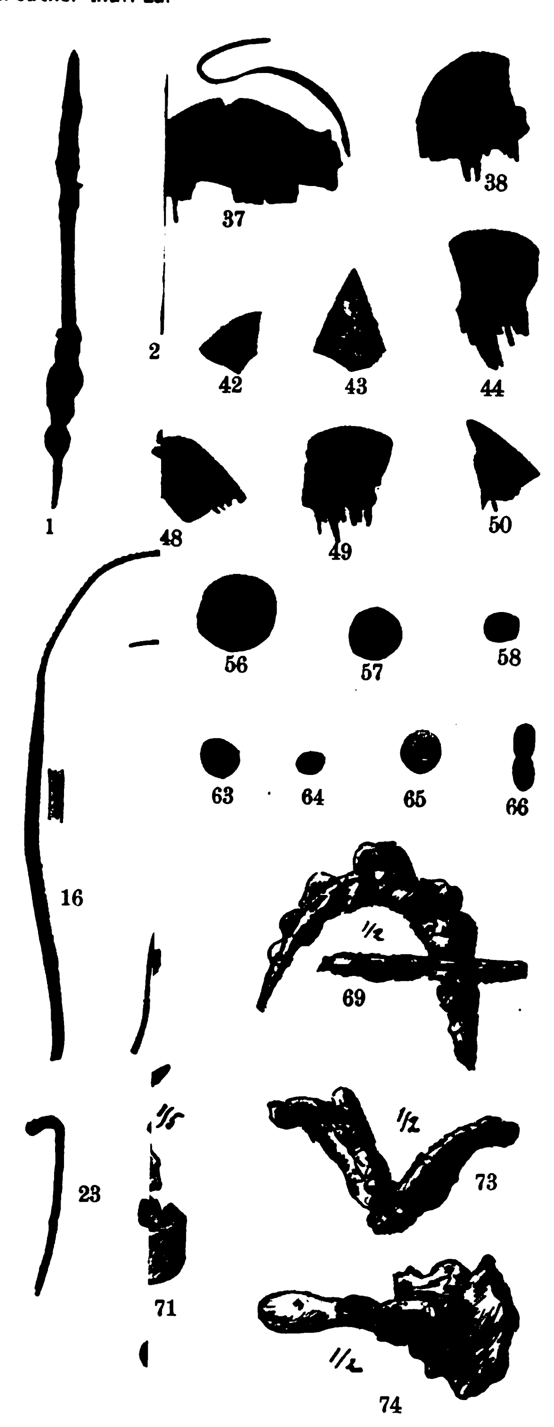
67. Stück eines Schildbuckels. *E.*

68. Schildbuckel *E.* mit Spuren von *B*-Verzierung.

70. Speerspitze. *E.*

71. Gerolltes Schwert. *E.*

69, 72—74. Zu eisernen Waffen gehörige Stücke.


37
38
2
42
43
44
1
48
49
50
56
57
58
63
64
65
66
16
1/2
69
1/5
1/2
73
23
71
1/2
74

Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

3. Band.

Mit 12 Tafeln.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1904.

Steinbeile aus dem Regierungsbezirk Merseburg.

Fortsetzung aus Jahresschrift Bd. I, S. 1.[1])

Die mineralogische Untersuchung an den neolithischen Artefakten, welche in der Jahresschrift Bd. I, S. 1 mitgeteilt wurde, ist in den beiden letzten Jahren fortgesetzt worden und hat sich auf die neolithischen Stein-Artefakte der Kreise Bitterfeld, Wittenberg, Schweinitz, Liebenwerda, Torgau, Delitzsch, Merseburg, Querfurt und Eckartsberga erstreckt. Es sind vorzüglich Hornblendeschiefer, Jadëit, Diabase, Eklogit, Granit und sandige Schiefer (Wetzschiefer).

Die mineralogische Zusammensetzung der Hornblendesciefer ist eine ganz ähnliche wie der früher S. 1 beschriebenen; die häufigsten Bestandteile sind auch hier Hornblende (Aktinolith? Varietät der Hornblende), Quarz, Magnetit, seltener sind Orthoklas, Plagioklas, Zoisit, Titanomorphit und Biotit vorhanden. Äußerlich bieten sie die verschiedensten Farben dar: es gibt schwarze (2044 II), schwarzbraune (815 II), graue (813 II), gelblichgraue (2472 II), grünlichgraue (9.26 und 97.27) und grüne (56.21); ähnliche Farben zeigen auch die Diabase; beide sind daher schwer auseinanderzuhalten.

Auf einer Braunkohlengrube bei Sandersdorf (bei Bitterfeld) ist ein 23 cm langer, 5,5 cm breiter und 1,5—2 cm dicker, einseitiger Schaber (56.21 Bezeichnung der Sammlung des Provinzial-Museums in Halle S.) gefunden worden. An der Oberfläche ist derselbe sehr verändert: die weisse Masse ist ausgefressen, und nur die grünliche Hornblende zurückgeblieben. Mikroskopisch ist dieselbe hellgrün durchsichtig; der parallel 𝔠 schwingende Strahl wird hellgrün, der 𝔞 grün und 𝔟 gelblichgrün hindurchgelassen, in den meisten Fällen ist der Pleochroismus kaum bemerkbar. Zwischen der Hornblende findet sich eine wasserhelle Füllmasse, welche größtenteils Quarz, zum Teil Plagioklas mit undulöser Auslöschung ist; deutliche Albitzwillinge sind nur sehr selten aufzufinden; ganz zurück tritt der Magnetit. —

[1]) Die römische II der Aufschrift auf den Werkzeugen bezeichnet den Regierungsbezirk Merseburg, die Zahlen an 2. Stelle 21 Kreis Bitterfeld, 22 Wittenberg, 23 Schweinitz, 24 Liebenwerda, 25 Torgau, 26 Delitzsch, 27 Merseburg, 28 Querfurt, 29 Eckartsberga.

Von Reuden, Kreis Bitterfeld (784 II), stammt ein spitznackiger Keil; er ist 10,5 cm lang, 2,5 cm breit und 5,5—7,8 cm hoch und zeigt mit der Lupe betrachtet deutlich schiefrige Struktur, makroskopisch sieht er grau, an einzelnen Stellen mit einem Stich ins Bläuliche aus. Die Hornblende zeigt sehr schwachen Pleochroismus (grün und gelblichgrün), eine Auslöschung von 18 und 19° und ist z. T. verwandelt in Chlorit. Plagioklas ist sehr selten, an einzelnen ist deutlich die Zwillingsbildung nach dem Albitgesetz erkennbar; an anderen Stellen lehrt die 900fache Vergrößerung ein Quarz-Feldspat Mosaik kennen; Titanomorphit tritt an einzelnen Stellen hervor.

Der Burgwall bei Cröbeln (1646 II) hat einen spitznackigen Keil, aus heller Hornblende bestehend, geliefert; makroskopisch sieht er grün mit einem Stich ins Weiße aus; er hat eine Größe von 12,5× 1,5×5 cm. Die Hornblende ist sehr feinfasrig; je stärkere Vergrößerung man anwendet, desto feinere Fasern derselben kommen heraus, und desto mehr lösen sich die scheinbar wasserhellen Zwischenklemmungsmassen in Hornblendefäserchen auf; die Fäserchen, auch die dickeren Kristalle, sind fast apleochroitisch; an einzelnen der wasserhellen, zwischen den Hornblenden liegenden Kristallen konnten Brechungsexponenten konstatiert werden, welche höher als die der Hornblende waren; es ist wahrscheinlich Zoisit. An einzelnen Stellen kommt schwarzer Magnetit vor.

Von Schleberoda (2472 II) stammt ein gelbgrauer Keil mit schwarzen Streifen; der Hornblendeschiefer ist schon makroskopisch deutlich parallel der schmalen Fläche geschichtet; mikroskopisch ist sie in kleinen und kleinsten Säulchen vorwiegend, der Quarz-Zoisit-Mosaik tritt ganz zurück; der Quarz wurde durch seine beiden Brechungsexponenten, von denen der eine größer und der andere kleiner ist als der des Kanadabalsams, festgelegt, während der mittlere Brechungsexponent des Zoisits größer ist als der größte der Hornblende; Magnetit tritt in seiner Beteiligung am Aufbau des Hornblendeschiefers ganz zurück.

Ein ungeheuer großes Instrument von 43 cm Länge, 5 cm Breite und 5—6 cm Höhe — Beil kann man dasselbe wohl kaum noch nennen — vielleicht ist es eine Pflugschar gewesen — hat ein Loch am hinteren Teil, welches parallel zur einseitigen, fast spitzen Schneide steht; es zeigt deutlich makroskopisch Schieferung und stammt von Zörbig (813 II). Mikroskopisch besteht dasselbe fast nur aus Hornblende, deren Pleochroismus kaum bemerkbar ist; ihre Kristalle sinken zur größten Feinheit herab und sind vielfach

radial angeordnet; die Schieferung entsteht wohl durch Anhäufung gleichartiger Kristalle in Schichten; die größten erheben sich im Dünnschliff zu einer Länge von $^1/_2$ mm bei einer Breite von 0,16 mm. Der Quarz zwischen der Hornblende tritt sehr zurück, noch mehr der Magnetit. Mikroskopisch nähert sich die Felsart an einzelnen Stellen in ihrer Struktur sehr dem feinfasrigen Nephrit,[1]) makroskopisch macht sie mehr den Eindruck eines Hornblendeschiefers.

Noch ein zweites kleineres Beil mit Loch stammt ebenfalls von Zörbig (815 II) und hat einen ganz ähnlichen Mineralbestand; die Dimensionen betrugen 14×4,5×3 cm, das Loch hat eine lichte Weite von 1,8—2 cm und ist 2 cm vom Beilrücken entfernt; die Schichtung, hervorgerufen durch schwarze Streifen in braungrauer Grundmasse, ist parallel zur breiten Oberfläche; die Hornblende zeigt hier einzelne dicke Kristalle neben solchen, welche selbst bei 900facher Vergrößerung noch strichförmig erscheinen; die wasserhelle Zwischenklemmungsmasse, welche aber sehr gegenüber dem Strahlstein zurücktritt, besteht aus Quarz und Orthoklas; die Hornblendemasse ist so dicht, dass man die wasserhelle Masse nur hie und da eingesprengt erblickt; auch dieser Hornblendeschiefer nähert sich in seiner mikroskopischen Beschaffenheit sehr dem feinfasrigen Nephrit.

Auch das spitznackige Beil (910 II) von Brehna ist dem eben beschriebenen in seiner mikroskopischen Struktur sehr ähnlich; seine Größe ist 5,8×3,8×0,8 cm; nur werden hier einzelne Hornblendekristalle so gross, daß man im Querschnitt deutlich ihre Spaltbarkeit erkennen kann. Feldspat scheint hier zu fehlen.

Von Eilenburg, Kreis Delitzsch (9.26), stammt ein grünlichgraues, kurz gedrungenes, quer zur Hauptausdehnung geschichtetes, gelochtes Beil von 10×5,5×4 cm Grösse; das Loch ist 2—2,2 cm weit und findet sich 5 cm von der Schneide, welche der Lochrichtung parallel ist, entfernt.

Die mikroskopische Beschaffenheit stellt es an die Seite der eben geschilderten; die im dichten Gewirre angeordneten Hornblenden erheben sich zu einer Größe von 0,02 mm Länge und 0,06 mm Länge;

---

[1]) Herr v. Fritsch hat aus der Umgegend von Schmiedefeld in Thüringen nördlich vom Krux gegen das Vessertal ein Gestein mitgebracht, welches wahrscheinlich nach meiner Bestimmung Nephrit ist; es besteht durchaus aus feinfasriger Hornblende; an einzelnen grösseren Kriställchen, maß ich 6° Auslöschung bei ziemlich lebhafter chromatischer Polarisation; die feinfasrigen Hornblenden sind garbenartig in Bündel geordnet, welche wild durcheinander liegen, von anderen Mineralien fand sich Titanomorphit, Eisenhydroxyd und sehr selten Zoisit.

dazwischen findet sich Quarz, der an der Größe seiner beiden Brechungsexponenten gegenüber dem Kanadabalsam erkannt wurde. Magnetit tritt ganz zurück.

Von Naundorf, Kreis Merseburg (2044 II), stammt ein gelochtes schwarzes, deutlich parallel der Oberfläche geschichtetes Beil, dessen Mineralbestand sich ganz dem der vorliegenden Gruppe anschließt. Im Geflecht der Hornblendenadeln tritt indes hie und da der Quarz in etwas größeren Inseln hervor, auch finden sich hier selten Plagioklas in Albitzwillingen, Zoisit und Magnetit.

Von Dürrenberg, Kreis Merseburg (48.27), stammt ein spitznackiger Keil von 15,5×5,5×2,5 cm Größe, dessen Mineralbestand sich an das Beil von Eilenburg sehr nahe anschließt.

Äußerlich ähnlich gestaltet ist der Keil von Kursdorf (2160 II) von der Größe 18×8,5×2,8; makroskopisch sieht man hier Hornblende- und Glimmer-Kristalle; die äußerst feinfasrige Hornblende ist auch hier die Hauptsache, daneben treten makroskopisch einzelne Glimmerkristalle hervor, welche die anderen Mineralien auch z. T. umschließen; Quarz tritt mehr zurück und Plagioklas und Magnetit sind sehr selten; an manchen, einzelnen Stellen ist er ein vollständiges Aggregat feinster Hornblendesäulchen.

Ganz zurück treten die Nebengemengteile in zwei einseitigen Schabern, die an der unteren Seite eine Rille haben; sie stammen von Holleben bei Halle; ihre Größe beträgt 27,5×2,5×4 cm (1960 II) und 13,6×2,5×3,5 (1960 II a); äußerlich sehen sie schwärzlichblau aus, ihr mikroskopischer Bestand ist hauptsächlich Hornblende in feinen säulenförmigen Kristallen; die weiße aus Quarz bestehende Grundmasse tritt ganz zurück.

Von Kosdorf (1595 II) stammt ein gelochtes Beil (10×4,2×3 cm), welches Schichtung der Gemengteile zeigt, dieselben bestehen fast nur aus Hornblendekriställchen: sie sind fast farblos bei 500facher Vergrößerung und so klein, daß sie selbst bei 250facher Vergrößerung noch strichförmig erscheinen; die dazwischen liegenden weißen, doch ganz zurücktretenden Massen (Quarz hauptsächlich, Feldspat fraglich) sind schwer zu diagnostizieren.

Von Goddula (97.27) stammt ein ziemlich großes, gelochtes Beil von 17×8,3×3 cm Größe mit einem Loch von 2,3—2,6 cm Weite, es hat deutliche Schichtstruktur und besteht aus Hornblende, Plagioklas, Resten von Augit, Titanomorphit und weißen Massen (Quarz und Orthoklas?); an einzelnen Stellen tritt deutlich die frühere Ophitstruktur hervor; es ist ein gequetschter Diabas.

Von Brehna (45.21) rührt ein ziemlich schwarzes bis schwarzgraues facettiertes Prunkbeil her von der Größe 15,3×6,3×3,4 cm mit 2,2—2,3 cm weitem Loch, welches von beiden Seiten gebohrt ist; es besteht größtenteils aus Hornblende; der helle Quarz tritt sehr zurück; die dunkle Farbe rührt von dem häufigen schwarzen Magnetitkriställchen, z. T. auch von der dunklen Farbe der Hornblende her.

Nach dem Dünnschliffpräparate findet sich in dem spitznackigen Keil von Klein-Corbetha (108.27), dessen Größe 12×6×2,5 cm beträgt, und dessen Schneide verbrochen ist, Hornblende und Quarz fast im Gleichgewicht ausgebildet; ob neben letzterem auch noch Feldspat in der wasserhellen Grundmasse vorhanden ist; blieb zweifelhaft.

Feldspat scheint auch dem, durch Magnetit schwarzen, aus der Elbe bei Mühlberg (1599 II) stammenden, gelochten Beile zu fehlen; dagegen sind hier wiederum die Hauptbestandteile Hornblende und Quarz; es hat eine Größe von 13,8×5,7×2,3 cm, das Loch hat einen Durchmesser von 1,9—2,0 cm.

Schließlich gehört zu den quarzführenden Hornblendeschiefern noch eine schwarze, 38×3,5×4 cm große Hacke von Holleben (1959 II) mit einem oben 2,3 cm und unten 1,9 cm weiten Loche und einseitiger Schneide; in heller aus Quarz bestehender Grundmasse finden sich Hornblendesäulchen, welche hier deutlich pleochroitisch ist; parallel der Axe $\mathfrak{a}$ wird das Licht hellgelb, parallel $\mathfrak{b}$ bräunlich und parallel $\mathfrak{c}$ grünlich hindurchgelassen.

Nimmt der Quarz noch mehr zu, so werden aus dem Quarzführenden Hornblendeschiefern Hornblendequarzite; dies ist der Fall bei einem Keil mit schiefer Schneide vom Gurtzer Berge bei Landsberg (1940 II), seine Größe beträgt 13×(5—3,5)×2,5 cm, er sieht hell, fast weiß aus mit grauen und schwärzlichgrauen Streifen. Sein Hauptbestandteil der Grundmasse ist Quarz, im Schliff charakterisiert durch die Größe seiner Brechungsexponenten dem Kanadabalsam gegenüber; in ihm schwimmen Hornblendekriställchen, welche aber der Hauptmasse gegenüber ganz zurücktreten; Zoisit ist selten.

Aus Diabas bestehen eine geringere Anzahl Beile als aus dem vorigen Material; sie sehen äußerlich dem Hornblendeschiefer-Artefakten sehr ähnlich, insbesondere finden wir fast dieselben Farben wie dort: fast schwarze (1134 II) schwarzbraun, grün und grünlichgrau (609 II, 2038 II) und (97.27) und grau mit einem Stich ins Gelblichgrüne (854 II). Für den Laien ist es deshalb schwer, Hornblendeschiefer

und Diabase in der verarbeiteten Form als Artefakte auseinanderzuhalten; den Kenner führt hier besonders die ophitische Struktur (Michel Lévy).

Allen Diabasen sind die Plagioklase, Reste von Augiten, Hornblende, Apatit und Titanomorphit eigen; gewöhnlich fehlt auch nicht der Chlorit, Epidot, Calcit und Magnetit, hie und da finden sich auch Orthoklas, Quarz, Olivin und Zoisit.

Aus dem Abraum der Braunkohlengrube Vergißmeinnicht bei Sandersdorf (854 II), in der Nähe von Bitterfeld, stammt ein gelochtes graues Beil aus Uralith-Diabas von der Grösse: 11,8 cm lang, 5,5 cm breit und 6—5,2 cm hoch; das 3 cm im lichten Durchmesser haltende Loch liegt 2,5 cm vom Rücken entfernt. Makroskopisch zeigt es eine grünlichgraue Masse, in welche divergent strahlig 5 mm lange Plagioklase liegen. Die mikroskopische Untersuchung lehrt, daß die Plagioklase braun aussehen, gewöhnlich undulöse Auslöschung und nur selten die Zwillingsbildung nach dem Albitgesetz zeigen; sie sind z. T. in Kaolin, z. T. in Kaliglimmer, z. T. in Epidot verwandelt; letzterer lag in einem Falle mit seiner Längsrichtung senkrecht zum Brachypinakoid des Plagioklases; die Augite zeigten eine Auslöschung von 40° im Klinopinakoid; vielfach scheinen dieselben vollkommen in fasrige Hornblende (Uralith) umgewandelt zu sein: letztere zeigt im Klinopinakoid eine Auslöschung von 18°; hie und da ist dieselbe wieder in Chlorit verwandelt. Der Epidot zeigt hohe Polarisationsfarben und hohe Brechungsexponenten. Sphen ist z. T. aus Hornblende, z. T. aus Titaneisen entstanden.

Von Brehna (609 II) stammt ein gelochtes Beil mit deutlicher Schichtstruktur parrallel der breiten Hauptfläche, die Größe ist 8,6×5×2,2 cm; es ist ein Hornblende-Diabas, dessen Schichtung sekundär zu sein scheint. Er besteht vorzüglich aus Plagioklas und Hornblende mit ophitischer Struktur. Die Plagioklase zeigen an einzelnen frischen Stellen die braune ursprüngliche Farbe, an anderen die Zwillingslamellierung nach dem Albitgesetz; vielfach sind sie in Epidot und Kaolin umgewandelt; ersterer zeigt parallele Auslöschung zur Längsrichtung und Spaltbarkeit, letzterer eine schiefe gegen die Basis. Die Hornblende hat die Spaltbarkeit nach dem Prisma von 124°, 17° Auslöschung im Klinopinakoid, Pleochroismus: parallel 𝔞 wird das Licht hellgelb, parallel 𝔟 bräunlich, und parallel 𝔠 grasgrün durchgelassen. Auch Chlorit findet sich als Umwandlungsprodukt.

Ein gelochtes Beil mit zylindrischem Rückenteil stammt von Bloesin (2038 II); es hat eine Größe von 15×5,5×3 cm, das Loch hat eine Weite von 2,4—2,1 cm.

Mikroskopisch betrachtet, zeigt es ophitische Struktur; es besteht aus Plagioklas, Hornblende und Orthoklas, zurück treten Titaneiseg und Apatit, ebenso wie die Hornblende sind sekundärer Entstehung Sericit, Chlorit, Zoisit, Quarz und Calcit. Der Plagioklas zeigt symmetrische Auslöschung zur Albitzwillingsgrenze von 18°, der Orthoklas ist in Sericit, die Hornblende in Chlorit umgewandelt. Auch Eisenoxydhydrat und Magnetit ist vielfach verbreitet.

Von Koßdorf (1595 II) stammt ein gelochtes Beil mit deutlicher makroskopischer ophitischer Struktur; das Mikroskop lehrt, daß es aus frischen Zwillingslamellen, nach dem Albitgesetz von Plagioklas, Augit, Orthoklas (zurücktretend), Apatit, Titanomorphit und Magnetit besteht, auch Biotit, Sphen und Zoisit ist hie und da vorhanden.

Von Angersdorf bei Passendorf (1954 II) stammt ein Steinkeil von 7,7×3×1,7 cm Größe, seine Farbe ist grau mit einem Stich ins Braune; es ist ein Olivin führender Diabas. Seine Bestandteile sind Plagioklas, Augit, Hornblende, Olivin, Apatit und Biotit.

Der Plagioklas zeigt meist undulöse Auslöschung, seltener ist die Zwillingsbildung nach dem Albitgesetz noch deutlich zu sehen. Der Augit läßt Spaltbarkeit nach dem Ortho- und Klinopinakoid erkennen; in Schliffen ziemlich parallel der Basis ist die Auslöschung parallel den Tracen der beiden eben genannten Pinakoide. Die Hornblende zeigt eine Auslöschung den Klinopinakoid von 15°. Der Olivin mit seinen lebhaften Polarisationsfarben ist häufig zu Eisenoxydhydrat verwittert; Apatit und Biotit finden sich in wohl und scharf charakterisierten Querschnitten.

Charakteristische Merkmale, welche diese Diabase bestimmten Gegenden Mitteldeutschlands zuweisen, fehlen.

Aus Jadëit ist ein kleines, spitznackiges Keilchen von 4,9×4—1,5×1 cm Größe gemacht; es stammt aus dem Untergrunde der Landstraße Sangerhausen-Kindelbrück bei Sachsenburg (2536 II), sieht grünlichweißscheckig aus, ist durchscheinend, an einzelnen Stellen radialstrahlig; das spezifische Gewicht ist 3,326[1]); die Augitindividuen, welche es in Aggregatform bilden, haben eine Größe 0,88—0,44 mm; bei 900facher Vergrößerung sieht man rundliche Schmelzpartieren eines bräunlichen Glases, dessen Brechungsexponent kleiner ist als der kleinste Brechungsexponent des Augits; im Klinopinakoid ist seine Auslöschung 44° gegen die Vertikalachse, bei der Mehrzahl der

[1]) Damour-Jadëit aus China 3,32, smaragdgrünes Amulett 3,30, aus dem Val d'Aosta 3,32.

Individuen ist dieselbe undulös; sie sind hier gröber als bei 422a (vgl. Seite 12 Bd. 1 diese Jahresschrift); an fremden Einschlüssen finden sich nur Klümpchen von Titanomorphit und Eisenglanz.[1]

Die Flur des Ortes Frankleben (2049 II) hat einen spitznackigen Keil geliefert von der Größe 12,5×(6–3,5)×2,5 cm, welcher makroskopisch stumpfgrau mit glänzenden Muscovitkristallen erscheint; er zeigt z. T. Andeutung von Schieferstruktur und besteht aus Augit (der größte Teil des Keils), Hornblende, Muscovit, Granat, Zoisit, Titanit und Quarz, die vier letzten Minerale zurücktretend; es ist eine seltene Felsart, aus welcher dieser Keil besteht, Eklogit.

Von Klein-Wangen bei Nebra (25.28) stammt ein Klopfstein von ca. 5 cm Durchmesser, der deutlich Schichtung zeigt, es ist ein Aplit — ein Ganggranit — aus den Granitgängen des nahen Kyffhäusers (vgl. Lüdecke, die kataklastischen Massengesteine des Kyffhäusers, N. Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1903 Bd. II. S. 44). Seine Bestandteile sind: Orthoklas, Plagioklas – beide undulös auslöschend — Mikroklin, Biotit, Chlorit, Zoisit und Zirkon; wie die am angegebenen Orte beschriebenen Ganggesteine zeigt er mikroskopisch Mörtelstruktur, die auch die äußerlich makroskopische Gneißstruktur erklärt: Die Ganggranite sind als solche injiziert und dann durch Druck in gneißartige Gesteine mit Druckstruktur umgewandelt worden. Hier liegt Fundort, Gebrauchsort und geognostischer Fundhorizont wieder sehr nahe beieinander.

Von Rodden (94.27) bei Merseburg kommt ein spitznackiger Keil 9,8×(4,5—2,2)×1, der deutlich geschichtet und Wetzschiefer ähnlich ist; das Hauptmineral ist Quarz in abgerundeten Körnern, um welche sich teilweise Muscovitlamellen herumschmiegen, auch einzelne Kristalle von Orthoklas und Zirkon finden sich.

Ein typischer Wetzschiefer bildet auch den spitznackigen Keil, 11×4,5×2,5 cm, von Kusgrub (925 II); das Hauptmineral sind gerundete Quarzkörner, selten sind Hornblende, Plagioklas und Eisenglanz. Beide stammen jedenfalls aus dem Frankenwalde.

Was nun die Herkunft der Beile anbelangt, so stammt der Eklogit wahrscheinlich aus dem Fichtelgebirge von Stambach, der Aplit fast sicher vom Kyffhäuser und bei der Mehrzahl der Hornblendeschiefer ist wahrscheinlich Ruhla der Fundort, auch dem Hornblendeschiefer von Huckelheim im Spessart und denen von Pervosa in Ungarn gleichen die Hornblendeschiefer vielfach insofern, als sie aus ähnlichen Mineralien

[1] Leider fehlt Material für eine chemische Prüfung.

bestehen, die letzteren aber sind weit gröber im Korn und daher wahrscheinlich weniger zähe.

Die Diabase können aus den deutschen Mittelgebirgen stammen, also wahrscheinlich aus dem Thüringer Wald, dem Frankenwald, dem Harz etc. Der Wetzschiefer stammt wahrscheinlich auch aus dem Frankenwalde. Woher der Jadëit stammt, ist unsicher; da aus Deutschland keiner bekannt ist, stammt er wohl aus der Fremde.

Auch der zweite Teil dieser Untersuchung hat z. T. gelehrt, daß die einheimischen Gesteine den Zwecken ihrer Bewohner dienstbar gemacht wurden.

Halle a. S., März 1904.

Dr. O. Luedecke,
Professor der Mineralogie a. d. Universität.

Feuerstein-Werkstätte bei Kösen.

Feuerstein-Werkstätten scheinen in Thüringen nicht häufig zu sein. Außer der von Götze beschriebenen [1]) auf der Altenburg bei Arnstadt, einer vorgeschichtlichen Wallburg, ist mir keine bekannt. Bei einer Wanderung über die steilen das linke Saaleufer zwischen Naumburg und Kösen begleitenden Höhen hatte ich nun vor kurzem das Glück, einen weiteren derartigen Platz zu entdecken. Etwas östlich von dem sogenannten Göttersitz ist der Boden aufgeschlossen, um den hier in stärken Bänken vorhandenen Kalkstein zu gewinnen. In der den letzteren bedeckenden nur etwa 30—40 cm dicken Humusschicht fanden sich nun zahlreiche abgeschlagene Feuersteinsplitter. Binnen zwei Stunden gelang es mir, mehrere hundert zu sammeln. Ich habe die Stätte dann später noch einmal in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Förtsch besucht, der sich von dem häufigen Vorkommen überzeugt hat. Auf Tafel I ist eine Anzahl der abgeschlagenen Stücke abgebildet. Daß es sich um Artefakte handelt, ist zweifellos. An den meisten ist die Schlagmarke deutlich erkennbar. Auffallend ist, daß schöne und charakteristische Stücke, wie man sie an solchen Stätten, z. B. auf Rügen und auch auf der Altenburg, häufig findet, trotz eifrigen Suchens nicht zu entdecken waren. Meist handelte es sich um formlose Späne. Einige bessere prismatische Messer sind unter No. 5—18 abgebildet. Eine schwache Dengelung ist an den Kanten des einen Spanes, No. 14, vorhanden; derselbe zeigt auch auf der linken Kante eine künstlich

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1896. Verhandlungen S. 117.

eingearbeitete Kerbe. Das Stück No. 18 kann vielleicht als Pfeilspitze gedeutet werden. Die Bearbeitung an allen Stücken ist gegenüber den Funden auf der Altenburg eine mangelhaftere. Fast alle Feuersteine sind schön weiß patiniert. Neben bearbeiteten finden sich auch unbearbeitete kleinere und größere bis doppeltfaustgroße Stücke. Das Material ist wohl aus der Nähe entnommen. Etwas weiter unterhalb an der sogenannten Heunenburg (vorgeschichtliche Wallburg) finden sich auf dem Acker Feuersteine. Zu bemerken ist noch, daß sich zwischen dem Abraum eine kleine rohe Topfscherbe fand, von der man nur sagen kann, daß sie vorgeschichtlich ist. Wahrscheinlich handelt es sich um eine neolithische Stätte.

Dr. Zschiesche, Erfurt.

Der Formenreichtum der jüngeren Steinzeit.

(Hierzu Tafel I.)

Durch die nicht ermüdende Bereitwilligkeit des Herrn Pastor Theune in Hausneindorf ist gesammelt worden, was sich im Laufe von 22 Jahren an Steinwerkzeugen auf Gatersleber Flur bei der Feldbestellung gefunden hat. Ungerechnet die vielen Bruchstücke, welche die Form nicht völlig sicher zeigten, sind rund 300 Stück zusammengekommen, die nun einen Überblick über die Mannigfaltigkeit der Formen und die vorherrschenden Typen in einer Siedelung gestatten.

Auch im Druck ist die Vermutung ausgesprochen, daß diese beträchtliche Anzahl meist sehr gut erhaltener Steinsachen auf einen Pfahlbau in einem vorgeschichtlichen See zwischen Gatersleben und Aschersleben deute. Das ist nicht der Fall; fast alles stammt von den Äckern bei der Ilenstädtischen Warte, die in der Mitte zwischen Bode und Selke liegt, halben Wegs zwischen Gatersleben und Quedlinburg.

Halbfertige Stücke, angefangene Bohrungen, Neubearbeitung gebrochener Sachen machen sicher, daß die Leute selbst die Kunst verstanden, die Steine zu bearbeiten. Das Material fanden sie sicherlich in den Anschwemmungen an Bode und Selke; dieselben Gesteine, wie sie die jetzt erschöpften Kiesgruben an der Holtemme hier auch enthielten, und das alte Pflaster der Stadt reichlich aufwies. Sie müssen aber Blöcke zur Verfügung gehabt haben, aus denen sie heraussägen konnten.

Es ist eigentümlich, daß unter so vielen Stücken nur eins aus Feuerstein besteht, ein gut angeschliffenes Beilchen von 10 cm

Länge und 5 cm Breite; während doch Feuerstein vorhanden war. Es herrscht ganz vor Diorit, dem Aussehen nach Hornblendeschiefer, schwarzer Kieselschiefer und auch Diabas. Auch Herr Kantor Puritz in Hausneindorf hat in seiner Sammlung nur ein Feuersteinbeil und kleine Messer.

Nach den sehr dankenswerten Ausführungen des Herrn Professors Lüdecke im 1. Band dieser Jahresschrift ist besonders Hornblendeschiefer in der Zusammensetzung und Struktur und damit auch an Zähigkeit dem hochberühmten Nephrit sehr ähnlich.

Aus diesen harten und zähen Gesteinen sind namentlich die Werkzeuge, deren Schneide von einer ebenen und einer stark gewölbten Fläche, die einander entgegenkommen, gebildet wird, und daher in einer eigentümlich gebogenen Linie verläuft. — Nach der Berliner anthropologischen Versammlung von 1881 wurde die Form eine Zeitlang als Leitform der Harzgegend bezeichnet. Seit ihre größere Verbreitung hervorgetreten, wird sie ja als Schuhleistenform bezeichnet und mit den bandförmig verzierten Gefäßen zusammengestellt.

Diese schöne und eigentümliche Form gibt der Sammlung gleichsam ihr Gepräge. Nicht weniger als 75 mal ist sie vertreten in den verschiedensten Größen von 31—5,5 cm Länge bei 4,5—1 cm Breite. Die kleinste Form wurde allein 13 mal gefunden. Sehr große und auch recht kleine sind gelocht und zwar in zwei verschiedenen Weisen. Bei den einen ist die Durchbohrung sehr weit hinten parallel zur Schneide und die Höhe größer wie die Breite, bei den anderen ist die Durchbohrung senkrecht zur Schneide, so daß sie hackenförmig geschaftet waren, und in der Mitte; diese sind breiter als hoch. Die kleinste ist bei beiden Formen nur 8 cm lang.

Die Herstellung ist augenscheinlich so geschehen, — halbfertige Stücke im Provinzial-Museum bezeugen das auch — daß das Stück herausgesägt wurde und dann durch Schleifen den gerundeten Rücken und die flache Unterseite erhielt mit der beiderseitigen Neigung zur Schneide.

Daß man sich die große Mühe mit diesen Formen gab, läßt schließen, daß sie sehr zweckmäßig waren. Wozu sie aber dienten, ist nicht unzweifelhaft zu sagen. Bei dreien ist die flache Seite an der Schneide konkav ausgeschliffen. Das legt nahe, daß diese Form die Hohlmeißel ersetzt, die im Norden so zahlreich aus Feuerstein verfertigt wurden; daß sie also zu Holzarbeiten, zum Aushöhlen von Trögen, Näpfen u. dgl., verwendet wurden. Den Gebrauch als Meißel macht auch die Beschaffenheit des Endes wahrscheinlich, da oft Stücke fehlen, wohl von

Schlägen. Darauf hat schon 1875 Geh. Sanitätsrat Schultheiss in der Beschreibung seiner Sammlung, die im Museum der Provinz ist, hingewiesen. Die kleinen zierlichen Arten lassen vermuten, daß man auch feine Holzarbeiten damit ausführte.

Man wird auch annehmen können, daß die Gesteine gerade in dieser Zubereitung am meisten ihre Festigkeit bewährten. Daraus mögen sich die durchbohrten erklären, so wenig zweckmäßig sie erscheinen. In Ratlosigkeit sind die wunderschönen, sehr sorgfältig gearbeiteten großen Exemplare — gewöhnlich 29—32 cm lang — als Pflugschare angesprochen. Aber — wenn überhaupt Stein zu Pflugscharen genommen wurde — meines Wissens hört man nur von hölzernen Pflügen vor den eisernen — so hatte man ja leichter herzustellende Formen auch noch von größerer Länge und Schwere; und die von geringer Größe verlangen überdies eine andere Deutung. Daß ein schönes Stück dieser Art im Leubinger Hügel mit dem Goldschmuck gefunden ist, legt den Gedanken nahe, daß sie als Waffe gebraucht wurde; doch will schon die Bohrung so weit hinten dazu nicht passen; sie erschwert beträchtlich die Führung, wenn der Hieb nicht nach unten geht, wie beim Holzspalten.

Andere 75 — zufällig sind es jetzt gerade gleich viele — sind auch so geformt, daß eine ebene und eine gewölbte Fläche miteinander eine bogenförmige Schneide bilden, aber bei ihnen überwiegt ganz die Breite, zum größten Teil sind sie nur 1 cm dick und darunter; die Wölbung ist also flach und der Bogen der Schneide weit. Die meisten sind nur 5—6 cm lang und 3,5—4,5 cm breit, immer allseitig hübsch geschliffen. Man möchte zweifeln, ob die Brauchbarkeit der angewendeten Mühe entsprach. Doch die Verarbeitung der Häute zu Leder erforderte ja auch Werkzeuge.[1]) 15 sind doppelt so lang als breit, gar nicht oder wenig verjüngt; darunter zeichnen sich größere von 7 cm Breite bei rund 15 cm Länge als besonderer Typus aus, der auch sonst in der Gegend gefunden ist. Sie erinnern durch die kurz zugeschliffene Schneide an unsere Hobeleisen, nur daß eben die Schneide bogenförmig ist. Bei ihnen hat man den Eindruck, daß sie zum Anfertigen der Speere, Bogen und Pfeile sehr geeignet waren, zumal sie sehr bequem anzufassen sind. Aber sie konnten auch zu größeren Sachen taugen, denn die einzigen „Steinbeile“, welche Prof. v o n d e r S t e i n e n bei den Naturvölkern Zentral-Brasiliens fand, scheinen ähnliche Form und dieselbe Schneide zu haben, da er sie

---

[1]) Sie vertreten wohl die „Schaber“, die im Feuersteingebiet so häufig sind.

flachzylindrisch nennt, vorn breit mit bogenförmiger Schneide. Und mit diesen Werkzeugen, nur 11—12 cm lang, vorn 6,5 breit, in keulenförmigen Schaft eingelassen, wurden alle schwierigen Arbeiten vollbracht: das Waldlichten, Häuserbauen, Kanubauen, Verfertigen von Schemeln. Von Interesse ist, daß sie dort auch aus Diabas sind, dem Grünstein, der auch hier neben Diorit sehr oft bei den kleinen verwendet ist. Auch dort hat sich also die bogenförmige Schneide am meisten empfohlen.

In Brasilien, wo nur zwei Stämme das Gestein „im Sande an einem Bache" und dadurch das Monopol in Steinwerkzeugen haben, wird nur diese eine Art angefertigt, und Muscheln und Tierzähne treten ergänzend ein. Das war hier anders; so gut man diese gewölbten Formen herzustellen wußte in den verschiedensten Größen, man begnügte sich nicht mit ihnen. Hier ist Reichtum an Formen.

Da sind zunächst die schönen vielkantig geschliffenen Hämmer, von denen 7 gefunden sind, einer davon in Gatersleben selbst beim Ausschachten. Daß sie auch dort angefertigt wurden, dafür spricht, daß einer unvollendet blieb, wohl als zu schmal, ein anderer nicht poliert ist. Ihre geringe Zahl erklärt sich wohl daraus, daß sie nicht Werkzeuge sind und auch nicht Waffen, sondern eher, wie vielfach angenommen, Zeichen einer Würde, wenngleich sie hier meist von hartem Gestein sind.

Dann sind 5 gefunden worden von richtiger Beilform, der hintere Teil kugelförmig abgerundet und von der Klinge durch eine Rille getrennt. Bei den größeren ist die untere Seite konkav, so daß sie auf gerundetem Holz fest aufsaß. Daß sie aufgebunden wurden, ist an der Politur der Rille noch zu sehen. Die stumpfe Schneide und auch die Form macht unzweifelhaft, daß dies Waffen sind. Das schönste dieser Beile ist auf der vorgeschichtlichen Wandtafel der Provinz abgebildet.

Auf einige von diesen und ein paar sehr ähnliche Keile ohne Rille mag die Bemerkung des Prof. v. d. Steinen passen, daß sich bei neolitischen Stämmen auch Stücke finden, die man für paläolithisch halten würde, weil eben doch die Bearbeitung je nach dem Material und dem Zweck geschah. Diese Stücke — Basalt oder Grauwacke? — haben ihre Form hauptsächlich durch Picken erhalten und sind nur wenig geglättet.

Wie zweckmäßig auch die gewölbten Formen sein mögen, die bogenförmigen Schneiden taugten doch nicht dazu, lange Schnitte zu führen, daher finden sich auch annähernd ebensoviele mit keilförmiger,

von beiden Seiten gleichmäßig zugeschliffener Schneide. Von derselben Größe wie die kleinen flachgewölbten sind 65 gefunden, zum Teil auch mit einer gewölbten Seite, dann aber zu gerader Schneide geschliffen; der kleinste 3 cm lang, 2 cm breit. Dann gibt es auch hierunter Meißel, die den jetzigen ähnlich sind, darunter flache Breitmeißel bis 27 cm Länge, aber auch kleine Schmalmeißel nur 0,5 cm breit.

34 stärkere, 2—3 cm dick, mögen zum Hacken und zum Schneiden bestimmt gewesen sein. Eine Art paßt mit ihrer allmählichen Verjüngung und Abrundung oder Abschleifung der Kanten vortrefflich in die Hand. Zum Führen von Schnitten, z. B. in Leder, erscheint es sehr zweckmäßig, daß die Schneide allmählich nach den Ecken hin zurückweicht, so daß nicht die ganze Breite zugleich aufliegt. Auch in den Maßen entspricht sie der vorhergenannten Form mit bogenförmiger Schneide. — Die bei den großen Feuersteinäxten im Norden gewöhnliche Gestalt, im Umriß nahezu ein langes Rechteck, ist hier nur einigemal in Widaer Schiefer und Serpentin (?) gefunden.

Gelochte Äxte mit einfacher, keilförmiger Schneide von 34 bis 8 cm Länge zeigen drei deutlich verschiedene Typen. Die sonst häufige, Form mit ovalem Umriß ist nur dreimal vertreten in kleinen Exemplaren schmal und von geringer Dicke. Die anderen sind walzenförmig und langgestreckt, so daß sie den hochgewölbten Äxten ähnlich sehen. Die dritten haben dreieckigen Umriß, und diese allein sind es in der ganzen Sammlung, die erhebliche Unebenheiten behalten haben und nicht völlig symmetrisch gearbeitet sind.

Auch zwei flachgewölbte Meißel, 9 und 4,5 cm lang und ebenso breit, sind durchbohrt und damit zu kleinen Hacken gemacht. Bei diesen könnte man denken, daß sie zum Auflockern der Erde bestimmt waren, wozu in Zentral-Brasilien die Krallen des Riesengürteltieres gebraucht werden — aber von einem viel gebrauchten Werkzeug müßte doch eine größere Anzahl da sein.

Nur allein vier gelochte Äxte von schief dreieckigem Umriß machen den Eindruck, daß man dazu passende Geschiebe nahm, die nur von den schmalen Seiten zur Schneide zuzuschleifen waren, sonst aber sind alle diese Steinsachen in bestimmte sich wiederholende Formen gebracht. Die Leute waren nicht abhängig von dem, was der Zufall ihnen in die Hand gab, sondern sie gaben den Steinen eine Gestalt, die sich bewährt hatte und den Formensinn befriedigte. Das Material, so hart und starr es ist, wurde völlig beherrscht. Hier unterscheiden sich deutlich 13 verschiedene Typen und daß so viele und so verschiedene Typen an einem Orte angefertigt wurden, zeigt doch

eine sehr beachtenswerte und bewundernswerte Freiheit und Sicherheit in der Formengebung.

Wenn man diesen Reichtum an so verschiedenen Formen überblickt, erscheint doch fraglich, daß dieselben Leute bei der Verzierung ihrer Gefäße so sehr an eine Weise sollten gebunden gewesen sein, wie man jetzt geneigt ist anzunehmen. — Offenbar hat ja in der jüngeren Steinzeit ein lebhafter Austausch der Erfindungen und Erfahrungen in der Bearbeitung der Gesteine stattgefunden. Daß diese verschiedenen Formen gleichzeitig in Brauch waren, ergibt sich daraus, daß von allen Arten ganz frische, unabgenützte Exemplare da sind. Bei einem Wechsel im Geschmack oder des Urteils würden denn doch die alten Sachen noch aufgebraucht sein. Nur von den hochgewölbten Äxten, die hackenförmig gelocht sind, ist bloß die kleinste vollständig erhalten, die anderen sind gebrochen und danach zum Klopfen oder Reiben benutzt. Deshalb könnte man vielleicht von diesem Typus annehmen, daß er hier außer Gebrauch gekommen war. Das Museum in Halle hat ein ausgezeichnetes Stück dieser Art von 38 cm Länge, zweischneidig, aus Holleben.

Selten sind außer den kleinen Hacken die Beile mit Rinnen und halbkugeligem Rücken, sonst sind alles gebräuchliche, auch an vielen anderen Orten gefundene Typen.

Grenzen der Verbreitung sind indes doch da, und es könnte sich lohnen, sie festzustellen. Die vielkantigen Hämmer scheinen ziemlich bald nach Norden durch die ganz abgerundeten, jetzigen Stockkrücken ähnlichen, ersetzt zu werden. Hier nähert sich ein Stück ihnen an.

Viele Exemplare stimmen so überein, als wären sie genau nach einem Muster gearbeitet; doch gibt es dabei auch Variationen der Typen. Die hochgewölbten Meißel sind z. B. öfters auffällig schmal bei beträchtlicher Länge und Höhe. Von solchen fanden sich bei der Ilenstädtischen Warte nur drei Bruchstücke; das Provinzial-Museum und die Fürstliche Sammlung in Wernigerode geben Anlaß zu dem Schluß, daß an anderen Orten diese Form bevorzugt wurde, z. B. in Deersheim. Oder sie haben auf der Oberseite eine Kante. Auch mit Schneiden an beiden Enden finden sie sich — hier nur einmal und vielleicht immer nur vereinzelt. — Kantige Hämmer mit beilartig verbreiterter Schneide wie No. 12 der Wandtafel, gibt es hier nicht, doch sonst öfter.

Der Formenreichtum der jüngeren Steinzeit ist eben an dieser einen Fundstelle noch nicht erschöpft, man kann sich sogar wundern, daß einzelne Formen fehlen, die sehr glücklich gewählt scheinen und

in nicht großer Entfernung gefunden sind. Aus Wedderstedt bei Gatersleben ist z. B. ein Hammer von grünem Serpentin, 15 cm lang, 7 cm breit und 6,5 hoch vorhanden; durch geschickte Absplitterungen ist eine Art Schneide — vielleicht nach Abnutzung — hervorgebracht. Das erscheint die gewiesene Form für einen Streithammer zu sein. Die Kürze mindert die Gefahr des Bruches und die beträchtliche Dicke gibt ihm doch große Wucht. Bei Halberstadt fand sich ein kleines Messer von schwarzem Kieselschiefer, gerade so dick und so weit abgerundet, daß es sich bequem zwischen die Finger nehmen und mit dem Zeigefinger aufdrücken läßt. Die Schneide ist wie die eines Schustermessers geschliffen und wirkt sehr gut. Ein größeres Messer mit solcher Schneide ist im Städtischen Museum in Braunschweig. — So etwas ist bei der Ilenstädtischen Warte nicht gefunden.

Die auffällig geringe Zahl deutlich kenntlicher Waffen, etwa 15 unter 300, läßt schließen, daß die Leute nicht vom Beute machen lebten, sondern ein friedliches Dasein hatten. Die Mannigfaltigkeit der Werkzeuge und die so überwiegende Zahl kleiner und sehr kleiner sorgfältig gearbeiteter Sachen läßt annehmen, daß, wie die Naturvölker Brasiliens, auch hier die Leute ihre Freude daran hatten, die Geräte aus Holz kunstreich zu verzieren. Und Holzsachen sind sicherlich viel angefertigt worden. Die gleichzeitigen Pfahlbauten in der Schweiz zeigen ja bereits hölzerne Löffel in der Form der unsrigen.

Die Steinwerkzeuge sind durch den Pflug aus der Erde herausgebracht; in einzelnen Jahren, wie 1885 und 1893, besonders reichlich, 20 und 30 Stück, ungerechnet die undeutlichen Bruchstücke. Wie sie von der Erde bedeckt wurden, ob sie durch den Schutt bei einer Zerstörung des Ortes begraben wurden, dafür ist hier kein Anhalt gegeben.

Einen sehr verschiedenen Anblick gewährt die weit größere Ortssammlung auf Schloß Langenstein, die in derselben Zeit zusammengebracht wurde, zum größten Teil auch von einem beschränkten Teil der Flur.

Dort sind unter rund 700 Steingeräten an 100 aus Feuerstein, meist Messer, aber auch schön gearbeitete Pfeilspitzen und Keile. Dagegen fehlen die hochgewölbten Äxte, nur eine hackenförmige ist gefunden, auch von den hochgewölbten Meißeln sind nur 10 dort, gegen 75 von Gatersleben, und selbst die flachgewölbten mit bogenförmiger Schneide treten ganz zurück. Es überwiegen die meist kleinen Keile mit gerader Schneide. Auch die vielkantigen Hämmer fehlen, und die gelochten Hämmer verjüngen sich vielfach nach beiden Enden gleich-

mäßig. Es ist aber auch in der Sammlung schwarzer Kieselschiefer und Grünstein nur wenig vertreten, die doch hier, eine Stunde davon, in den Kieslagern häufig vorkommen und auch hier bearbeitet wurden. Man behalf sich also ohne diese.

Der Langensteiner Sammlung sehr ähnlich ist die schöne Ortssammlung des Herrn Kantor Germann in Sargstedt, eine Stunde nördlich von hier. Auch dort waren nicht so viele Formen im Gebrauch, wie bei Gatersleben, die einfachen Keile mit gerader Schneide überwiegen sehr; die Feuersteinsachen sind indes weniger zahlreich, die hochgewölbten Meißel etwas reichlicher wie in Langenstein. Auch da fehlen die langen vielkantigen (facettierten) Hämmer; sie werden durch verzierte Hämmer ersetzt, die am Schaftloch etwa halb so breit wie lang sind. Die altertümlich scheinenden Äxte mit Rillen oder abgesetztem Bahnende sind in diesen beiden Sammlungen auch; in Langenstein ein sehr großes Exemplar.

In Emersleben dagegen, eine Stunde östlich von hier, sowie in Wegeleben und Adersleben sind die hervorstechendsten gewölbten Formen gefunden wie bei Gatersleben.

Aus der Verschiedenheit der Ortssammlungen wird man nicht auf Verschiedenheit der Bevölkerung schließen dürfen. Gerade der Harzgau ist so einfach abgegrenzt durch Bode und Oker, Bruchgraben und Harz, daß man ihn für uralt halten mag. Außer dem vorhandenen Material erklärt ja auch die natürlicherweise verschiedene Kunstfertigkeit der Meister, daß aus dem Reichtum an Formen abweichende Auswahl getroffen wurde.

Bereits in der jüngeren Steinzeit war der Gau augenscheinlich reich besiedelt. So liegt zwischen Langenstein und Sargstedt noch Mahndorf, woher ein schönes Gefäß mit Bandverzierung in der Sargstedter Sammlung ist. Nahe dabei lag der Lausekniggel, der 1822 reiche Ausbeute gab mit Bernburger Typus und Schnurverzierung.

Die zahlreichen Funde auf einzelnen Fluren lassen auf seßhafte Bevölkerung schließen; die Hinterlassenschaft von Nomaden würde wohl mehr zerstreut sein.

Auch in der hochinteressanten Ortssammlung auf Kloster Gröningen, eine halbe Stunde von Emersleben, herrschen die hoch- und flachgewölbten Formen vor, zugleich aber zeigen Messer bis zu 20 cm Länge und schöngeschliffene Keile die vollendete Technik in der Bearbeitung des Feuersteins. — Die Klostergröninger Lampe aus Urnenton in Gestalt eines Schweins ist nachgebildet im Provinzialmuseum. Die riesige, Seite 2 beschriebene Form ist genau so groß dort auch.

Abgebildet ist: No. 1 die in G. seltene Form mit ovalem Umriß (1/2), No. 2 eine der nicht symmetrischen Äxte (1/3), No. 3 eine hochgewölbte Axt (1/3), No. 4 mit keilförmiger Schneide (1/3), No. 5 einer der sehr handlichen Keile mit abgerundeter Schneide, No. 6 und 10 die schöne Form mit flachgewölbter Schneide — 15 cm lang wie No. 5 —, No. 7 ein Schmalmeißel, No. 8 und 9 hochgewölbte und hohlgeschliffene Meißel, die verkürzt erscheinen, um die Schneide deutlich zu machen. Vielkantige Hämmer, die sehr zahlreichen flachen und gewölbten Schaber und andere allgemein bekannte Formen sind nicht abgebildet.

Bärthold.

Die frühgeschichtlichen Gräber von Ammern, Landkreis Mühlhausen i. Th.

(Hierzu Tafel II.)

Das Dorf Ammern liegt 2 1/2 km nördlich von der Stadt Mühlhausen i. Th. zu beiden Seiten der Unstrut und zwar an der Stelle, wo die aus dem Westen kommende, wasserreiche Luhne sich mit der Unstrut vereinigt.

Ammern wird im Jahre 850 „amaraha“, im Jahre 897 „ambraha“ geschrieben. Förstemann sucht die Form von dem althochdeutschen amar = Spelt abzuleiten; dagegen dürfte aber einzuwenden sein, daß im 9. Jahrhundert bei Mühlhausen schwerlich schon Spelt in solcher Menge angebaut wurde, um eine Niederlassung danach zu benennen. Die urkundlich ebenfalls vorkommende Form „ambraha“ verdient den Vorzug; sie besteht aus „ambr“ und „aha“. Beide Wörter bedeuten dasselbe. Das indogermanische Wort „ambr“ bedeutet ganz allgemein „Wasser“, „Fluß“. „Ambu“ heißt im Sanskrit Wasser; das „r“ wird an das Wort jedenfalls schon vor der Trennung der meisten europäischen Völker getreten sein, wie das lateinische „imber“ und das deutsche „ambr“ beweist. Vergl. Umbrier und Ambronen. Das 2. Wort trat zu dem ersten hinzu, als man „ambr“ nicht mehr verstand, sonst würde man eine solche Tautologie vermieden haben. Die Benennung „Ammerbach“ (Dorf bei Jena) gehört der neueren Zeit an. Diese Ortsbezeichnung trat auf, als dem Volke die Bedeutung der beiden Formen „ambr“ und „aha“ verloren gegangen war.

2 km nördlich von Ammern bei dem Dorfe Reiser verläßt die Unstrut das Muschelkalkgebirge. Das anfänglich enge und felsige Tal des Flusses erweitert sich. Die zu beiden Seiten des Flusses auf-

tretenden Berge verflachen sich immer mehr und mehr, ziehen sich zurück und umrahmen die anmutige und freundliche Mühlhäuser Talmulde. Ablagerungen jüngeren Alters, besonders Alluvialbildungen, bedecken die Talsohle, Diluvial- und Keuperschichten umsäumen den Talkessel. Der in Mühlhausen geschätzte Kalktuff, zum Alluvium gehörend, wird in der Umgebung von Mühlhausen und Ammern in Sandgruben und Steinbrüchen überall gewonnen und als Baumaterial verwertet. Zahlreiche Bodenfunde sind im Laufe der letzten Jahrzehnte gelegentlich der Sandausschachtung zutage gefördert worden, so z. B. wurde in einer zwischen Mühlhausen und Ammern liegenden Sandgrube im Jahre 1900 ein aus vier Gräbern bestehendes, der älteren Bronzezeit angehörendes Gräberfeld unter meiner Aufsicht aufgedeckt. (Vgl. Mühlhäuser Geschichtsblätter, Jahrgang I, Heft 1.) In einer nördlich von Ammern liegenden, dem Maurermeister Müller gehörenden Sandgrube wurden mehrere der frühgeschichtlichen Zeit angehörende Gräber im Jahre 1896 angeschnitten und ihr Inhalt, verschiedene Graburnen, Speereisen, Ringe, eiserne Pfeilspitzen usw., zum Teil von den Arbeitern weggeworfen, zum Teil dem Besitzer der Sandgrube gegeben, der die Freundlichkeit besaß, zwei Graburnen, zwei Knochenkämme und ein Speereisen dem Städtischen Archiv zu überweisen. Die übrigen Gegenstände sind, wie schon gesagt, von den Arbeitern mitgenommen, ein paar Jahre aufgehoben und dann, als das Interesse an den Funden nachließ, weggeworfen worden. Auch ihre Angaben über die Fundumstände sind so mangelhaft und einander widersprechend, daß ihre Mitteilung sich nicht verlohnt. Nur das eine kann als feststehend angesehen werden, daß es Flachgräber mit gestreckten Skeletten waren und daß ihre Tiefe annähernd 1 m betrug. Ich beschränke mich auf die Beschreibung der Graburnen, der Knochenkämme und des Speereisens und bemerke nur noch, daß von den Arbeitern übereinstimmend bekundet wurde, daß Tierknochen und Hirschgeweihe in den Gräbern gelegen hätten. Ein stark beschädigtes Hirschgeweih hat Aufnahme in unserem Archiv gefunden. Hirschgeweihe finden sich nicht selten in Gräbern; ob sie Jagdtrophäen sind oder der Rest der beim Totenschmause verzehrten Tiere, ist fraglich.

Die beiden Graburnen sind von vorzüglicher Arbeit und geschmackvoller Form, aus fein geschlemmtem Ton und von ausgezeichnetem Brand. Die eine Urne (Tafel I, No. 19) ist steingrau und schwarz bemalt. Sie unterscheidet sich von der anderen dadurch, daß sie auf der Drehscheibe gefertigt ist. Die infolge der Rotation

entstehenden feinen Rillen sind auf der Innenwand deutlich sichtbar, auch zeigt die Außenwand an der unteren Bauchseite die für die auf der Drehscheibe gefertigten Gefäße charakteristischen flachen Ausbuchtungen. Die Urne hat im allgemeinen doppeltkonische Form, deren oberer Teil mit stark eingezogenem Halse etwas konkav, deren unterer dagegen konvex ist. Der Durchmesser des Öffnung beträgt 13 ½ cm, der der größten Bauchweite 18 ½ cm, der des Bodens 7 ½ cm; die Höhe mißt 12 ¼ cm. Der obere Teil zeigt ein sorgfältig ausgeführtes, aus schwarzen Linien bestehendes Verzierungssystem, das aus drei um den Gefäßkörper laufenden Streifen besteht. Der unterste Verzierungsstreifen zeigt je zwei in horizontaler Richtung laufende Schlangenlinien wechselnd mit senkrechten, weitgestellten Linien. Der zweite Streifen besteht aus senkrechten Linien mit geringem Abstande, die aber so angeordnet sind, daß immer zwei nebeneinanderliegende Flächen von rechteckiger Form freigelassen worden sind. Der dritte Streifen befindet sich am Rande des Gefäßes, er ist äußerst schmal und wenig zu erkennen und zeigt horizontale, mit dem Rande parallel laufende Linien. Auf der unteren Seite des Gefäßes, direkt unter der Kimme, bemerken wir einen schwarzen, 3 ½ cm breiten, horizontal laufenden Streifen, von dem vier Streifen in vertikaler Richtung ausgehen und bis zur Standfläche laufen. Sie zerlegen die untere Bauchseite in vier trapezförmige Felder von gleicher Größe. Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Erfurt, hat in der Nähe von Erfurt bei dem Dorfe Bischleben im Jahre 1887 in dem Grabe eines vornehmen Thüringers, wie er glaubt annehmen zu müssen, eine Urne gefunden, die mit dem beschriebenen Grabgefäße große Ähnlichkeit besitzt. Beide Gefäße gehören nach meinem Dafürhalten der merowingischen Zeit an.

Die zweite Urne (Tafel I, No. 20) hat ebenfalls doppeltkonische Form. Der obere Teil mit dem stark eingezogenen Halse ist konkav, der untere dagegen konvex. Beide Teile sind durch eine bandförmige Verzierung voneinander geschieden. Zwischen sechs eingeritzten Horizontallinien, je drei auf einer Seite, befinden sich vier zusammengehörende, schräg untereinandergestellte, in Stichmanier ausgeführte Vertiefungen, welche sich in kurzen Abständen regelmäßig wiederholen und mit drei eingeritzten, ebenfalls schräggestellten Linien wechseln. An der unteren Bauchseite bemerken wir breite Rillen, die vom Umbruche aus nach unten laufen, flacher werden und sich in der Nähe der Standfläche verlieren. Zwischen je zwei Rillen befinden sich drei eingeritzte Linien von der gleichen Länge, die ebenso wie die Rillen von oben nach unten laufen. Der Durchmesser der Öffnung beträgt

9 1/2 cm, der der größten Bauchweite 13 1/2 cm, der des Bodens 6 3/4 cm; Höhe = 7 3/4 cm.

Der eine Knochenkamm ist mit zwei Zahnreihen versehen. Zwei 12 1/2 mm breite Leisten, die sich in der Mitte des Kammes und zwar auf beiden Seiten befinden und durch Nieten miteinander verbunden sind, halten die einzelnen Teile, die Knochenplättchen, zusammen. Die eine Seite zeigt enggestellte, die andere weitgestellte Zinken. Die Länge der Zinken beträgt 16 1/2 mm. Die Knochenplättchen brechen nicht in der Mitte des Kammes unter den beiden Leisten ab, sondern sie gehen durch. Ihre Länge beträgt 46 mm. Die Breite ist verschieden, so trägt das eine Plättchen auf der einen Seite drei weitgestellte und auf der anderen Seite fünf enggestellte Zinken, das andere vier weitgestellte und sieben enggestellte Zinken. Die Außenseiten der Querleisten tragen eine aus vier eingeritzten Linien bestehende Verzierung, und zwar zeigen dieselbe folgende Gruppierung: je zwei laufen an der Längskante entlang, während die Mitte für die Nieten freibleibt. An der Längskante befinden sich kleine Vertiefungen, die mit den sich zwischen den Zinken befindenden Einschnitten die gleiche Lage haben. Eine jede Längskante hat soviel Kerben, als sich Zahnlücken auf der betreffenden Seite des Kammes befinden. Ich schließe aus dieser Tatsache, daß der Verfertiger des Kammes die Knochenplättchen zuerst zusammensetzte und durch die Nieten miteinander verband und dann erst die Zinken herausschnitt.

Der zweite Knochenkamm ist nur in dürftigen Resten vorhanden, er zeigt die gleiche Form und Arbeit, unterscheidet sich aber von dem ersten Kamme dadurch, daß sich an den Außenseiten der Leisten je 2×3 eingeritzte Linien befinden. (Vgl. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Teil I, Seite 311.)

Das Speereisen besitzt eine Länge von 41 cm. Die Tülle ist nicht geschlossen, sondern an einer Seite offen. Der Durchmesser der Tülle beträgt an der Öffnung 2 1/4 cm, ihre Länge 12 1/2 cm.

Die beschriebenen Grabfunde fallen nach meinem Dafürhalten in die merowingische Zeit. Das Frankenreich entwickelte sich im 5. und 6. Jahrhundert der nachchristlichen Zeitrechnung zu dem mächtigsten Germanenreiche, das erobernd seine Grenzen weitete, das Erbe der Römerherrschaft übernahm und den Grund legte zu der selbständigen Entwicklung des deutschen Volkes. Durch die Katastrophe von Burgscheidungen wurde Thüringen zu einer Provinz des fränkischen Königreichs herabgedrückt. Die politischen Verhältnisse beeinflußten die kulturelle Entwicklung. Fränkisch-merowingische Stilformen und

Importstücke drangen bis nach Thüringen vor. Unsere Fundstücke können das größte Interesse beanspruchen, weil sie gleichsam Ausstrahlungen des fränkisch-merowingischen Kulturkreises darstellen und in den sächsisch-thüringischen Ländern im Vergleich zu Südwestdeutschland, dem Zentrum des Kulturgebietes, ziemlich selten sind.

Im Sommer vorigen Jahres wurde ungefähr 10 m von der Fundstelle entfernt unter meiner Aufsicht ein Grab aufgedeckt und sein Inhalt geborgen. Das aufgedeckte Grab war ein Flachgrab mit gestrecktem Skelett. Die Tiefe des Grabes betrug 0,90 m, die Länge 2,20 m und die Breite 1,20 m. Die Längenachse des Grabes hatte die Richtung von Osten nach Westen, der Kopf lag im Westen, die Arme ausgestreckt neben dem Körper. Im Grabe fand ich ein Grabgefäß, den Rest eines Knochenkammes und Tierknochen. Das Beigabegefäß macht einen dürftigen Eindruck, die Außenwände sind schlecht geglättet, und die Tonmasse ist unrein. Es zeigt eine Form, die sehr häufig bei den Grabgefäßen aus der Zeit der Völkerwanderung vorkommt, die also als geradezu typisch für diese Periode angesehen werden muß und aus diesem Grunde auch auf der von der Historischen Kommission herausgegebenen Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Gegenstände der Provinz Sachsen bildlich dargestellt worden ist. (Vgl. das auf der Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Gegenstände der Provinz Sachsen unter der Rubrik: „Zeit der Völkerwanderung" abgebildete, als Topf bezeichnete Grabgefäß No. 6.) Der Leib des Gefäßes ist ziemlich stark gebaucht. Der Öffnungsdurchmesser beträgt 11,5 cm, der Durchmesser der Standfläche 7 cm, die Höhe 11 cm und der Durchmesser des Bauches 13,5 cm. Der Umbruch des Bauches liegt im oberen Drittel. Der Rand ist ein wenig nach innen gebogen. Ungefähr in der Mitte der Standfläche befindet sich eine aus zwei eingeritzten Linien bestehende, einem liegenden Kreuze ähnlich sehende Zeichnung. Verschiedene Forscher erblicken in dem Zeichen ein flüchtig ausgeführtes Hakenkreuz. Ob diese Deutung die richtige ist, wage ich nicht zu entscheiden. Das Gefäß stand neben dem rechten Oberarmknochen, 15 cm von ihm entfernt und 10 cm über der Grabsohle. Die Reste des Knochenkammes lagen zwischen den Beckenknochen; sie sind ziemlich dürftig, lassen aber die Zahnreihe deutlich erkennen. Über die Form des Kammes lassen sich in Anbetracht der weit fortgeschrittenen Zerstörung keine Angaben machen. Die Tierknochen bilden wahrscheinlich den Überrest der Wegzehrung, sie lagen in der Nähe der Fußknochen.

Das in Frage stehende Grab muß zeitlich von den übrigen Gräbern getrennt werden, es fällt in die Zeit der Völkerwanderung. Grabfunde und Fundumstände sprechen für diese Annahme.

Sellmann.

Die Hockergräber von Heroldishausen, Kreis Langensalza.

(Hierzu Tafel I.)

Westlich von der Mühlhäuser Talmulde erhebt sich das aus meist langgezogenen, breitrückigen, schroff wallförmig ansteigenden Bergrücken bestehende Muschelkalkplateau des Eichsfeldes. Von dem ziemlich einförmigen Plateau löst sich allmählich der aus Muschelkalk bestehende Hainich los, um in südöstlicher Richtung als selbständiger Bergrücken weiterzuziehen. Die kahlen und steinigen Seitengehänge der Kalkberge sind von scharf eingeschnittenen, parallel bergabziehenden Wasserrissen durchfurcht. Steil ist der Abfall im Westen und Südwesten, im Osten dagegen flacht sich die kahle Hochebene des Eichsfeldes und der mit Wäldern reich bedeckte Hainich zu der aus Keuper-, Diluvial- und Alluvialschichten bestehenden Mühlhäuser Mulde ab, in einer Höhe von ungefähr 350 m langgezogene, parallel laufende Bergrücken, um Fühlung mit der Unstrutebene zu gewinnen, als Vorposten nach Osten und Südosten vorschiebend. Die anfänglich aus Muschelkalk- und Keuperschichten bestehenden Bergzungen flachen sich immer mehr und mehr ab, um sich allmählich in der Unstrutebene zu verlieren. Im Windschatten dieser Bergrücken liegen reiche Lößlager stellenweise weite Flächen bedeckend. Auf diesen fruchtbaren Vorbergen saß, wie zahlreiche Bodenfunde beweisen, der vorgeschichtliche Mensch. Die bronzezeitliche Bevölkerung drängte sich an den Grenzen der Unstrutniederung zusammen, schob sich stellenweise in den Seitentälern aufwärts, saß aber vor allen Dingen, geschützt gegen die Überschwemmungen des Flusses, auf den Vorhöhen und bebaute den fruchtbaren Lößboden der ersten Vorberge und den losen Alluvialboden der Niederung. Was von der bronzezeitlichen Bevölkerung gilt, muß auch von der steinzeitlichen gesagt werden. Die Hockergräber von Heroldishausen beweisen das Gesagte. Heroldishausen liegt an der Ostabdachung des Hainichs, 4 km von der Unstrutniederung entfernt, zu beiden Seiten des Sudbaches. Hinter dem Dorfe liegen die Gebäude der Köberschen Ziegelei und nördlich von dem umfangreichen Gebäudekomplex die Lehmgrube. Die Lehmgrube greift weit nach Norden

aus, den südlichen Abhang des an der nördlichen Dorfseite vorüberziehenden Bergrückens in einer Länge von 500 m durchschneidend. Am nördlichen Ende der Lehmgrube wurde im Januar des Jahres 1902 ein aus 7 Gräbern bestehendes Gräberfeld beim Stechen des Lehmes angeschnitten. Das Gräberfeld liegt, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, am südlichen Abhang eines vom Hainich sich loslösenden, nach Osten ziehenden, mit einer Lehmschicht überdeckten Keuperrückens, nördlich von Heroldishausen.

Die Gräber gehören der jüngeren Steinzeit an. Ein reiches Fundmaterial wurde zutage gefördert: 7 Graburnen, 1 Steinbeil, 1 Feuersteinmesser und 2 Eberzähne. Die aufgedeckten Gräber waren Flachgräber mit liegenden Hockern. Die Tiefe derselben betrug 0,80—0,90 m Der Umriß war in den meisten Fällen verschwommen, bei einigen Gräbern war die kreisförmige Vertiefung an der verschiedenen Färbung des Erdreichs deutlich zu erkennen. Der Durchmesser der kesselförmigen Vertiefungen schwankte zwischen 0,75—0,90 m. Von einer Steinsetzung war nichts zu bemerken. Der Abstand zwischen den einzelnen Gräbern in nordsüdlicher sowie in westöstlicher Richtung wies dieselben Maße auf, er schwankte zwischen 6—7 m. (Vergl. den Situationsplan, Tafel I, Fig. 26.)

Grab I, II und V wurden vor meinem Eintreffen angeschnitten und ihres Inhalts entleert, die Graburnen zum Teil zertrümmert. Die Berichterstattung fußt auf den in den meisten Fällen ungenauen Angaben der Arbeiter. Grab V wurde einige Stunden vor meinem Eintreffen gehoben, doch war ich imstande, die Lage des Grabes zu den übrigen Gräbern nachträglich feststellen und auf dem schnell entworfenen Situationsplan einzeichnen, die Tiefe und den Durchmesser des Grabes messen zu können. In Grab I und II fanden die Arbeiter 2 Grabgefäße, 1 Steinbeil und 2 Eberzähne. Diese Gegenstände sind mir nachträglich von den Arbeitern übergeben worden.

Die eine Graburne ist vollständig zertrümmert worden, nur eine Scherbe habe ich retten können. Sie läßt die Form und Ornamentierung des Gefäßes deutlich erkennen. Das in Frage stehende Grabgefäß scheint ein weiter napfartiger Topf gewesen zu sein, ein Mittelding zwischen Topf und Becher. Um den Hals des Gefäßes läuft die dreizeilige Schnurverzierung in horizontaler Richtung. Von der untersten Schnurzeile läuft die gleiche Verzierungsart, den Fransen eines Tuches gleich, in vertikaler Richtung bis zum Umbruch des Bauches. 2 Gefäße von derselben Form und mit ähnlicher Ornamentierung sind in dem Königsgrab bei Auleben gefunden worden. Sie befinden sich zur-

zeit in der städtischen Altertumssammlung zu Nordhausen. Auch das Hügelgrab von Nautschütz weist ähnliche Gefäße auf.

Das zweite Grabgefäß (Tafel I, No. 24) ist ein geschweifter Becher ohne Verzierung und ohne Henkel. Der Becher ist in Bauch und Hals gegliedert, beide Teile gehen ohne Absatz unmerklich ineinander über, so daß das Profil eine **S** förmige Linie beschreibt. Die untere Partie des Bauches zieht sich über dem Boden etwas ein und erweckt den Eindruck, wie wenn der neolithische Töpfer beabsichtigt hätte, die Form des Standringes anzudeuten und seinem Gefäße dadurch, daß er den Rand wulstig auftrieb, einen hohlen Boden zu geben, eine Erscheinung, wie sie der Prähistoriker an der neolithischen Keramik zu beobachten selten Gelegenheit hat. Der Öffnungsdurchmesser beträgt $10^3/_4$ cm, der Durchmesser des Bauches mißt 11 cm, der Durchmesser der Standfläche $6^1/_2$ cm und die Höhe $12^1/_2$ cm.

Das Flachbeil[1]) scheint aus Kieselschiefer zu bestehen, es nähert sich der Form des Rechtecks. Die Länge mißt $6^3/_4$ cm, die Breite 4 cm und die größte Dicke 2 cm. Die beiden Schmalseiten sind beinahe parabolisch.

Die beiden Eberzähne sind gut erhalten. Auffallend ist ihre Größe. Die Krümmungssehne des einen Zahnes mißt $14^1/_2$ cm, seine Breite am unteren Ende 3 cm. Der Krümmungsdurchmesser des zweiten Zahnes beträgt $13^3/_4$ cm, doch scheint er dieselbe Größe wie sein Partner gehabt zu haben, da am breiteren Ende, nach der frischen Bruchfläche zu urteilen, ein Stück verloren gegangen ist. In den größeren Zahn sind zwei Löcher gebohrt worden; das eine befindet sich an der Spitze, das andere am entgegengesetzten Ende. Der zweite Zahn weist nur ein Loch auf, es befindet sich an der Spitze. Die zweite Durchbohrung scheint bei der Beschädigung des Zahnes am unteren Ende verloren gegangen zu sein. Die beiden Zähne sind, so darf wohl mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, Bestandteile eines Halsschmuckes.

In Grab V wurde ein Gefäß (Tafel I, No. 21) gefunden, das von dem Grundtypus der Amphorenform abweicht und eine Übergangsform zum Topfe bildet. Es zeigt zwar den fast kugeligen Bauch, wie er den Amphoren Thüringens eigentümlich ist, doch ist der Hals stärker entwickelt wie bei der Amphore und mehr ge-

---

[1]) Kürzlich wurden von den in der Lehmgrube beschäftigten Arbeitern in einer Herdgrube ein polygonal facettierter Steinhammer aus Diorit und ein beschädigter facettierter Steinhammer aus Kieselschiefer mit doppelter Bohrung gefunden.

schwungener; er zeigt nicht die kurze, gedrungene, leicht geschweifte oder auch zylindrische Form der Amphore. Die Henkel fehlen. Das Gefäß ist von beträchtlicher Größe: es ist 24,5 cm hoch, hat einen Durchmesser der Öffnung von 12 1/2 cm, des Bauches von 22 cm und des Bodens von 8 1/2 cm. Den Hals umziehen vom Bauche an aufwärts 6 zweizeilige Schnurengürtel. Die Verzierung ist offenbar nicht durch Einstechen, sondern durch Umschlingen mit einer Schnur bewirkt. Der Ton ist mit kleinen Quarzbröckchen durchknetet und gut gebrannt. Das Gefäß unterscheidet sich durch seine weißlichgraue Färbung von den übrigen Urnen.

Die übrigen Gräber wurden von mir selbst aufgedeckt. In Grab III fand ich einen auf der linken Seite liegenden Hocker, dessen Füße nach Westen gerichtet waren und dessen Schädel im Osten lag, während der stark gekrümmte Rücken der Nordseite zugekehrt war. Die linke, auf der Grabsohle liegende Seite der Schädelkapsel war zertrümmert, die Bruchstücke lagen in dem Hohlraum der unversehrt gebliebenen Hälfte der Schädelkapsel. Die linke Seite war von der rechten dadurch getrennt worden, daß das Schädeldach in der Richtung der Pfeilnaht durchsägt worden war. Der unversehrt gebliebene Rest der Schädelkapsel zeigte die Schnittfläche sehr deutlich, sie fühlte sich glatt an und ließ erkennen, daß die eigentümliche Operation mit großer Sorgfalt ausgeführt worden war. Ob die Wissenschaft über gleiche oder ähnliche Beobachtungen verfügt, entzieht sich meiner Kenntnis. Mit der Trepanation hat der in Frage stehende operative Eingriff nichts zu tun. Jedenfalls verdient die gemachte Wahrnehmung die größte Beachtung. Die Knie waren nach der Brust heraufgezogen worden, die Hände bis zum Kopfe erhoben. In dem Grabe standen zwei Grabgefäße und zwar in der Winkelöffnung zwischen den Ober- und Unterschenkelknochen, das größere im Osten, das kleinere westlich davon. Das größere Gefäß (Tafel I, Figur 25) ist eine Amphore, wie sie in Thüringen häufig vorkommt. Die gelblichrote Farbe des Gefäßes bemerkt man an vielen Amphoren. Wenn Dr. Götze in seinem Buche: „Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiet der Saale“ auf Seite 34 behauptet, daß die Amphore in den Hügel- und Flachkistengräbern sowie in den Hügelgräbern ohne Kistenbau vorkomme, während sie in den Flachgräbern ohne Kistenbau fehle, so beweist der vorliegende Fund, wie vorsichtig der Forscher bei der Aufstellung allgemeiner Regeln sein muß. Die aufgedeckten Gräber waren, wie schon bemerkt, Flachgräber mit liegenden Hockern ohne Steinsetzung. Die Amphore ist 21 1/2 cm hoch, hat einen

Durchmesser der Öffnung von 9 3/4 cm, des Bauches von 23 1/2 cm, des Bodens von 8 1/2 cm. Der Umbruch des Bauches befindet sich 11 cm über dem Boden. In der Mitte ist der Bauch stärker gebogen als an den nach oben und unten sich anschließenden Wandteilen. Die untere Partie des Bauches steigt über dem Boden senkrecht auf und zeigt eine Form, die einigen Amphoren Thüringens eigentümlich ist. Der Rand des Gefäßes ist stark beschädigt. Der Oberbauch ist in der Nähe des Halses und auf dem Umbruch mit je einem Gürtel keilförmiger Einstiche verziert. Dasselbe Motiv umzieht die Henkelöffnung. Die beiden Henkel sind röhrenförmig und mit je drei senkrecht laufenden Wülsten versehen. Die Breite beträgt 4 1/2 cm, der Durchmesser der Henkelöffnung 1 1/5 cm. Der unterste Gürtel steigt in der Nähe des Henkels schräg nach oben, läuft direkt über den Henkel hinweg, um dann sofort wieder in die ursprüngliche Lage zurückzukehren. Um den Hals zieht die zweizeilige Schnurverzierung, während sich die einzeilige Schnurverzierung direkt über dem untersten Verzierungssystem befindet, und zwar da, wo der Umbruch in den Oberbauch übergeht. Zwischen dem untersten Schnurengürtel und den Einstichen, die den Oberbauch in der Nähe des Halses umziehen, befindet sich das seltene Tannenzweig- oder Fischgrätenornament. Die Mittelrippe besteht in den meisten Fällen aus einer vom Halse nach dem Umbruch laufenden, in Schnittmanier ausgeführten Linie, in einigen Fällen aus zwei Schnurlinien, die anfangs parallel laufen, am unteren Ende des Ornaments sich nähern und schließlich zusammenstoßen. Auch einige Schnurlinien laufen als verbindende Gurte von oben nach unten. Das zweite Gefäß gehört in die Kategorie der Näpfe. Es war 6 1/2 cm hoch. Der Öffnungsdurchmesser betrug 7 cm, der Durchmesser des Bodens 3 cm. Leider war die Tonmasse so mürbe, daß mir der Napf zwischen den Fingern zerfiel.

Das Skelett in Grab VI lag auf der rechten Seite, der Kopf im Westen, das Gesicht nach Süden zugekehrt. Die Beine waren ebenfalls stark nach der Brust emporgezogen worden, wie es bei dem Neolithiker in Grab III der Fall war. Die eigentümliche Lage des Hockers kann nach meiner Auffassung nur dadurch herbeigeführt worden sein, daß die gewaltsame Verschiebung der Körperteile vor dem Eintritt der Totenstarre vorgenommen wurde, vielleicht dadurch, daß der Hocker kurz vor dem Tode zum Sitzen gebracht wurde. Die Haltung der Hände blieb mir unklar. Die Armknochen waren nur noch in dürftigen Resten vorhanden. Zu Häupten des Hockers stand eine Amphore (Tafel I, Figur 22). Die Höhe des Gefäßes beträgt 21 cm,

die Öffnung hat 19 cm, der Bauch 18 cm, der Boden 7 1/2 cm, der größte Bauchdurchmesser ist 11 1/4 cm vom Boden entfernt. Die beiden kleinen, horizontal durchbohrten Henkel sitzen am Umbruch des Bauches. Ihre Breite beträgt nur 1 1/5 cm, der Durchmesser der Durchbohrung 8 mm. Die Ornamente sind ohne Ausnahme in Schnittverzierung ausgeführt. Um den Hals der Amphore zieht in horizontaler Richtung ein Ornament, das Dr. Götze das „Leiterband" nennt. Es besteht aus kurzen Vertikallinien, die von zwei horizontalen eingeschlossen sind. Die Länge der Vertikalen beträgt ungefähr 1 1/2 cm, der Abstand dagegen nur 8 mm. Um den Umbruch des Bauches zieht ein dem Leiterband verwandtes Motiv, die Strichzone; sie unterscheidet sich von dem Leiterbande dadurch, daß die beiden Horizontalen fehlen. Der Abstand der Vertikalen beträgt im Durchschnitt 4—5 mm, ihre Länge 1—1,2 cm. Die Strichzone schließt als Saum das ganze Verzierungssystem des Gefäßes nach unten ab. Von dem Leiterbande ziehen acht aus je drei Vertikallinien bestehende Strichgruppen als verbindende Gurte nach dem Umbruche. Zwei Strichgruppen, von denen eine ausnahmsweise aus vier Linien besteht, stossen auf die Henkel und bedecken die obere Seite derselben in der Weise, daß ein oder zwei Linien kurz vor den Henkeln abbrechen, während die beiden anderen Linien weiterziehen und, wie schon gesagt, die obere Seite der Henkel bedecken. Dieses eigentümliche Verhältnis der Strichgruppen zu den Henkeln findet seine Erklärung in der Tatsache, daß die Breite der Strichgruppen größer ist als die Breite der Henkel. Wenn Dr. Götze behauptet, daß die in Frage stehenden Ornamente nur in Hügelgräbern mit und ohne Kistenbau beobachtet worden seien, so bemerke ich, daß die aufgedeckten Gräber „Flachgräber ohne Kistenbau" waren; und auch der Einwand, daß die Gräber ursprünglich Hügelgräber gewesen und die Hügel einer späteren Planierung zum Opfer gefallen seien, kann keine Geltung beanspruchen, weil von einer Erdaufschüttung an der Fundstelle nicht das geringste zu bemerken war. Hätte eine Planierung stattgefunden, so wäre eine wenn auch nur mäßige, das Grabfeld umfassende Erhebung des Terrains die unausbleibliche Folge gewesen.

Der Hocker in Grab VI lag genau so wie der Neolithiker in Grab III auf der linken Seite, der Kopf im Osten, das Gesicht nach Süden zugekehrt. Die Hand- und Fingerknochen lagen unter und neben dem Schädel. Der Hocker war von den Überlebenden so in das Grab gelegt worden, daß der Kopf auf der linken Hand ruhte, während der rechte Arm abseits vom Kopfe lag und ein wenig nach

Südwesten vorgestreckt war. Das Grabgefäß (Tafel I, Figur 23) befand sich in der Winkelöffnung zwischen den Rumpf- und Oberschenkelknochen; dasselbe stand nicht auf der Grabsohle, wie wir es sonst zu beobachten gewohnt sind, sondern es lag auf der Seite in der Weise, daß der eine Henkel sich oben befand, die Öffnung nach Norden, die Standfläche nach Süden zeigte. In der Graburne befand sich schwarze Erde und ein Feuersteinmesser von 6 cm Länge, ohne auffällige Merkmale, so daß auf eine Abbildung verzichtet werden kann. Das Grabgefäß ist seiner Form nach eine topfförmige Amphore. Die Höhe beträgt 21 1/2 cm, der Öffnungsdurchmesser 11 1/2 cm, der Durchmesser der Standfläche 7 1/2 cm und der Durchmesser des Bauches 19 cm. Um Hals und Schultern zieht in horizontaler Richtung ein aus vier Zeilen bestehendes, in Stichmanier ausgeführtes Verzierungssystem. Die Breite der beiden am Umbruch sitzenden Henkel beträgt 3 cm, der Durchmesser der Durchbohrung 1 1/2 cm. Auch dieses Gefäß zeigt, wenn auch nur schwach, ein senkrechtes Aufsteigen der an die Standfläche sich anschließenden Wandteile.

In Grab VII befanden sich nur dürftige Knochenreste und kleine gebrannte Tonklümpchen, die Überreste der Graburne. Die schnelle Zersetzung des Grabinhalts führe ich auf den Wasserreichtum des Erdreichs an der betreffenden Stelle zurück. Das Niederschlagswasser schien von den Erdschichten an der betreffenden Stelle förmlich aufgespeichert zu werden, denn auch im Sommer war es hier, wie ich mehrmals beobachten konnte, naß und feucht. Daß das Wasser die Zersetzung beschleunigt, besonders wenn es keinen Abzug hat, ist ein Erfahrungssatz, der seine Bestätigung findet, wenn der Prähistoriker den Inhalt der Steinkistengräber untersucht. Aus der Tatsache, daß Grab VII kessel- und trichterförmig war und dieselben Maße aufwies wie die übrigen Gräber, schließe ich, daß es ebenfalls einen Hocker eingeschlossen hat, wiewohl ich nicht imstande war, die Lage der Knochen feststellen zu können.

Sellmann.

Steinzeitlicher Dolchstab aus Bornitz bei Zeitz.

(Hierzu Tafel II).

In der Sammlung des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Zeitz befindet sich das Tafel II, Fig 16 abgebildete Feuersteinartefakt, von welchem Gymnasialoberlehrer Dr. Brinkmann-Zeitz, der Vorsitzende

des genannten Vereins, für das Provinzial-Museum einen Abguß angefertigt hat.

Der Fund ist in der „Bornitzer Kiesgrube“, welche schon viele vorgeschichtliche Altertümer, — leider ohne Mitwirkung von Fachleuten, — geliefert hat, gemacht worden, und war nachträglich nur zu ermitteln, daß der interessante Gegenstand zwei Meter unter der Oberfläche zum Vorschein gekommen ist. Das Material ist hellfarbiger Feuerstein. Durch systematisches Abdrücken schuppenartiger Teilchen ist das Werkstück auf die Stärke nordischer Sägen oder blattartiger Speerspitzen gebracht worden. Die Klinge, deren Spitze ein wenig abgebrochen ist, ist zweischneidig und auch am hinteren Ende scharf gedengelt.

Wie die Abbildung lehrt, sind am hinteren Teil, und zwar an der etwas gekrümmten Schneide, zwei „Ausschnitte“ ausgebrochen, welche zum Festbinden an einen Griff von Holz oder Hirschhorn gedient haben mögen; es ist jedoch auch nicht ausgeschlossen, daß die Ausschnitte für zwei Niete aus Bein oder Horn gedient haben. In Feuerstein verstand man nicht, Löcher zu bohren, und mußte man sich daher mit Ausschnitten begnügen. In unserm Provinzial-Museum befindet sich ein Dolch der älteren Bronzezeit, der an Stelle der Nietlöcher gleichfalls Ausschnitte trägt, und zwar drei, d. h. zwei an den Seiten und einen am Ende, so daß eine Art kurzer Angel entstanden ist, welche sehr wohl durch Bronzeniete, welche die Rundung am Ende der Ausschnitte ausfüllten, mit einem Horn- oder Knochengriff derartig verbunden werden konnte, daß die Klinge festsaß.

Nach der Lage der äußerst geschickt hergestellten Ausbrechungen an unserer Feuersteinklinge haben wir es nicht mit einer Lanzenspitze oder einem Dolche zu tun, bei denen Schaft oder Griff in der Verlängerung der Klinge gesessen haben würden, sondern mit einem Gerät, dessen beide Teile miteinander in einem rechten oder, was noch wahrscheinlicher ist, in einem mäßig stumpfen Winkel verbunden waren. Als Sichel ist die Klinge nicht zu deuten; dagegen spricht die scharfe Dengelung auf beiden Seiten, das Fehlen des Rückens. Auch ist die für eine Sichel wünschenswerte konkave Krümmung der Schneide nicht vorhanden. Es bleibt sonach nur übrig, in dem Artefakt ein beilartiges Gerät zu erblicken, ähnlich geschäftet wie „bronzezeitliche Dolchstäbe.“

Wenn es schon etwas gewagt erscheint, Dolchstäbe der Bronzezeit, — wie es geschehen ist, — als „wirksame Schlagwaffen“ zu

bezeichnen, so würde eine ähnliche Schätzung einer Feuersteinklinge noch weniger zutreffend oder statthaft sein und dürfen wir, indem wir Klemms Anschauung bezüglich der bronzezeitlichen Dolchstäbe teilen, wohl annehmen, daß es sich auch in in unserem Falle nicht um eine wirkliche Waffe, sondern um ein Würdeabzeichen, ähnlich einer Waffe, handelt. Daß „Stäbe" als Auszeichnung in den ältesten Zeiten getragen worden sind und auch heute noch getragen werden, ist genugsam bekannt und dürften wohl auch manche der vorgeschichtlichen Hornhacken, besonders die verzierten, als „Stockgriffe anzusprechen sein."

Nicht selten kann man an triangulären Bronzeklingen beobachten, daß vorhandene Grenzspuren des Griffs (Ränder) nicht rechtwinklig zur Klingenmitte stehen, was als ein Beweis anzusehen ist, daß sie zu Dolchstäben gehört haben, bei denen die Klinge zum Stab in einem mäßig stumpfen Winkel zu stehen pflegte.

Förtsch.

Mit Zeichnungen versehener Stein aus einem steinzeitlichen Grabe von Ober-Eichstädt, Kreis Querfurt.

(Hierzu Tafel II.)

Im Februar 1903 überbrachte dem Provinzial-Museum der Lehrer Schramm aus Ober-Eichstädt als Geschenk ein vierkantiges Stück „Muschelkalk", welches auf einer von Natur glatten Schichtfläche von Menschenhand erzeugte Einritzungen in Sparrenmuster zeigt.

Das Material entstammt einer Bank des „mittleren Muschelkalks", ist frei von Versteinerungen und hat eine mehlige Struktur.

Der Stein, 18 cm lang und 10 cm hoch, ist, weil nur dieser Teil mit Zeichnungen bedeckt war, von einem längeren Stück des leichteren Transports wegen, abgeschlagen worden (Tafel II, Figur 17).

Gefunden ist der Stein als Teil einer aus meist kleineren Stücken erbauten „Steinkiste", welche, infolge von Bodenregulierungen, sehr flach unter dem Ackerboden lag und eingestürzt war.

Dem darin liegenden Skelett war eine „Urne" beigegeben, die in die Hände eines Merseburger Sammlers gelangt ist, der sie „weitergegeben" hatte, bedauerlicherweise, ohne daß ich erfahren konnte, wer jetzt der Besitzer ist und welche Form das Gefäß gehabt hat.

Die Angabe, daß das Grab ein steinzeitliches gewesen sei, fand ich insofern bestätigt, als ich bei Besichtigung des Fundortes,

500 Schritt westlich der Kirche, auf dem Acker des Landwirts Ferd. Dietrich II, in der Umgebung des Grabes zahlreiche steinzeitliche Scherben auflesen konnte, von denen jedoch keine das Strich- oder Schnittmuster aufwies.

Die Einritzungen im Stein sind von ungleicher Stärke, augenscheinlich dadurch entstanden, daß der Zeichner entweder nur einmal geritzt hat oder daß er mehrfach in dem schneidbaren Material dieselben Linien „nachgezogen“, also weniger oder mehr Mühe auf die Zeichnungen verwendet hat. In den Zeichnungen darf man wohl etwas mehr als „einfaches Kindergekritzel“ erblicken, wenn auch nicht etwas Bedeutsames, welches in geheimnisvolle Beziehung zu dem Toten gebracht werden kann. Und so ist vielleicht die Annahme berechtigt, daß einst eine Töpferin oder ein jugendlicher Töpfer Übungen in dem Gebrauch des Motivs angestellt hat, welches wir der vorhandenen Mittelrippe wegen am besten als „Tannenzweigmuster“ bezeichnen können, ein Muster, das nach Dr. Götze „Gefäßformen etc. im Flußgebiet der Saale“ S. 57, am häufigsten in unserer nordischen Gräbergruppe vorkommt, auch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Kantenmuster auf dem größeren Stein der Südseite des bekannten „Merseburger Grabdenkmals“ zeigt.[1]) Da der Stein und die Vertiefungen in demselben fast durchweg mit einer feinen Kalksinterschicht gleichmäßig bedeckt sind, dürfte der Verdacht einer Fälschung ausgeschlossen sein. An einer Stelle, wo heute die Sinterschicht fehlt, hatte der Finder versucht, durch Waschen und Reiben die Zeichnungen mehr hervortreten zu machen.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit in die alten Klagen über die fortdauernde Zerreißung vorgeschichtlicher Funde und die „Verschleppung von Altertümern“ einzustimmen.

In der Nähe von Ober-Eichstädt und im Orte selbst habe ich unter Führung des Lehrers Schramm, der übrigens seine Sammlung in dankenswertester Weise dem Provinzial-Museum zur Verfügung gestellt hat, wieder einmal so recht erfahren, was alles unserer Wissenschaft verloren geht und verloren gegangen ist.

Förtsch.

---

[1]) Klopfleisch in „Vorgesch. Altert. der Prov. Sachsen“, Heft I 1883, Einleitung, S. 57.

Depotfund der jüngeren Bronzezeit vom Kranzberge bei Kuckenburg, Kreis Querfurt.

(Hierzu Tafel IV.)

Im Herbst 1901 hatte der Knecht des Gutsbesitzers Lehmann in Kuckenburg auf dem „Kranzberge" ein Schwert und eine Lanzenspitze aus Bronze ausgepflügt. Erst im Frühjahre 1902 hat der genannte Besitzer weiter nachgraben lassen und an der ersten Fundstelle, dicht beieinander liegend, die in dem Folgenden beschriebenen Gegenstände aufgefunden. Von Skelettresten und Gefäßscherben ist nichts dabei bemerkt worden.

Die Kuckenburg ist eine alte Burgstelle im Osten des Dorfes gleichen Namens, auf steiler nach Westen vorspringender Höhe über dem Weidabache gelegen. Nach Osten setzt sich der „Kranzberg" — so heißt der Burgberg sowohl in alten Urkunden wie auch heute noch im Volksmunde — als Plateau fort.

Bereits im Hersfelder Zehntverzeichnisse, also vor 900, erscheint „Cucunburc" als „Burgwart" und späterhin wiederholt als „Hof" resp. als Ort, wo verschiedene Klöster und die „Edlen Herrn von Querfurt" Besitz haben.

Reste der alten Burg, welche nach Größler[1]) vielleicht schon seit dem 11. Jahrhundert nicht mehr als „Veste" gedient hat, habe ich noch vor wenigen Jahren über dem Westhange in Gestalt eines Stücks Mauerwerks gesehen. Die Mauerung war zum Teil Trocken-, zum Teil Mörtelmauerung und dem Zerfallen nahe. Vielleicht ist auch dieser Rest heute schon verschwunden. Nachweislich haben um 1654 auf dem Kranzberge noch Ruinen von Gebäuden verschiedener Art gestanden.

Der Name Kuckenburg wird mit Recht in Zusammenhang mit dem Worte „kucken"=speculari gebracht und scheint es sich bezüglich des Steinbaues in der Tat um eine befestigte Anlage für „speculatores" zu handeln. Nun kann ich mir allerdings nicht vorstellen, daß der umfangreiche, zwar geebnete aber recht gut erkennbare

---

[1]) H. Größler, „Die Wüstungen des Friesenfeldes und Hassegaues" in der Zeitschrift des Harzvereins 1875, 370, desgl. 1878, 162, und a. a. O. vergl. auch Holstein in derselben Zeitschrift „Zur Geschichte des Kollegialstifts B. Mariae virginis et S. Brunonis zu Querfurt, 1871, 95, Anmerk. 5.

Wall lediglich zum Schutz eines Aussichtsturmes, ja selbst einer frühmittelalterlichen Burg, deren Abmessungen doch im allgemeinen recht mäßige waren, aufgeworfen worden sei, und halte ich die ursprüngliche Anlage für eine vorgeschichtliche „Wallburg", welche an den Stellen, wo Schutz durch steile Abhänge fehlte, künstlich am stärksten befestigt werden mußte. Dies ist auch hier nach Osten zu, wo sich das Plateau anschließt, geschehen, denn ich erkannte — und ich glaube mich nicht geirrt zu haben — zwei dem Ringwall vorgelagerte kürzere Wälle. In die Wallburg ist dann später, was durchaus kein seltenes Vorkommen ist, der Turm oder eine Burg hineingebaut worden. Zwischen dem Rundwall und dem nächsten Vorwall ist der Fund, der einer sehr frühen Zeit angehört und gewiß einst den Reichtum eines hervorragenden Mannes gebildet hat, gemacht worden:

Schwerter aus Bronze: Die beiden Schwerter sind von ungleicher Länge, gehören aber beide dem Möriger Typus (Rhonetypus) an und könnte ich mich begnügen, wenn ich auf die Schilderungen und Abbildungen bei Victor Groß, Heierli und Naue [1]) verwiese; da jedoch unsere Kuckenburger Schwerter bezüglich der Technik und in der Konstruktion des Handgriffs von den dort abgebildeten und beschriebenen in einigen Punkten abweichen, habe ich beide (Tafel IV, Figur 5 und 6) im Bilde wiedergegeben.

Das größere Schwert hat eine Gesamtlänge von 69 cm, von der 58 cm auf die lanzettförmige nach unten zu anschwellende Klinge und 8 cm auf den glatten, von der Hand zu umfassenden Teil des Griffes kommen. Drei enganeinanderstehende Niete an den Seiten des Griffs und ein Niet in dem schalenartigen Knauf verbinden Klinge und Griff. Das Innere des Knaufs ist durch gereifelte Auflagen verziert (Tafel IV, Figur 6a).

Über die Kürze und Knappheit des Handgriffs an Bronzeschwertern ist schon viel geschrieben und geredet worden. Man hat an ein pygmäenartiges Menschengeschlecht oder wenigstens an eine mit außerordentlich zierlichen Händen ausgestattete bronzezeitliche Bevölkerung gedacht, auch vielfach angenommen, daß die Bronzeschwerter nur zum Stich benutzt worden seien, da sie beim Hiebe der Rechten hätten entfallen müssen. Die letztere Auffassung trifft ganz

---

[1]) Victor Groß, „Les Protohelvètes" Tafel XI, Figur 2 und Tafel XII, Figur 5, bezw. Tafel XI, Figur 6, Fund von Corcelettes. Heierli, „Urgeschichte der Schweiz", 213, Figur 167. Naue, „Die vorrömischen Schwerter, Tafel XXXII.

sicher nicht zu und kann ich nur raten, selbst einmal einen Versuch zu machen. Mir selbst steht eine kräftige und breite Hand zur Verfügung; umschließe ich jedoch, recht fest zufassend, den Handgriff nur eine kurze Zeit, so paßt die Hand genau in den Griff und ich habe das Gefühl, daß mir das Schwert selbst bei einem kräftigen Hiebe nicht entgleiten würde, auch daß niemand so leicht mir die Waffe entwinden könnte. Übrigens ist auch durch die Konstruktion dieses Schwertes dafür gesorgt, daß selbst eine noch stärkere Hand als die meinige es fest halten könnte.

Die Klinge ist nämlich, wie die Zeichnung ergibt, — zunächst wohl aus anderen technischen Gründen — unter der Parierstange ausgeschnitten; dieser Ausschnitt ist nun aber nicht, wie die Klinge, geschärft, sondern er ist so stumpf gehalten, daß man den Zeigefinger bequem hineinlegen kann, wie in die Rast eines Schlägers, ohne Gefahr zu laufen, beim Hieb den eigenen Finger zu verletzen. Wenn nun auch einzuräumen ist, daß eine derartige Fingerlage dem Zwecke der Parierstange nicht entspricht, so ist dem doch entgegenzuhalten, daß ältere Schwerter, welche diesen Ausschnitt ebenfalls tragen, überhaupt keine Parierstange besitzen.

Diese meine Erfahrung bezüglich der Handlichkeit der Schwerter spricht gewiß auch gegen die Anschauung von Victor Groß (S. 31), daß nämlich diese Schwerter mehr als Abzeichen für Befehlshaber als zum Kampf gedient hätten, eine Annahme, die er allerdings hauptsächlich durch die Seltenheit des Vorkommens zu begründen sucht. Waren, was ich nicht bestreiten will, nur einzelne hervorragende Persönlichheiten in dem Besitz einer so kostbaren Waffe, so werden sie auch gegebenen Falls davon Gebrauch gemacht haben!

Unser „kürzeres Schwert" ist scheinbar mitsamt dem Griff „aus einem Stück" gegossen worden. Doch dürfte dies kaum der Fall sein. Es wird sich vielmehr um eine „Vereinigung beider Teile ohne Anwendung von Nieten" handeln, wobei der Griff „erhitzt" auf die abgekühlte Schwertangel aufgezogen worden ist. Gießern und Künstlern, welche Kunstwerke, wie unsere Bronzen von der Kuckenburg sind, erzeugt haben, verfügten ohne Zweifel über einen reichen Schatz von Erfahrungen und können wir ohne weiteres annehmen, daß ihnen auch die Erfahrung nicht entgangen war, daß heißes Metall bei der Abkühlung schrumpft.

Victor Groß schildert S. 34 eine ähnliche Konstruktion bei einem Schwerte von Corcelettes (No. 6) und betont dabei, „daß er diese Beobachtung sonst noch nicht gemacht habe".

Dieses Schwert von Corcelettes[1]) erweckt unser Interesse auch noch durch einen an ihm erkennbaren Versuch einer Reparatur durch „Angießen von Bronze", welcher, „comme le procédé de la soudure était encore inconnu", nicht ganz geglückt war.

Unter unseren Schätzen von Kuckenburg befindet sich nämlich ein „gelötetes" Messer, von dem später noch die Rede sein wird. In diesem Falle ist jedoch dem Gießer der Versuch geglückt. Das „Lot", d. h. die aufgegossene Bronze, sitzt fest und das Messer ist brauchbar gewesen.

Auch bei dem kürzeren Schwerte — die Länge beträgt vom Knauf bis zu der stumpfen Spitze nur 45 cm, — zeigt der Handgriff die Form zweier mit der Basis aufeinandergesetzter Kegel von gedrückt-ovalem Querschnitt; jedoch besitzt der Handgriff im Gegensatz zu dem des „langen Schwertes", welcher völlig glatt ist, noch als Verzierung drei mäßig erhabene horizontale Reifen, ein Ornament, welches wir vielleicht als einen Anklang an Bänder der Horngriffe älterer Schwerter oder an scheibenartige Einlagen zusammengesetzter Handgriffe ansehen dürfen.[2]) Dieses kurze Schwert dürfte vielleicht älter sein als das längere.

Zu dem Funde gehören ferner: drei Lanzenspitzen ungleicher Länge; die längste mißt 22 cm, wovon 6 cm auf die Schafttülle kommen. Die breiteste Stelle der mäßig geschweiften Klinge beträgt 5,50 cm, die Weite der Tülle 2 cm. Die letztere ist durch zwei erhabene Ringe an der Schaftröhrenöffnung verziert und mit zwei Nietlöchern, welche zwei Centimeter von der Öffnung abliegen, versehen.

Sonstige Verzierungen, wie Strich- oder Zickzackornamente, finden sich nicht vor. Der Wulst der Schaftröhre reicht bei allmählicher Verjüngung bis beinahe an die Spitze, während die Höhlung 2–3 cm vor derselben ihr Ende findet. Die beiden Flügel sind in mäßiger Breite gedengelt.

Auf einem der Flügel ist eine deutlich erkennbare „Besitzmarke" in der Form eines langgezogenen γ eingeritzt oder eingepunzt, während auf der Schafttülle 6 kurze einander fast parallele Einhiebe sichtbar sind, wohl dazu bestimmt, die Erinnerung an Erlebnisse, bei denen die Waffe eine Rolle gespielt hatte, festzulegen. Ein siebenter schräg laufender Strich, nahe der Tüllenöffnung, dürfte durch eine zufällige Verletzung der Waffe hervorgerufen sein (Tafel IV, Figur 4). Die nächst kürzere Lanzenspitze hat nur eine Länge von 14,50 cm, wovon fast

---

[1]) Vergl. auch: v. Tröltsch „Fundstatistik, S. 46, Figur 86, b

[2]) Naue, „Die vorrömischen Schwerter" 1903, S. 76 ff. und Tafeln 31 ff.

5 cm auf die Tülle kommen, deren Metall an der Öffnung durch einen erhabenen Ring verstärkt ist. Die Nietlöcher sitzen fast in der Mitte der Tülle. Die Wulst der Schaftröhre tritt aus der lanzettförmigen Klinge scharf hervor und reicht fast bis an deren Spitze. Verzierungen sind nicht vorhanden, auch ist von einer Dengelung nichts zu bemerken (Tafel IV, Figur 3). Die dritte ähnlich geformte Lanzenspitze hat nur eine Länge von 13,50 cm, die unverzierte Klinge ist 9 cm lang und stark gedengelt.

Obgleich bei den geschilderten drei Lanzenspitzen die Höhlung der Schaftröhre fast bis zur Spitze und nicht nur bis zur Mitte der Klinge reicht, dürften sie doch wie die Schwerter, dem Rhonetypus zuzurechnen sein.

Drei Messer: Von diesen haben zwei recht stark geschweifte und schmale Klingen, welche von der Mitte ab parallel zum Rücken eine leichte Erhöhung zeigen, die vielleicht nur durch Dengeln hervorgerufen ist; auch ist bei beiden eine Art „Vollgriff“ vorhanden, an welchem sich erst die eigentliche „Angel ohne Nietlöcher“ anschließt. Der Vollgriff sitzt bei dem einen der Messer fast in der Verlängerung des Rückens, bei dem anderen in der Mitte der Klinge an (Tafel IV, Figur 1). Beide Messer zeigen Spuren langdauernden Gebrauchs, die „Griffdorne“ sind „abgegriffen“ und die Klingen bis auf einen Centimeter abgenutzt. Bei einem ist die Spitze abgebrochen, aber nicht ergänzt worden. Daß es auch ohne Spitze weiter in Gebrauch geblieben ist, lehrt die Abnutzung der Bruchstelle.

Ähnliche bronzezeitliche Messer besitzt das Provinzial-Museum mehrere und sind als am nächsten stehend zwei Messer von Kelbra und Zwintschöna bei Halle zu bezeichnen. Beide sind jedoch mit Nietlöchern in der Angel versehen. Bei dem dritten Messer (Tafel IV, Figur 2) ist die vierkantige Angel auf der Seite des Messerrückens „aufgehauen“, um ihr in dem Griffe Halt zu geben; zu gleichem Zwecke sind zwei halbkreisförmige Nietlöcher an dieser wie an der Schneidenseite beim Guß ausgespart worden. Die Klinge ist breit und nur mäßig geschweift, ein erhöhter Rand, wie bei älteren Randäxten, verbreitert den Messerrücken, längs dessen auf beiden Seiten Ketten von halbkreisförmigen Ornamenten eingehauen sind. Nach Heierli, „Urgeschichte der Schweiz“, S. 275 ist ein hierzu benutztes Werkzeug, „Durchschlag“, aufgefunden worden.

Wie schon vorher kurz erwähnt, erweckt dieses Messer unser besonderes Interesse. Durch eine Beschädigung, vielleicht beim Fallen auf einen harten Stein, vielleicht auch schon beim Gießen, hatte dieses

Messer in der Mitte der Klinge einen Sprung erhalten, der vom Rücken aus senkrecht nach der Schneide zu läuft, ohne jedoch diese zu erreichen. Ein geschickter Arbeiter hat nun durch Aufgießen von Bronze zu beiden Seiten der Klinge in der Länge von 5 cm und auf dem Rücken in der Länge von 2 cm das Messer „repariert." Hierbei ist nun allerdings ein Teil des Risses unbedeckt, also sichtbar geblieben; da jedoch das „Lot" fest aufliegt, war das Messer für leichtere Arbeiten ganz gewiß verwendbar geworden. Die aufgegossene Bronze hat gegen die des Messers eine hellere (zum Teil silberglänzende) Farbe und wäre eine analytische Untersuchung vielleicht von Interesse.

Tüllencelt mit Henkel (Tafel IV, Figur 13):

Beim Gießen war durch Einlaufen von Bronze die Öffnung im Henkel, die Öse, nicht geglückt, vielmehr ist erst nachträglich durch Bohren eine solche hergestellt worden. Da nun auch diese erste Öffnung für das Durchziehen haltbarer Schnüre oder Riemen noch nicht weit genug gewesen ist, hat der Besitzer zu einer zweiten Durchbohrung, neben der ersten, angesetzt, sie jedoch nicht durchgeführt. Dieser Umstand sowohl wie der, daß die seitlichen Gußnähte und die an Tülle und Henkel anhaftenden Gußreste noch nicht entfernt sind, lassen vermuten, daß das Stück noch nicht in Benutzung genommen war, als es vergraben wurde. Nur Schneide und Keil sind geglättet. Die erstere ist nur wenig breiter als die an der Öffnung verstärkte Tülle. Das Stielloch ist nicht rund, sondern vierkantig gehalten, wodurch eine Drehung des „Helms" verhindert und gleichzeitig eine Verstärkung der Wandung erreicht werden sollte. Die Höhlung reicht bis in den Keil hinein.

Auf zwei Seiten ist die Tülle durch erhabene im Guß erzeugte Ornamente, „Rippen", verziert, welche, unter dem Verstärkungswulst der Tülle beginnend, zuerst konvergieren, nachher aber parallel nach dem durch Hämmern geglätteten Keil auslaufen.

Nach Osborne[1]) ist das Auftreten dieses beilartigen Werkzeuges sehr wechselnd. Oft im Norden und im mittleren Teile des Kontinents vorkommend, findet es sich am wenigsten häufig in den Pfahlbauten der Schweiz und in Hallstatt. In unserer Provinz gehört der Tüllencelt nicht zu den Seltenheiten. Da wir das Bruchstück einer aus nordischem Steinmaterial gefertigten, bei Schlieben gefundenen Gußform besitzen, ist die Annahme wohl gerechtfertigt, daß diese Tüllen-

---

[1]) Osborne, „Das Beil und seine typischen Formen in vorgeschichtlicher Zeit", Hohlcelte, 47 ff.

celte „in unserem Lande“ von einheimischen oder wandernden Gießern gefertigt worden sind, welche das Beputzen den mit „Hämmern und Dengeln“ vertrauten Abnehmern überlassen konnten. Es ist kaum anzunehmen, daß ein von weither zureisender Hausierer unfertige und daher wenig anziehende Stücke mit sich geführt habe, zumal er mit Ängstlichkeit jede unnötige Belastung vermeiden mußte.

Die „Knopfsichel“ (Tafel IV, Figur 12) gehört der kleinen Form an; sie hat nur eine Länge von 11,50 cm. Längs des kräftigen Rückens laufen zwei parallele Rinnen, zu denen, nahe dem Knopfende, auf der Klinge sechs parallele kurze Rippen, über deren Bedeutung und Zweck man Bestimmtes nicht sagen kann, in schräger Richtung stehen. Vielleicht handelt es sich hier nur um ein „Ornament“, das seinen Ursprung in einer ehemaligen Umwickelung eines Handgriffes hat. In unserer Sammlung befinden sich drei Sicheln mit dieser Bezeichnung; zwei stammen von der „Lindenbreite bei Polleben“ und führen je drei Rippen, während eine andere vier beim Guß erzeugte Vertiefungen zeigt. Sie sind in Gemeinschaft mit der bekannten köthenartigen „Hausurne von Polleben“ gefunden worden.

Eine dritte mit vier Rippen bezeichnete Sichel stammt von Erdeborn und überragt, wie auch die vorhergenannten, an Größe die von der Kuckenburg. Richly in „Die Bronzezeit in Böhmen“ bildet auf Tafel XVI unter Figur 15 eine mit fünf Rippen versehene Sichel ab. Bedauerlicherweise ist die Abbildung nicht sonderlich gelungen und vermag man nicht zu unterscheiden, ob die Rippen in gleichen Abständen voneinander gegossen sind oder in willkürlichen.

Die Sichel von Kuckenburg scheint wenig gedengelt und benutzt zu sein, was man besonders daraus schließen kann, daß die Verbreiterung der Klinge nahe den Rippen in keiner Weise angegriffen ist. Dieser Verbreiterung der Klinge muß wohl die Absicht zugrunde gelegen haben, diejenige Stelle der Schneide, welche der Abnutzung durch den Gebrauch am meisten ausgesetzt war und daher häufig geschärft werden mußte, in Metall von vornherein zu verstärken.

Es sei hier auf einen Vortrag des Herrn Hubert Schmidt, „Der Bronzesichelfund von Oberthau, Kreis Merseburg“, gehalten am 9. Januar 1904 in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. (Zeitschr. für Ethnologie, Heft III und IV), hingewiesen! Die Ausführungen des Herrn Schmidt über einen „Depotfund“ aus der nächsten Nachbarschaft von Halle sind mir erst jetzt, nach Fertigstellung meines Manuskripts, zugegangen, was ich sehr beklage, da ich den Anregungen gern Folge gegeben hätte.

„Armringe“ wurden sechs geborgen. Davon sind drei von ausgeprägt ovaler Form, von gleicher Weite und massiv, d. h. ohne Spalt. Statt dessen befindet sich an der Stelle des Spaltes eine vertikale Wulst, welche nach oben und unten etwas übersteht. Während der eine Armring keine weitere Verzierung aufweist, sind die beiden anderen durch seitlich der Wulst angebrachte parallele Linien ausgezeichnet. Diese beiden plumpen und schweren Armringe (Tafel IV, Figur 14) stimmen mit einem bei Schafstädt unweit Querfurt gefundenen überein. Zu diesem letztgenannten, in einem Brandgrabe 1895 gemachten Funde gehörten außer Bronzeknöpfen, Runddrahtspiralen etc. eine schwere Brillenfibel, wie sie in Pommern häufig vorkommen sollen, eine lange Bronzenadel mit gereifeltem Kopf, und zahlreiche flache Bronzeringe, die stark abgenutzt und von verschiedenem Gewichte sind. Von Eisen ist nach den Bemerkungen des Dr. Jul. Schmidt keine Spur zu finden gewesen. Ich erwähne diese Dinge, weil sie uns unseren Fund datieren helfen und weil die gleichen, flachen Bronzeringe, die man mit Recht als Wertmesser, als „Ringgeld“, anzusprechen pflegt, auch einen Teil unseres Schatzes von der Kuckenburg bilden.

Von den anderen drei offenen Armringen sind zwei von ovaler Form und durch Gruppen von Einhieben verziert, während der kleinere dritte Armring von fast ebensolchem Querschnitt, aber kreisrund und vollkommen glatt ist. Den beiden ersteren ähnlich geformte und ornamentierte Armringe sind in dem Provinzial-Museum mehrfach vertreten. Sie gehören ebenso wie die zuerst genannten massiven Armringe der Bronzezeit und nicht der Hallstattzeit an.

„Fünf Nadeln“ von ungleicher Länge (Tafel IV, Figur 7—11). Die längste (Figur 7), welche 35 cm mißt, zeigt in der Mitte des verhältnismäßig kleinen Vasenkopfes einen kurzen, spitzen Dorn und ist unter dem Kopf auf 3,50 cm durch Reifelungen gegliedert. Die nächst kürzere Nadel (Figur 8) mißt nur 23 cm, ist jedoch der erstgenannten bezüglich der Form des Vasenkopfes und der Reifelung durchaus ähnlich. Bei der dritten Nadel (Figur 9), welche eigentlich allein als entwickelte Vasenkopfnadel gelten kann, erstreckt sich eine feine, gleichmäßige Reifelung auch auf den dicken, kugeligen Teil unter der Platte (Figur 9a), welche hier keinen Dorn trägt. Sie mißt 21 cm.

Bei der vierten Nadel (Figur 10) sind Kopf und Platte ganz ungewöhnlich klein und wenig ausgebildet; beide stehen zu der immerhin kräftigen Nadel mit einer Länge von 19 cm in keinem Verhältnis. Reifelung fehlt.

Die fünfte Nadel (Figur 11) ist als solche „mit aufgerolltem Kopfende“ zu bezeichnen. Die erste Windung der Rolle ist kantig gehalten, die anderen drei sind „Runddraht“, der sich allmählich verjüngt.

Während ähnliche Nadeln, wenn auch nur zum Teil mit kantiger Rolle, in unserer Provinz öfter gefunden worden sind (Auleben, Hasenburg, Loburg), scheinen Vasennadeln seltener zu sein.[1]) Nur die „kleinköpfige Art“, wie sie Naue in „Die Bronzezeit in Bayern“, S. 173, nennt, ist in unserer Sammlung häufiger vertreten; aber leider sind sie sämtlich unsicher datiert. Nach Naue scheinen die Nadeln mit „kleinen und sehr kleinen Vasenköpfen“ den Pfahlbaustationen eigentümlich zu sein und sind deshalb der Bronzezeit zuzuteilen.

Unser Fund bei Kuckenburg hat wohl nicht den Warenbestand eines Händlers gebildet. Dagegen spricht schon die Lage der verschiedenartigen Gegenstände bunt durcheinander; auch sind alle Gegenstände bis auf den Tüllencelt in Benutzung gewesen. Material für einen Gießer ist es auch nicht gewesen, da alle Stücke noch mehr oder minder brauchbar gewesen sind und Gußformen und Bruchbronze fehlen. Da weder Gefäßscherben noch Knochenbrand beobachtet worden sind, kann es sich auch nicht um Grabbeigaben handeln, so daß nur die Annahme übrig bleibt, daß hier s. Z. wertvolles Gut hastig vergraben worden ist, weil „Gefahr im Verzuge war“, daß wir es also mit einem „Depotfunde“ zu tun haben.

So tief es zu beklagen ist, daß bei der Bergung kein Fachmann zu Rate gezogen war und daß ein weiteres Forschen durch „Umtriebe“ Unberufener verhindert worden ist, so dürfte doch die wissenschaftliche Bedeutung eines „Depotfundes“ nicht wesentlich herabgemindert sein.

Als verwandte Depotfunde aus der Provinz Sachsen und deren Nachbarschaft seien erwähnt: Aus Schmon, Kreis Querfurt, zwei Funde, bestehend aus zwei Schwertern das Möriger Typus, aus einem Antennenschwert ohne Nietköpfe, aus Tüllencelten, Messern und Knopfsicheln; aus Groß-Wusterwitz, Kreis Jerichow II, ein Messer gleich den unserigen, Vasenkopfnadel und flache Ringe, befindlich in dem Museum für Völkerkunde zu Berlin; ferner aus Baasdorf bei Cöthen ein Antennenschwert und Messer in der Sammlung zu Groß-Kühnau bei Dessau und vom Einshügel bei Münchenroda, Kreis

---

[1]) Eine Nadel mit großem Nadelkopf stammt aus Kolno bei Kalbe a. S.

Apolda, Antennenschwert und flache Ringe, befindlich in dem Museum zu Jena; ein Beweis, wie bedeutend der westschweizerische Import bei uns gewesen ist, selbst wenn wir für Knopfsicheln und Tüllencelte eine andere Ursprungsstelle annehmen müssen.

Förtsch.

Hallstattzeitliche Skelettgräber von Hainrode bei Wolkramshausen, von Merseburg, aus der Klosterstrasse in Halle, von Tarthun bei Egeln und vom Weinberge bei Memleben.

(Hierzu Tafel IV.)

In den „Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft“ am 20. Oktober 1900 (S. 487) hat Dr. P. Reinecke-Mainz über die Zeitstellung einer Klasse von Skelettgräberfunden, die „zwischen dem Thüringerwalde und der Harzlinie“ gemacht worden sind, und sich durch reichen Armschmuck, Wendelringe mit imitierter Torsion usw. auszeichnen, ausführlicher gesprochen und unter ihm wichtig scheinenden Funden auch die von Hainrode bei Wolkramshausen, von Merseburg und der Klosterstraße zu Halle, welche sich in dem Provinzial-Museum zu Halle befinden, erwähnt. Nach Dr. Reinecke nehmen diese Skelettgräber eine „Sonderstellung“ ein und gehören der Hallstattzeit, und nicht, wie man hier früher annahm der „Latènezeit“ oder einer „Übergangsstufe“ an.[1])

Ich komme einem mehrfach geäußerten Wunsche nach, wenn ich in dem Folgenden die näheren Fundumstände, soweit sie mir bereits bekannt waren oder nachträglich durch mich ermittelt worden sind, veröffentliche und noch einige ähnliche Vorkommnisse aus jüngerer Zeit anführe.

---

[1]) Dr. Götze-Berlin ist der Ansicht, daß sie einer „Übergangsstufe“ angehören. — In seinem gelegentlich der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1903 zu Erfurt gehaltenen Vortrage „Das vorgeschichtliche Thüringen“ sagt er: Von der durch die sogenannten Steigbügelringe charakterisierten Übergangszeit von der Hallstatt- zur Latèneperiode, die besonders in Süddeutschland vertreten ist, sind in Thüringen eine Anzahl der typischen Skelettgräber mit ganzen Serien der genannten Armringe vorhanden.

Hainrode bei Wolkramshausen, Grafschaft Hohenstein.

Am 11. Oktober 1899 hatten die Eheleute Fr. Wandt auf ihrem Grundstücke, 300 m nordwestlich von Hainrode, mitten im Felde, bei erneuter Inangriffnahme einer Sandgrube an einer Stelle, die ehedem mit Gebüsch bestanden gewesen sein soll, Teile eines Skeletts und drei Armringe gefunden. Herr Kammerherr von Bila-Hainrode, der, alsbald benachrichtigt, die weitere Ausgrabung geleitet hat, teilte dem Museum s. Z. darüber Folgendes mit:

„Das Skelett lag einen Meter unter der Oberfläche in einer regelmäßig ausgehobenen Grube, die nur etwa $^1/_3$ m in den Sand, der hier nesterweise vorkommt, vertieft war. Die Länge der Grube betrug nur 4 Fuß, die Breite nur $1\,^1/_2$ Fuß. Ob das Skelett in hockender Lage sich befunden hatte, war nicht festzustellen, da die Gebeine und der Schädel zum großen Teil vergangen waren; auch sind Zähne trotz Suchens nicht zu finden gewesen."

Das Antlitz des Bestatteten oder „der Bestatteten" — Herr v. Bila nimmt an, daß es ein jugendliches weibliches Wesen gewesen ist — war gegen Morgen gerichtet, die Arme lagen gerade ausgestreckt und trugen je 8 gekerbte Armringe.

Um den Hals befand sich ein bronzener Halsring mit imitierter Torsion und von dreimaligem Wechsel. Der „Schluß" wird durch Haken und Öse gebildet, welche sich an den zu dünnen Blechplatten ausgearbeiteten Enden des Ringes befinden. Diese sind als breite Schlangenköpfe gekennzeichnet und außen durch Tremulierstriche verziert. Zwei oben kugelig geformte, in das Blech festgenietete Knöpfe bilden die Augen, während ein näpfchenartiger Knopf sich nahe der Schließöse über dem breiten Schlangenmaule befindet. Die Knöpfe (Augen) zeigen kleine Gruben, in denen vielleicht eine Einlage von Koralle oder Stein gesessen hat; jedoch ist es wahrscheinlicher, daß die Vertiefungen unausgefüllt waren und nur den Zweck gehabt haben, die Augen als solche mehr zu kennzeichnen. Daß in dem „näpfchenartigen Knopf" eine Einlage sich einst befunden hat, ist auch kaum annzunehmen, da der innere Rand so abgerundet ist, daß eine Koralle oder ein Stein nicht hätte festsitzen können. (Tafel IV, Figur 15 und 15a.)

Die „Armringe in Steigbügelform", obgleich einander sehr ähnlich, zeigen bei genauerer Prüfung Unterschiede, die darauf schließen lassen, daß sie zu verschiedenen Zeiten und wohl von verschiedenen Händlern erworben worden sind.

Während die Zahl der Einkerbungen zwischen den Buckeln zumeist drei beträgt, kommen auch vier vor; auch ist die Hälfte der Armringe dünner und scharfkantiger gehalten als die anderen acht. Ein Ring ist stark abgenutzt und auffallend dünner als die übrigen.

Die Öffnung zwischen den Enden ist ebenfalls ungleich und schwankt zwischen 0,1 und 8 mm. Die übrigen Abmessungen dürften aus der Abbildung hervorgehen (Tafel IV, Figur 16).

Merseburg.

Westlich des Weges von Merseburg nach Leuna, da wo der Fußweg nach Rössen abgeht, wird eine Sandgrube abgebaut. Der Küster der Marktkirche, F. Lorenz zu Merseburg, hat dort bereits 1897 gestreckte Skelette ohne Beigaben gefunden.

Im Herbst 1899 wurde in einer Grube, welche 40 cm in den Kies eingeschnitten war, ein Skelett freigelegt. Der darüber liegende Humus war 45 cm mächtig; Hügel waren nicht erkennbar. Als Beigaben fanden sich, an einem Arm getragen, zwei geschlossene kreisrunde Armringe von 7 resp. 6,50 cm Durchmesser. Im Innern sind die Ringe flach, äußerlich abgerundet und dreimal durch je vier kleine Wülste verziert (Tafel IV, Figur 18). Die Ringe sind durch langes Tragen abgenutzt.

An der rechten Schulter befand sich eine Gewandnadel von 36 cm Länge mit schöpfkellenartig geformtem dünnen Hohlblech von 9 cm Durchmesser. Eine ähnliche, aber wesentlich kürzere Nadel hat Prf. Klopfleisch s. Z. bei Vierzehnheiligen unweit Jena in einem Skelettgrabe unter einem „Grabhügel“ in Gemeinschaft mit Eisen gefunden.[1]) An einem tutulusartigen Bodenstück des Hohlblechs ist die flach gehämmerte, der Wölbung der Kelle entsprechend gebogene Nadel festgenietet.

Auf diesem flach gehämmerten Teile der Nadel sind flüchtige Verzierungen eingeschlagen, ebenso sind auf der Außenseite des Hohlblechs glatte, nach der Mitte zu laufende Streifen eingedrückt, die jedoch nur noch undeutlich zu erkennen sind (Tafel IV, Figur 17).

Am 16. November desselben Jahres waren unweit des oben beschriebenen Grabes Arbeiter beim Abstechen von Sand abermals auf eine mit schwarzem Boden gefüllte Grube gestoßen, deren Tiefe im Kies 50—60 cm betrug. Während die Breite auf 0,50 m von mir gemessen werden konnte, war dies bezüglich der Länge nicht mehr ausführbar,

---

[1]) Korr. Bl. der deutsch. G. für Anthr. etc. 1871. 79.

da ein Teil des Bodens bereits in die Tiefe gestürzt war; jedoch mag die Länge nicht mehr als 1,45 m betragen haben. Die überlagernde Humusschicht war nicht über 25 cm stark.

Das aufgefundene, gestreckt liegende Skelett, anscheinend das einer alten Frau, war nur wenig über 140 cm lang. Die Backenzähne des Unterkiefers fehlten gänzlich und selbst die Alveolen waren bis auf die der Weisheitszähne völlig geschlossen. Die noch erhaltenen Zähne des Oberkiefers waren in einer Weise schief abgekaut, wie mir es selten vorgekommen ist.

Auf einen Finger der rechten Hand war ein dürftiger, aus Bronzedraht gebogener Ring, dessen Enden überlagern, aufgeschoben. An der rechten Hüfte, nahe dem ausgestreckten Arme, fanden sich Reste eines eisernen Schmuckstücks, bestehend aus einer kleinen Platte und einer halben Hohlkugel, vielleicht Teile eines „Nadelkopfes“. Unter dem Hinterkopfe beim zweiten Wirbel lag eine spinnwirtelartige kleine Scheibe von gebranntem Ton, die, wohl als Amulett oder als Schmuck an einer Schnur getragen, bei der Bestattung nach rückwärts geglitten war.

Da unweit unserer Ausgrabung „auf dem Kirchenacker“ Knechte einige Steine und menschliche Gebeine ausgepflügt hatten, wurde auch diese Stelle untersucht.

Eine Steinkiste, die wir vermuteten, trafen wir nicht an, wohl aber eine mit gutem Boden angefüllte 1 m tiefe Grube, die noch Gebeinreste und einen stark zerdrückten Schädel barg. Die ausgepflügten Steine hatten nur zur Bedeckung des Bestatteten gedient.

In der Nähe des Schädels fanden sich drei Ohrringe, aus ebenem, gekerbtem Bronzeblech gebogen, wie sie aus den Skelettgräbern von Klein-Corbetha durch mich s. Z. geborgen worden sind, die den „hallstattzeitlichen Ohrgehängen des Südens“ entsprechen.

Untergrund der Volksschule in der Klosterstraße zu Halle a. S.

Am 27. August 1898 wurden für die Fundamente der in der Klosterstraße zu erbauenden Volksschule Gruben ausgehoben. Nach Mitteilung des Städtischen Bauamts lag der Humus über verwittertem Porphyr, der bald in festes Gestein überging, so ungleich mächtig, daß er im Westen 2 m, im Osten nur 30 cm stark war. Über dem verwitterten Porphyr und zum Teil etwas in ihn eingesunken lagen vielfach diluviale Geschiebe.

An den Stellen, wo die Funde gemacht worden sind, hatten Arbeitshäuser gestanden, die der zu erbauenden Schule hatten weichen müssen. Bei der Anlage von Fundamentgruben, Kellern und Abortgruben für diese Häuser und bei der Planierung ist s. Z. der Untergrund schon vielfach durchbrochen worden und ist mit Sicherheit anzunehmen, daß viele der geborgenen Gegenstände nicht auf ursprünglicher Lagerstätte gefunden worden sind.

Nach Angabe des Bauamtes haben die Gegenstände in ungleicher Tiefe gelegen, aber zumeist direkt auf dem verwitterten Porphyr.

Gefunden wurde zuerst eine Anzahl frühlatènezeitlicher Gefäße, darunter eins mit Deckel. „Leichenbrand“ als Inhalt konnte von mir nur bei einem festgestellt werden. Bronze- oder Eisensachen waren den Gefäßen nicht beigegeben. Dagegen lagen „einige Meter davon entfernt“ folgende Gegenstände: sechs Halsringe, und zwar mit imitirter Torsion ohne Schlußhaken, zwei ähnlich starke mit Schlußhaken, ein gereifelter Halsring mit Schlußhaken und ein glatter desgl., dessen Enden spitz auslaufen.

Bei einem der Halsringe lag „ein menschlicher Unterkiefer“ mit gut erhaltenen Zähnen, durch Oxydation der Bronze grün gefärbt, der sicher nicht im Feuer gewesen ist, und beweisen dürfte, daß die Bronzen ursprünglich zu Skeletten gehört haben.

Auch fanden sich ferner noch vier Armreifen in Steigbügelform, offen und unverziert, drei größere Nadeln, darunter eine gereifelte mit konischem Kopfe (Tafel IV, Figur 20), wie sie bereits am Ende der Hallstattzeit vorkommen, eine lange Nadel, deren Kopf ein Hohlblech bildet (Tafel IV, Figur 19), zwei kleinere Nadeln, eine starke Nähnadel mif Öhr, sowie die gleichen Ohrgehänge wie von Klein-Corbetha und von dem Merseburger Kirchenacker, hergestellt aus gereifeltem Bronzeblech und frei von der segelförmigen Auftreibung latènezeitlicher Ohrringe. Auch eine zylindrische Bernsteinperle, die vielleicht an einem Ohrring gesessen hatte, wurde hier geborgen.

Tarthun bei Egeln.

Am 22. April 1902 wurde mit den Arbeiten zum Abteufen des Schachtes „Brefeld II“, 1,5 Kilometer südöstlich des Dorfes Tarthun, begonnen.

Der Schachtpunkt befindet sich etwa 800 m im Osten der Schachtanlage „Brefeld I“ und liegt auf der Höhe einer unbedeutenden Erhebung des Geländes. Beim Ausheben von Gruben für Fundamente

wurde in der Tiefe von 50 cm eine Grabanlage freigelegt, die ihrer Anordnung wegen allein schon ein besonderes Interesse beanspruchen dürfte, zumal sie durch die Königliche Berginspektien zu Staßfurt sorgfältig aufgenommen worden ist.

Nach Mitteilung genannter Behörde wies an der glatten Tagesoberfläche nichts auf das Vorhandensein eines Grabes hin, auch fanden sich keine Steinpackungen oder Spuren einer Einsargung vor.

Der Boden ist alluvial. Unter einer schwachen Humusdecke befindet sich Lehm, vermischt mit Kies, darunter roter Schieferletten des Buntsandsteins.

Man hatte auf dieser Erhebung den Schachtpunkt gewählt in der Hoffnung, an dieser Stelle beim Abteufen weniger als an tiefer gelegenen Stellen durch Wasser belästigt zu werden.

An Ort und Stelle machte mich der Königliche Steiger Damm darauf aufmerksam, daß von dem Fundplatze aus ein wenig auffallender flacher Wall in gerader Linie sich sowohl nach Osten wie nach Westen, hier bis zu dem 8 m höheren „Blockshorenberge" hinzöge. Dem Anscheine nach ist der Wall eine Anschüttung und wäre eine Untersuchung wohl am Platze, um so mehr, als bedeutungsvolle Namen, wie der schon genannte „Blockshorenberg" und der „Hök" in der Umgebung vorkommen und vorgeschichtliche Altertümer wiederholt geborgen worden sind. Der vortreffliche Ackerboden wie offenfließende Solquellen (Sülzen) mögen auch hier bereits in der Urzeit zur Ansiedlung gelockt haben.

Die Lage der drei aufgefundenen Skelette ist aus der beigefügten Skizze (Tafel IV, Figur 27) zu erkennen. Den Mittelpunkt der Grabanlage bildete eine unverzierte tönerne Schale von 9 cm Höhe und 14 cm oberer Weite, welche „des schlechten Erhaltungszustandes wegen nicht gehoben worden konnte". Leider sind die Scherben mit dem Abraum abgefahren worden und nicht in meine Hände gelangt. Die Füße der Bestatteten lagen dem Beigabegefäß zugekehrt, etwa 20 cm davon entfernt.

Die Skelette I und II schienen männlichen Individuen anzugehören, während III als das Skelett eines jungen Mädchens angesehen wurde. Nach den mir übergebenen Gebeinresten — darunter ein Unterkiefer mit einigen Zähnen — zu schließen, dürfte es ein noch nicht erwachsenes Mädchen von 14 bis 16 Jahren gewesen sein. Kiefer wie Unterarmknochen zeigten eine durch Oxydation der Beigaben hervorgerufene grüne Färbung.

Neben dem erwähnten Unterkiefer befand sich unter den Skelettresten noch ein anderes Stück eines Kiefers, dessen Zähne auf ein Kind in ganz jugendlichem Alter schließen lassen. Nach Urteil des Herrn Professor Dr. med. Körner, Direktor der Poliklinik für Zahnkrankheiten zu Halle, kann dieses Stück nicht zu dem Skelett III gehört haben, und ist die Annahme, daß hier noch eine vierte Bestattung stattgefunden hätte, berechtigt.

An der Fundstelle teilte mir der Steiger Damm mit, daß er bei den Abräumungsarbeiten von einem vierten Skelett nichts bemerkt habe, doch sei an der Stelle, wo ich dasselbe vermutete, nicht so viel Boden abgetragen als an den anderen Grabstellen, und sei es nicht ausgeschlossen, daß in dem unberührten Boden noch Skeletteile liegen geblieben wären.

Beigaben fanden sich nur in dem Grabe III, und zwar um den Hals des Skeletts ein Wendelring von 17,50 cm äußerer Weite und 1 cm Stärke mit siebenfachem Wechsel und an jedem Unterarm je sieben Armringe, so verteilt, daß der rechte Arm die leichteren, der linke die schwereren trug.

An dem noch elastischen, schön patinierten Halsringe fehlt von altersher der eine Schließhaken, der Ring ist jedoch so zusammengebogen, daß der noch vorhandene, durch Einhiebe verzierte Schließhaken und die Abbruchstelle sich berühren.

Der Halsring ist nicht gegossen und nachträglich bearbeitet, wie der von Hainrode, sondern er ist insofern als „echt" zu bezeichnen, als er aus vier abgeflachten Drähten gewunden ist, was mau an den Enden, wo er zusammengehämmert und zu dünnen Haken gestreckt ist, deutlich zu erkennen vermag.

Daß der Ring wirklich getragen worden ist, und zwar längere Zeit, vielleicht schon von den Voreltern des jungen Mädchens, geht daraus hervor, daß die Seite, welche auf dem Körper aufgelegen hat, in gewissem Sinne abgenutzt, d. h. geglättet und mit minder tiefen Lücken versehen ist als die Außenseite (Tafel IV, Figur 26).

Die Armringe gleichen im ganzen denen von Hainrode. Bis auf einen dickeren, gereifelten Ring, der nach innen und außen stärker gewölbt ist, sind alle flach, wenig abgenutzt und an dem Stoße so glatt, daß man glauben könnte, sie wären unter starkem Druck gepreßt worden, wenn nicht einige hin und wieder erkennbare Hammerschläge uns eines anderen belehrten.

Die Königliche Berginspektion zu Staßfurt hat einen Armring analytisch untersucht und festgestellt, daß die Legierung aus

aus 87,67 % Kupfer und 18,80 % Zinn nebst Spuren von Blei besteht.

Die planvolle Gestaltung der Grabanlage sowie die reiche Ausstattung mit Bronzeschmuck sprechen dafür, daß wir es mit einem „Familiengrabe“ zu tun haben und nicht etwa mit den Opfern einer Katastrophe. Über eine ähnliche Grabanlage, welche sieben Skelette enthielt, berichtet Professor Größler in unserer Jahresschrift 1902, Seite 125, Tafel XVII, Alsleben.

Ob die Ausstattung der Leiche eines jungen Mädchens von 14—15 Jahren mit vierzehn Armringen und die eines etwa siebzehnjährigen Mädchens bei Hainrode mit siebzehn Armringen auf Zufall beruht, oder ob dieser Umstand dafür sprechen dürfte, daß es „damals“ Brauch gewesen ist, junge Mädchen in jedem neuen Lebensjahre mit einem Armring zu beschenken, lasse ich dahingestellt sein; sind jedoch vielleicht an anderen Orten ähnliche Beobachtungen gemacht worden, so würde ich für eine kurze Mitteilung sehr dankbar sein. Ich darf wohl hinzufügen, daß das Provinzial-Museum seit 1894 in dem Besitz von dreizehn flachen Armringen ist, welche mit noch anderen, nicht hierher gelangten zu einer Kette vereinigt und um eine Urne gelegt, in einem Grabe des lausitzer Typus gefunden worden sind. Die gespaltenen, äußerlich mit Strichen und Tannenzweigen verzierten Ringe tragen im Innern durch Meißeleinhiebe erzeugte Nummern, nämlich Striche in der Zahl von 1 bis 10. Die Breite der Ringe ist fast gleich und schwankt nur zwischen 1 und 1,10 cm.

Da drei Nummern doppelt vertreten sind, und der Finder eine Anzahl Ringe behalten hat, ist wohl anzunehmen, daß zwei Sätze von 1 bis 10 vorhanden gewesen sind. Leider sind die Fundumstände s. Z. nicht hinreichend festgelegt worden.

Dem Herrn Berghauptmann Dr. jur. Fürst zu Halle, auf dessen Verwendung der Herr Minister für Handel und Gewerbe den Tarthuner Fund dem Provinzial-Museum zugewiesen hat, sowie der Königlichen Berginspektion zu Staßfurt, welche nach sachgemäßer Bergung des Fundes mich nach jeder Richtung hin in entgegenkommendster Weise unterstützt hat, sei auch an dieser Stelle aufrichtiger Dank ausgesprochen!

Weingarten bei Memleben a. U.

Am 21. März 1902 habe ich auf Anregung des Königlichen Forstassessors Zuckschwerdt zu Pforta und in Gemeinschaft mit ihm ein auf dem Weingarten im Walde der Landesschule Pforta, unweit von Memleben belegenes Hügelgrab durchforscht.

Um sich zu überzeugen, ob die im Walde mehrfach vorhandenen Hügel alte Grabhügel sind, hatte Forstassessor Zuckschwerdt einen ihm besonders auffallenden Hügel, der nicht mehr mit Bäumen bestanden war, durch einen von Süden nach Norden führenden, etwa 1,50 m breiten Graben anschneiden lassen. Bei diesem Versuche war er in einer Tiefe von $^3/_4$ m auf Steinplatten und unter diesen auf ein Skelett gestoßen, um dessen Hals Bruchstücke eines sich nach den Enden zu verjüngenden hohlen Halsringes lagen. An dem Schädel in Höhe des os parietale befand sich eine aus dünnem Bronzedraht vierfach gewundene Spirale.

Am Fußende des Skeletts, welches mit dem Kopf im Süden lag, außerhalb der nur mäßig starken Steinkiste, wurden Scherben von zwei schnurverzierten Amphoren aufgelesen, deren Bruchstellen erkennen ließen, daß die Zertrümmerung der Gefäße bereits vor langer Zeit stattgefunden hatte.

Bei diesem Versuche war man nach Westen zu auf eine zweite etwas tiefer liegende Steinpackung gestoßen und hatte die Arbeit eingestellt.

Bei der durch mich am 21. März 1902 in Gemeinschaft mit Forstassessor Zuckschwerdt fortgesetzten Durchforschung beteiligten sich tätig der Königliche Förster Schippan-Memleben und der um die Pflege unseres Provinzial-Museums seit langen Jahren wohlverdiente Königliche Förster Friedrich aus Klein-Wangen.

Das in seiner ursprünglichen Lage belassene Skelett war das einer betagten Frau. Der nach rechts geneigte längliche Schädel lag auf einer kissenartig geformten Platte von Buntsandstein und zeigte konvex abgekaute Backenzähne. Bei Aufnahme des Schädels kamen noch Bruchstücke des hohlen Halsringes und eine zweite Drahtspirale zum Vorschein; an ersterem sind einige wenig tiefe Reifelungen erkennbar. Obgleich auf der Schädeldecke noch Spuren von oxydierter Bronze sich zeigten, waren doch in dem Abraum keine Bronzereste zu finden.

Nach Wegräumen der Sohle des Grabes wurden noch ein Falzbein aus Knochen und eine winzige Bronzespirale gehoben, Beigaben, die vor dem Bau der Steinkiste niedergelegt sein müssen; auch wurden einige kleine Feuersteinsplitter, welche Schlagmarken zeigten, aufgelesen, was der Beachtung wert erscheint, da auf der Höhe des Weingartens Feuersteingeschiebe nicht vorkommen.

Bei dem weiteren Abtragen des aus rotem Schieferletten aufgeschütteten Hügels stellten wir noch drei nebeneinander liegende Kistengräber der Steinzeit fest, die außer einem kleinen Schöpfgefäß

mit Henkel, welches zwischen den Unterschenkeln eines Skeletts gelagert war, keine Beigaben enthielten. Dagegen fanden wir außerhalb der Steinkisten, zu Häupten der Bestatteten, noch eine kleine schnurverzierte aber rohe Amphore, eine Steinbeil aus Hornblendeschiefer und ein langes Feuersteinmesser neben stark versinterten Tier- und auch Menschenknochen. Die letzteren dürften ebenso wie die eingangs erwähnten Amphoren zu einem vierten Grabe gehört haben, welches der bronzezeitlichen Nachbestattung zum Teil hatte weichen müssen. Die steinzeitlichen Skelette lagen in umgekehrter Richtung wie das bronzezeitliche, mit dem Kopfe im Norden.

Obgleich die bescheidenen Bronzebeigaben sich wesentlich von den bereits früher erwähnten zu Skelettgräbern gehörenden unterscheiden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß wir es hier mit einem hallstattzeitlichen Grabe zu tun haben: der Halsring mit einem Durchmesser von etwa 15 cm ist nicht hohl gegossen, sondern, wie der im Innern laufende Spalt lehrt, durch Treibarbeit und Aushämmern von Bronzeblech erzeugt und ist eingeführte Ware.

Die dünnen Drahtspiralen beweisen nur, daß zur Zeit der Bestattung sich noch Überbleibsel aus älteren Perioden mit Produkten der Hallstattzeit mischten. Auch ist es Tatsache, daß ganz einfache Zieraten aus Bronzedraht hierzulande in weit jüngeren Perioden vorkommen.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein Forscher wie Undset in seinem Werke, „Das erste Auftreten des Eisens", über unsere „Skelettgräber mit Bronze und Sachen im Latènestil" mit den kurzen Worten hinweggegangen ist: „die thüringischen Verhältnisse wollen wir hier nicht weiter berühren."

Hohle, aus Bronzeblech getriebene Ringe sind in der Provinz nicht gerade häufig angetroffen worden, jedoch birgt das Provinzial-Museum einige beachtenswerte Exemplare, so einen weiten Halsring aus Andersleben, Kreis Oschersleben (No. 3, 13), und einen desgleichen mit schrägen Reifelungen verzierten aus Dehlitz, Kreis Merseburg (No. 21, 62), der als Einlage einen gewundenen Drahtring trägt. Leider ist bei beiden Funden über die Art der Bestattung nichts bekannt.

Aus Leißling, Kreis Weißenfels, stammt ein gereifelter hohler Halsring, der zusammen mit Rauhtöpfen und einem kleinen kannelierten Gefäß des lausitzer Typus gefunden worden ist und sich wie der vom Weingarten nach den Enden zu verjüngt (No. 291, II). Als weitere Beigaben gehörten Drahtspiralen, wie vom Weingarten, zu dem Funde.

4*

Von Schulpforta sind s. Z. zwei hohle Armringe aus feinem Bronzeblech, deren Enden ineinander zu schieben sind[1], gestiftet worden. Sie sind einem ‚Skelettgrabe‘ entnommen (No. 36, 30).

Mein Wunsch, noch auf weitere „Skelettgräber“ der Hallstattzeit in Thüringen zu stoßen, ist leider bis zu dieser Stunde nicht in Erfüllung gegangen; um so dankbarer würde ich für Nachrichten über derartige Funde sein, da die eigenartige „Bestattung über steinzeitlichen Gräbern“ leicht die Vermutung aufkommen läßt, daß wir es mit einer „zufälligen Abweichung“ von der sonst üblichen Bestattungsweise zu tun hätten, daß die Bestattung nämlich nicht von ansässigen, sondern von umherziehenden Leuten, denen es an Zeit gebrach, die Leiche zu verbrennen, ausgeführt worden sei.

Förtsch.

Brandgräber der Hallstattzeit von der Wüstung Mansena bei Zuchau, Kreis Calbe.

(Hierzu Tafel V.)

Aufgefordert von dem Gutsbesitzer O. Böhler-Zuchau, der dem Provinzial-Museum Scherben zur Altersbestimmung übersandt hatte, begab ich mich am 18. April 1903 nach der Station Patzetz, um in Gemeinschaft mit den Gutsbesitzern Böhler, Richter und Krieg-Zuchau nach dem Fundplatze am Wege Sachsendorf-Wulfen nahe der Eisenbahn Cöthen-Wulfen zu wandern. Dieser Platz befand sich auf einem sandigen Acker etwa 200 Schritt südlich von Sachsendorf, der nach Osten zu durch einen Entwässerungsgraben von einem moorigen Gelände geschieden ist. Zahlreiche Scherben von Gefäßen und mittelgroße Sandsteine lehrten, daß hier bereits manches zerstört worden war.

Ich fand eine Steinkiste, deren Erdbedeckung bereits abgetragen war, vor. Ihre Länge betrug 1,32 m, die Breite 70 cm. Auch waren schon drei kleinere Gefäße, welche obenauf gestanden resp. gelegen hatten, seitens der genannten Herren geborgen worden.

Die Steinkiste, welche die Richtung WO. hatte, war aus acht „Lattorfer[2]) Sandsteinplatten“ erbaut und hatte eine Tiefe von 65 cm.

---

[1]) vgl. v. Tröltsch, Fundstatistik Tafel II, 66.

[2]) Lattorf, auch Latdorf geschrieben, liegt etwa sechs Kilometer südwestlich des Fundplatzes, unweit der Saale.

An beiden Enden bildete je eine starke Platte den Abschluß, auch war eine Sohle aus dünneren Platten gelegt worden. Ebenso hatte sich eine Lage von gleichen Deckplatten vorgefunden, deren einer durch Abschlagen eine fast kreisrunde Form gegeben war. Zu welchem Zwecke, war nicht mehr ersichtlich.

Die Ausführung war, wie sich bei der vollständigen Freilegung des Steinbaues herausstellte, eine äußerst saubere und erinnerte lebhaft an eine Steinkiste von Gröbzig im Anhaltischen, welche ich im Oktober 1899 freilegte; jedoch war dort zum Ausfugen der Platten und zum Glätten des Bodens ein zäher, fester Ton verwendet worden, von dem hier nichts zu bemerken war außer in einem Gefäße selbst. Es sei hierbei bemerkt, daß bei den Grabgefäßen von Gröbzig der Ton auch zum Abdichten der Gefäßdeckel benutzt worden war, ein Verfahren, das nach dem Ton im Innern eines Gefäßes vielleicht auch hier bei Zuchau in Übung gewesen ist.

Bei dem vorsichtigen Abtragen der Steinkiste fand ich nur noch ein auf der Seite liegendes Grabgefäß in Amphorenform, welches außer Ton nur Asche und auffallend wenig Leichenbrand enthielt. Von letzterem wurden noch verschiedene Reste in der Füllerde der Steinkiste aufgelesen (Tafel V, Figur 10).

Aus dem Gefäß scheinbar herausgefallen war eine „Mohnkopfnadel“, wie sie Heierli in „Urgeschichte der Schweiz S. 220 und S. 259“ als der jüngeren Bronzezeit angehörend abgebildet hat.

Da sich neben dem Westende der Steinkiste nach Süden zu, in etwa $^3/_4$ m Entfernung, ein „Findling“ zeigte, ließ ich die umgebende Erde wegnehmen, wobei ein aus sechs fast gleich großen Geschieben hergestellter Aufbau mit ovalem Grundriß bloßgelegt wurde.

Der Bau hatte von W. nach O. die Breite von 1,10 m, von N. nach S. die von 1 m. Da derartige diluviale Geschiebe nicht in der Niederung, wohl aber auf der Höhe bei Zuchau gefunden werden, mögen sie von dort aus herbeigeschleppt worden sein. Zwischen den Steinen wurde nur der Boden eines grob gearbeiteten Gefäßes angetroffen, andere Scherben fehlten, und, da auch kein Knochenbrand vorkam, fehlt es an einer Erklärung für den Zweck des Steinbaues; die Arbeiter versicherten jedoch, daß sowohl in der Nähe dieses Baues wie auch auf der Höhe von Zuchau früher wiederholt Skelettgräber und Steinwerkzeuge gefunden worden wären.

Von dem Gutsbesitzer O. Böhler erhielt ich außer den vorher bezeichneten Gefäßen noch die Scherben einer 30 cm hohen Graburne, welche ich dank der sorgfältigen Bergung der Trümmer

zusammensetzen konnte. Die Form, besonders der stark ausladende Rand, erinnert an Grabgefäße aus dem benachbarten Mansfelder Seekreise (Nelben, Gerbstedt), welche allerdings, abweichend von diesem, horizontale, flache Kannelierungen zeigen, die ihren Ursprung vielleicht fn einem besonderen Aufbau des Gefäßes haben. Zwei der kleineren Gefäße von Zuchau zeigen übrigens gleichfalls derartige Kannelierungen und dadurch Verwandtschaft mit dem lausitzer Typus (Tafel V, Figur 11).

In Farbe und Tonmaterial gleichen sich die genannten Gefäße aus Zuchau, Gröbzig und dem Mansfeldischen. Was die Beigaben anbetrifft, so war der Inhalt des Gröbziger Grabes zwar etwas reicher, da er außer aus zusammengebogenen Drahtringen auch noch aus einer dünnen Pinzette und einer Vasenkopfnadel bestand, aber doch immerhin dürftig zu nennen, was den Gepflogenheiten der lausitzer Periode entspricht.

In dem Dorfe Zuchau, welches slawischen Ursprungs ist, befindet sich ein „Bauernstein“ und ein „Mordkreuz“ welche beide der Beachtung wert sind. Wohin die zahlreichen dort gefundenen Altertümer, von denen „in der Schenke“ erzählt wurde, gelangt sind, war nicht zu ermitteln.

Förtsch.

Ausgrabung im „Schweinert“[1] bei Klein-Rössen, Kreis Schweinitz.

(Hierzu Tafel V.)

Am 4. Mai 1903 begab ich mich in Gemeinschaft mit Pastor Pallas-Herzberg, und Amtsrichter Krieg, damals noch in Schlieben, zwei vortrefflichen Kennern der Vorgeschichte und Geschichte ihrer derzeitigen Heimat, von Station Klein-Rößen aus nach dem „Schweinert“, jenem bekannten, weit über 400 Hügel bergenden Gräberfelde aus „vorslawischer Zeit“, das uns der klar blickende, auch als Menschenfreund heute dort noch hochverehrte Dr. med. Wagner-Schlieben in begeisterten Worten geschildert hat.[2])

---

[1]) Der Schweinert selbst liegt im Kreise Liebenwerda.

[2]) Dr. Friedrich August Wagner, Physikus des Schweinitzer Kreises etc. „Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer 1828“ und „Ägypten in Deutschland oder die germanisch-slawischen, wo nicht rein germanischen Altertümer an der schwarzen Elster 1833.“

Dem Werkchen „Tempel und Pyramiden“ hat Wagner ein Titelbild des Schweinert[1]) vorgeheftet, aus welchem man erkennt, daß seiner Zeit „der Schweinert“ in der Hauptsache mit Birken und anderen Laubstämmen bestanden gewesen ist.

Im Jahre 1876, als Dr. Voß-Berlin[2]) den Schweinert besuchte, hinderten ihn dichte und bereits ziemlich hohe Kiefernschonungen an der Übersicht. Heute bilden den Waldbestand mittelstarke, hochstämmige Kiefern, die nicht eben dicht stehen und somit einen weiteren Ausblick gestatten, so daß man Gestalt und Umfang mehrerer Hügelgräber gleichzeitig studieren kann.

Es würde übrig sein, die Erfahrungen der beiden genannten Autoritäten, wenn auch nur auszugsweise, wiederzugeben, jedoch sei es mir gestattet, da, wo ich Abweichendes beobachtet habe, dies zu erwähnen. Auch erlaube ich mir, eine flüchtige Skizze des Geländes, das für den Prähistoriker heute noch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges birgt, hier beizufügen, wobei ich bemerke, daß mir ein Messtischblatt 1: 25000 nicht zur Verfügung stand, daher die Skizze Anspruch auf Genauigkeit nicht machen kann; soll sie doch auch nur als Wegweiser dienen (Tafel V, Skizze 9).

Wagner nennt den Schweinert „naß“[3]) und erwähnt „Aufgänge zu den Grabhügeln von verschiedenen Himmelsgegenden, nur nicht von Abend her.“

Bei meiner ziemlich ausgedehnten Besichtigung des Schweinert habe ich, obgleich in der Nähe ein kleiner Bach fließt, zwischen den Hügeln von nassem und feuchtem Boden wenig bemerkt. Es ist wohl anzunehmen, daß zu Zeiten, als Laubwald hier stand, die Verdunstung eine geringere gewesen ist wie heute, wo lichter Kiefernbestand freien Luftzug gestattet; es ist jedoch durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch Veränderungen im Wasserabfluß in jüngerer Zeit stattgefunden haben, ein Vorkommnis, auf welches P. Pallas in den „Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Schweinitz“, vom Februar 1902, No. 37, aufmerksam gemacht hat.

„Aufgänge“ zu den größeren Grabhügeln, welche Wagner erwähnt, sind in der Tat vorhanden, und wenn Dr. Voß sie 1876 nicht hat beobachten können, so mögen die damals dichten Schonungen wohl

---

[1]) In einer Urkunde von 1465 heißt er „Das Gehulze, der Schwaner genannt.“

[2]) Dr. Voß in der Zeitschrift für Ethnologie, B. 8, 1876, „Exkursion nach dem Gräberfeld bei Klein-Rößen.“

[3]) Wagner, Ägypten in Deutschland, S. 5.

daran die Schuld getragen haben; ich möchte aber auch diese Aufgänge Wagners lieber als Zugänge oder als „Erdbrücken" — wie sie auch P. Pallas in einem Zeitungsbericht von 1903 nennt — bezeichnen, da sie bei Anlage der Gräben, welche die Erde zu den Grabhügeln geliefert haben, etwa in der Breite eines Holzweges stehen geblieben sind, um das Betreten — sagen wir den „Besuch" – eines jeden Hügels möglich zu machen, was gewiß ohne solche Erdbrücke schwierig gewesen wäre, da wir annehmen dürfen, daß die Gräben wesentlich tiefer als heute und naß gewesen sind.

Auf mich hat die ganze Anlage diesen „heiligen Hains" den Eindruck gemacht, als ob man von vornherein auf die „Zugänglichkeit zu jedem einzelnen Grabhügel" Wert gelegt habe und auch die Zwischenräume zwischen ihnen in angemessener Breite gehalten hätte.

Ich habe den Boden der Umfassungsgräben untersucht, hauptsächlich, weil unsere Arbeiter behaupteten, daß der gelbe Sand, aus dem die Hügel angeschüttet sind, „herbeigetragen" sei, wie dies ja sonst bei Hügelgräberu häufig der Fall ist: Zu oberst lag mit $^1/_8$ m Mächtigkeit schwarzer Waldboden, in der Hauptsache aus verfaultem Holz, Laub und Moos gebildet. Dann folgte eine gleich starke Schicht schwärzlich gefärbten Sandes, der allmählich nach unten heller wurde und schließlich in gelben Sand überging, wie er dort überall auf $1\,^3/_4$ Spatenstich Tiefe zum Vorschein kommt. Wenn wir nun auch bei dem Durchstechen eines großen Hügels hin und wieder neben gelbem Sand Streifchen grau gefärbten Sandes und selbst Waldbodens antrafen, so stammten diese doch unzweifelhaft nur von dem breiten Graben her, welcher das Material zur Anschüttung geliefert hatte. Geröllsteine fanden sich nur vereinzelt vor, da sie zu anderweitiger Verwendung wohl aufgespart worden waren.

Auf Anraten meiner Begleiter, welche erst wenige Tage vorher einen Hügel im Schweinert durchforscht hatten, beschloß ich, denselben mittelgroßen Hügel von 15—20 m Durchmesser, den 1876 Dr. Voß von Süden aus in Angriff genommen, und, da der Erfolg ausblieb, verlassen hatte, von Norden aus in der Breite von 1,50 m zu durchschneiden, d. h. also, der alten Anbruchstelle entgegenzuarbeiten. Da der Besitzer des Waldes, Rittmeister a. D. von Schaper auf Falkenberg, Kreis Liebenwerda, in entgegenkommendster Weise gestattete, ohne Rücksicht auf einige gefährdete Kiefernstämme vorzugehen, ging die Arbeit glatt von statten und fühlten wir nach einigen Stunden, als wir annähernd die Mitte des Hügels erreicht hatten, mit der Stein-

sonde eine Steinpackung, die uns nötigte, die Grube auf $2^1/_2$ m zu erweitern.

Auf der Steinpackung lagen neben Scherben zertrümmerter Gefäße ein tönerner flacher Spinnwirtel von 6,50 cm Durchmesser, ein glattpolierter Gnidelstein und ein 22 cm langes geschweiftes Bronzemesser, welches über dem Handgriff in einen Ring endet (Tafel V, Figur 8).[1] Der Handgriff selbst ist mit einem Belag von Holz oder Hirschhorn durch vier Niete verbunden gewesen, aber, wie die Überreste lehren und die Niete, nur auf einer Seite des Griffes.

Zwischen Rollsteinen, oder besser gesagt, gestützt und geschützt durch solche, standen einige zierliche Gefäßchen des lausitzer Typus und, etwas weiter nach Norden geschoben, ein größeres topfartiges Gefäß, welches mit einer Schale, deren Scherben ich zusammensetzen konnte, bedeckt gewesen war. Auch noch drei ineinandergesetzte Beigabegefäße wurden glücklich geborgen.

Da der Abend heranrückte, unterbrachen wir die Arbeit, nicht ohne den Ort gegen Plünderung zu sichern, was in der Art geschah, daß wir gebogene Kiefernäste mit der Krümmung nach oben auf einige den Bau überhöhende Steine legten und diese, um die Wiederauffindung zu erleichtern, mit Streu und Zeitungspapier belegten. Einige Spaten Erde wurden darauf geworfen.

Am folgenden Tage wurde der kreisrunde Steinbau lagenweise abgetragen, wobei noch verschiedene Gefäße, teils ganz, teils zerdrückt, geborgen wurden. Sie standen auf fein zerteilten Gebeinstücken und heller Asche, welche nur wenige Kohlen- und Holzreste enthielt.

Beim sorgfältigen Abräumen dieser Überreste fanden sich zwei Noppenringe, gewickelt in sechs Windungen aus einem zusammengedrückten Reifen von feinem Golddraht (Doppeldraht). Der Durchmesser beträgt nur 8 mm, das Gewicht beider Ringe nur das eines Zehnmarkstückes (Tafel V, Figur 5 und 6).

Die Ausbreitung des Leichenbrandes auf fast einen halben Quadratmeter erweckte in mir den Verdacht, daß das Grab schon vor Beendigung der Steinpackung „beraubt“ worden sei und daß die beiden unscheinbaren Spiralröllchen nur der nicht aufgefundene Rest eines Halsgeschmeides sei. In der Asche fand sich noch ein Stück feinen Bronzebeschlags, vielleicht von einem Holzkästchen herrührend,

---

[1]) Vgl. Voß & Stimming, „Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg, Abt. I, Tafel V, 4“ und Heierli, „Urgeschichte der Schweiz, Figur 291, S. 273“.

nnd die Hälfte einer „Bronzenadel mit gerolltem Kopf“, an dem merkwürdigerweise noch ein unverbranntes und durch ausgeschiedene Kupfersalze erhaltenes Restchen eines köperartigen Gewebes haftete.

Den Boden des Grabes bildete ein aus gesprungenen kleineren Geschieben gebildetes Pflaster, das selbst wieder auf weißem Sand lag. Unter diesem war der hellfarbige Boden erhärtet, scheinbar unter Einwirkung von Feuer. Wir waren bei drei Meter Tiefe auf dem gewachsenen Boden angelangt.

Daß wir das Grab einer vornehmen Frau erschlossen hatten, erschien uns durch die Beigaben erwiesen,

Fünf besonders beachtenswerte Gefäße, und zwar ein glattes „zweihenkeliges“ (Tafel V, Figur 1), zwei kleine, amphorenartige mit Strich- und Punktverzierungen (Figur 2 und 7), eine Schale mit Kannelierungen (Figur 4), sowie ein handlicher Kelch mit Fuß (Figur 3) sind abgebildet. Der Erwähnung verdient auch eine große Schale, welche durch Abbrechen des Oberteils eines großen Gefäßes gebildet ist. Da die Scherben des Oberteils nicht zu finden waren, ist anzunehmen, daß diese „Aptierung“ absichtlich vorgenommen worden ist, ehe das Gefäß beigesetzt wurde.

Pastor Pallas übergab mir an Ort und Stelle noch ein Näpfchen sowie Bruchstücke eines flachen Tellers mit wulstigem Rand, die er an dem Südhange des Hügels einige Tage vorher ausgegraben hatte.

In der Charakterisierung der keramischen Erzeugnisse schließe ich mich dem Urteil des Dr. Voß an, welcher S. 168 die dort gefundenen als dem lausitzer Typus ganz nahe verwandt bezeichnet und sowohl die technische Geschicklichkeit der Verfertiger wie das feine Liniengefühl bezüglich der Form hervorhebt.

Die dem älteren lausitzer Typus angehörenden Buckelurnen sind bei unserem Funde nicht vertreten, ebenso fehlen auch die durch Scheidewände geteilten Gefäße, dagegen treten elegante zweihenkelige auf, für die es klassische Vorbilder gegeben haben dürfte.

Nach Erschließung dieses großen Einzelgrabes untersuchten wir noch einige kleinere, unscheinbarere Hügel, doch trafen wir nur auf Bruchstücke von Gefäßen. Ein guter Teil davon mochte wohl schon bei der Raubgräberei, welche der Erzählung nach bereits französische Offiziere während des Befreiungskrieges getrieben haben, zugrunde gegangen sein; den Höhepunkt hat diese Art der Forschung wohl aber erst zur Zeit Wagners erreicht, und zwar zu seinem größten

Kummer. Schildert er doch selbst den Schrecken und den Unmut, die ihn überkamen, als ihm plötzlich mehr denn fünfzig „unverletzte“ Gefäße, zusammen mit allerlei „Metallsachen“, welche Tagelöhnerweiber aus Übigau, von Gewinnsucht getrieben, ausgegraben hatten, überbracht worden sind, und als er das Trümmerfeld im Schweinert, erzeugt „durch das Aufbrausen weiblichen Blutes“, hat ansehen müssen.

Wenn nun Wagner trotz „dieses widrigen Anblicks“ noch versucht hat, durch Nachlese und genaue Prüfung des Verwüsteten der Wissenschaft zu nützen, so können wir ihm die höchste Anerkennung nicht versagen.

Da nach der Schilderung Wagners jene „grabsüchtigen Weiber“ in der Hauptsache nur oberflächlich gesucht haben, so scheint es mir nicht ausgeschlossen, daß noch einzelne, besonders große Hügel, archäologische Schätze in ihrer Tiefe bergen. Möchten sie noch recht lange dort ruhen, geschützt vor Raubgräberei und der Sammelwut Unberufener!

Förtsch.

Latènezeitliche Gräber von Scharteuke, Kreis Jerichow II, und von Mücheln bei Wettin.

(Hierzu Tafel VI.)

Durch Lehrer Wöhlbier-Bergzow war ich im Juli 1903 darauf aufmerksam gemacht worden, daß nahe dem Dorfe Scharteuke ein Gräberfeld beim Abfahren von Sand aufgefunden worden sei und daß Hauptmann von Brauchitsch auf Scharteuke die Genehmigung zur Ausgrabung gegeben hätte.

Der Fundplatz, ein sehr flacher Hügel, etwa 500 m südwestlich von Scharteuke, war zwei Jahre vorher noch mit Wald bestanden gewesen und liegt unmittelbar neben einem verfüllten Teiche und der „ehemaligen Dorflage Scharteuke“ (alt: „Schartawke, Schartauichen“).

Unter dem dürftigen Waldboden stand graugefärbter Sand mit vereinzelten kleinen Geschieben und unter diesem hellfarbiger fester Sand, in welchen man bei der Beisetzung der Grabgefäße nur selten hineingegangen war.

Dem Anscheine nach hatte man bei der Beisetzung ein 75—80 cm tiefes Loch nur von dem Umfang des Deckels der Grabgefäße gemacht und das Gefäß herabgleiten lassen, wobei einzelne Gefäße, besonders

aber die Deckel in Napfform (Tafel VI, Figur 5) bereits Schaden gelitten haben mögen. Die Zwischenräume betrugen nicht mehr als 25—30 cm. Steine als Bedeckung der Näpfe wurden nicht beobachtet, auch keine Anschüttungen von Erde über den Grabstellen.

Die Gefäße zeigen reiche Abwechselung in Form, Größe und Verzierungsweise. Unter den Ornamenten finden sich gerade und gewundene Strichelungen, Eindrücke, vertiefte Kreise und geritzte Dreiecke (Tafel VI, Figur 2), aber auch Auflagen in Knopf- und Wulstform (Figur 3) sowie künstliche Berauhung. Henkel kamen am Hals und an dem Bauche der Urnen vor. In zwei 30 cm resp. 19 cm hohen Gefäßen befanden sich kleine Beigabegefäße mit Henkeln (Tafel VI, Figur 6). Die Gefäße sind ohne Drehscheibe gefertigt.

Die Beigaben waren ungleich verteilt und sind besonders hervorzuheben neben eisernen Gürtelhaken und Ringen: eine Schwanenhalsnadel aus Eisen, gerade Nadeln aus Eisen mit Bronezeknopf, Nähnadel mit Öhr, Spinnwirtel sowie ein breiter Löffel aus Ton. Die segelförmigen Ohrringe tragen kleine blaue Glasperlen und zum Teil kleine Stückchen von Korallen (Figur 4). Auch eine kleine Bronzeperle wurde gefunden und die Hälfte einer großen Glasperle mit onyxartigen Augen. Eine besondere Erwähnung verdienen sechs Berlocken aus Bronze, deren Form lebhaft an die aus Unioschalen ausgesägten Berlocken, wie sie zahlreich im Wormser Museum vertreten sind, erinnert. Sie mögen wohl mit Anhängseln aus vergänglicherem Material zu einem Halsschmuck vereinigt gewesen sein (Tafel VI, Figur 1).

Die bei der Auffindung des Urnenfriedhofes geborgenen Gefäße und Beigaben sind in den Händen des Hauptmann von Brauchitsch verblieben, während die beschriebenen, von mir ausgegrabenen Altsachen, darunter 15 Gefäße, in das Provinzial-Museum gelangt sind.

Ein dem geschilderten ganz nahe verwandter Fund wurde unmittelbar bei Rittergut „Haus Mücheln" auf dem rechten Saaleufer, unweit von Wettin, im August 1903 gemacht.

Der Urnenfriedhof liegt auf einem der durch Schluchten getrennten Vorsprünge der Porphyrhöhen am Wege von Raunitz nach Wettin, an der sogenannten „Pfaffenmahd" (Pfarrwiese?), einem Gelände, welches jetzt zu dem Rittergute Haus Mücheln[1]) gehört. Hier wurde nahe

[1]) Mücheln ist durch eine „ausgezeichnete frühgotische Kirche der Tempelherren" bekannt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte die Umgebung des Ortes nach Keferstein, „Keltische Altertümer", noch zahlreiche Denkmäler der Urzeit aufzuweisen, wie große Grabhügel mit Steinkammern, einen aus Stein-

dem Wege von Döblitz nach Mücheln Boden zur Ausfüllung einer benachbarten Vertiefung am Bahnübergange abgetragen und dabei die Entdeckung gemacht. Der Besitzer, Leutnant der Reserve Anton, gestattete bereitwilligst die Ausgrabungen, die ich im August und im November 1903 vornahm.

Der Boden war guter Humus, den eine dichte, kurze Grasnarbe bedeckte.

Mit Zwischenräumen von 20—25 cm standen die Gefäße in Reihen zu 6—7, in einer Tiefe von 60—70 cm, auf ziemlich festem Porphyrgus. Nur in wenigen Fällen, und zwar bei größeren Gefäßen, war man in diesen festen Boden hineingegangen. Die napfartigen Deckel (Tafel VI, Figur 8) waren zum großen Teil mit Steinen, Porphyrplatten und Knollensteinen, bedeckt und derartig zerdrückt, daß oft der Boden im Innern der Urnen direkt auf dem Leichenbrande lag. Naturgemäß waren auch die Ränder der Grabgefäße arg beschädigt und gehörte viele Sorgfalt dazu, die Randstücke oder wenigstens Teile derselben zu sammeln. Immerhin ist es gelungen, aus 5 Reihen gegen 30 Gefäße zu retten resp. zu ergänzen, welche denselben Charakter tragen, wie die von Scharteuke. Beachtenswert ist, daß die gehenkelten Graburnen (Figur 14) von Mücheln sämtlich tiefer angesetzte Henkel tragen als die meisten von Scharteuke.

Tassenartige Beigabegefäßchen wurden auch hier gefunden. Die verbrannten Reste eines Kindes waren unter Beigabe eines winzigen henkellosen Töpfchens unter einer quadratischen Porphyrplatte beigesetzt (Figur 11).

Eins der Gefäße, von schwarzer Farbe und besonders sauber gearbeitet, bestand aus fein geschlämmtem Ton und zeigte einen scharf umgekröpften Rand, sowie neben Punktreihen zierliche kreisrunde Stempelverzierungen. Form, Technik und Material erinnern lebhaft an bauchige Gefäße von Klein-Corbetha[1]). Bedauerlicherweise war auch dieses Gefäß ebenso wie s. Z. einzelne von Klein-Corbetha durch schuppenartige Abblätterungen zerstört, so daß nur noch Bruchstücke erhalten geblieben sind (Figur 7 und 9).

Die Beigaben gleichen zwar zum großen Teil denen von Scharteuke, z. B. die eisernen Gürtelhaken, Nadeln mit Bronzeköpfen, eiserne

---

platten gesetzten unterirdischen Gang von 300 Ellen Länge, der viele Urnen enthalten hat, Ustrinen, in deren Asche Waffen und Werkzeuge gefunden worden sind und dergleichen mehr. Nichts von allem ist erhalten geblieben!

[1]) Vgl. Latènezeitliche Gräber von der Graslücke in „Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen" II. Heft, 1900. S. 43 ff. Tafel III.

Fibeln, die segelförmigen mehrfach durchlochten Ohringe mit Glasperlen und Korallenstückchen; jedoch finden sich hier auch Schmuckstücke, die für einen gewissen „Reichtum“ der Bewohner sprechen, unter anderen Bronzefibeln (Figur 17 und 18) mit und ohne Zierplatten, ein bronzener Gürtelhaken mit Platte und Knöpfen (Figur 13); zwei wulstige Armringe (Figur 16) und zahlreiche große Glasperlen mit onyxartigen Augen (Figur 12).

Als „ererbte Stücke“ dürften eine kurze gekrümmte Bronzenadel mit „gerolltem Kopf“ (Figur 19) und der spatelartige Oberteil einer „Rudernadel“ (?) anzusehen sein.

Beachtung verdient eine 11 cm lange gestreckte Fibel aus Eisen, welche scheinbar aus „einem Stück“ gearbeitet ist, aber keine Stütze (Rahmen) besitzt.

Waffen und Waffenteile wurden auch hier nicht angetroffen und bedarf es wohl keiner besonderen Begründung, um die Urnenfriedhöfe sowohl von Scharteuke wie von Mücheln einer friedlichen Bevölkerung des „jüngeren Latènezeit“ zuzuweisen.

Die von mir angestellten Nachforschungen nach den einstigen Wohnplätzen sind nicht sonderlich von Erfolg gekrönt gewesen, jedoch scheint unterhalb des von zackigen Porphyrfelsen umgebenen Urnenfriedhofs, näher der Saale zu, da wo ehedem eine ergiebige Quelle geflossen ist, eine Siedelung gelegen zu haben.

Förtsch.

Vorgeschichtliches Pferdegebiss von Klein-Wangen bei Nebra an der Unstrut.

(Hierzu Tafel VI.)

Im Frühjahr 1903 erhielt das Provinzial-Museum durch den Königlichen Förster Friedrich zu Klein-Wangen ein vorgeschichtliches Pferdegebiß, welches der Holzhauer Martin beim Pflügen neben einem schweren Stein, der ihm hinderlich wurde, gefunden hatte. Der Stein lag nahe einem ausgefüllten alten Wege, der ehedem durch die Flur von Klein-Wangen nach der Steinklebe geführt hat.

Ein Blick auf die Abbildung (Tafel VI, Figur 20) lehrt, daß das eigentliche Gebiß aus zwei Teilen besteht, von denen das hintere Gebißstück eine stark ausgebildete Zungenfreiheit trägt. Beide Teile sind „ohne Gelenk“; ihre Wirkung ist demnach nicht die milde unserer

Trensengebisse, sondern mehr die strenge einer Kandare gewesen, wenn auch die Ringe, welche die Stelle der „Stangen" oder „Scheren" unserer jetzigen Kandaren vertreten, einen bescheidenen „Spielraum" gestattet haben.

Diese Ringe von 7 cm Weite, welche man für den Gebrauch sich zurückgeklappt vorstellen muß, gehen durch die beiden Gebißteile hindurch; sie nehmen aber auch die Anfangsglieder von zwei schweren Bronzeketten auf, welche zwischen die beiden Gebißteile geschoben sind, so daß diese sich nicht berührten, vielmehr mit einem Zwischenraum von 10—12 mm im Pferdemaule zu liegen kamen. Ferner sind auf die starken Gebißringe noch zwei zierlich ornamentierte, gekrümmte Knebel lose aufgeschoben. Die beiden Ketten bestehen aus je sechs massiv gegossenen länglichen Gliedern, die durch starke aber offene (nicht verlötete) Drahtringe verbunden sind. Einen Abschluß erhält jede Kette durch ein Endglied, welches, ähnlich einem „Riemenhalter", gespalten ist und zwei Niete mit Köpfen trägt.

Der Technik nach gehört das Gebiß einer Zeit an, in welcher Eisen bereits im vollen Umfange zu Nutzgegenständen verarbeitet wurde, während Bronze hauptsächlich für Zieraten und Schmuck noch Verwendung fand. Ketten und Knebel zeigen noch den Geschmack der Latènezeit.

Wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, wie das Gebiß dem Pferde aufgelegt worden ist, so lehrt uns das die vorhandene „Zungenfreiheit", die ohne Zweifel zuerst in das Pferdemaul geschoben werden mußte, und zwar so, daß sie nahe den Backenzähnen zu liegen kam; der gerade Gebißteil traf dann die Kinnlade näher den Hakenzähnen, also weiter vorn.

Da eine andere Lage des Gebisses ausgeschlossen ist, wird uns auch der Zweck der Ketten klar: Sie können nur die „Backenstücke" des Zaumzeugs gebildet haben; auch entspricht ihre Länge genau der eines heutigen Backenstücks für mittelgroße Pferde, und lehren die gespaltenen Endglieder, daß ein Kopfriemen, der hinter den Ohren saß und jedenfalls verstellbar war, beide Ketten verbunden hat.

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß die Gebißringe beim aufgezäumten Pferde nicht unter die Backenstücke zu liegen kamen, sondern außerhalb derselben, so daß der Gebrauch der Zügel, welche doch wohl nur an den Gebißringen befestigt sein konnten, unbehindert blieb.

Gegen eine Annahme, daß diese Ketten Teile der Zügel, „Kettenzügel" gewesen wären, spricht folgendes: Kein Reiter wird die Zügel

künstlich belasten, seine Faust muß „fühlen“, daher „leicht“ sein. Ein schweres Gewicht an den Zügeln würde eine gute Führung unmöglich machen und ein Pferd, besonders gerade im ruhigen Gange, wie z. B. beim Marsch, durch Rütteln im Maule dauernd belästigen. Von diesen Übelständen aber ganz abgesehen, muß man sich fragen, ob denn überhaupt eine Kette, konstruiert wie die unsrige, bezüglich der Festigkeit den zu stellenden Anforderungen entsprechen konnte.

Unbedingt ist diese Frage zu verneinen: Ein jeder Reiter weiß, welche Kraft ein Pferd „mit dem Maule“ entwickeln kann; er wird daher zugeben, daß bei einem heftigen, widersetzlichen Pferde, ja selbst nur bei einer „starken Parade“ oder bei dem plötzlichen Heben des linken Armes, der ja den Schild trug, ungelötete Ringe sich in dem Maße aufbiegen konnten, daß eine Kette riß und der Reiter die Zügel verlor; das Schlimmste, was ihm begegnen konnte.

In der Wochenschrift „Die Umschau“ vom 5. 9. 1903[1]) befinden sich Abbildungen eines germanischen Zaumzeugs und einer Zäumung, nach welcher die Ketten nicht als Backenstücke, sondern als „Kettenzügel“ anzusehen sind. Das wiedergegebene Gebiß ist von dem unsrigen insofern abweichend, als es kein doppeltes, sondern ein einfaches ist und seine Gebißringe aus Bronze gefertigt sind; verwandt jedoch insofern, als es gleichfalls eine Zungenfreiheit hat und an den Gebißringen Ketten und Knebel sich befinden, die den unsrigen fast gleichen.

Nach der Abbildung in der Umschau ist die Zungenfreiheit als nach vorn liegend gedacht und verbinden die Knebel die Gebißringe mit den ledernen Backenstücken, in welche nur ein Einschnitt für den Knebel gemacht ist.

Obgleich, was ich zugeben muß, bei dem einfachen Gebiß die Verführung groß ist, die Ketten als Anfänge der Zügel anzusprechen und mir wohl bekannt ist, daß im Mittelalter durch Bänder und selbst Metallknöpfe verzierte Zügel im Gebrauch gewesen sind, so ist letzteres doch nur bei Festlichkeiten der Fall gewesen und kann ich nach den von mir vorher ausgesprochenen Anschauungen mich nicht davon überzeugen lassen, daß ein Reiter, der sein Pferd „tummeln“ wollte, je „Kettenzügel“ gebraucht haben wird.

Auch die „Knebel“ scheinen mir einem anderen Zwecke gedient zu haben, als wie die Abbildung in der Umschau zeigt, da die Ver-

---

[1]) Die Umschau, Jahrgang VII, No. 37, 1903 S. 725, Figur 14 und 16; Dr. A. Götze, „Die Germanen zur Römerzeit und ihre Kultur.“

bindung mit den Backenstücken, durch einen „Schlitz im Leder", — eine höchst unsichere gewesen wäre.

Aus demselben Grunde glaube ich auch nicht, daß bei unserem Doppelgebiß von Klein-Wangen, obgleich auch dieser Gedanke nahe liegt, die Knebel in die Zügel eingeknöpft gewesen sind.

Die Knebel müssen den Zweck gehabt haben, entweder einen „Stirnschutz oder -schmuck" mit dem Gebiß zu verbinden, was wenig wahrscheinlich ist, oder den, eine „Kinnkette", welche ja bereits den Römern bekannt war, aufzunehmen.

Die „Lederzügel" sind nach meiner Ansicht einfach in die Gebißringe eingeschnallt worden, wie dies heute noch geschieht.

Dieses Doppelgebiß, welches übrigens nach unseren Anschauungen ein wahres Marterinstrument für ein Pferd gewesen sein muß, hat nicht allein mein Interesse erweckt, sondern auch das vieler Fachleute, Reitverständiger und Handwerker, und würde ich sehr dankbar sein, wenn mir von berufener Seite weitere Aufklärung zuteil würde, da ich wohl annehmen darf, daß in Waffensammlungen sich gewiß Vergleichsmaterial aus älteren Kulturperioden, an dem es hier fehlt, vorfindet.

Förtsch.

Langobardische Gräber von dem Mühlberge bei Mechau, Kreis Osterburg.

(Hierzu Tafel V).

Von Herrn Pastor Kleinau-Mechau war ich benachrichtigt worden, daß auf dem „Mühlberge" zwischen Mechau und Ritzleben, etwa 500 m nördlich der Straße von Salzwedel nach Binde, im Westen des Mühlgrabens („Flöt"), auf Gebiet des Kreises Osterburg, wiederholt Grabgefäße gefunden worden seien; der Wald sei abgetrieben und beabsichtige der Eigentümer, Gutsbesitzer Genthe in Mechau, wieder aufzuforsten; die Gelegenheit zu einer Grabung sei günstig.

Seitens des Herrn Zechlin-Salzwedel und Dr. Meyer-Arendsee wurde mir das Vorhandensein eines reichen Gräberfeldes bestätigt.

Am 14. April 1902 begab ich mich mit Pastor Kleinau, Gutsbesitzer Genthe und drei Arbeitern nach dem genannten Gelände, über das ich schon durch verschiedene Mitteilungen unterrichtet war. So hatte ich gehört, daß der Ort „unheimlich" sei und daß unter dem

größten Hügel, dem „Windmühlenberge“, eine „goldene Wiege“ vergraben liege.

Als freiwillige Mitarbeiter gesellten sich vier „Steinsucher“, die in der Nähe einen „Steindamm“ bauten, zu uns und versicherten, daß nur auf der Südseite des Hügels, der sich etwa fünf Meter über das flache Gelände erhebt, und den höchsten Punkt einer halbkreisförmigen, im Nordwesten offenen, wallartigen Erhebung bildet, Grabgefäße zu finden seien. Ihre Angaben bestätigten sich vollständig; an dem Nordabhange wurde nichts gefunden (Tafel V, Figur 13, Skizze)

Betrachtet man von dem Windmühlenberge das Gelände, welches von dem wallartigen Hügelzuge fast umschlossen wird, so gewahrt man nach Westen zwei ehemalige Teiche, die jetzt verweht sind, und eine Anzahl abgeflachter, mäßiger Erhöhungen, welche sehr wohl kötenartigen Hütten als Grund gedient haben können.

Ich gewann die Überzeugung, daß wir eine ehemalige Dorfanlage vor uns hatten, unter dem Schutz des Hügelzuges und nahe dem wichtigsten Lebenselement, dem Wasser, günstig gelegen. Ein größerer Hügel im Norden hat vielleicht ein umfangreicheres Gebäude getragen.

Ich darf wohl gleich hier erwähnen, daß ein Nachgraben in diesen Hügeln den Beweis erbrachte, daß hier Menschen gewohnt hatten, indem Bruchstücke von einem rohen Gebrauchsgefäß und einer Schale zum Vorschein kamen. Die Schale erinnerte etwas an lausitzer Typus. Ein Arbeiter versicherte, daß vor Jahren aus einem der Hügel ein „großes Gebrauchsgefäß nebst 10—15 kleineren Gefäßen“ ausgegraben worden sei. Zu meinem Bedauern konnte ich nur drei dieser flachen Erhöhungen untersuchen, da die Aufforstung beginnen sollte; auch schien ein Teil bereits früher durchwühlt worden zu sein.

Der Pfarrer Kluge-Arneburg hat in dem 26. „Jahresbericht des Altmärkischen Vereins“ 1899, 151 unter IV: „Die Funde der römischen Kaiserzeit resp. der Völkerwanderungszeit, ein Gräberfeld vom Galgenberge bei Arneburg“, beschrieben und dabei hervorgehoben, daß er die Grabgefäße in einem dreireihigen Gürtel vorgefunden habe und daß er zwei Arten von Gefäßen hätte unterscheiden können; die tieferstehenden seien unverziert gewesen, während die darüberstehenden, die er für die jüngeren erklärt, mannigfaltige, zum Teil sehr kunstreiche und geschmackvolle Verzierungen aufgewiesen hätten. Nach ihm trugen sie die für die römische Zeit typische Form und waren ohne Deckel.

Ich fand auf dem Windmühlenberge zahlreiche Scherben verstreut, und es wurde mir sofort klar, daß es kaum möglich sein würde, fest-

zustellen, ob der Urnenfriedhof etwa so, wie es P. Kluge bei Arneburg angetroffen hatte, nach einem bestimmten System belegt worden wäre.

Immerhin war die Ausbeute noch eine große und vermochte ich in zwei Tagen über fünfzig Grabgefäße, von denen kaum eins dem anderen gleicht, zu bergen, wenn auch einzelne zerdrückt und durch Wurzeln der Kiefern arg beschädigt waren. Bei einigen hatten die feinen Wurzeln die Wände der Gefäße, wenn sie zur Aufnahme der Verzierungen durch aufgetragenen feinen Schlick verstärkt waren, durchbrochen und die Auflage abgelöst, was Hostmann „abbleken" nennt, und zwar in einer Weise, daß die Gefäße nicht wieder herzustellen waren.

Der Waldboden, der den Hügel bedeckte, war nur 10—15 cm mächtig, an einigen höheren Stellen fehlte er ganz, so daß es schien, als sei er abgetragen, dann folgte ein gelblichroter Sand, unter dem ein schwarzroter mürber „Ortstein" von einigen Centimeter Stärke stand, und dann ein hellgelber Sand, in welchem in einer Tiefe von 25—30 cm unter der Oberfläche die Grabgefäße zwischen mittelgroßen Feldsteinen beigesetzt waren. Deckel oder Deckelschalen fehlten, doch waren nicht selten Steine auf die Urnen, in einigen Fällen auch in die Urnen zum Bedecken der Brandreste gelegt.

Wie bei Arneburg, so kam es auch hier wiederholt vor, daß Gefäße übereinander standen, jedoch waren die unteren, welche zumeist Knochenreste von sehr jugendlichen Personen enthielten, in Form und Verzierungsweise nicht von den über ihnen stehenden verschieden, so daß ein Schluß, wie ihn P. Kluge ziehen durfte, hier nicht berechtigt wäre.

Der Form nach haben die Grabgefäße mehr den Charakter eines Napfes als den eines Topfes, sie sind durchweg einige Centimeter breiter als hoch, selbst diejenigen, welche mit Henkeln versehen sind. Die klassischen Formen, wie sie Hostmann in dem Gräberfeld bei Darzau beobachtet hat, sind hier nicht vertreten.

Der Brand ist noch ein unvollkommener, aber immerhin ein besserer als bei lausitzer oder latènezeitlichen Erzeugnissen. Grober Sand oder zerklopftes Gestein ist dem Ton nicht beigemischt.

Die Verzierungsweise der gelblichbraunen Urnen ist eine so mannigfache, daß es sich wohl verlohnen würde, den größten Teil im Bilde wiederzugeben; da dies jedoch wegen „Raummangels" nicht angängig erscheint, muß ich mich mit einigen Beispielen begnügen (Figur 12, 14—17, 19 und 20). Nur wenige Gefäße sind vollkommen

glatt, einzelne tragen als einfachstes Ornament einen eingeritzten oder wulstigen Reifen unter dem Hals oder einen Kranz von stumpfen Eindrücken, wohl auch einige Knöpfe um den Bauch.

Der untere Teil ist zuweilen in Felder geteilt und durch Einstiche oder leichte Strichelung oder durch unruhige Einritzungen vermittelst eines Stiftes oder eines spatel- oder kammartigen Instruments ausgezeichnet; bei anderen sind schräg oder senkrecht laufende Kannelierungen in den Ton, solange er noch plastisch war, eingedrückt worden, wohl auch kreisrunde Stempel von ungleicher Größe. Neben einem staffel- und mäanderartigen Ornament kommen auffallend oft Verzierungen vor, welche die Form des „Schächerkreuzes“ wiedergeben, teils durch seichte Eindrücke erzeugt (Figur 12), teils durch ein „Rändrierrädchen“ (Figur 20), wie es Hostmann als „Werkzeug eines Töpfers“ gefunden hat. Eine Beschreibung dieses Instruments findet sich auf „S. 115 des Urnenfriedhofs zu Darzau“ und braucht hier nicht wiederholt zu werden, um so weniger, als auch Klopfleisch in der Einleitung zu den „Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen,“ S. 87, dieses Töpferrädchen abgebildet hat.

Eine größere, von mir auf dem Mühlberge aufgefundene Scherbe lehrte, daß der flache Knopf dieses Geräts auch zur Herstellung runder, mit gezahnten Rändern versehener Stempeleindrücke gedient hat.

Ganz eigenartigen Geschmack verraten zwei mittelgroße Gefäße, deren Unterteil zur Hälfte, beziehungsweise vollständig, mit zahlreichen, durch Fingernägel gebildeten Erhöhungen bedeckt ist. Obgleich eine Anordnung dieser unregelmäßig geformten Buckel in Reihen oder Gruppen kaum zu erkennen ist, der Töpfer vielmehr absichtlich der äußeren Gefäßwand ein wildes, igelartiges Aussehen gegeben hat, so ist doch der Eindruck durchaus kein übler (Figur 16).

In unserer an keramischen Erzeugnissen so reichen Sammlung sind nur eine gleichgezeichnete Scherbe harten Brandes und ohne grobe Beimischungen vom Advokatenwege zu Giebichenstein und ein einziges schalenartiges Gefäß des lausitzer Typus vorhanden, welche eine verwandte Verzierungsweise aufweisen; jedoch ist hier eine Anordnung in Reihen streng durchgeführt. In dem Museum für Völkerkunde zu Berlin fand ich den Mechauern ähnliche Gefäße aus Butzow, Kreis Westhavelland, und aus Kahrstedt, Kreis Salzwedel, ausgestellt.

Der Hals der Mechauer Gefäße ist zumeist kurz, bald oben sich verengend, bald mäßig erweiternd, fast stets glatt und nur in einzelnen Fällen durch eine seichte Kreislinie oder eine Kette von Einstichen oder Stempeleindrücken verziert. Eine wulstartige Auflage kommt nur

in zwei Fällen vor, häufiger dagegen sind Buckel, einzeln oder in Gruppen zu drei angeordnet. Bei den bereits erwähnten Gefäßen mit je einem Henkel sitzt derselbe an der Mündung an und endet unterhalb der breitesten Stelle des Bauches, wo noch drei Buckel bezw. Stempeleindrücke den Abschluß bilden (Figur 19).

Ganz ähnliche Gefäße, — nur tragen die Henkel noch einen nach oben stehenden Zapfen, — finden sich in dem Berliner Museum aus Dahlhausen, Reg.-Bez. Potsdam, aus Föhrde und Garlitz, sowie aus Gräbern der Altmark.

Nur in vier Graburnen befanden sich „Beigaben", die zum Teil auf dem Leichenbrande lagen: In einem glatten, etwas bauchigen Topfe eine kleine unverzierte Bronzefibel römischen Geschmacks mit langem Schuh; in einer mit seichten, nach unten verlaufenden Rillen verzierten Urne ein gekrümmtes Rasiermesser mit durchlochtem Handgriff nebst Schleifstein; ferner in einem mit Schächerkreuzen bezeichneten Gefäß ein gekrümmtes Rasiermesser nebst eisernem Heftring und in einer reichverzierten Schale eine „geschlossene" kleine Fibel aus Eisen, ganz ähnlich der oben bezeichneten Bronzefibel (Figur 18).

Fast in sämtlichen Gefäßen lagen zwischen den Gebeinresten ungeformte größere und kleinere Brocken des bekannten „Urnenharzes", welche den Eindruck erwecken, als ob sie dadurch gebildet wären, daß man eine heiße Harzmasse in kleinen Pausen in Wasser gegossen hatte, um sie brockenweise erstarren zu machen.

Obgleich über dieses „Harz" schon mancherlei geschrieben worden ist, will ich doch hier angeben, was ein auf dem Gebiete der Harze wohlbewanderter Chemiker, der Dr. Lippert-Halle, mir nach einer Untersuchung mitgeteilt hat:

„Beim Abbrennen — das Harz brennt sehr gut — macht sich ein ganz schwacher Geruch bemerkbar; auch der zuletzt entwickelte weiße Dampf riecht nur wenig. Die zurückbleibende Asche löst sich in Salzsäure und enthält Kalksalze.

In konzentriertem Alkohol tritt nur schwache Lösung mit starker Gelbfärbung ein. Terpentinöl löst beim Erhitzen unter starker Braunfärbung, während der übrige Teil als eine braune Flocke darin schwimmt. Bei der Verseifung mit Kalilauge tritt eine starke Bräunung ein, — keine vollständige Verseifung wie bei den meisten Harzen, und bei Zusatz von Wasser tritt sogar Trübung ein. Aus diesen vorläufigen Untersuchungen geht hervor, daß man es jedenfalls mit einem reinen Harz nicht zu tun hat, vielleicht mit einer Mischung von Harz mit einem anderen Körper."

Eine weitere Untersuchung soll noch näheren Aufschluß geben, der es uns vielleicht möglich macht, den Zweck dieser Beigabe zu ergründen.

Wir haben es bei Mechau ohne Zweifel mit der Siedelung eines seßhaften germanischen Stammes zu tun, dessen Kultur jünger ist als die latènezeitliche, zwar beeinflußt von der römischen, aber bezüglich der Keramik ihre eigenen Bahnen gehend. Ich scheue mich nicht, sie den Langobarden zuzuschreiben, von denen am Ende des 4. Jahrhunderts ein Teil die Niederelbe verließ und nach dem Osten auswanderte. Ein Teil der Bevölkerung wird trotz geleisteten Nachschubs in den alten Gauen geblieben und erst den slawischen Eindringlingen gewichen oder in ihnen aufgegangen sein.

In den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc.“ 1887, S. 298 wendet sich Virchow gegen die Ansicht Danneils (Altm. Jahresschrift I, S. 53), wonach anzunehmen wäre, daß der slawischen Invasion „keine seßhafte Bevölkerung in der Altmark, voraufgegangen sei.

Der Umfang des Mechauer Friedhofes und die zahlreichen Grabgefäße sprechen für Virchows Ansicht und weisen mit Sicherheit darauf hin, daß die kleine Siedelung am Fuße des Mühlberges lange Zeit bestanden hat.

Wenn C. Hartwich-Tangermünde in einem 1888 zu Tangermünde gehaltenen Vortrage es aussprach, daß „in Anbetracht der komplizierten Verhältnisse in der Altmark noch sehr viel getan werden müßte“, so können wir ihm nur beipflichten.

Förtsch.

Slawische Reihengräber von Gorsleben im Mansfelder Seekreise.

(Hierzu Tafel IV.)

Der Gutsbesitzer Paul Nette zu Gorsleben war beim Abtragen von Erde auf dem „Sperlingsberge“ zum Zwecke von Bodenregulierungen auf 40 bis 50 Skelettgräber gestoßen, welche in Reihen neben- und hintereinander lagen und eine bisher wenig bekannte Form zeigten.

Von ihm benachrichtigt, begab ich mich am 13. März 1902 nach dem Fundplatze, um die letzten drei erhaltenen Gräber bloßzulegen. Ein vorhandenes Erdprofil lehrte, daß unter etwa 30 cm mächtigem Humus ein zäher, rötlicher und unter diesem gelblicher Mergel lagerte;

unter diesem stand gelber ziemlich scharfer Sand ohne gröbere Geröllsteine.

Für die Bestattung waren in Zwischenräumen von 20 bis 25 cm rechteckige Gruben mit steilen Rändern in der Länge von 2 m und der Breite von 64 cm ausgehoben. In der Sohle der 1,10 bis 1,20 m tiefen Gruben waren wieder in dem gelben Mergel dem menschlichen Körper entsprechende Vertiefungen ausgekratzt. Ihre Tiefe betrug etwa 22 cm, die Länge 1,80 m; die Schulterbreite war auf 0,35 m bemessen, der Raum für die Füße, welche im Westen lagen, auf 0,17 m. Für den Kopf der Toten, welche auf dem Rücken lagen, war eine kugelige Vertiefung ausgearbeitet, die Arme lagen gestreckt längs des Leibes und der Lenden, die Füße, mit den Zehen nach oben, dicht aneinandergeschlossen. Die dem gestreckten menschlichen Körper angepaßten Gruben waren in dem zähen Mergel scharf abgezeichnet und sehr wohl erhalten, auch hatte es den Anschein, als wären sie mit Hilfe von Wasser dereinst glatt gestrichen worden. Nur in wenigen Fällen reichten diese Gruben bis auf den Sand. Die Arbeiter berichteten, daß die Mehrzahl der Gräber nur ein Skelett enthalten hätte, jedoch sei in einem Grabe über dem Skelett eines Erwachsenen noch ein ebensolches zweites, in den Armen die Überreste eines Kindes haltend, bestattet gewesen. In einem anderen Grabe wollten sie drei Skelette in hockender Lage ohne Beigaben gefunden haben. Wiederholt hatten sie bemerkt, daß auf die Beine der Bestatteten mittelgroße Steine gelegt waren.[1]) Diese letztere Angabe wurde durch den Besitzer des Grundstücks bestätigt (Skizze No. 22).

Die gut erhaltenen Skelette stammten von Leuten mittleren Wuchses, die Schädel waren mehr rund als lang, die Stirn niedrig, das os frontis war über der Stirn bei den von mir beobachteten nicht kugelig, sondern dachartig geformt. Die Zähne waren stark abgekaut, aber bis auf einen Fall „von Caries frei.“

An Beigaben fand sich in den von mir bloßgelegten Gräbern nichts, dagegen hatten die Arbeiter den Bügel einer kleinen eisernen Schnalle, einen halben eisernen Ring, für den Arm passend, auf welchem drei flache Scheiben mit Einlagen befestigt waren, ferner sechs Fingerringe aus Bronze und mehrere klammerartige Eisenstücke von 8—11 cm Länge aufgelesen. Die sechs Fingerringe und drei eiserne Klammern waren erhalten und gelangten nebst Bruchstücken der letzteren in meine Hände (Tafel IV, Figur 21—25).

---

[1]) Vgl. Beltz, die Vorgeschichte Mecklenburgs, 156.

Von den Fingerringen haben je drei auf beiden Händen eines Skeletts gesessen und sind sämtlich offen, d. h. die dünnen Enden sind aneinander bezw. nebeneinander gelegt, und zwar derartig, daß sie die Finger nicht verletzten, aber doch je nach der Stärke des Fingers, an dem sie getragen werden sollten, erweitert oder verengt werden konnten. Drei der Ringe, und zwar diejenigen, wo die Enden aneinanderstoßen, sind segelartig aufgetrieben und verbreitern sich nach oben bis auf 10 resp. 13 mm, auch zeigen sie durch Druck oder Schlag erzeugte Verzierungen, ähnlich denen, wie sie Klopfleisch, Beltz und Löscher bei slawischem Schmuck beobachtet haben (Figur 23 und 24).[1]) Die unverzierten sind aus an beiden Enden zugespitzten Stücken kräftigen Bronzebandes hergestellt und gut geglättet (Figur 25). Ein derartiger Fingerring, welcher aus der slawischen Schicht des Leubinger Grabes stammt, befindet sich in dem Provinzial-Museum zu Halle.

Welchem Zwecke die klammerartigen Eisen gedient haben, ist schwer zu sagen. Von einem Sarge können sie nicht stammen, da an Stelle des Sarges die Grube im Löß ausgehoben war und von einer Tragbahre nur dann, wenn man etwa annimmt, daß nach der Lagerung des Toten in der Grube auch die Tragbahre mit in das Grab gelegt worden sei.

Beschläge (Unken) für „Totenschuhe“ (helsko) dürften sie nicht gewesen sein, sonst hätte man sie lediglich am Fußende der Grube finden müssen. Ebensowenig können es Klammern eines Holzschildes gewesen sein, da Waffen als Beigaben überhaupt nicht vorgekommen sind. Bei Beesenstedt im Mansfeldischen sind vor Jahren gleiche Reihengräber aufgefunden worden. Die Art der Bestattung läßt uns die Gräber in die Zeit des früheren Mittelalters verlegen. Professor Größler, Eisleben führt Seite 170 unserer Jahresschrift von 1902 ähnliche mittelalterliche Gräber von der Wüstung „Lodersleben bei Gerbstedt“ und von der „Kleinen Klus“ bei Helfta an, auch gedenkt er dabei in Sandsteinfelsen ausgehauener Gräber gleicher Form von Burgscheidungen. Wir dürfen in ihnen Erinnerungen an die alten Totenbäume (nauffus, truncus) und Vorläufer der Steinsärge des Mittelalters erblicken, welche letztere gleichfalls mit Vertiefungen für Kopf und Körper des Toten versehen waren. Noch vor wenigen Jahrzehnten sollen Bewohner des Münzenberges, des ehemaligen Marienklosters bei Quedlinburg, derartige Särge

[1]) Klopfleisch, Bericht über Leubingen in den „Neue Mitteilungen des Thür.-Sächs. Vereins“ Band XIV, 1878, S. 548, Beltz, die Vorgeschichte Mecklenburgs, Löscher im Jahresschrift 1900—1902 der „Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften zu Gera, Reuß.“

als nächtliche Lagerstätten benutzt haben. Auch aus der wüsten Ortschaft „Groß-Orden“ bei Quedlinburg sind zahlreiche Steinsärge, die aus mehreren Teilen bestehen und derartige Vertiefungen für Kopf und Körper zeigen, geborgen worden.

Der III. Band der deutschen Altertümer von Kruse, Heft 3—4, S. 93 enthält ein „Protokoll über Altertümer von Höhnstedt, Gorsleben und Müllerdorf“, in welchem Ad. Berger berichtet, daß bei Höhnstedt, also in der Nähe von Gorsleben, im Jahre 1828 in Lehm gestochene Gräber gefunden worden seien, „sehr enge, nach der Form des Körpers, und mit schwarzer Erde überdeckt. Sie lagen ausgestreckt, nach verschiedenen Himmelsgegenden gekehrt, lauter erwachsene Leichen. An einigen bemerkte man noch rote Haare.“ Waffen oder andere Mitgaben sind dem Finder nicht aufgestoßen.

Wenn nun auch die Anordnung der Gräber nicht in regelmäßigen Reihen, wie in Gorsleben und dem nahen Beesenstedt, bemerkt worden ist, so stimmen doch im übrigen die Beobachtungen überein und dürften die Lößgräber einer gleichen Zeit angehören.

Bei unserem Gorsleben lassen die Bestattung in Reihen ohne Sarg und Brett, die Belastung der Beine mit Steinen, die Form und die Verzierungsweise der Fingerringe darauf schließen, daß es sich um einen zu dem tief in der Senke liegenden Dorfe gehörigen, längst vergessenen Friedhof handelt, und zwar um einen „slawischen“.

Die einfache Bestattungsweise, die Armut der Beigaben und besonders auch der spöttelnde Name „Sperlingsberg“[1]) weisen auf die Ruhestätte von Menschen hin, die im Leben eine gedrückte Existenz führten, ähnlich wie dies in nördlichen Gegenden bei Siedelungen die Namen „Hühnerdorf“ und „Kietz“ tun.

Bisher habe ich nicht zu ermitteln vermocht, ob Gorsleben zu den Mansfeldischen Ortschaften gehört, welche nachweislich slawische Bewohner, wenn auch nur als „Hörige“, einst beherbergt haben.

Die ältesten Namensformen sind Worsleben, auch Warschleben, welche Professor Größler[2]) als „Erbgut des Woro“ (voro gleich vagabundus) deutet.

Wiese nicht die Endung „leben“ auf ein höheres Alter hin, so würde man bei Prüfung des Grundwortes vielleicht an das slawische „wor“, der Sack, oder „war“, der Dieb, denken können.

---

[1]) Im Norden des vorher erwähnten Städtchens Gerbstedt liegt ebenfalls ein „Sperlingsberg.“

[2]) Zeitschrift des Harzvereins Band XVI, Jahrgang 1883, S. 113.

Zum Schlusse sei hier nebenbei bemerkt, daß in Deutschland die Bestattung in uralter Weise, ohne Sarg, bis über das 16. Jahrhundert hinaus fortgedauert hat: Der Leichnam wurde mit Binden, die zuweilen in Wachs getränkt waren, umwickelt und, nur mit einem Bahrtuche bedeckt, zur Gruft getragen.

Förtsch.

Einige vorgeschichtliche Funde aus Anhalt.

(Hierzu Tafel VII und VIII).

Der Ausgrabung auf dem Schneiderberge bei Baalberge[1]) ist nur eine größere gefolgt und zwar auf dem Bruchberge bei Drosa in allerletzter Zeit (Mitte April 1904). Die Beschreibung derselben wird erst nach Sichtung des ziemlich ergiebigen Fundes durch den Leiter der Grabung, Herrn Dr. Gorges in Cöthen, stattfinden können. Ich kann infolgedessen der Aufforderung, einen Beitrag zu liefern, nur mit gelegentlich gemachten und in meinen Besitz gekommenen Funden nachkommen. Vielfach wird auf den Fund selbst weniger Wert zu legen sein, als vielmehr darauf, daß überhaupt sein Vorkommen konstatiert ist; andrerseits sind doch auch interessantere darunter.

I. Funde aus der jüngeren Steinzeit.

a) Neolithische Kugelamphore aus Elsnigk (Kreis Dessau).

Der Mühlenbesitzer Herr Kniestedt in Elsnigk fand bei der Entnahme von Sand aus dem Garten hinter seinem Gehöfte im Dorfe drei Spaten, also etwa 75—90 cm tief, in dem mit Kies stark vermischten Sande ein Gefäß, das nur mit Sand und Kies gefüllt war (Tafel VII, Figur 25); es hat die Form der bekannten Kugelamphoren mit zwei breiten gegenständigen, oval durchbohrten Henkeln, es ist sauber geglättet, mit fein geschlemmtem Ton überzogen und zeigt hell- bis dunkelbraune Farbe mit schwarzen Flecken. Verziert ist es mit ziemlich tiefen, mehr oder weniger ovalen Einstichen, auf deren linker Seite sehr häufig schräge Rinnen abgedrückt sind; diese rühren von der Riefelung des Instrumentes, eines meiselförmig gestalteten Holzes oder Steinsplitters, her. Die Anordnung der Verzierung ist folgende: auf dem Halse sind unter zwei parallel und dicht unter dem Rande

---

[1]) Der Urnenfriedhof auf der Sorge bei Lindau ist schon früher ausgegraben, wenn auch später beschrieben. Jahresschrift 1903.

laufenden Reihen Dreiecke mit der Spitze nach unten angebracht, und zwar in fünf Reihen, die größten oben und die kleinsten unten, nicht ganz regelmäßig gestellt und auch in der Zahl der Einstiche variierend; auf der Schulter sind die Einstiche in Trapezform angebracht in vier Reihen mit kleinen dreieckigen Anhängseln als Abschluß. Auch unter den Henkeln, nur schmäler, finden sich diese Figuren. Diese Art der Schulterverzierung ist in Anhalt etwas Neues; die in der Sammlung zu Bernburg und Groß-Kühnau befindlichen, sowie die drei anderen Kugelamphoren meiner Sammlung zeigen alle das deutlich ausgesprochene fransenartige Schulterornament, während dieses einen netzartigen Eindruck macht. Weitere Nachgrabungen in der Umgebung der Fundstelle blieben leider resultatlos.

b) Neolithisches Steingerät aus Groß-Alsleben (Kreis Ballenstedt). Auf dem „Alten Burgberge" bei Groß-Alsleben, nahe der Straße Hordorf-Crottdorf (zwischen Oschersleben und Gröningen), wurde ein 11 cm hohes und 2900 gr schweres Steingerät beim Pflügen bloßgelegt; es ist aus Porphyr, hat etwa sanduhrförmige Gestalt, seine hintere Seite ist stark beschädigt; die obere Fläche (9 : 13 cm Durchmesser) ist kleiner als die untere (12 : 14 cm Durchmesser), letztere ist auch sauberer geglättet als die obere; gut ausgearbeitet ist die Mittelrinne. Gewöhnlich werden diese Artefakte als Keulenköpfe angesprochen; bei diesem Gerät spricht aber gegen diesen Gebrauch die verschiedene Größe der Flächen, ferner die größere Abnutzung der unteren; nach meinem Erachten hat das Gerät als Reibstein, vielleicht auch als Netzsenker gedient (Tafel VII, Figur 38).

II. Aus älteren Abschnitten der Bronzezeit

sind wenige Funde bekannt; ein größerer Fund, bestehend aus Gefäßen, bronzenen Arm- und Fußringen, Bügelnadeln, Fingerringen aus Gold und Bronze vom Mühlberge zwischen Osternienburg und Trebbichau (Kreis Cöthen) liegt unter Verwahrung der Herzogl. Regierung im Behördenhaus zu Dessau; da in diesem Jahre weitere Ausgrabungen auf dem Fundplatz geplant sind, soll auch von einer Veröffentlichung des Fundes bis zur Vollendung der Grabung Abstand genommen werden.

III. Äußerst zahlreich sind dagegen **Funde aus dem jüngsten Abschnitt der Bronzezeit, der Zeit des lausitzer Typus.**

a) Bronzesichel und Gefäße vom lausitzer Typus aus Dessau. Neben und zwar westlich von der Polysiusschen Fabrik, Abteilung II,

südlich von der Bahnlinie Dessau-Cöthen, standen auf etwas erhöhtem Terrain Kiefern; dieselben wurden gefällt, die Wurzeln gerodet und der Platz zu Sandgruben verwendet. Dabei wurde eine Bronzesichel (Tafel VII, Figur 26) zwischen Scherben ohne Ornament gefunden. Die Rückenlänge beträgt 15,5 cm, die größte Breite 2,5 cm; ihre Unterfläche ist eben, der bis 7 mm breite Rücken endet in einem 7 mm hohen Knopf; die Mittelrippe ist kaum merklich, an der größten Biegung sind dicht an der Rückenkante zwei schwach hervortretende Halbkreise angebracht (7—8 Jahrh. vor Christi).

Auf demselben Platze wurden ziemlich viel Gefäße mit Aschenresten gefüllt und in Branderde stehend gefunden, aber wohl alle zertrümmert; ferner kamen auch Gefäße vor neben und in kreisrunden Flecken von Branderde (Kochgruben) ohne Knochenreste; die beiden zu beschreibenden Gefäße standen im freien Sande unweit einer solchen Grube. Das größere dunkelbraune (Tafel VII, Figur 27) ist bis auf den Hals wohlerhalten; derselbe ist gegen den Bauch scharf abgesetzt durch eine schmale Rinne; die beiden je 2 cm breiten Henkel tragen zwei breite seichte Rinnen und am unteren Ansatz je drei runde Näpfchen; außerdem sind auf dem oberen Bauchteil drei verschieden breite Kehlstreifen angebracht.

Die hellbraune Tasse (Tafel VII, Figur 28) ist bis auf den Henkel unverletzt, sauber geglättet.

b) Von der an Funden reichen Sandgrube neben der Betonfabrik von O. Maye und Co., in der Nähe des vorigen Fundplatzes (nordwestlich) wurde ein mit Sand gefülltes Gefäß 40 cm tief stehend gefunden; von den beiden gegenständigen Henkeln ist der eine abgeplatzt; auf dem untersten Teil des Halses sind zwei ungleich breite, seichte Rinnen, auf dem obersten Bauchteile vier ziemlich gleich breite, seichte parallele und horizontal laufende Rinnen angebracht (Tafel VII, Figur 29).

Im folgenden mögen die verschiedenen Bestattungsarten der Leichenbrandreste dieser Periode Erwähnung finden, dem ältesten Abschnitt gehört an:

c) eine Leichenbrandbestattung bei Steutz (Kreis Zerbst). Östlich vom Dorfe und nicht weit vom Nordufer der Elbe hat ein Steinsucher auf einem Acker nördlich von den sogenannten „Thieleberger Fichten" ein großes mit Leichenbrandresten gefülltes, auf einem Steinpflaster stehendes Gefäß gefunden, das völlig zertrümmert wurde. Um dieses standen im Kreise herum die nachfolgend geschilderten Gefäße, von denen das größte mit dem Leichenbrand eines Kindes und Beigaben

gefüllt war; das letztere, ein doppeltkonisches Gefäß, ist dicht über der Umbugstelle mit drei horizontalen, scharfen, schmalen Rinnen verziert, geglättet und dunkelbraun (Tafel VII, Figur 11);

2. ein zweihenkliges, sauber geglättetes, dunkelbraunes Gefäß mit scharfem Absatz zwischen Hals und Bauch und schräg vom Halsabsatz bis etwas über die größte Bauchweite laufenden Rippen (Tafel VII, Figur 10);

3. kleines zweiösiges, doppeltkonisches Gefäß mit vier scharfen horizontalen Rinnen verziert; es ist sauber geglättet, dunkelbraun; der Boden ist leicht nach innen vertieft (Tafel VII, Figur 4);

4. roh gearbeitetes, oberflächlich geglättetes Gefäß von Tonnenform; der Hals ist vom übrigen Gefäßteil durch eine breitere Rinne getrennt, der Rand ist teils nach außen, teils nach innen gelegt und zeigt noch die bei der Bearbeitung entstandenen Fingereindrücke (Tafel VII, Figur 9);

5. Schale mit etwas schief sitzendem, 23 mm breitem Henkel, ausgelegtem Rande und scharf durch eine Rinne vom Bauchteil abgesetztem Halse; die oberen zwei Drittel des Bauches sind mit ganz seichten, schräg streichenden Rinnen in unregelmäßigen Abständen verziert; Farbe hell bis dunkelbraun (Tafel VII, Figur 6);

6. einhenklige, gelbbraune Schale mit nach außen gelegtem Rande, kleinen senkrechten Kerben auf der Bauchkante und drei horizontalen, scharfen Rinnen über derselben (Tafel VII, Figur 3);

7. zweiösiges, kleines, dunkelbraunes Gefäß mit zylindrischem, nach unten sich erweiterndem Hals; auf dem Bauche sind viermal sieben bis elf seichte, senkrechte Rinnen in Gruppen angebracht, getrennt jedesmal durch ein freies Feld (Tafel VII, Figur 5);

8 und 9. zwei einhenklige Tassen von gleicher Größe (Tafel VII, Figur 2 und 8);

10. eine kleinere Tasse mit abgeplatztem Henkel (Tafel VII, Figur 7) und *11.* eine stark verletzte Tasse mit etwas nach innen vertieftem Boden und scharfen, teils senkrechten, teils schrägen Kerben auf der Bauchkante (Tafel VII, Figur 1). Abgesehen von Resten mehrerer Ringe aus Bronzedraht (Tafel VII, Figur 12) wurden gefunden ein Bronzedrahtring ohne Naht von 17 mm lichter Weite (Tafel VII, Figur 13), Ringe aus rundem Bronzedraht von $1^3/_4$, 3 und $3^3/_4$ Windung und 17, 15 und 14: 16 mm lichter Weite (Tafel VII, Figur 16, 15 und 14), ein Ring aus flach geklopftem Bronzedraht von $6^1/_4$ Windung und 15 mm lichter Weite (Tafel VII, Figur 17), elf Perlen aus Bronzeblech von 7—9 mm Höhe und 4—6 mm Breite, deren freie Enden meist

nur dicht aneinander, weniger häufig übereinander gebogen sind (Tafel VII, Figur 18), ferner eine kleine Spirale von ganz dünnem, flachen Bronzedraht von drei Windungen und 5 mm lichter Weite (Tafel VII, Figur 19), weiter der Rest einer Bronzenadel von 4 cm Länge mit scheibenförmigem Kopf von 9 mm Durchmesser und 4 mm Breite, der nach oben in einen kleinen Kegel, nach unten in den Nadelschaft ausläuft (Tafel VII, Figur 20) und endlich ein zusammengeschmolzenes Bronzestück (Tafel VII, Figur 22) mit Resten von Perlen, die in Bruchstücken noch vorliegen (Tafel VII, Figur 21); die Außenseite der Perlen ist rauh, hellbraun, die Bruchfläche glänzend weiß, gelblich oder grünlich, blasig und schaumig; sie hatten ovale Form, Durchbohrung in der Mitte, eine Länge von etwa 12 mm und eine Breite von etwa 8 mm; sie machen den Eindruck echter, gebrannter Perlen.

Die Form der Gefäße[1]), sowie die Reichhaltigkeit der Beigaben sprechen für die ältesten Abschnitte dieser Periode; am Ausgang derselben finden wir fast regelmäßig nur ganz geringfügige oder gar keine Beigaben.

Bei diesem Fund stand das Aschengefäß auf einem Steinpflaster und im übrigen frei, umgeben von Beigefäßen, von denen eines wiederum Aschenreste enthielt. Bei dem nunmehr zu beschreibenden

d) aus Klein-Zerbst (Kreis Cöthen) stammenden Funde stand die Aschenurne in einer Packung von Rollsteinen; sie wurde auf dem Gehöft des Landwirts Herrn Kitzing beim Auswerfen einer Kartoffelmiete gefunden, etwa 70—80 cm unter der Oberfläche, und war mit einem flachen, auf der Unterseite glatten Feldstein gedeckt. Es sind noch mehr Gefäße in gleicher Stellung, nur mit einer Schale statt des Steines bedeckt, gefunden, aber völlig zertrümmert. Beigaben enthielt das erstgenannte Gefäß nicht, dagegen fand ich unter den Trümmern und der Asche einer zweiten Urne einen leicht gebogenen Feuersteinspahn von 12 cm Länge und bis 3 cm Breite von grauschwarzer Farbe mit Kreideeinsprengungen und ziemlich tiefen Dengelungen an den Rändern (Tafel VII, Figur 24). Das erhaltene Gefäß ist sauber geglättet, hell- bis dunkelbraun; am oberen Teil des Halses, dessen Rand kurz nach außen gelegt ist, saß ein kräftiger Henkel, der jetzt fehlt. Der konisch sich nach unten verjüngende Hals setzt sich scharf vom Bauchteil ab; letzterer trägt fünf breite Kehlstreifen (Tafel VII, Figur 23).

---

[1]) Vergl. Jentsch: Die Tongefäße der Niederlausitzer Gräberfelder (Versuch einer zeitlichen Gruppierung) Niederlausitz. Mitt. Band II. 1891.

Wiederum ein anderes Verfahren, ein sogenanntes „Glockengrab“, zeigt uns

e) ein Fund aus Klein-Kühnau (Kreis Dessau). Im Garten des Hauses Mittelstraße 1 kam der Arbeiter Herms beim Graben auf einen Gefäßboden; er machte denselben frei und fand, daß es sich um ein umgestülptes Gefäß handelte; es glückte ihm, dieses unbeschädigt zu heben; ebenso noch einige der darunter befindlichen Gefäße; das Hauptaschengefäß stand auf Branderde, hat doppeltkonische, langgestreckte Form, hellbraune Farbe und eine Stelle, die fast den Anschein erweckt, als ob schwarze Farbe aufgetragen sei (Tafel VIII, Figur 28); es enthielt außer der Knochenasche eine zweifach stumpfwinklig gebogene, 13,3 cm lange Bronzenadel mit doppelkonischem Knopf; außerdem ein kleines, doppelösiges Gefäß mit zylindrischem Hals, scharfem Absatz zwischen Hals und Bauch und scharfer Bauchkante (Tafel VIII, Figur 30); der Inhalt des Gefäßes bestand aus der Knochenasche eines Kindes und einigen Stücken eines Armringes aus rundem Bronzedraht; diese Gefäße waren nun zugedeckt mit einem dunkelbraunen, etwas roh gearbeiteten Napf (Tafel VIII, Figur 29). Darum lagen die Scherben mehrerer Gefäße, von denen mehrere rauhe Oberfläche und starke Henkel, eins davon das trianguläre Strichsystem in sauberer Ausführurg zeigte; letzteres enthielt noch etwas Knochenasche, wiederum von einem Kinde, einige Bronzedrahtstücke von einem Fingerring und einen halben Tonring mit glatter Innenwand und fünf Facetten auf der Außenfläche. Das Ganze war nun überdeckt mit einem großen hellgelbbraunen Gefäße von etwas unregelmäßiger Form; der Ton ist stark mit Quarzkörnern versetzt, so daß seine Außenseite, trotzdem sie mit einer Schicht feingeschlemmten Tones überzogen ist, stark rauh erscheint (Tafel VIII, Figur 31). Anscheinend handelt es sich hier um ein Familiengrab. Daß nicht häufiger derartige Funde gemacht werden, kommt wohl daher, daß wie auch hier diese Beisetzungen sehr flach unter der Oberfläche stehen und beim Bearbeiten des Bodens die Deckgefäße naturgemäß zuerst zerstört werden; nicht immer gibt es der Zufall, daß ein mit Ausgrabungen vertrauter Arbeiter auf eine solche Stelle stößt; häufig kann man hier beobachten, daß über und neben Aschengefäßen sich eine Menge Scherben eines großen Gefäßes findet; allerdings muß man auch daran denken, daß große Gefäße absichtlich zerbrochen und ihre Scherben als Decke benutzt wurden.[1])

[1]) Dr. A. Götze, Gräberfeld von Trebbus, Kreis Luckau. Nachr. über deutsche Altertumsfunde. 1903, Heft 3.

f) In der Sandgrube bei dem Dorfe Libehna (Kreis Cöthen) stehen die Aschengefäße dieser Zeit völlig frei im gewachsenen Sande; so fand ich etwa 43 cm unter der Oberfläche ein Gefäß, das mit einem Teile der Seitenwand heraussah; der Erdboden war stark mit Kies vermischt, lehmhaltig; am Fuße des Gefäßes lagen die Randstücke einer Schale, von der ich Bodenreste später im Gefäß fand, deren Zertrümmerung also schon bei der Beisetzung erfolgt sein muß: das Gefäß enthielt die Reste vom Leichenbrand, aber keine Beigaben; es ist tonnenförmig, dunkelbraun, roh und einfach gearbeitet, außen bis auf den schmalen Halsteil rauh gelassen (Tafel VII, Figur 30).

Im Dorfe erhielt ich ein Gefäß mit Deckelschale, das unter denselben Umständen in der Sandgrube gefunden war; auch hier war Leichenbrand ohne Beigaben der Inhalt. Das tonnenförmige, hell- bis dunkelbraune Gefäß ist ziemlich unregelmäßig gearbeitet, leicht rauh gelassen, und trägt 3 bis 4 cm vom Rande entfernt in Abständen von 5, 6, 14 $^1/_2$ und 13 cm kleine Erhebungen, auf denen sich 2 bis 3 mit der Fingerkuppe eingedrückte Vertiefungen finden (Tafel VII, Figur 31); als Deckel diente eine Schale von dunkelgraubrauner Färbung, nicht sonderlich sauber gearbeitet. 4,4 resp. 3,9 cm über dem Boden befinden sich zwei Durchbohrungen von 0,3 und 0,5 cm Durchmesser; auch sie hat einen Henkel gehabt, der jetzt abgebrochen ist; von der Schale ist etwa die Hälfte erhalten (Tafel VII, Figur 32). Ferner erhielt ich ein kleineres zweiösiges Gefäß von daher, das in einem größeren, zertrümmerten und mit Leichenbrandresten gefüllten Gefäß gestanden haben soll. Der Hals erweitert sich nach unten konisch und geradlinig, setzt sich scharf vom Bauchteil ab; von da ziehen bis über die größte Bauchweite schmale Rinnen (8 bis 15) in 6 Gruppen, getrennt durch ein Feld mit zwei seichten, breiten Rinnen; die Ösen sind mit zwei senkrechten Rinnen verziert, unter den Fußpunkten derselben findet sich keine Verzierung. Der Boden ist etwas nach innen gezogen (Tafel VII, Figur 33).

Eine im Kreise Dessau in dieser Periode noch nicht beobachtete, in anderen Kreisen des Landes aber häufiger vorkommende Beisetzungsart in Steinkisten zeigt uns

g) Ein Fund aus Groß-Alsleben (Kreis Ballenstedt; anhaltische Enklave bei Oschersleben). Auf dem „Alten Burgberge" nahe der Straße Crottdorf-Hordorf wurde $^1/_2$ m unter der Oberfläche beim Pflügen eine Steinplatte freigelegt; als man sie wegnahm, entdeckte man die Beisetzung; der Deckstein besteht aus Tuffstein, überdeckte das ganze Gewölbe und war „über ein Fuß" stark; der Hohlraum der Kiste war cirka 1 m hoch,

1 m breit und 0,75 m tief; die Seitenwände bestanden aus Platten von Tuffstein und gewöhnlichem Feldstein. Darin standen drei größere Gefäße mit Knochenasche gefüllt und mit einem flachen, breiten Feldstein gedeckt, eins davon mit den Scherben einer Schale; in der größten fand sich noch ein kleines Stück eines Bronzedrahtringes. Vor diesen stand ein kleiner, ungedeckter, mit Erde gefüllter Krug. Die drei größeren Gefäße sind außen stark mit Asche inkrustiert und zeigen im großen ganzen doppeltkonische Form (Tafel VII, Fig. 34, 35, 36), die kleinste gleicht in der Form der bei Klein-Zerbst gefundenen, nur entsprechend kleiner (Tafel VII, Figur 37), außerdem ist der Boden nach innen ausgehöhlt. Die Scherbe (von einer flachen Schale) zeigt 2,5 cm vom Rande entfernt in 2 cm Abstand zwei glatte Durchbohrungen [1]).

Als Abschluß dieser Periode folgt die Beschreibung einer

h) Haus- resp. Hüttenurne von Groß-Kühnau. Sie stammt von einem Fundplatz, aus dem schon seit fünfzig Jahren mit Erfolg nach vorgeschichtlichen Gefäßen gesucht wird, einer Sandgrube an der „Burg Kühnauer Ecke." Die Beisetzungen und die Reichhaltigkeit der Beigaben sind ganz verschieden; teils stehen die Aschenurnen in Branderde, teils im gewachsenen Sande, einige sind mit Rollsteinen umgeben, andere wieder sind nur mit einem Stein oder mit Schüssel oder Teller gedeckt, manchmal auch mit beiden; viele haben einen flachen Stein als Unterlage; Beigaben finden sich fast nur bei solchen, die sorgsam beigesetzt und durch Steinlage geschützt sind; die meisten lassen solche vermissen. Unsere Hüttenurne stand ziemlich flach etwa 30 cm unter der Oberfläche und wurde glücklicherweise von den Arbeitern bis auf den Boden unverletzt gehoben; sie ist hell- bis dunkelbraun, nicht sonderlich sauber gearbeitet, so daß sie trotz des Überzuges mit feingeschlemmtem Tone immerhin noch etwas höckeriges Aussehen hat. Die Grundform des Bodens und des größten Bauchteils ist rund; der Mittelpunkt der Kuppe ist von der im Mittelpunkt des Bodens und der größten Bauchweite gezogenen Senkrechten verschoben nach der Seite, welche die Tür trägt. Die Tür befindet sich im oberen Abschnitt, ist nahezu quadratisch (9,5 : 9,5) mit abgerundeten Ecken und etwas aufgeworfenen Rändern und trägt 4 cm vom unteren Ende eine seichte Rinne; diese entspricht den ovalen Durchbohrungen (rechts 11 : 6, links 11 : 9 mm) der 3 resp. 3,5 cm hohen halbkreisförmigen seitlichen Pfosten des Rahmens; der untere Pfosten wird gebildet durch den glatten Abschnitt der Gefäßwand, der obere dagegen ist nach oben aufgekrempt; die Tür selbst

[1]) Figur 34 a.

ist höher als die Öffnung, überragt sogar die Kuppe des Gefäßes um 1,5 cm. Die Umkrempung am Fuße des Gefäßes scheint durch nachträgliches Ansetzen des Bodens erfolgt zu sein. Gefüllt war sie mit den Leichenbrandresten eines jungen Individuums; Beigaben fehlten. Denken wir uns den unteren Teil des Gefäßes weg, so haben wir die Form einer Erdhütte, wie ich sie selbst noch auf Rügen und in Mecklenburg gesehen habe; es scheint auch, als ob der Töpfer sich nach einem Vorbild gerichtet hat; so ist z. B. die Aufkrempung des oberen Türrahmens von großer Wichtigkeit, insofern sie das von der Kuppe ablaufende Regen- oder Schmelzwasser seitlich ablenken mußte. Die Verjüngung des Gefäßes nach unten scheint anzudeuten, daß die vorbildliche Hütte in die Erde vertieft war. Der Verschluß der Tür scheint gefehlt zu haben oder wenigstens von schnell vergänglichem Material gewesen zu sein, da die Löcher der Seitenpfosten fest mit trockenem Sand verstopft waren (Tafel VIII, Figur 1 a b c).

Über die übrigen Hausurnen von Anhalt kurz folgendes: 1) Hausurnen im engeren Sinne: Pferdekopfhausurne aus Hoym in Groß-Kühnau; Reste einer Hausurne aus Hoym — A. Ehlers-Hoym; Hausurne aus der Kienheide bei Dessau — Dr. Büttner Pfänner zu Thal. 2) Backofenurnen: zwei aus Hoym in Groß-Kühnau. 3) Hüttenurnen: eine aus Tochheim in Groß-Kühnau; eine aus Groß-Kühnau in meinem Besitz. Türen von Hausurnen wurden gefunden bei Zerbst und in der Kienheide bei Dessau; auch soll vor etwa zehn Jahren eine erhaltene Hausurne in der Sandgrube an der Burg Kühnauer Ecke gefunden, im Unverstand aber zerschlagen sein.

IV. Sichere **Funde aus der La-Tène-Zeit** sind nicht sehr häufig, ein typischer Vertreter dieser Zeit ist

a) eine Bronzefibel aus Groß-Kühnau (Kr. Dessau), deren näherer Fundort allerdings nicht bekannt ist; sie ist 7 cm lang und zeigt den nach oben umgeschlagenen, perlartig verzierten Fuß; das Vorderende des kräftigen Bügels verjüngt sich zum Draht, der Sehne und Nadel bildet. Der Draht windet sich vom Bügel mit zwei Windungen nach links, zieht dann im Halbbogen vor der Sehne zum äußersten Ende der rechten Seite, bildet dort gleichfalls zwei Windungen und läuft dann dicht am Bügel in die Nadel aus; der Schuh ist mit einigen senkrechten Einritzungen verziert (Tafel VIII, Figur 2).

Ein weiterer, wahrscheinlich dieser Zeit angehöriger Fund ist

b) der Fund mehrerer Gefäße in Klein-Kühnau (Kr. Dessau). Dort wurden auf dem Grundstück Mittelstraße 3 beim Bau eines Stallgebäudes in der Ausschachtung zu demselben in 70 cm Tiefe

Scherben eines großen Gefäßes gefunden, das zirka 40 cm Mündungsdurchmesser hatte, auf der Außenseite absichtlich gerauht ist und auf der Grenze zwischen dem Bauchteil und dem geglätteten Halse eine Reihe von Tupfen, mit der Fingerkuppe eingedrückt, trägt; es stand im gewachsenen Sande, enthielt weder Leichenbrand noch sonst irgendwelche Beigaben, darum standen die übrigen Gefäße, die wiederum nur mit Sand gefüllt waren.

1. hohes, schlankes Gefäß mit einer Reihe von Fingertupfen 4 resp. 4,5 cm vom Rand entfernt; letzterer ist geglättet, der übrige Gefäßteil gerauht; der weit offene und breite Henkel ist abgeplatzt; die Farbe ist hellgelbbraun mit dunkleren Tönen (Tafel VIII, Figur 3).

2. Bruchstücke einer sehr sorgfältig gearbeiteten, rotbraunen Terrine mit Feldern starker Tonaufschiebungen (mit Fingernagel?), durch unverzierte Flächen getrennt (Tafel VIII, Figur 4).

3. Napf mit einer Reihe von Fingernageleindrücken 2,5 cm vom Rande entfernt, der bis auf den Halsteil und eine schmale Zone über dem Boden gerauht ist (Tafel VIII, Figur 5).

4. Bruchstücke einer einhenkligen Schale, verziert mit Feldern von Tonaufschiebungen, getrennt durch freie Zonen (Tafel VIII, Figur 6).

5. kleine, einhenklige, schwarzbraune Schale, die verziert ist mit drei breiten Streifen, ausgefüllt mit mehreren Reihen von Fingernageleindrücken (Breite derselben oben 7, 9 und 10 cm, Länge 6 cm, Breite unten 6 cm) in unregelmäßigen Abständen (Tafel VIII, Figur 7).

6. ein graubrauner Topf mit etwas nach innen umgelegtem Rande, dessen Henkel abgeplatzt ist (Loch an der unteren Ansatzstelle) und dessen feiner Tonüberzug fast vollständig abgewittert ist (Tafel VIII, Figur 8).

7. Bruchstück einer sorgfältig gearbeiteten und schön geformten, dunkelziegelroten Schale mit kantigem Knöpfchen auf der größten Bauchweite (Tafel VIII, Figur 9).

Da Metallgegenstände fehlen, so ist man bei der Bestimmung des Fundes nur auf die Gefäße resp. deren Ornamentierung angewiesen; an und für sich ist letztere auch nicht charakteristisch, wohl aber die Felderung, die häufiger bei La-Tène-Gefäßen angetroffen wird.

V. Funde aus der provinzialrömischen Zeit

sind in Anhalt sehr häufig; gar nicht selten finden sie sich in Gesellschaft solcher aus der La-Téne-Zeit; im folgenden mögen einige unvermischte beschrieben werden.

a) Fund aus dem Sandfeld zwischen Klein-Zerbst und Trebbichau (Kreis Cöthen). Daselbst sind beim Pflügen zahlreiche

Gefäße bloßgelegt; sie standen so flach, daß die Pflugschar meist den Rand derselben mit wegnahm und der Ackersmann denselben keinen Wert beilegte; die einzige bisher erhaltene zeigt die bekannte, elegante Form der Gefäße jener Zeit; der obere Teil des Halses ist etwas nach außen gelegt; die größte Bauchweite befindet sich ziemlich hoch am Gefäß. Dicht unter der Einziehung des Halses ist eine Reihe ovaler, flacher Eindrücke angebracht, und ferner darunter in unregelmäßigen Abständen senkrecht oder schräg gestellte, seichte, bis an die Bauchkante reichende Einstriche (jedesmal drei); der Henkel setzt breit ausgestrichen an der Halseinziehung an und fußt auf der obersten Bauchkante; auch hier ist er breit ausgezogen und trägt als Abschluß zwei glatt abgeschlossene, kreisrunde Erhebungen; auf der größten Bauchweite ist eine seichte Horizontalrinne angebracht, von der aus bis dicht über den Boden jedesmal drei parallele, senkrechte Rinnen in ganz unregelmäßigen Abständen ziehen (Tafel VIII, Figur 12). Gefüllt war das Gefäß mit den Leichenbrandresten eines Erwachsenen und folgenden Metallbeigaben: 1) Eisernes Messer von 21 cm Länge, 22 mm größter Breite; die Griffangel ist 5 cm lang, vierkantig, allmählich sich verjüngend (Tafel VIII, Figur 13); 2. eiserne Schnalle, 27 mm breit, 26 mm lang, Öffnung 7 : 20 mm im Lichten, der Dorn fehlt (Tafel VIII, Figur 14); 3 und 4. zwei Bronzefibeln von je 63 mm Länge, die eine völlig, die andere teilweise erhalten. Sehne und Nadel sind an dem Bügel dadurch befestigt, daß der Bügel in ein plattes, schmales, nach oben umgebogenes Stück endet, das die hinter und über den Windungen laufende Sehne faßt. Hinter der Sehne befindet sich auf dem Bügel auf jeder Seite ein Näpfchen, auf der Mitte des Bügels zwei parallele Linien bis zur halbkreisförmigen Erhebung; von da aus laufen parallel den Rändern Linien; über dem Schuh ist ein Dreieck mit der Spitze auf der Mitte des Bügels eingeschnitten. Der Schuh selbst ist auf der Mitte der Unterseite angebracht (Tafel VIII, Figur 15 und 16); 5. der Rest einer Fibel ähnlicher Form und scheinbar ähnlicher Verzierung, soviel bei der fortgeschrittenen Oxydation noch zu erkennen ist; der obere Teil des Bügels ist flach gebogen, der untere kürzer und gedrungener (Tafel VIII, Figur 17) und endlich 6. eine kleine Bronzefibel von 44 mm Länge, deren Bügel in einem ovalen Knopf endet, deren Schuh direkt aus dem Bügel sich entwickelt und eine doppelte Durchbohrung zeigt (Tafel VIII, Figur 18).

Derartige Fibeln finden sich häufig in den Niederlassungen und Kastellen am Obergermanisch-rätischen Limes[1]); die ersteren (3–5)

[1]) Der Obergermanisch-rätische Limes. Lief. VII, S. 32 (Castell Hofheim).

werden in die Mitte, die letztere (6) in das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus gesetzt; in unsere Gegend werden sie wohl etwas später gelangt sein.

b) Fund aus Mosigkau (Kreis Dessau), Chörauerstraße. Daselbst fand sich beim Bau eines Hauses ein größeres Urnenfeld; viel ist zerstört worden und auch die zu beschreibenden Gefäße waren völlig zertrümmert; es kam das daher, weil diese nur etwa 25 cm unter der Oberfläche standen teils im freien Sande, teils in Branderde. Gefüllt waren die Gefäße mit Leichenbrandresten und einigen Beigaben.

Das am besten erhaltene Gefäß zeigt auf dem unteren Teil des ziemlich steilen Halses mehrere parallele, horizontale, etwas unregelmäßige Rinnen und einen ausgearbeiteten Standfuß (Tafel VIII, Figur 22), das weniger gut erhaltene ganz seichte Kehlstreifen auf dem unteren Teil des in der Mitte ein wenig eingezogenen Halses (Tafel VIII, Figur 23).

Von den Beigaben erhielt ich zwei Spinnwirtel doppeltkonischer Form, der eine mehr ausgezogene zeigt auf dem oberen Kegel mehrere horizontale und parallele Rinnen (Tafel VIII, Figur 24), der andere ist flacher und unverziert (Tafel VIII, Figur 25). Die allerdings vielfach zerbrochenen und leider unvollständigen Fibeln gehören zur Gattung der Armbrustfibeln; die eine ist aus Bronze (Tafel VIII, Figur 26), durch das gerundete Bügelende ist ein Stab gesteckt, über den der Draht gewunden ist; die Sehne ist hinter der Rolle und unter dem Bügel durchgeführt; Nadel und Schuh fehlen; bei der zweiten Fibel ist die Bronze oberflächlich versilbert; Stab, Rolle und Draht scheinen wie bei der vorigen angeordnet gewesen zu sein: auf dem stark gekrümmten Bügel sieht man noch drei kleine kammartige Erhebungen (Reste von Scheiben?); die halbe Rolle, Sehne, Nadel und Schuhe fehlen (Tafel VIII, Figur 27). Nach der Form der Gefäße, die übrigens ganz den Eindruck erwecken, als ob sie nachgebildet sind, gehört dieser Fund schon den jüngeren Abschnitten, dem Ende der provinzialrömischen Zeit an.

VI. Aus der **Völkerwanderungszeit** habe ich nur einen Fund aus Aken a. E. (Provinz Sachsen), der eigentlich nicht in den Rahmen der Beschreibung paßt, aber Erwähnung finden mag, um in der Zeitfolge keine Lücke zu lassen. Im Garten eines Hauses der Dessauerstraße in Aken wurde beim Graben von Baumlöchern in 1 m Tiefe und in Branderde eine Menge Gefäße

mit Leichenbrand gefunden und leider bis auf das eine, von mir erworbene zerschlagen; auch dieses Gefäß zeigt in der Mitte des Halses eine Einziehung, auf der Mitte der unteren Hälfte desselben eine Reihe gerader und schräger Kerben; der Übergang vom Hals zum Bauch wird durch einen seichten Kehlstreifen gebildet, auf dem drei Knöpfchen, auf die ganze Peripherie verteilt, angebracht sind (Tafel VIII, Figur 19). Als Beigaben sind darin gefunden, ein graugrüngesprenkeltes Steinbeil von 11 cm Länge, 4,5 cm größter Breite, 24 mm Dicke und 200 gr Gewicht mit gut ausgearbeiteten Kanten, scharfer Schneide und sorgfältiger Politur (Tafel VIII, Figur 20) und ein auf dem Durchschnitt quadratischer (6 mm Durchmesser) Bronzering von 20 : 24 mm lichter Weite (Tafel VIII, Figur 21). Eigentümlich ist das Vorhandensein eines Steinbeils, das ich weniger als Gebrauchsgegenstand als vielmehr als Amulett deuten möchte, da wohl kaum die damalige Bevölkerung, bekannt mit dem Eisen- und Bronzeguß, sich mit der mühseligen Bereitung polierter Steingeräte abgegeben hat.

Zum Schluß möge noch

VII. ein **Fund aus slawischer Zeit** von den „Breiten Bruchstücken" bei Reppichau (Kreis Dessau) Platz finden. Auf die Nachricht, daß daselbst ein Schädel und ein Gefäß gefunden sei, eilte ich dorthin. Leider war der Schädel weggeworfen, das Gefäß, mit gebrannten Knochen eines größeren Tieres gefüllt, noch vorhanden. Es zeigt die für slawische Töpferei charakteristische Form, Behandlung des Tones und Ornamentik; dicht unter dem Rand ein dreiliniges Band, darunter senkrechte und schräge dreilinige Einstriche und unter diesen größere und kleinere, runde und ovale Einstiche in zwei oder drei Reihen. Das Gefäß ist aus freier Hand und etwas unregelmäßig gearbeitet (Tafel VIII, Figur 10). Der Finder und gleichzeitige Besitzer der Fundstelle konnte die Stelle derselben genau bezeichnen, mir auch mitteilen, daß das Gefäß neben dem Schädel gestanden habe. Unmittelbar daneben, und zwar südlich davon, gruben wir weiter und trafen etwa in 50 cm Tiefe auf ein zweites Skelett, das auf dem Rücken ausgestreckt lag, Gesicht nach oben, Kopf nach Westen, Füße nach Osten. Die Gesichtspartie ist leider beim Graben (es war das erste, worauf wir stießen) zerstört (Tafel VIII, Figur 11), von den Rippen und den Wirbeln wurden nur wenige Stücke, die übrigen Knochen dagegen fast vollzählig geborgen. Nach der Zartheit der Stirnpartie und der größeren Röhrenknochen möchte man auf Reste eines weiblichen Individuums schließen. Dicht über dem Skelett lag eine größere

Schicht Branderde. Es scheint somit direkt über dem Grabe ein Schmaus abgehalten zu sein, dessen Reste in einem Gefäße geborgen den Verstorbenen beigegeben sind. Metallische Beigaben sind nicht gefunden.

Maße der beschriebenen Gefäße.

(Die Nummern entsprechen denen der Abbildungen.)

		Höhe	Durchmesser der Mündung,	des Bauches in ? Höhe,	des Bodens.
Tafel VII,	Fig. 25	22 cm	9,2 : 9,5 cm	22,5 in 9 cm	
„ „	„ 27	11,5 „	12 „	14 „ 8 „	8 cm
„ „	„ 28	5 „	8,5 „		8 „
„ „	„ 29	15 „	12,2 „	14,5 „ 8 „	8 „
„ „	„ 11	18 „	16 „	20,5 „ 5 „	8,5 „
„ „	„ 10	12 „	8,5 „	14 „ 5 „	6 „
„ „	„ 4	8,5 „	9,8 „	11 „ 3 „	6 „
„ „	„ 9	10 „	8,9 : 9,2 „	9	5 „
„ „	„ 6	7 „	13,5 „	12,5 „ 3 „	3,7 „
„ „	„ 3	6,2 „	11,5 „	10 „ 2,5 „	4,7 „
„ „	„ 5	7,5 „	6,7 „	8,5 „ 2 „	3,6 „
„ „	Fig. 2 u. 8	4,5 „	7,8 „	—	3,5 „
„ „	Fig. 7	3 „	5,5 „	—	2,8 „
„ „	„ 1	5,5 „	—	—	2 „
„ „	„ 23	21,5 „	16 „	24 in 9,5 b. 10,5 „	10 „
Tafel VIII,	„ 28	21 „	20 „	24 „ 10,5 „ 11 „	10,5 „
„ „	„ 30	7 „	7,5 „	11 in 2 „	5 „
„ „	„ 29	9,5 „	24,5 : 25 „	25 : 25,5 in 7 „	9 „
„ „	„ 31	37 „	52 : 54 „	55 : 56 in 31,5 „	18,5 „
Tafel VII	„ 30	19 „	14 „	18,5 in 11,5 „	12,5 „
„ „	„ 31	26,5 „	14 „	23 : 24 in 16 b. 17 „	15 „
„ „	„ 32	8,7 „	—	—	8 „
„ „	„ 33	10,5 „	9,2 „	12 in 4 „	4,4 „
„ „	„ 34	24,5 „	21,5 „	25,5 „ 8 „	11,5 „
„ „	„ 35	19 „	25 „	30 „ 9 „	12 „
„ „	„ 36	17 „	22 „	23 „ 7 „	11 „
„ „	„ 37	10,5 „	8,5 „	11 „ 3,5 „	3,5 „
Tafel VIII	„ 1	25,5 „	—	26 : 27 „ 15 „	15 „
„ „	„ 3	27,5 „	17 „	22 „ 14 „	10,5 „
„ „	„ 5	11,5 „	19 „	21 „ 7,5 „	9,5 „
„ „	„ 6	6,5 „	21,8 „ ?	21 ? „ 5,5 „	7 ? [1] „
„ „	„ 7	7 „	14,5 „	16 „ 4,5 „	6 „
„ „	„ 8	12 „	12,5 „	15 „ 9 „	8 „
„ „	„ 9	?	15 „	16	?
„ „	„ 12	15,5 „	25,5 „	29 „ 10 „	11 „
„ „	„ 22	16 „	22,5 : 23 „	24 : 25 „ 9 „	8 ? „
„ „	„ 23	15,5 „	—	23 „ 7 „	9,5 „
„ „	„ 19	18,5 „	24,5 „	28 „ 10 „	13,5 „
„ „	„ 10	9,7 „	—	—	9,5 : 10 cm

[1]) Gemessen nach der Zusammensetzung, die nicht tadellos gelungen ist.

Dr. med. Hans Seelmann.

Bronzezeitlicher Depotfund aus der Nähe von Bernburg.

(Hierzu Tafel II.)

Am 9. Oktober 1902 ist ein für hiesige Gegend seltener Fund gemacht worden.

Auf dem wenig geneigten Acker nordöstlich der Stadt Bernburg wurde zirka 30 m vom Abhange des Weinbergs und 300 m von der Nienburger Chaussee entfernt. 22 m über der Talsohle, in dem an dieser Stelle $1^1/_2$ m tiefen schwarzen Boden (Humus) eine Urne (Tafel II, Figur 14) mit fünf Bronzeringen (Figur 11 und 12) und hundertzweiundsiebzig knopfähnlichen Schmuckgegenständen (tutuli) (Figur 13 und 15), ebenfalls von Bronze, gefunden.

Die Ringe, welche z. T. größeren Durchmesser als die Urne haben, waren um letztere herumgelegt, und zwar so, daß der größte sie vertikal, die übrigen sie horizontal umschlossen. Sie sind, wie die Abbildung zeigt, offen, teils in engen, teils in weiteren Windungen in sich gedreht, in der Mitte stärker als an den Enden und an diesen rundlich gearbeitet. Von einem Ringe, welcher in der Mitte eine Lötstelle oder Aufgußstelle zeigt, scheint ein 5 cm langes Stück abgebrochen zu sein, da das betreffende Ende stärker als das andere und an der Bruchstelle notdürftig rund gefeilt ist.

Die Urne, Lausitzer Typus, ist aus grauschwarzem Ton, mit groben Quarzkörnern gemischt, angefertigt, und zwar aus freier Hand, nicht auf der Scheibe. Sie ist in dem unteren, konischen Teile glatt, der mittlere Teil, die Schulter, zeigt sechs Kannelüren, die nur roh geformt sind, während der glatte Hals mit zwei Henkeln versehen ist, resp. war, da der eine abgebrochen ist. Innen und außen zeigte sich ein schwacher Kalkanflug, wie er in hiesiger Gegend oft an Urnen und anderen in der Erde befindlichen Gegenständen gefunden wird, der jedoch bei leichter Reinigung mit dem Schwamme verschwand.

In Abbildung 14 ist die Stellung der Ringe um die Urne, wie sie gefunden wurden, wiedergegeben, zu welchem Zwecke sie mit Fäden befestigt werden mußten.

Der Inhalt der Urne bestand aus schwarzer Erde, ohne jede Spur von Asche, Kohle oder Knochenresten. In diese Erde waren

die tutuli eingebettet, sämtlich von gleicher Form und je 10 gr schwer.

Der Fuß ist mit Rundstäben und Hohlkehlen versehen und trägt im unteren hohlen Teile einen Steg. Auf dem $2^1/_2$ mm starken Halse sitzt eine Kallotte von 11 mm Durchmesser. Der Fuß mit dem Halse ist gegossen, wie aus der Verschiedenheit der inneren und äußeren Form hervorgeht; der Steg und die Kalotte dagegen sind in die Form eingelegt und eingegossen, da Lötmaterial nirgends vorhanden ist.

Der unter dem Fuße befindliche Steg hat wohl zum Durchziehen eines schmalen Riemens gedient, um die tutuli mit diesem am Gewande oder am Gurte befestigen zu können. Die Höhe der tutuli beträgt 22 mm, der untere Durchmesser 20 mm.

Die schwarze Ackererde ist in der Nähe der Fundstelle zirka 100 cm hoch und steht auf 50 cm hohem Lehm, unter welchem Kalkstein liegt. An der Fundstelle selbst zeigte sich der schwarze Boden jedoch 150 cm hoch, da der Lehm bis zum Kalkstein entfernt und durch Erde ersetzt war. Die Urne scheint also in eine Grube gesetzt und dann verschüttet zu sein. Jedenfalls war jedoch früher die Humusschicht an dieser Stelle nicht so stark wie jetzt, denn teils durch Regengüsse, teils durch den Pflug wird die Erde von den höher gelegenen nach den tieferen Teilen des Ackers transportiert, was in der Nähe überall ersichtlich ist.

Andere Urnen oder Scherben, Asche, Knochenreste, oder sonstige Gegenstände, die auf eine Leichenbeisetzung schließen lassen, konnten nicht gefunden werden und ist wohl anzunehmen, daß der Fund ein Depot, vielleicht das eines Händlers war.

Ein ähnlicher Depotfund wurde — wie mir Herr Prof. Dr. Höfer mitteilt — bei Hohenwalde bei Landsberg a. d. W. gemacht, wo in einem Tongefäße dreihundertsechsundzwanzig bronzene tutuli zusammen mit einem Eidringe gefunden wurden. Einzelne dieser Hütchen zeigten an der Spitze eine Vogelgestalt, während die hier gefundenen sämtlich gleichmäßig einen Kugelabschnitt tragen.

Unser Fund gehört wohl der nordischen Bronzekultur resp. der jüngeren Bronzezeit an.

O. Merkel.

Eine Sammlung oligozäner Petrefakten aus der La-Tène-Zeit.

(Hierzu Tafel III.)

Über dem linken Saaleufer, zwischen Alsleben und Plötzkau, liegt ein hügeliges Terrain, welches dem unteren Buntsandstein (vertreten durch Rogenstein) angehört. Hier wurden bei Groß-Wirschleben, auf dem Acker des Oberamtmanns Weihe, am 1. Juni 1898 durch Kommissionsrat Kälber in Bernburg Urnen ausgegraben, welche von Steinen kegelförmig umgeben und mit Platten abgedeckt waren. Es wurden schon früher mehrere ähnliche kegelförmige Gräber in der Nähe aufgedeckt, deren Urnen z. T. auch erhalten sind. War auch das Vorkommen dieser Gräber nicht außergewöhnlich, so erregte doch der Inhalt der einen Urne, die jetzt unter C. No. 123 der Bernburger Sammlung angehört, besonders Interesse (Tafel III).

Die Abbildung zeigt diese Urne in $^1/_4$ natürlicher Größe. Sie besteht aus schwarzgrauem, mit feinen Quarzkörnern gemischtem Tone und hat auf der einen Seite einen leider abgebrochenen, henkelartigen Ansatz. Sie ist gut geglättet und scheint auch graphitiert zu sein.

Der Inhalt bestand aus Asche, Kohle und Knochenresten; was ihn aber besonders bemerkenswert machte, waren die gleichzeitig darin enthaltenen Muscheln, Schnecken und Dentalien in gut erhaltenem Zustande (Figur 1—45).

Schon öfter sind, auch in hiesiger Gegend, Muscheln und Schnecken in Urnen gefunden worden; z. B. in Urnen des „spitzen Hoch" bei Latdorf: unio pictorum, und in anderen Urnen: die kleine im Moose lebende Schnecke cionella, von welcher sogar in einem Schädel, welcher 1882 in der Nähe der Dröbelschen Chaussee ausgegraben wurde, 250 Stück sich befanden.

Die unio pictorum ist vor der Beisetzung in die Urne gelegt worden, die cionella dagegen später durch Zufall, oder beim Aufsuchen des Winterquartiers hineingeraten.

Anders ist es bei unserem Funde, denn sämtliche Stücke sind, bis auf zwei limnaen, welche jetzt noch lebend vorkommen, fossile Formen, die dem Oligozän angehören.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Fossilien nachträglich in die Urne geraten sind; denn erstens sind diese an und für sich, und

besonders hier, selten; zweitens kommen in der Nähe des Gräberfeldes oligozäne Ablagerungen nicht vor; drittens war die Abdeckung der Urne so dicht, daß die Fossilien durch Zufall nicht hineinkommen konnten; und außerdem war die Fundstätte noch unberührt.

Demnach bleibt nur übrig, daß sie sämtlich vor der Beisetzung in die Urne gelegt wurden und als Beigabe dienten.

Unwillkürlich drängen sich nun die Fragen auf: weshalb wurden sie dem Verstorbenen beigegeben und wie kamen sie in seinen Besitz?

Als Schmuckstücke oder als Amulette können sie nicht gut gedient haben, da sie sonst durchlocht sein würden, um auf Schnüre gezogen oder angeheftet zu werden. Als Geld oder Tauschmittel können sie auch nicht verwendet sein, sonst würden andere Urnen ähnlicher Art ebenfalls welche enthalten. Sie könnten vielleicht einem Kinde als Spielzeug gedient haben; aber dem widersprechen verschiedene Gründe. Einem Kinde würde man nicht nur die so sehr seltenen fossilen Stücke, sondern zugleich auch die häufigeren noch lebenden Arten zum Spielen gegeben haben. Ferner würde man zu diesem Zwecke nicht eine Auswahl von wenigen Stücken jeder Art vorgenommen haben, sondern sie wahllos gegeben haben. Es bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß der verstorbene Besitzer die Stücke sammelte und daß man sie seinen sterblichen Überresten als einen ihm wertvollen Besitz beigab.

Es ist aber auch anzunehmen, daß der Sammler sie untereinander und von lebenden Formen, sowie von Fossilien aus anderen Gebirgsschichten zu unterscheiden verstand.

Oligozäne Fossilien sind an und für sich nicht häufig und in den Braunkohlensanden und Tonen sehr zerstreut. Es ist demnach nicht anzunehmen, daß aus diesen direkt gesammelt wurde, um so mehr als aufgeschlossene Lager für die damalige Zeit wohl kaum in Betracht kommen. Die in den Braunkohlenablagerungen vorkommenden Fossilien sind dunkelgrau gefärbt, was in der Verkohlung der anliegenden Teilchen seinen Grund hat. Die in der Urne befindlichen Fossilien sind dagegen von heller Farbe, können also nicht wohl mit verkohlenden Massen zusammengelegen haben.

Nun wurde vor einigen Jahren in den Klüften eines bei Bernburg liegenden Kalksteinbruchs eine verhältnismäßig große Zahl oligozäner Fossilien gefunden, die so wohlerhalten waren, daß sie z. T. noch lebend aus dem Meereswasser, in dem sie sich befanden, in

die Spalten des den Meeresgrund bildenden Kalksteins eingespült und durch Sand verschüttet zu sein scheinen.[1])

In Farbe und Beschaffenheit gleichen diese völlig dem Funde in der Urne.

In älterer Zeit waren die Steilabhänge des Saaleufers noch nicht mit dem Geröll der nachstürzenden Gebirgsmassen etc. bedeckt und ist wohl anzunehmen, daß aus den offenen Klüften der in der Braunkohlenperiode eingetragene Inhalt durch Regengüsse z. T. herausgespült und freigelegt wurde. Die sortierende Wirkung des Wassers, welche räumlich Schlamm, Sand und gröbere Stücke trennt, konnte recht wohl eine Anreicherung der in ihnen vorhandenen Fossilien bewirken, so daß die aus den Klüften zutage geförderten Stücke leichter zu finden waren.

Der Sammler hat jedoch nicht alles genommen, was er fand, denn einzelne Arten, z. B. pectunculus, conus, triton, fusus, sind häufiger als die übrigen, sondern er hat von jeder Art, die er unterscheiden konnte, nur 1—2 guterhaltene Stücke herausgesucht und aufbewahrt.

Die beiden lymnäen sind wohl wegen ihrer Ähnlichkeit mit der fossilen Form mitra der Sammlung beigefügt.

Die in den Braunkohlensanden vorkommenden Korallen hat er der Sammlung nicht beigefügt, ebensowenig wie Fossilien aus dem Muschelkalk. Wahrscheinlich hat er die in Farbe und Dichtigkeit dem Kalkstein ähnlichen Korallen als zu diesem gehörig gerechnet und deshalb ausgeschlossen. Die Fossilien des Kalksteins sind mit Kalksteinmasse ausgefüllt und waren deshalb leicht von den hohlen oligozänen Fossilien zu unterscheiden.

Wir haben es nach dem Gesagten wohl mit einer Sammlung zu tun, bei deren Zusammenstellung der Sammler sowohl die einzelnen Arten unter sich zu unterscheiden, als auch ihre Zusammengehörigkeit zu beurteilen wußte.

Nachstehend folgt noch ein Verzeichnis der auf Tafel III abgebildeten Fossilien, die in der Urne gefunden wurden.

Verzeichnis der auf Tafel III enthaltenen Fossilien.

1.	Pleurotoma	Konincki	7.	Clavatula	semilaevis
2.	„	Bosqueti	8.	„	scrabrida
3.	„	Ewaldi	9.	Pleurotoma	perversa
4.	„	laeviuscula	10.	Fusus	nudus
5.	„	Ewaldi	11.	„	„
6.	„	?	12.	„	Latdorfensis

[1]) Siehe Zeitschrift für Naturwissenschaften Band 70: Der unteroligozäne Meeressand in den Klüften des Bernburger Muschelkalkes.

13. Fusus ?
14. „ Crassistria
15. „ „
16. „ crassisculptus
17. „ ?
18. „ Hoffmanni
19. Mitra inornata
20. Odontostoma angulatum
21. Fusus praetenuis
22. Buccinum bullatum
23. Lyria decora
24. Fusus scalariformis
25. Conus ?
26. „ ?
27. Borsonia bilineata
28. Typhis Schlotheimi
29. Pisanella Bettina
30. ?
31. turritella
32. „
33. „
34. „
35. Triton abbreviatus
36. Aporchais speciosa
37. Cardium cingulatum
38. Natica hanotonsis
39. Natica Semperi
40. Pectunculus tenuisulcatus
41. Limopsis costulata
42. Leda brevis
43. Pectunculus
44. „
45. Corbula conglobata
46. Natica
47. „
48. Dentalium tenuicinctum
49. „ decagonum
50. „ Novacki
51. „ „
52. „ tenuicinctum
53. „ aequicostatum
54. „ „
55. „ ellipticum
56. „ acutum
57. } Lymnae palustris,
58. } noch lebende Formen.

Bernburg, am 15. Dezember 1902. O. Merkel.

Prähistorische Funde von der Burg Tangermünde.

(Hierzu Tafel VI.)

Der Rand des steil zur Elbe und sanft zur Niederung des Tanger abfallenden Tangermünder Diluvialplateaus ist ein uralter Kulturboden. Davon zeugen die zahlreichen prähistorischen Funde, welche in ununterbrochener Reihe alle Perioden der altmärkischen Vorgeschichte umfassen.

Südwestlich von Tangermünde, unmittelbar an die Neustadt sich anschließend, südlich der Tangermünde-Lüderitzer Chaussee, erstreckt sich das berühmte neolithische Gräberfeld, dessen hervorragende Funde wiederholt Gegenstand der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gewesen sind. (Vergl. die Verhandlungen von 1883, S. 152, 371, 438. — 1884, S. 113, 335. — 1885, S. 337. — 1886, S. 41. — 1887, S. 741. — 1890, S. 312. — 1892, S. 182.) Eine zusammenfassende Darstellung über „die bei Tanger-

münde gefundenen Tongefäße und Scherben der jüngeren Steinzeit" gibt Professor Dr. C. Hartwich-Zürich, der die überwältigend größere Zahl dieser Funde selbst gehoben hat, im XXVI. Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte.

Unmittelbar an dieses neolithische Gräberfeld sich anschließend, z. T. sogar in dasselbe übergreifend, erstreckt sich in derselben Richtung, dem Zuge der Chaussee folgend, das sehr ausgedehnte Urnenfeld der La-Tène-Periode. Ein ebenfalls dieser Periode angehörendes kleines Urnenfeld befindet sich nördlich der Stadt, an der von dem Bahnhofe nach den Zuckerraffinerien führenden Zweigbahn. Auch über die Funde der La-Tène-Zeit geben die Verhandlungen der obengenannten Berliner Gesellschaft genügende Auskunft. (Vergl. die Verhandlungen von 1887, S. 216 und 1890, S. 308.)

Übrigens ist in der Nähe des kleinen Urnenfeldes auch ein Skelettgrab aufgedeckt ohne alle Beigaben. Das riesige, 2 m lange Skelett befindet sich wohlerhalten im altmärkischen Museum zu Stendal. Noch bemerken wir, daß neuerdings bei der ehemaligen Ratsziegelei in der Neustadt zahlreiche Skelettgräber aufgedeckt sind. Die Leichen lagen reihenweise, die Köpfe im Osten, ohne irgendwelche Beigabe, über 1 m tief in der Erde. Bei der Eile, mit der die Ausschachtungen und Bauarbeiten betrieben wurden, konnten genauere Untersuchungen nicht vorgenommen werden.

Verhältnismäßig gering sind die Reste der letzten vorgeschichtlichen Periode in der Altmark, der Wendenzeit. Doch ist innerhalb der nordöstlichen Vorstadt von Tangermünde, welche „das Hühnerdorf" genannt wird und noch tief in das Mittelalter hinein von Wenden bewohnt war, ein wendischer Begräbnisplatz aufgedeckt und auf der Burg sind Scherben unzweifelhaft wendischer Gefäße gefunden, wodurch die Ansicht Behlas, daß hier ein wendischer Rundwall gelegen habe, bestätigt erscheint.

Wir sind jedoch der Meinung, daß schon vor der Wendenzeit das jetzige Terrain der Burg besiedelt und wegen seiner die ganze Umgegend beherrschenden Lage wohl auch befestigt gewesen ist. Als sicher darf man annehmen, daß in geschichtlicher Zeit, sei es nun bereits unter Karl dem Großen nach der Unterwerfung der Sachsen oder erst unter dem König Heinrich I. gegen die Wenden eine Feste geschaffen wurde durch Verstärkung der uralten prähistorischen Anlagen. Auch diese Feste bestand wohl nur aus Gräben, Wällen und Pfahlzäunen. Die askanischen Markgrafen, wahrscheinlich schon Albrecht der Bär selbst, haben dann eine wirkliche Burg erbaut, von

der sich aber nur der Rest einer alten Feldsteinmauer erhalten hat. Welchen Umfang diese Burg einst hatte, läßt sich nicht mehr feststellen, sie ist wohl auch allmählich vergrößert, kann aber schließlich so unbedeutend nicht gewesen sein, da die askanischen Markgrafen hier häufig Hof gehalten und große Feste gefeiert haben. Ein Umbau der Askanierburg erfolgte dann 1373—1378 durch den Kaiser Karl IV., der bekanntlich ein prächtiges Schloß mit einer herrlichen Kapelle erbaute und den unter dem Namen Kapitelturm bekannten gewaltigen Bergfried auf die östliche Ecke des Terrains, innerhalb jener Feldsteinmauer der alten Askanierburg, setzte. Auch die Ringmauer der ganzen Burg, welche nach der Elbseite zugleich Böschungsmauer mit riesigen Strebepfeilern ist, wurde von Kaiser Karl IV. hergestellt. Unter den Hohenzollern wurden noch einige Schloßgebäude und Befestigungen hinzugefügt. Nach Ausweis der zwischen 1617 und 1640 aufgenommenen Merianschen Stadtansichten war das Burgterrain auf der Elbseite vollständig mit Gebäuden bedeckt. Aber in der Weihnachtszeit 1640 ging nach der Eroberung durch die Schweden die ganze Herrlichkeit in Flammen auf. Erhalten blieben nur die Ringmauer mit dem Eingangstor, der Gefängnisturm, der Kapitelturm und die Schloßkanzlei. In den Jahren 1699—1701 wurde das noch vorhandene Amtshaus für die Domänenverwaltung erbaut, dem später noch mehrere, jetzt wieder verschwundene Wirtschaftsgebäude und Beamtenwohnungen folgten. Im Jahre 1819 stürzte ein großer Teil der Ringmauer auf der Elbseite ein.

Was nach dieser Baugeschichte vermutet werden konnte, ergab sich auch tatsächlich bei den im Jahre 1888 behufs Feststellung der ehemaligen Schloßkapelle veranstalteten Nachgrabungen; der Boden ist so durchwühlt, daß die Lage der einzelnen Kulturschichten nicht mehr festgestellt werden kann. Vorgeschichtliche und mittelalterliche Reste und Scherben liegen überall neben- und durcheinander.

Im Sommer 1902 wurden nun auf Befehl und auf Kosten Sr. Majestät des Kaisers die Wiederherstellungsarbeiten an den beiden Burgtürmen begonnen. Der erstere, der von dem Kurfürsten Albrecht Achilles erbaute Gefängnisturm wurde schnell vollendet. Am Kapitelturm mußte man während des Winters 1902/03 die Arbeit unterbrechen, sie wurde aber im Sommer 1903 beendigt. Da der früher ca. 26 m hohe Turm um ca. 20 m erhöht wurde, so war eine Verstärkung der Fundamente erforderlich, die unter großen Schwierigkeiten ausgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit ist bei den Ausschachtungsarbeiten eine große Zahl von altertümlichen Fundstücken aufgehoben, die aber

dem Mittelalter angehören und keinen besonderen Wert besitzen. Prähistorische Scherben sind sowohl hier, als auch an der Böschung der Elbseite an der Stelle der 1819 eingestürzten Ringmauer in großer Zahl zutage gekommen, aber weder ein ganzes Gefäß, noch auch nur größere oder zusammensetzbare Bruchstücke eines solchen.

Am interessantesten erscheinen die drei auf der Tafel VI, Figur 22—24 abgebildeten, unmittelbar am Fuße des Kapitelturmes bei den Ausschachtungsarbeiten aus einer Tiefe von 3—4 m gehobenen Fundstücke, die wir kurz beschreiben.

No. 24. Ein 7,4 cm langer Knochen, dessen Spitze abgebrochen ist. Er ist durch den Gebrauch geglättet und abgenutzt, hat also jedenfalls als Lochbohrer (Pfriem) gedient. Wir rechnen ihn der Steinzeit zu.

No. 23. Eine schöne bronzene, mit grüner Patina überzogene Nadel von 12,5 cm Länge. Die Spitze ist unbeschädigt, aber etwas umgebogen. Die Kopfverzierung wird durch Bronzedraht gebildet, der zunächst sechsmal fest um den Schaft gewickelt ist und sich dann in schlangenförmigen Windungen fünfmal so um den Schaft legt, daß das obere Ende desselben wieder frei hervorsteht. Dieser obere Teil der Nadel ist abgeplattet und durchbohrt. In dem Loche sitzt noch ein Stück abgebrochenen Bronzedrahtes. Die Nadel gehört unzweifelhaft der späteren Bronzezeit an.

No. 21 und 22. Eine vierfüßige Tierfigur aus dunkelbraun gebranntem Ton. Die größte Länge der Figur von der Stirn zum Hinterteil beträgt ca. 6 cm. Die größte Höhe vom Boden der stehenden Figur bis zur höchsten Stelle des Schädels beträgt ca. 5 cm. Sie kann bequem auf vier Füßen stehen, hält sich aber auch aufrecht sitzend auf dem platten Hinterteil. Ich glaube, daß mit der Figur ein Bär dargestellt sein soll und nicht, wie anderwärts behauptet worden ist, ein Löwe. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man das Fundstück als ein Kinderspielzeug ansieht. Ob es wirklich prähistorischer Herkunft ist, mögen Forscher entscheiden, jedenfalls ist es interessant genug, um beachtet und näher untersucht zu werden.

W. Zahn.

Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld (Gebirge und See), Querfurt und Sangerhausen.

Zweiter Teil. (Hierzu Tafel IX.)

Eine Beschreibung der in den oben genannten Kreisen bis zum Jahre 1902 aufgedeckten vorgeschichtlichen Funde habe ich in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder Bd. I, S. 125—244 (Halle, bei O. Hendel 1902) erscheinen lassen. Da nun während der letzten Jahre wiederum einige beachtenswerte Funde in diesen Kreisen gemacht bezw. zu meiner Kenntnis gekommen sind, so möge deren Beschreibung zur Ergänzung hier nachfolgen.

Die Ausstattung durch Abbildungen ist der erheblichen Kosten wegen möglichst eingeschränkt worden, sofern weder Form noch Verzierung der Fundstücke, im besonderen der Gefäße, eine Abbildung unbedingt zu erfordern schien. Die wenigen hier gegebenen Abbildungen beruhen auf einer photographischen Aufnahme des Herrn Ette in Eisleben; vervielfältigt sind sie durch die Kunstanstalt der Gebr. Plettner in Halle; die Bornstedter Bronzenadel habe ich an Ort und Stelle gezeichnet.

Augsdorf (Mansf. Seekreis).

(Hierzu Tafel IX.)

Beim Fundamentgraben des Fördermaschinenhauses auf dem Paulsschachte (so genannt nach dem vor mehreren Jahren verstorbenen Ober-Berg- und Hütten-Direktor Paul Fuhrmann zu Eisleben) in der Flur Augsdorf wurde im November 1902 in 0,75 m Tiefe in einer mit schwarzer, fettiger Erde ausgefüllten Grube nebst einigen Skelettresten (Röhrenknochen) eine etwas beschädigte, rotgefärbte Kugelamphora (Sammlung in Eisleben, No. 2636) mit vier kleinen, am Bauchumbruche gleichmäßig verteilten Ösen gefunden. Höhe 13,5 cm, Durchmesser der Öffnung 8 cm, des Bauches 17,5 cm, des Bodens 7 cm. Der Umbruch befindet sich 9 cm über dem Boden. Den ganz niedrigen, aber ziemlich stark nach außen ausladenden Hals umzieht an seiner engsten Stelle, der Verbindung mit dem Oberbauche, eine einfache Zickzacklinie, bestehend aus kurzen, eingekerbten Linien. Den Bauchumbruch umzieht, den Raum zwischen den vier Ösen ausfüllend, ein 1—1,25 cm breites Gurtband, welches von zwei Linien

schräg dicht nebeneinander gestellter Stiche eingesäumt und mit wechselnd auf und nieder laufenden dreieckigen Zacken ausgefüllt ist, in gleichmäßigem Abstande von den vier Ösen unterbrochen. Der Ton im Innern der Wandung hat schwarze Färbung; das Gefäß ist ziemlich hart gebrannt. Eine Steinsetzung in der Grube war nicht vorhanden. Beigaben fehlten oder sind von dem Finder nicht beachtet worden.

Ein Gefäß von ähnlicher Art und Verteilung der Verzierung war bisher in der vorgeschichtlichen Sammlung des Mansfelder Geschichts- und Altertumsvereins nicht vorhanden. Auf meine Bitte hat Herr Ober-Berg- und Hütten-Direktor, Bergrat Schrader das Gefäß der Vereinssammlung überwiesen, in welcher es, wie schon bemerkt, die Nummer 2636 führt.

Was nun das Alter des Fundes betrifft, so ist zu beachten, daß sich eine ganz ähnliche Amphora von etwa 24 cm Höhe, anscheinend unbekannten Fundortes, aber sicher aus der Provinz Sachsen, in dem Provinzial-Museum zu Halle befindet, welche außer einem stichverzierten Bande am unteren Teile des Gefäßhalses noch „ein zweites breiteres Verzierungsband" aufweist, welches aus abwechelnd auf und ab laufenden dreieckigen Zacken (Gurtbandmotiv) bestehend, den Raum zwischen den vier Henkeln in der Mitte des Gefäßbauches, da wo der Umbruch des Gefäßbauchumrisses von oben nach unten stattfindet, umgürtet." [1]) Diese Beschreibung paßt fast durchweg auch auf die Augsdorfer Urne.

Eine noch reicher verzierte Amphora mit Gurtbandmotiv und doppelter Henkelreihe, einer achtfachen unmittelbar unter dem Halse und einer zweifachen am Bauchumbruche, auch nicht näher bezeichneten Ursprungs, befindet sich ebenfalls im Halleschen Provinzial-Museum. [2])

Eine dritte schnur- und kerbenverzierte Amphora mit Gurtbandmotiv ist nach Klopfleisch aus der untersten Schicht des Latdorfer Grabhügels, „spitzes Hock" genannt, bei Bernburg ausgegraben worden. [3]) Sie zeigt Gurtbänder, aus je vier Schnurlinien bestehend, deren Zwischenräume mit senkrechten Kerbschnitten ausgefüllt sind, und hat, wie die Augsdorfer, vier Ösen am Bauchumbruche, die das dortige Gurtband unterbrechen.

---

[1]) Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen, Heft II, S. 79. Abbildung Figur 50.

[2]) Ebenda S. 80. Abbildung Figur 52.

[3]) Ebenda S. 90. Figur 78.

Die hier beschriebene Verzierungsweise findet sich nach Klopfleisch[1]) auch an sehr alten ägyptischen Gefäßen. Daß das Augsdorfer Gefäß der jüngeren Steinzeit angehört, scheint hiernach nicht zweifelhaft zu sein.

Bornstedt (Kreis Sangerhausen).

(Hierzu Tafel IX.)

Am 21. August 1902 besuchte ich die Kiesgrube des Ortsvorstehers Keßler in Bornstedt, in welcher sich angeblich ein Ganggrab befinden sollte. Bei eingehender Besichtigung der Örtlichkeit und nach Befragung ortskundiger Leute erwies sich dieselbe jedoch als ein ehemaliger Wasserstollen, bestimmt zur Führung der Wasser für den Betrieb der einst unmittelbar nördlich von der Stelle gelegenen Schmelzhütte zwischen der Ober- und Untermühle, welche noch jetzt durch eine Schlackenhalde gekennzeichnet ist und neben der sich auch nach des Einwohners Hemprich Aussage ein großer Teich befunden hat. Es ist dies die Stätte, wo einstmals das bereits im Hersfelder Zehntverzeichnisse (um 800 n. Chr.) erwähnte, schon längst wüste Suinswinidun oder Schweinswende gestanden hat. Nach Osten oder Südosten zu von hier soll sich auf dem Hemprichschen Acker ein Steinplatten-Kistengrab befinden, das im Herbst oder Frühjahr sich werde eröffnen lassen.

Übrigens ist der größte Teil des Hügels, auf welchem sich die Keßlersche Kiesgrube befindet und der den Namen Lausehügel führt, bereits abgebaut und bei dieser Arbeit sind angeblich eine Menge von Urnen vernichtet oder doch beseitigt worden. In der Tat scheinen sich in dem nördlichen oder westlichen Teile des Hügels Gräber befunden zu haben. Der noch vorhandene Teil enthält eine Menge von Wohngruben oder Herdlöchern, in welchen Knochen und Scherben zu finden sind. Doch ist bisher nichts von Bedeutung zutage gekommen, abgesehen von einem Reibesteine, den wir bei der Besichtigung ausgruben. Nach den mir vor Augen gekommenen Resten gehört die dorfähnliche Siedelung an dieser Stelle, die mindestens hundert Wohngruben umfaßt zu haben scheint, und recht günstig in unmittelbarer Nähe des Rohneflüßchens liegt, in die jüngere Stein- oder auch Bronzezeit. Das einzig beachtenswerte, aber angeblich für sich allein dort gefundene Stück ist eine große dolchartige Bronzenadel (abgebildet auf Tafel IX), deren Griff mit

[1]) Ebenda S. 79.

einem knaufartigen Knopfe beginnt und auch endet. Der untere nadelförmige Teil ist ein erst viereckiger, dann runder Bronzedraht, dessen Spitze abgebrochen ist. Das ganze Stück ist 23,5 cm lang, von denen auf den Griff 11 cm, auf die Klinge oder Nadel 12,5 cm kommen. Der 1,3 cm starke Endknauf ist fast kugelförmig und von von fünf horizontalen Linien gürtelartig durchfurcht; der untere Knauf von 1,2 cm Stärke hat annähernd Eiform und ist fast völlig von parallelen Gürtelfurchen bedeckt. Der Zwischenraum des Griffes zwischen beiden ist durch neun gleichlaufende, zumeist aus fünf Linien bestehende Liniengruppen verziert, wie eine solche auch den Beginn der Nadel unterhalb des unteren Knaufes bezeichnet. Das Stück befindet sich im Besitze des Ortsschulzen Keßler.

Eine sehr ähnliche Schmucknadel hat Tröltsch in seinem Werke „Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes" (S. 177, Figur 434) aus dem Pfahlbau von Immenstadt (jetzt in der Sammlung zu Friedrichshafen) veröffentlicht.

Neehausen (Mansfelder Seekreis).

Herr Gutsbesitzer H. Ramdohr in Neehausen hatte auf seinen Äckern zwei Gräber entdeckt und mich eingeladen, sie in seinem Beisein aufzudecken. Montag, den 28. März 1904, kam ich bei besonders schönem Wetter der freundlichen Einladung nach.

Schon vorher war in der Flur unweit der Windmühle ein Steingrab aufgedeckt worden, über dessen Beschaffenheit ich nähere Nachrichten nicht erhalten konnte. Dagegen waren mir die darin gefundenen Gefäße für die Sammlung des Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins übermittelt worden. Es waren:

1. eine graurote, schwärzlich gefleckte, annähernd kugelförmige Amphora mit zwei Ösen oberhalb des Bauchumbruchs (Ver.-Samml. No. 2717 a). Höhe 21 cm; Durchmesser der Öffnung 12,25 cm, des Bauches 26 cm, des Bodens 9 cm. Die Bauchkimme befindet sich 10 cm über dem Boden. Das Gefäß ist stark beschädigt, namentlich fehlt der Boden. Verzierungen sind nicht vorhanden.

2. ein Becher aus graugelbem Ton (Ver.-Samml. No. 2717 b), in der Form einigermaßen den Zonen-Bechern ähnlich, mit kurzem Hals. Die Innenseite ist schwarz gefärbt. Der halsähnliche Oberteil ist durch vier doppelte, tief eingeschnittene Umschnürungen verziert, unterhalb deren ein Gürtel von unregelmäßigen senkrechten Einschnitten den Oberbauch umzieht. Die Höhe beträgt 13,5 cm; der Durchmesser der Öffnung 12,25 cm, der des Bauches 12,75 cm, der des Bodens 8 cm.

Von der Höhe kommen 4,5 cm auf den halsähnlichen Teil. Der größte Durchmesser liegt 5,5 cm über dem Boden. Das Grab, bezw. die Gefäße gehören zweifellos der jüngeren Steinzeit an.

Das erste Grab, dessen Aufdeckung vorgenommen werden sollte, war leider schon halb zerstört. Es lag in der Flur Höhnstedt an der Ostgrenze der wüsten Mark Edenstedt südlich der Straße von Unter-Rißdorf nach Höhnstedt und dicht östlich an der neuen, noch im Bau begriffenen Straße von Neehausen nach Seeburg, und zwar so nahe, daß der neben dem Straßenkörper von Westen nach Osten laufende Chausseegraben das von Süden nach Norden gerichtete Grab gerade in der Mitte durchschnitten hatte. Herausgeworfene Steinplatten und Topfscherben zeugten von der gedankenlosen Tätigkeit der Arbeiter. Dank derselben waren aber die Enden des Grabes nach Süden und Norden zu noch unversehrt geblieben; die Leute hatten eben nur abgestochen und weggeräumt, was der Graben beanspruchte. Es stellte sich bald heraus, daß das Grab sehr lang, dagegen sehr schmal aus Steinplatten hergerichtet, nach Süden zu rechtwinklig abgeschlossen, nach Norden zu dagegen etwas abgerundet und, was besonders auffiel, überwölbt war; letzteres anscheinend in seiner ganzen Länge. Diese betrug gegen 1,80 m in Lichten, oder mit Einschluß der durchschnittlich 25 cm starken Mauern 2,30—2,50 m. Die Gesamtbreite dagegen betrug nur 1 m; die lichte Weite gar nur 0,5 m. Diese auffallende Schmalheit erklärt sich durch den Umstand, daß das Grab überwölbt war; namentlich am Nordende war die Wölbung noch ganz unversehrt erhalten. Als Wölbungssteine waren rotschiefrige Sandsteinplatten aus den Weinbergen nach Seeburg zu verwendet worden, wie die Arbeiter übereinstimmend bekundeten. Der 1 m tief gelegene Boden des Grabes war gleichfalls mit solchen Platten gepflastert. Einige unverbrannte Menschenknochen fanden sich noch vor, auch in dem nördlichen Ende auf der östlichen Mauer noch Scherben von einem grauen, ins Gelbliche spielenden Napfe, aus denen sich aber hinsichtlich der Form keine klare Vorstellung gewinnen ließ. Für die Zeitbestimmung fand sich also kein genügender Anhalt, doch deutet die Anlage einer richtigen Steinkammer und die Nichtverbrennung des Toten wohl mit Sicherheit auf die jüngere Steinzeit.

Das zweite Grab lag näher an Neehausen heran, in der Flur Neehausen in den sogenannten Eisken, zwischen dem Holzhügel und der Windmühle. Seine Lage war durch nichts kenntlich gewesen. Nur das ungewöhnliche Vorkommen von Steinplatten im lauteren Lehm hatte als Anzeichen gedient. Das Grab war völlig unversehrt. Nach-

dem es nach allen Seiten freigelegt worden war, ergab sich, daß es 2,75 m lang und nur 0,85 m breit und 0,75 m tief war. Die Mauerstärke betrug 20—22 cm; der Boden war gepflastert und die Kiste mit einer Menge kleiner Platten oben sorgfältig zugedeckt. Die Hoffnung auf einen guten Fund war groß; als jedoch das Grab aufgedeckt und jede Handvoll Erde auf das Sorgfältigste untersucht wurde, fand sich nicht das geringste; keine Scherbe, ja nicht einmal ein Knochen. Der hier ohne alle Beigaben Bestattete mußte sich also ohne jede Spur aufgelöst haben. An ein bloßes Kenotaph ist doch kaum zu denken.

Polleben (Mansfelder Seekreis).

(**Hierzu Tafel IX.**)

Im Jahre 1904 fand Herr Gutsbesitzer Hermann Oehring in Polleben, als er einen Brunnen in seinem östlich der Hauptstraße unterhalb der alten Kirche (S. Stephani) gelegenen Garten machen ließ, 3 m tief in einer Schicht von Asche oder schwarzer Erde eine Urne, die im ganzen sehr gut erhalten zutage gefördert wurde, obwohl sie weder von einer Steinsetzung umgeben, noch sonstwie besonders geschützt war. Sie enthielt angeblich nur schwarze Erde und Holzkohlen. Gegenstände von Metall oder andere Dinge von Menschenhand wurden angeblich weder in der Urne noch außerhalb derselben gefunden.

Das Gefäß (Ver.-Samml. No. 2729), welches durch freundliche Vermittlung des Herrn Bürgerschullehrers Krahnert in Eisleben der Vereinssammlung in Eisleben überwiesen wurde, ist 16,3 cm hoch und hat einen Durchmesser der Öffnung von 12 cm, des Bauches von 15 cm und des Bodens von 5 cm. Die Kimme liegt 10 cm über dem Boden. Der oberste Teil ist 2 cm hoch und unmittelbar unter dem Rande stark eingezogen. Auf dem Oberbauche findet sich eine bandartige, einigermaßen dem Mäander ähnliche Verzierung, bestehend aus fein eingeritzten Linien, welche, auf der unteren Seite fortlaufend, von kleinen Grübchen, die kaum Stecknadelkopfgröße haben und mit Gips ausgefüllt waren, zum Teil auch noch sind, begleitet werden. Die Außen- und Innenwand ist glänzend schwarz gefärbt, als wäre sie poliert oder mit Firnis überzogen. Da auch das Innere, wie sich an einer Bruchstelle bemerken läßt, aus einer feingeschlämmten schwarzen Tonmasse besteht, so macht das nach unten ziemlich spitz zulaufende Gefäß den Eindruck einer Terra nigra-Vase der römischen Zeit. Übrigens ist der unterste Teil des Gefäßes ein wenig oberhalb des

Bodens noch von zwei tief eingefurchten Linien wie von einem Gurtbande umzogen.

Die von einem kleinen Boden aus kelchartig sich erweiternde, dann wieder sich verengende und dicht unter dem Raum wieder eingeschnürte Form, die glänzend schwarze Färbung der Innen- und Außenwand und die mäanderartige, einer à la grecque-Kante ähnelnde, aus eingedrückten Punktlinien bestehende Verzierung der Außenwand des Oberbauches lassen es, worin mich das Gutachten des Herrn Dr. P. Reinecke-Mainz bestärkt, nicht zweifelhaft erscheinen, daß das in Polleben gefundene Gefäß der spätesten La-Tène-Zeit d. h. der Zeit des Übergangs von dieser in die römische Provinzialzeit oder noch genauer dem ersten Jahrh. n. Chr., etwa der Zeit des Kaisers Augustus, und zwar eher der ersten als der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts angehört. Auch daß kein Beigefäß gefunden worden ist, stimmt nach Reinecke zu dem anderswo beobachteten Brauche jener Zeit. Dagegen muß es befremden, daß gar keine Brandknochen und keine Beigaben aus Eisen oder Bronze in dem Gefäße gefunden worden sind. Vielleicht wurden aber doch eiserne Sachen gefunden, aber wegen ihres stark verrosteten Zustandes entweder nicht beachtet oder weggeworfen.

Was nun das Verbreitungsgebiet dieser glänzend schwarzen Gefäße anbetrifft, so erstreckt sich dasselbe über das östliche Holstein, Mecklenburg-Schwerin, Reg.-Bez. Frankfurt, Reg.-Bez. Potsdam, insbesondere das Havelland, Lauenburg, den Kreis Jerichow in der Provinz Sachsen, den Fläming und Zahna im Kreise Wittenberg, Anhalt auf beiden Seiten der Elbe (Kühna und vor allem Forsthaus Sorge bei Lindau); auf dem linken Elbufer dagegen auf das östliche Hannover und die Altmark[1]). Auf der westlichen Seite der Elbe ist bis jetzt meines Wissens noch kein weiterer Fund dieser Art südlich von der Altmark nachgewiesen; darum ist das Polleber Gefäß insofern von besonderer Bedeutung, als es die Grenze des Verbreitungsgebietes erheblich weiter nach Süden verschiebt. Ja, Polleben bezeichnet

---

[1]) Becker, Lindau, Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau-Anhalt (in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder II, S. 1—67, Halle, O. Hendel, 1903).

Vergl. Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover, Braunschweig, 1874.

Vergl. auch K. Koenen, Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit (S. 118, 119 und 120, 121 ff., Bonn, Hanstein, 1895). Tafel XI, No. 4, 5, 13 und 21, auch Tafel XII, No. 2, 3, 14 u. a. m.

bereits nicht mehr den südlichsten Punkt auf der linken Seite der Elbe, denn im südlichen Teile der Flur von Carsdorf a.d. Unstrut habe ich auf der Wüstung Siegerstedt einen Gefäßscherben mit blauschwarzer, glänzender Oberfläche und Punktverzierung gefunden, der zweifellos derselben Zeit angehört, wie das Polleber Gefäß (jetzt auf dem Schlosse Burgscheidungen). Ein schönes Gefäß derselben Art wie das Polleber, aus der Flur Beuditz, besitzt aber auch der Altertumsverein in Weißenfels.

NB. Die zahlreichste und wichtigste Gruppe der mykenischen Vasen ist gekennzeichnet durch glänzend schwarze Firnisfarbe, die als ein völlig Neues in der Geschichte dieser Kunst auftritt. Die glänzend schwarzen Gefäße der römischen Kaiserzeit dagegen haben ihre glänzende schwarze Farbe durch Beimischung von Kohlenstaub erhalten, „durch Berußung während des Brennens mit äußerst fein zerteilten Kohlenteilchen, welche den Ton völlig durchsetzten“.[1])

Schraplau (Mansfelder Seekreis).

(Ohne Abbildungen.)

Am 26. April 1904 teilte mir Herr Kaufmann P. Martin in Schraplau mit, daß in einer dortigen Sandgrube ein Grab bloßgelegt sei. Um die Örtlichkeit selbst zu besichtigen und die Fundumstände so genau als möglich zu erkunden, fuhr ich bereits nächsten Tags nach Schraplau. Herr Martin sen. war so freundlich, mich selbst an Ort und Stelle zu führen. Die Sandgrube, in welcher das Grab aufgedeckt war, liegt nahe der Grenze der Alberstedter Flur, die gleich westlich von der Sandgrube beginnt, auf der Scheitelfläche des Berges zwischen Schraplau und Alberstedt, allerdings nicht auf der höchsten Erhebung, aber doch unfern derselben, da, wo diese nach Osten sanft abzufallen beginnt. Der Flurschlag führt den Namen „Das kleine Feld“.

Das noch völlig erhaltene Steinkistengrab war aus 10—11 cm starken, auf die Kante gestellten Kalksteinplatten höchst regelmäßig aufgebaut. Auch der Boden war mit solchen Platten gepflastert. Die Kiste war einschließlich der Wände 1,24 m lang und 0,72 m breit. Die lichte Länge des Innern betrug 1,02 m, die lichte Breite 0,50 m. Eine Besonderheit der Anlage bestand darin, daß an der westlichen Schmalseite zwei Stufen von je etwa 25 cm Höhe auf den Boden des Grabes hinabführten, aus schönen, glatten Platten hergestellt. Die Steinkiste

[1]) Nach Voß und Stimming, Vorgeschichtliche Altertümer der Mark Brandenburg, so besonders auf dem Gräberfeld von Föhrde (S. 23—29 und Abteilung 5, Tafel 1—14.

war auch durch eine Deckplatte geschützt gewesen. Diese war aber gleich anfangs unter den Abraum der Sandgrube gewälzt und dort versenkt worden. Dank dieser schützenden Platte und der festen Bauweise des Grabes waren von den auf seinem Boden in zwei Reihen aufgestellten Gefäßen (Ver.-Samml. No. 2721 a—h) fünf noch völlig oder doch zum größeren Teil erhalten. Von etwa drei anderen fanden sich nur noch die Bruchstücke vor. Das Grab und auch die Gefäße, von denen einige gebrannte Knochen enthielten, waren durch feine, schwarze, nach und nach eingeschlemmte Erde ausgefüllt. Außer den Tongefäßen zeigte sich von Geräten aus Stein, Horn, Knochen oder Metall keine Spur. Ein Stückchen sehr dünnes Eisenblech, das in der über dem Grabe lagernden Erde gefunden wurde, wird nur durch den Pflug gerade an diese Stelle verschleppt sein. Denn die Form der Gefäße läßt es als undenkbar erscheinen, daß das Grab aus einer Zeit stamme, in der bereits Eisen gebräuchlich war. Sehr auffallend ist es, daß nicht einmal eine bronzene Nadel oder ein bronzener Ring in dem sonst ganz reichlich ausgestatteten Grabe sich vorgefunden hat, doch können die Arbeiter beim Herausnehmen der Erde dergleichen Gegenstände leicht übersehen und mit der Erde weggeschaufelt haben.

Folgende Gefäße waren dem Toten mitgegeben worden:

1. Eine große (stark beschädigte und nur stückweis erhaltene) terrinenförmige Urne (Samml. des mansfeld. G. u. A.-V. No. 2721 a) von grauschwarzer Farbe. Höhe 23,5 cm, Durchmesser der Öffnung 24,25 cm, des Bauches 27 cm, des Bodens 9,75 cm. Von der Höhe kommen auf den steil aufsteigenden, nach oben sich etwas erweiternden, durch zwei eingeritzte Linien scharf vom Bauche abgesetzten Hals 8,25 cm, also etwa $^1/_3$. Der Oberbauch zeigt Kehlstreifen, der Unterbauch läuft ziemlich spitz zu. Der Rand ist nach außen umgebogen. Der Bauchumbruch liegt 11 cm über dem Boden.

2. Eine flache, grauschwarze, einösige, in der Höhe des Ösenlochs nach innen verengte Schale (Samml. des mansfeld. G. u. A.-V., No. 2721 b), nur in wenigen Stücken erhalten. Durchmesser der Öffnung 25,5 cm, des Bauches 24 cm, des Bodens 6,5 cm. Die Schale hat offenbar als Deckel für die Terrine (2721 a) gedient. Ihre Form war eine gefällige.

3. Eine gut erhaltene, ledergelbe, schwarzgefleckte, doppeltkonische Urne (No. 2721 c) von der typischen Form der Bronzezeit. Höhe 20 cm, Öffnung 15 cm, Bauch 19,5 cm und Boden 10,25 cm. Umbruch 9 cm über dem Boden.

4. Schön geglättetes, außen rotgefärbtes, innen schwärzliches Gefäß (No. 2721 d), am Rande und am Bauchumbruche zerstoßen, mit doppeltkonischem Bauche und senkrecht aufsteigendem Halse, der von jenem durch drei eingeritzte horizontale Linien geschieden ist. Höhe 13, Öffnung 13, Bauch 16,5, Boden 6,25 cm. 5 cm der Höhe kommen auf den Hals. Umbruch 5 cm über dem Boden.

5. Rötlicher, schwarzgefleckter, unter dem Rande etwas eingezogener, außen vielfach abgeblätterter und dadurch rauh gewordener Topf (No 2721 e) mit einem kleinen, fast rechtwinkligen, 3,5 cm langen Henkel, der an dem etwas beschädigten Rande beginnt. Höhe 14,5, Öffnung 11—13, Bauch 12,5, Boden 8,5 cm. Umbruch 7 cm über dem Boden.

6. Bombenförmiges, doppelösiges Gefäß (No. 2721 f) mit steil aufsteigendem, hohem Rande; außen teils rot, teils gelblich-schwarz, innen hellrot gefärbt. Eine Öse und ein Stück des Oberbauches ist ausgebrochen. Der Oberbauch zeigt drei gürtelförmige Einsenkungen, die sich von Öse zu Öse ziehen. Der Boden ist rund, fast kugelförmig. Höhe 10 cm (davon kommen 4 cm auf den Hals); Öffnung 9,5, Bauch 11,5 cm. Umbruch 4 cm über dem Boden.

7. Gehenkeltes Gefäß (No. 2721 g) mit doppeltkonischem Bauche und sehr flachem Boden, außen und innen graugelb gefärbt, völlig unbeschädigt. Der 3,5 cm hohe Hals ist in der Mitte stark nach innen eingezogen. Der Henkel reicht vom Rande bis zum Beginn des Bauches, dessen Oberteil durch vier Kehlstreifen verziert ist. Höhe 9, Öffnung 8,5—10,5, Bauch 10,75, Boden 1,5 cm. Kimme schon bei 2,5 cm.

8. Rötlicher Napf (No. 2721 h) mit etwas nach außen überkragendem Rande, nur zu $^2/_3$ erhalten. Höhe 5,5, Öffnung 13,75, der ganz flache Boden 7,5 cm.

Außer den hier beschriebenen Gefäßen fanden sich in dem Grabe auch noch Reste von anderen Näpfen und Schalen, teils rötlicher, teils grauschwarzer Färbung, die vielleicht schon als Scherben hineingekommen sind, da sich aus den wenigen erhaltenen Resten ihre Gestalt nicht mehr mit Sicherheit feststellen ließ.

In mehreren der Gefäße — doch ließ sich nicht mehr feststellen, in welchen — befanden sich ausgeglühte Menschenknochen. Die Gefäßformen und der Mangel fast jeder Verzierung an ihnen verweisen den Fund in die Bronzezeit, etwa in die Jahre von 1000—600 v. Chr. Doch kann auch eine ältere Periode in Betracht kommen, da zwischen den hier beschriebenen Gefäßen und den „hinter dem Gericht“ in

der Burgscheidunger Flur gefundenen, welche später beschrieben werden sollen, eine nicht geringe Ähnlichkeit besteht. Die Abbildung der Gefäße ist unterblieben, da ihre Formen schon hinlänglich bekannt sind. Größler.

Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. d. Unstrut, Kreis Querfurt.

Dritter Teil. (Hierzu Tafel IX—XII.)

Die nachstehenden Mitteilungen sind eine Fortsetzung derjenigen, die ich früher in den „Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen zu Halle a. S.“, II. Heft, S. 70—104 (Halle, O. Hendel, 1900) und in der „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder“ I, S. 88—116 (Halle, O. Hendel, 1902) veröffentlicht habe. Den weitaus überwiegenden Teil der diesmaligen Mitteilungen bildet die Beschreibung und Abbildung einer großen Zahl von Fundstücken aus einer dorfähnlichen Ansiedlung der bandkeramischen Zeit in der Flur Tröbsdorf; doch auch die benachbarten Fluren von Burgscheidungen, Kirchscheidungen und Carsdorf sind durch beachtenswerte Funde vertreten. Einen großen Teil der photographischen Aufnahmen, nämlich die 10 Sondertafeln von ausgezeichneter Deutlichkeit und Schönheit mit Abbildungen von Funden aus der Flur Tröbsdorf, hat die Jahresschrift der Güte des Königlichen Landmessers Herrn Hermann Eschenhagen in Erfurt zu verdanken, dem ich dafür hiermit zugleich namens des Provinzial-Museums unseren verbindlichen Dank ausspreche. Die Abbildungen der Funde aus der Flur Burgscheidungen sind von mir in dem Museum auf Schloß Burgscheidungen gezeichnet und von der Kunstanstalt der Herren Gebr. Plettner für die Jahresschrift hergerichtet worden. Die übrigen Funde aus den Fluren Kirchscheidungen und Tröbsdorf hat die eben genannte Kunstanstalt photographisch aufgenommen.

Burgscheidungen.

(Hierzu Tafel IX.)

A. Hinter dem Gericht.

Wenn man vom Schlosse Burgscheidungen der großen Kastanien-Allee in der Richtung nach Carsdorf zu folgt und da, wo diese Allee

endet, den nach Nordosten zu abbiegenden fahrbaren Feldweg einschlägt, welcher auch als Galgenrain bezeichnet wird, weil er nach dem Galgberge oder Gerichte führt, und nach Überschreitung des Eisenbahnkörpers den Durchstich dieses Galgberges, eines niedrigen Hügels mit einer starken Schicht schwarzer Erde, hinter sich gelassen hat, so erreicht man die links von dem Fahrwege gelegene Breite „Hinter dem Gericht“ und den rechts von diesem Fahrwege gelegenen Weißen Berg, der sich in starkem Abfall zur Unstrut hinabsenkt. (Entfernung vom Schlosse bis hierher 15—20 Minuten.)

Auf dieser Breite „Hinter dem Gericht“ geht von dem erwähnten Fahrwege ein Feldweg nordwärts ab. Hat man diesen 155 Schritt weit verfolgt und wendet sich dann genau in rechtem Winkel 40 Schritt nach Osten zu, so erreicht man die Stelle zweier im Jahre 1901 aufgedeckten Gräber, die aus mauerartig gesetzten Steinpackungen bestanden. Das eine war 1,80 m lang, 0,65 m breit und 34 cm hoch; das andere 1,60 m lang, 0,50 m breit und 0,50 m hoch. In diesen Gräbern, deren Boden ein aus kleinen Platten bestehendes Pflaster bildete, stand eine große Anzahl Gefäße, im ganzen gegen 30 mit 5 Deckeln, welche fest in Steine eingepackt und fast durchweg wohlerhalten waren.

Außerdem aber scheinen sich an dieser Stelle noch zwei Gräber befunden zu haben, weil in unmittelbarer Nachbarschaft von jenen eine Menge von Scherben und Henkeln sich vorfand, welche, nach der Zahl der Henkel oder Ösen zu schließen, etwa 25 Gefäßen oder Gefäßchen angehört haben müssen. Einige gut erhaltene Gefäße aus den beiden ersterwähnten Gräbern enthielten verbrannte Knochen und die Reste einer dünnen Bronzenadel. In einem Gefäß befand sich auch eine fest zusammengebackene Masse, vermutlich ein eingetrockneter Speiserest.

Bei der Herausnahme der lederfarbig, zum Teil lehmgelb aussehenden Gefäße aus den Gräbern, die nur von einer dünnen Erdschicht bedeckt waren, ist nicht darauf geachtet worden, welche Gefäße innerhalb derselben Umfassung standen. Doch scheinen sie sämtlich derselben Zeit anzugehören. Es folge nun eine Beschreibung der gut oder überhaupt erhaltenen, welche der Sammlung auf dem Schlosse Burgscheidungen unter No. 291—297 einverleibt worden sind.[1]

[1]) Kleinere Stücke dieses Fundes haben keine Nummer erhalten. Auch sind die Stücke nicht im richtigen Größenverhältnis zueinander wiedergegeben worden. Zum Zwecke einer richtigen Vorstellung sind daher die hier angegebenen Maße zu beachten.

a) Große terrinenförmige Urne mit Brandknochen und einem Bronzenadelrest. Höhe 13 cm, von welchen 3,5 cm auf den Hals kommen; Durchmesser der Öffnung 18, des Bauches 20,5, des Bodens 7 cm. Der größte Durchmesser liegt 7 cm über dem Boden. Der scharf vom Oberbauche abgesetzte Hals erweitert sich nach dem Rande zu um 2 cm; die steile Wölbung des Oberbauches ist durch Gruppen teils von oben nach unten, teils schräg laufender Linien, welche flach eingetieft sind, verziert. Die Grenze des Ober- und des Unterbauches ist durch vier gleichmäßig verteilte warzenförmige Vorsprünge bezeichnet, von welchen aus eine Gruppe von je sechs Linien, nach Art eines schmalen Fächers auseinandertretend, sich bis zum Halse hinzieht. Die Fläche der so geschiedenen vier Viertel füllen wiederum Liniengruppen aus; in der Mitte läuft lotrecht eine Gruppe von sechs parallelen Linien, von der nach beiden Seiten hin schräg nach oben gerichtete parallele Linien den Zwischenraum ausfüllen. An die Stelle einer solchen Gruppe aus Schräglinien tritt auch einmal eine bloße Kreuzung zweier Linien in Form eines Andreaskreuzes.

b) Urne von 15 cm Höhe mit einem 5 cm steil aufsteigenden, in der Mitte etwas eingezogenen Halse und steil gewölbtem, nach unten sich stark erweiterndem Bauche, welcher mit vier Gruppen von 4×3 flachen, senkrecht laufenden Rillen verziert ist, wogegen der Hals, wie bei allen Gefäßen dieses Fundes, von jeder Verzierung frei und geglättet ist. Der Durchmesser der Öffnung mißt 11, der des Bauches (nur 4,75 cm über dem Boden) 18, der des Bodens 6 cm. Das Gefäß enthielt gebrannte Knochen und Bronzenadelreste. Vermutlich gehörte zu ihm der unter z beschriebene Deckel.

c) Eine Urne von ganz ähnlicher Form wie die eben beschriebene. Nur verjüngt sich der verhältnismäßig hohe, 4 cm aufsteigende Hals nach oben und die Verzierung besteht aus ununterbrochen fortlaufenden Gruppen von je drei senkrechten Rillen auf dem hohen Oberbauche. Höhe 11 cm, Durchmesser der Öffnung 6,5, des Bauches (nur 1,3 cm über dem Boden) 11,5 und des Bodens 4,5 cm.

d) Kleine, beschädigte, mit zwei am Unterteile des Halses sich gegenüberstehenden Ösen versehene Amphora. Der obere Teil des Halses mit dem Rande ist weggebrochen; doch wird der Hals, dessen Höhe bei den übrigen Gefäßen der gleichen Form durchschnittlich 1/3 der Gesamthöhe ausmacht, etwa 4 cm hoch gewesen sein, die Gesamthöhe also etwa 12 cm betragen haben. Die obere Hälfte des steil gewölbten Oberbauches ist durch vier parallele, wagerechte Rillen, die untere Hälfte durch Gruppen von je vier senkrechten Rillen verziert.

Die Höhe unterhalb des Halses beträgt 8 cm, der Durchmesser des Bauches (4 cm über dem Boden) 12, der des Bodens 4 cm. Ein Gefäß von ziemlich ähnlicher Form aus einem der Bronzezeit angehörigen Grabe, gefunden auf dem Schlage „Zum toten Mann“ bei Waltersleben in Thüringen, hat Zschiesche auf Tafel VII, No. 2 in den „Beiträgen zur Vorgeschichte Thüringens“ abgebildet.[1])

e) Ein 12,75 cm hoher, 4 cm unter dem Rande eingezogener, mit einem ziemlich großen Henkel versehener Topf. Durchmesser der Öffnung 10, des Bauches ebenfalls 10, des Bodens 5,75 cm. Die Form gleicht beinahe völlig einem bei Polleben gefundenen Topfe der Bronzezeit (Plümickesche Sammlung No. 29 im Eisleber Museum).

f) Eine 5,5 cm hohe Tasse mit großem, 3,5 cm abstehendem Henkel. Der Rand ladet stark aus, der Bauch ist annähernd halbkugelförmig. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 12,5 bezw. 11 cm, der des Bauches fast 10, der des Bodens 3 cm. Der obere, nach unten stark eingezogene Teil ist 1,75 cm hoch. Vielleicht diente das Gefäß bei seiner ausladenden Form als Lichtnapf.

g) Eine 5 cm hohe Tasse mit einem 2 cm abstehenden Henkel. Das Gefäß hat die Gestalt eines fast halbkugeligen Kegels. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 10, der des Bodens 4 cm. Die Form ist sehr ähnlich einer bei Rottelsdorf im Mansfelder Seekreise gefundenen Tasse (Vereins-Samml. No. 851 zu Eisleben). Hierzu kommen noch vier andere Tassen von wenig abweichender Form.

h) Ein unverzierter Topf von 14 cm Höhe mit einem Durchmesser der Öffnung von 10, des Bauches von 11, des Bodens von 6 cm. Der obere Teil bildet einen nach unten eingezogenen Hals von 3 cm Höhe. Der größte Durchmesser liegt etwa 8 cm über dem Boden.

i) Kesselförmige Vase von 9,5 cm Höhe, von welcher 3,75 cm auf den steil aufsteigenden, oben ausladenden Hals kommen. Die Öffnung hat einen Durchmesser von 8,5, der Bauch (nur 3 cm über dem Boden) von 10 und der Boden von 3 cm.

k) Kesselförmige Vase von 6,75 cm Höhe, von welcher 2 cm auf den Hals kommen. Die Form ist fast genau dieselbe wie die von No. i. Der Oberbauch ist bis zum Umbruch mit vier Gruppen von je fünf lotrechten flachen Rillen verziert. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 7,5, der des Bauches (bei 2,5 cm über dem Boden) 8,5, der des Bodens 2,5 cm.

---

[1]) Vgl. auch Zschiesches Aufsatz in der Jahresschrift für Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder: „Bronzefunde von Waltersleben“.

l) Kesselförmige Schale von 6,5 cm Höhe, von welcher 3 cm auf den halsartigen Oberteil kommen. Zwischen Ober- und Unterteil sitzt eine kleine, nur 1 cm abstehende Öse. Der Durchmesser der Öffnung mißt 9,5, ebensoviel der des Bauches und nur 2 cm der des Bodens. Das Gefäß ist ähnlich einem bei Polleben gefundenen (Pl. Samml. No. 62 in Eisleben).

m) Mäßig geschweifte kesselförmige Vase mit ehemals zwei in der Mitte der 6,75 cm betragenden Höhe sich gegenüberstehenden Ösen, von denen nur eine erhalten ist. Der Durchmesser der Öffnung mißt 6,5, der des Bauches (nur 2 cm über dem Boden) 7,5, der des Bodens 2,5 cm.

n) Tulpenförmiger, geschweifter, ehemals gehenkelter Becher von 6,5 cm Höhe, dessen Henkel vom Rande 2,5 cm abwärts reichte. Der Durchmesser der Öffnung mißt 6,5, der des Bauches (2,5 cm über dem Boden) ebenfalls 6,5, der des Bodens 2,5 cm. In der Form ähnelt er einem bei Polleben gefundenen Becher (Plümickesche Abteilung der Altertümer-Sammlung in Eisleben No. 61).

o) Ähnlich geformter, gehenkelter Topf von 7 cm Höhe mit einem vom Rande 3 cm abwärts reichenden Henkel. Durchmesser der Öffnung 7, des Bauches (3 cm über dem Boden) ebenfalls 7 und des Bodens 3,5 cm. (Nicht abgebildet.)

p) Kesselförmige kleine Vase von 5 cm Höhe, von welcher 2 cm auf den deutlich abgesetzten oberen Teil kommen. An der Grenze zwischen ihm und dem unteren scheint eine Warze oder eine winzige Öse gesessen zu haben. Durchmesser der Öffnung 6, des Bauches 6,5, des Bodens 2,5 cm.

q) Kesselförmige kleine Vase von 6 cm Höhe mit etwas bauchigem, nach unten zugespitztem Unterteil. Der steil aufsteigende Oberteil bildet eine 2 cm hohe Walze und ist mit dem Unterteil durch eine kleine Öse verbunden. Der Durchmesser der Öffnung mißt 6, der des Bauches 6,5, der des Bodens 2,5 cm. Ein ähnliches Gefäß aus der Gegend von Guben ist in den Niederlausitzer Mitteilungen VII, S. 8 als No. 13a abgebildet (Guben, 1902).

r) Ein kleines Töpfchen mit einer Öse. (Nicht abgebildet.)

s) Große, unter dem Rande eingeschnürte, auf der Innenseite des Randes durch Gruppen von je sieben Rillen mit wechselnder Schrägrichtung verzierte und mit einer vom Rande senkrecht abfallenden Öse ausgestattete Schüssel von 8 cm Höhe. Der Rand ist 2,5 cm breit; der Durchmesser der Öffnung beträgt 26,5, der des Bodens 10 cm. Die Innenseite des Bodens (8 cm im Durchmesser) ist in

vier Kreisviertel geteilt, deren jedes von sechs parallelen Rillen durchzogen wird, die allemal rechtwinklig zu der Nachbargruppe stehen.

t) Große, unverzierte Schüssel, 27,5 cm weit, 9 cm hoch, mit einer Öse.

u) Eine dergleichen, 25,5 cm weit, 5—8 cm hoch, mit einer Öse.

v) Eine dergleichen, 24 cm weit, 7,5 cm hoch, mit einer Öse.

w) Eine dergleichen, 25,5 cm weit, 7 cm hoch. Ob sie eine Öse gehabt hat, ist fraglich. (t—w sind nicht abgebildet.)

x) Unverzierter Napf, 18 cm weit, 6 cm hoch, mit 5 cm Bodendurchmesser, ohne Öse, aber mit einem Schnurloch dicht unter dem nicht ausladenden Rande.

y) Unverzierter Napf, 16,5 cm weit und 6,5 cm hoch. (Nicht abgebildet.)

z) Ein flacher, 0,5 cm dicker Deckel von 14 cm Durchmesser, mit einem 2 cm hohen, 3,5 cm langen und 0,5 cm dicken, in der Mitte stehenden Griff. Der Deckel ist auf der Oberseite durch vier von dem Griffe ausstrahlende Gruppen von je vier bezw. drei Rillen, die sich in dem Griffe kreuzen, verziert. Der Deckel dürfte zu der unter b beschriebenen Urne gehört haben. Ähnlich verziert ist ein Deckel von Burgisdorf (in der von Kerssenbrockschen Sammlung in Eisleben No. 37).

aa) Schwachovaler Deckel von 16,5 bezw. 15 cm Durchmesser und 1 cm Dicke, mit ehemaligem Griff.

bb) Deckel von 13,5 cm Durchmesser und 0,5 cm Dicke, mit einem 4 cm langen und 2 cm hohen Griff.

cc) Gewölbter, ovaler Deckel von 12 bezw. 10,75 cm Durchmesser und 0,5 cm Dicke, mit ehemaligem Griff. (aa—cc sind nicht abgebildet.)

Endlich ist noch zu erwähnen der Oberteil einer nur in großen Bruchstücken erhaltenen terrinenförmigen Vase, des größten von allen zu dem Funde gehörigen Gefäßen, welches eine Öffnung von 21 cm Durchmesser, einen 5,5 cm hohen, mäßig eingezogenen Hals und einen ebenfalls 5,5 cm hohen Oberbauch aufweist, welcher vom Halse durch vier dicht nebeneinander laufende Rillen geschieden ist. Am unteren Rande dieses Oberbauches sind in gleichmäßigen Abständen vier Brustwarzen ähnliche Buckel verteilt, welche von drei konzentrischen, überhalbkreisförmigen Rillen umgeben sind. Zwischen je zwei Warzen zieht sich eine Gruppe von je sieben senkrecht laufenden Rillen über den Oberbauch. Der Unterbauch hatte, nach den übrigen ähnlich gestalteten Gefäßen zu schließen, vermutlich nur

geringe Höhe und kleinen Bodendurchmesser. Die Ähnlichkeit, ja Übereinstimmung der Verzierung mit derjenigen von Gefäßen des sogenannten Lausitzer Typus ist unverkennbar; nicht minder zeigt sich eine Formenähnlichkeit mit Töpfereigebilden der Hausurnenzeit. Sehr ähnlich sind auch die Gefäße der schon erwähnten Plümickeschen Abteilung der Eisleber Sammlung No. 63—67 aus der Flur Hornburg im Mansfelder Seekreise und No. 76 derselben Sammlung von unbekanntem Fundorte. Der Burgscheidunger Fund dürfte, wie der von Zschiesche beschriebene Waltersleber der früheren Bronzezeit oder deren Ausgange angehören.

B. Der weiße Berg.

Der schon erwähnte Weiße Berg ist sicher eine ausgebreitete vorgeschichtliche Ansiedelung mit Resten aus der Zeit der Bandkeramik. Scherben mit Bogen- und Winkelband, ferner solche mit Stichverzierung und Grübchen, auch mit Fingertupfen und Nageleindrücken, Reste von geschliffenen Steingeräten, Feuersteinmesser, Kornquetscher, allerlei Gefäßreste, namentlich Henkel, Nasen und Buckel, der Rest einer durchlochten Hirschhornaxt und eine starke Muschel sind Funde, die ohne Nachgrabung schon auf der Oberfläche der Ackerbreite gemacht werden konnten. Bei dem Eindringen in die Tiefe dürfte das Ergebnis ein weit reichlicheres sein.

Carsdorf I (Kr. Querfurt).

(Ohne Abbildung.)

Im südlichen Teile der Flur Carsdorf (östlich der Unstrut) zieht sich, Wennungen gerade gegenüber, in der Richtung von Osten nach Westen der Sülzengraben hinab zur Unstrut, durchschnitten von dem in südnördlicher Richtung laufenden Fahrwege nach Carsdorf. Der Acker, welcher die Ecke zwischen diesem Fahrwege und dem Nordrande des Sülzengrabens ausfüllt, gehört einem Carsdorfer Einwohner namens Heinze. Längs des Carsdorfer Fahrwegs ist dieser Acker (nach Norden zu) 45 Schritt breit, und stößt weiterhin an Carsdorfer Gemeindeland, zu dem er früher vermutlich auch gehört hat, ein Zeichen, daß dieses Stück früher öffentlichem Gebrauche gedient hat. Nach der Unstrut, also nach Westen zu, hat der Heinzesche Acker im ganzen 175 Schritt Länge; weiter westlich schließt sich die Schlichtingsche Breite an, an ihrer Südgrenze 172 Schritt lang, und von deren Südwestecke bis zum Unstrutufer zählte ich noch 75 Schritt. Auf der Südseite des Sülzengrabens nahe

der Unstrutaue, etwa 100 Schritt vom Flusse entfernt, hat das Dörfchen Siegerstedt gelegen.

Weil nun auf dem Heinzeschen Acker vom jetzigen Besitzer wiederholt Menschenschädel ausgepflügt worden waren, so beschlossen wir mit Genehmigung und Unterstützung des Besitzers, an der Fundstelle einmal nachzugraben, um zu sehen, ob sich dort vielleicht ein Massengrab aus der Zeit des thüringischen Krieges befände. Wir zogen zu diesem Zwecke Montag, den 13. Oktober 1902 zunächst einen Versuchsgraben in der Richtung von Norden nach Süden, und zwar 75 Schritt westlich des jetzigen Carsdorfer Fahrweges, dagegen 12 Schritt östlich von dem alten, in gleicher Richtung von Süden nach Norden laufenden Fahrwege, der nun verschwunden ist, dessen Stelle und Richtung der Ackerbesitzer aber noch genau anzugeben vermochte; und 28 Schritt nördlich vom Südrande des Ackers. Hier stießen wir auch fast sofort auf ein Skelett, dem bald andere folgten, indem wir nach Auffindung des ersten die Richtung von Westen nach Osten einhielten und dann das nördliche Vorgelände der Gruft weiter abgruben. So fanden wir in verhältnismäßig kurzer Zeit, weil die Toten wegen des nur von einer mäßigen Erdschicht bedeckten Felsbodens nicht tief hatten eingegraben werden können, acht Skelette oder doch Teile von so vielen, die aber fast alle die Längenrichtung von Westsüdwest nach Ostnordost hatten.

Die Skelette waren nicht durchweg erhalten; bei manchen waren einzelne Teile vergangen, so daß eine Messung ausgeschlossen war. Die noch gut erhaltenen, welche eine Messung ermöglichten, waren von ungewöhnlicher Größe; so waren No. 2 u. 3 nicht weniger als 1,85 und 1,90 m lang. Bei einem Skelett hatte der Oberschenkelknochen 42 cm, bei einem anderen etwas über 44 cm, bei einem dritten (No. 5) 45 cm, bei einem vierten (No. 6) 46 cm Länge. Verschiedene Schädel waren noch gut erhalten und die Zähne meist gesund; andere Schädel aber waren, wie schon bemerkt, früher vom Pfluge herausgeworfen worden. 1 m von dem zweiten Skelett nach Westen zu, fast neben einem anderen, unvollständig erhaltenen, dem vermutlich der Kopf abgepflügt worden war, fand sich das obere Stück einer Vase von blauer, fast schwarzer Farbe, wie glasiert; von der Abbruchstelle bis zum Rande noch 8 cm hoch und etwas über 13 cm lang. Es zeigte einen nach oben etwas erweiterten, niedrigen, stehkragenförmigen Rand, der sich durch mehrere feine Linien von dem Bauche absetzt, welcher doppeltkonisch in fast rechtwinkligem Umbruche ist; nur ist die Umbruchstelle selbst etwas

abgerundet und von einem unverzierten, leistenförmigen Gürtelbande überdeckt. Der Oberbauch ist sanft nach außen gewölbt, der Unterbauch dagegen ziemlich stark eingezogen, so daß das Gefäß nach dem nicht großen Boden zu ziemlich spitz gewesen sein muß. Der Unterbauch ist unverziert, der Oberbauch dagegen in seiner ganzen Ausdehnung durch ein von der unteren Leiste des Halses bis zur Gürtelleiste des Umbruchs reichendes Zickzackband verziert, welches aus einer einfachen Linie besteht, welche stets auf ihrer (vom Beschauer gesehen) linken Seite von einer Reihe kleiner Grübchen (8--9) begleitet wird. Soweit sich aus der Form und Verzierungsweise ein Schluß ziehen läßt, dürfte das Gefäß, von welchem dieses Bruchstück herrührt, gleich dem oben beschriebenen Gefäße von Polleben, der ersten römischen Kaiserzeit, etwa der Zeit des Kaisers Augustus, angehört haben. Nach Dr. P. Reinecke in Mainz sind mächtige Vasen dieser Gattung, auch Tonsitulen der beschriebenen Form, die im Elbgebiete (Schkopau, Lohne, Chüden) die Leitform ist, bei Planan in Nordböhmen gefunden worden (Památky XVII, S. 190—192, Taf. XXVII, 1—8). Mit den acht bei Siegerstedt aufgedeckten Skeletten kann der Scherben nicht zusammengehören, weil man zur Zeit dieser Gefäße nicht begrub, sondern verbrannte, er wird also zufällig unter sie geraten sein, vermutlich durch den Pflug. Möglicherweise sind also die Toten, zumal sich gar keine Beigaben bei ihnen fanden und die Bestattung, nach der ungleichen Richtung und geringen Tiefe der Grüfte zu schließen, eine flüchtige gewesen sein muß, thüringische Krieger gewesen, die in der Schlacht bei Carsdorf-Seigerstedt gefallen und ihrer Habe beraubt worden sind. Weitere Ausgrabungen werden feststellen müssen, ob auf dem ehemaligen und jetzigen Carsdorfer Gemeindelande noch andere Massengräber sich finden.

Carsdorf II.

(Ohne Abbildung.)

Auf demjenigen Teile der Siegerstedter Flur, welcher südlich vom Sülzengraben auf dem Nordabhange des Mermel liegt und noch zur Flur Carsdorf gehört, fand der Landwirt Frischbier in Burgscheidungen auf seinem dortigen Acker in einer glasiert aussehenden, schwarz geschmauchten, aber leider nicht erhaltenen Urne verschiedene Gegenstände, sämtlich aus Eisen, bestehend aus drei Beschlägplatten, einer Fibel und einem Messer. Die drei schmalen Platten sind nur 1 cm breit oder doch wenig darüber, 5,5 bis 6 cm lang und nur 1 mm stark, sämtlich rechteckig. Auf ihnen sitzen, nur

½ cm von dem Ende entfernt, je zwei fast quadratische, 2 mm starke Knöpfe von etwa 7 mm Durchmesser. Vielleicht waren diese schmalen Platten Beschläge eines Gürtels. Die Fibel, 4,5 cm lang, hat einen harfenförmig geschwungenen Bügel mit Knopfscheibe nahe dem Scheitelpunkte des Bügels und einen nur 0,75 cm langen rechteckigen Nadelschuh am Fußende des Bügels. Das dritte Fundstück ist ein mit dem Rücken und der Schneide fast kreisbogenförmiges Messer mit abgerundeter Spitze, dessen Schneide den Außenrand dieses Bogens bildet. Die säbelförmig geschwungene Klinge hat eine Sehnenlänge von 7,5 cm; der Griff ist nur noch 2,5 cm lang, scheint aber früher länger gewesen zu sein. Das Messer hat ganz die Gestalt des im „Geschling" unweit von Sondershausen gefundenen, welches in den Vorgeschichtl. Altertümern der Provinz Sachsen Heft XI, S. 17 als No. 51 abgebildet worden ist (Halle, O. Hendel, 1892).

Diese Eisensachen gehören nach Dr. P. Reinecke ebenfalls in die beginnende römische Kaiserzeit, in welche ja auch die Beschreibung des mit ihnen vom Landwirt Frischbier gefundenen Gefäßes den ganzen Fund verweist.

Kirchscheidungen (Kreis Querfurt).
(Hierzu Tafel XII No. 542—545.)

Am 16. November 1903 bemerkte Herr Rentmeister Kuntze aus Burgscheidungen, als er auf der Chaussee an der Kirchscheidunger Gemeinde-Kiesgrube auf dem Lohberge vorbeiging, in einer mit schwarzer Erde ausgefüllten Vertiefung ein Stück eines menschlichen Schädels. Am 17. November begab er sich in Begleitung des Amtsdieners Kramer abermals dahin, um die Stelle näher zu untersuchen. Der Schädel (No. 1), von dem ein Stück bereits freilag, war bald völlig freigelegt, zerbrach aber, weil er schon ganz zermürbt war, bei der bloßen Berührung in ganz kleine Stücke. Da der Schädel nicht groß und die Hirnschale schwach war, auch von den übrigen Knochen nur noch ganz wenige, sehr morsche kleine Stücke erhalten waren, so haben die Reste jedenfalls einem Kinde angehört.

Beim Weitergraben fand sich bald weiter östlich etwas tiefer ein zweiter, größerer und stärkerer, darum auch besser erhaltener Schädel (No. 2) und bei ihm noch so viel Knochen eines menschlichen Gerippes, daß man erkennen konnte, daß der Tote als liegender Hocker, auf der linken Seite liegend, in der Richtung von Süden nach Norden und mit dem Gesicht nach Osten gewendet, begraben worden war. Am Ende der Füße, also nach Süden zu, wurde eine schöne

schnur- und stichverzierte Amphora sichtbar. Obwohl sie vorsichtig freigelegt wurde, war sie doch durch die auf ihr ruhende Erdlast zerdrückt worden. Doch hat Herr Kuntze aus den sorgfältig gesammelten Stücken das Gefäß völlig wiederherstellen können.

Das schöne Gefäß (No. 542 auf Tafel XII) ist eine rötlich, fast sandsteinfarbig aussehende Kugelamphora mit zwei Ösen, welche erhöhte Ränder zeigen. Die etwas rauhe Außenseite ist lederfarbig, die innere Wandung graugelb. Die Höhe beträgt 21,5 cm, von denen 4,5 cm auf den in der Mitte etwas eingezogenen, durch acht einfache Schnurlinien verzierten Hals kommen, dessen gewölbter, nach außen gekehrter Rand eine ziemlich dichte Reihe breiter, lotrechter Kerbschnitte zeigt. Der fast kugelrunde Bauch hat 22,5 cm Durchmesser; der Umbruch liegt 10 cm vom Boden entfernt. Der Oberbauch ist vom Halse an von einem Kranze fünffacher, paralleler, zickzackförmiger, wirklicher oder nachgeahmter Schnurlinien umzogen, welcher einem Spitzenkragen ähnelt nach Art des Rössener Typus. Die Breite dieses Zierbandes bis zu den Spitzen schwankt zwischen 4 und 5 cm. Der flache Boden hat nur 9 cm Durchmesser.

Noch weiter nach Osten zu, und wiederum etwas höher als der eben erwähnte Schädel, kam bei fortgesetzter Nachgrabung noch ein dritter, wieder kleinerer und schwächerer Schädel (No. 3) zum Vorschein. In dessen Nähe standen zwei Becher und ein krugartiges Töpfchen, sämtlich henkellos. Der größte Becher (No. 543 auf Tafel XII) ist in Form und (anscheinend vorhanden gewesener) Verzierung den bekannten ostthüringischen schnurverzierten Bechern ähnlich, nur ist die Absetzung des gestreckten Halses vom Bauche minder scharf als bei jenen, und die Verzierung, welche durch Abscheuerung kaum noch erkennbar ist, scheint nur aus zwei einfachen, dicht nebeneinander um den Hals laufenden, fein eingestochenen Schnurlinien bestanden zu haben. Die Höhe beträgt 13 cm; der Durchmesser der Öffnung 8,5, der des Bauches 9,9, der des Bodens 5—5,8 cm. Die Kimme des Bauches liegt 5 cm über dem Boden. Das ganze Gefäß ist schwer und plump, die Außenseite uneben und höckerig, ihre Färbung gelblichbraun. Dicht am Boden finden sich nebeneinander mehrere grübchenförmige Fingereindrücke in der Gefäßwand.

Der zweite Becher (No. 544 auf Tafel XII) ähnelt in seiner Form schon mehr der der geschweiften Zonenbecher, denn er ist kürzer und weiter als der erste. Die Grenze zwischen Hals und Bauch ist nur noch durch eine ziemlich starke Einziehung angedeutet.

Der Becher ist 12,5 cm hoch; der Durchmesser der Öffnung mißt 9 cm, der des Bauches 10 cm, der des Bodens 5,5 cm. Die Kimme ist 5,5 cm vom Boden entfernt. Der Oberbauch ist von der erwähnten Einziehung an mit drei fast parallelen, aber nicht durchweg vertikal verlaufenden Linien von Nageleindrücken verziert. Die Ausführung ist naturgemäß eine plumpe. Die Außenwand ist nicht so höckerig wie die des größeren Bechers, aber doch auch uneben. Die Farbe ist ledergelb.

Das Töpfchen (No. 545 auf Tafel XII), das man aber auch als Krug oder Becher bezeichnen könnte, gleicht hinsichtlich der Form fast völlig dem unteren Teile des Bechers (No. 544), nur daß beinahe der ganze Hals verschwunden, d. h. nur der Übergang zu einem solchen beibehalten ist. Die Wandung ist rauh und hat schwarzbraune Färbung. Die Höhe beträgt nur 6,5 cm; der Durchmesser der Öffnung mißt 5 cm, der des Bauches 6,75 cm, der des Bodens 3,5 cm. Die Kimme liegt 4 cm vom Boden entfernt.

Da die drei Becher zwischen den Skeletten No. 2 und 3 standen, so gehörten die zwei größeren wahrscheinlich zu der Hauptleiche No. 2, der kleine Becher aber zu der Kinderleiche No. 3. Die Kinderleiche No. 1 scheint gar kein Gefäß ins Grab miterhalten zu haben, war also vielleicht die eines dienenden Knaben.

Irgendwelche Werkzeuge fanden sich trotz sorgfältiger Durchsuchung der Graberde weder bei der Amphora noch bei den Bechern.

Die Grube, in der die Toten bestattet sind, war weder mit Platten noch mit anderen Steinen ausgelegt. Sie war einfach in den Kies eingetieft und maß etwa 1,5 m Länge, Breite und Tiefe.

Nach den hervorgehobenen Merkmalen gehört das Grab zweifellos der jüngeren Steinzeit an.

Tröbsdorf (Kreis Querfurt).

(Hierzu Tafel X, XI und XII.)

I.

Eine große Ansiedelung aus der Zeit der Bandkeramik hat unmittelbar nördlich von dem Dorfe Tröbsdorf a. d. Unstrut, zwischen diesem, der Chaussee von Tröbsdorf nach Wennungen und dem Unterlaufe der Blinde, unweit von der Blindemündung gelegen, muß aber auch den an der Nordwestecke des Dorfes neu angelegten Gottesacker umfaßt und vielleicht auch mit einer anderen ähnlichen Ansiedelung an der Westseite des Dorfes unweit des Biberbaches unmittelbar zusammengehangen haben, welche aber durch die

daselbst angelegte Lehmgrube zum allergrößten Teil, wenn nicht völlig, zerstört worden ist. Ja, wahrscheinlich steht das Dorf Tröbsdorf selbst zum größeren Teile auf einem Ausschnitte der großen vorgeschichtlichen Siedelungsstätte an der Westseite des Biberbaches. Der Plan, auf welchem mit einer Ausnahme bisher ausschließlich vorgeschichtliche Funde aus der Zeit der Bandkeramik gemacht worden sind, gehört dem Gutsbesitzer H. Rosenhahn in Tröbsdorf. Nur Wohngruben und Kochlöcher von zum Teil beträchtlichen Durchmesser (3—4 m), welche aus dem tiefgründigen, hochgelben Lehm (Löß), welcher dort ansteht, ausgestochen und mit schwarzer Erde und Asche angefüllt sind, sind bis jetzt dort vorgefunden, aber noch keine Gräber, die aber doch in der Nähe zu suchen sein werden. Ihre Zahl abzuschätzen, ist nicht wohl möglich, da der ganze Ackerplan, auf dem sie sich finden, von einer schwarzen Humusschicht überzogen ist, die die Aschenlöcher fast nirgends deutlich hervortreten läßt. Ich glaube aber nicht zu hoch zu greifen, wenn ich annehme, daß auf dem Rosenhahnschen Plane gegen hundert Wohngruben sich befunden haben, die auch, nach den in ihnen gemachten Funden zu schließen, alle derselben Kulturperiode angehören.

Um das Hauptergebnis der von mir in Gemeinschaft mit Herrn Rentmeister Kuntze in Burgscheidungen in den Jahren 1898—1902 vorgenommenen Ausgrabungen gleich im voraus anzudeuten, so ist die Zugehörigkeit der Ansiedelung auf der sanft ansteigenden Fläche zwischen Biber, Blinde und Unstrut zur Kultur der Bandkeramik über jeden Zweifel erhaben, denn nicht nur finden sich dort gar keine Spuren von metallenem Schmuck oder Gerät, vielmehr nur Geräte aus Stein, Knochen oder Ton, sondern die auf den Tongefäßen vorkommenden Verzierungen bestehen zum Teil aus Bogenbändern, zum Teil aus Winkelbändern, also aus ungebrochenen und gebrochenen, in den Ton eingetieften Spiralen, teils auch — und diese Muster sind die zahlreichsten, mannigfaltigsten und geschmackvollsten — aus eingestochenen Grübchenbändern, neben welchen aber auch Verzierungen, die durch Finger- oder Fingernageleindrücke bewirkt worden sind, vorkommen. Oder, um die von A. Schliz eingeführten Bezeichnungen zu gebrauchen: es sind sowohl „linearverzierte“ Gefäße, wie auch solche „mit Stich- und Strichreihenverzierung“ gefunden worden. Viele von ihnen gehören dem Rössener Typus an.

Aus einer Wohngrube wurden aber neben Scherben der vorigen Art auch zwei Scherben anscheinend mit Schnurverzierung gehoben (abgebildet auf Täfelchen 1 auf Tafel X, nahe der unteren

linken Ecke). Bei näherer Betrachtung jedoch stellt sich die Verzierung des kleineren als eine Art Winkelstich heraus. Die Verzierung des darüber abgebildeten ist leider nicht deutlich genug.

Da es sich um Wohngruben handelt, so gehören zu dem Inhalte derselben nicht nur Asche und Holzkohle, manchmal noch in walnußgroßen Stücken, sondern auch Knochen, Hörner und Geweihe von Tieren, Stücke von hartgebranntem Dachbewurf aus Lehm, in welchen die Eindrücke der Stäbe, welche vormals das Dach der Hütte bildeten, noch deutlich erkennbar sind. Ziemlich zahlreich sind die Reib- und Wetzesteine aus mehr oder minder hartem Sandstein, seltener die nur etwas abgeplatteten Kugeln gleichenden Kornquetscher aus Kohlensandstein, Granit oder Feuerstein und Messer oder Schaber aus Feuerstein. Bei weitem die häufigsten Fundstücke sind Scherben von unverzierten und verzierten Tongefäßen, von denen manche nicht nur auf der Außenseite verziert sind, sondern auch auf der Innenseite. Aus der Fülle der hier gefundenen Scherben habe ich die besonders kennzeichnenden ausgesucht, die dann auf 5 Tafeln befestigt worden sind, um einen Überblick über die vorzugsweise beliebt gewesenen Verzierungsformen zu geben. Zwei Scherben mit Innenverzierung sind auf Tafel XII abgebildet (Museum in Burgscheidungen No. 95 u. 109). Sie dürften der Rössener Verzierungsweise angehören. Was die Tafeln (durchschnittlich bis zu $^1/_4$ verkleinert) zeigen, ist folgendes:

Täfelchen 1 auf Tafel X (= 42 × 34 cm).

Größere und kleinere Scherben mit Bogenbandverzierung, deren Bänder (wie auch die zwischen ihnen befindlichen Flächen) zum Teil mit Grübchen runder und gestreckter Form und warzenförmigen Buckeln ausgestattet sind. Das erhaltene Vierteil eines bombenförmigen Gefäßes zeigt ein im Zickzack verlaufendes Winkelband mit Grübchen in und außer ihnen; ein großer, hellgrauer Scherbe, welcher auch auf der Innenseite eingestochene Verzierungen trägt, hat auf der Außenseite schachfeldförmig angeordnete Grübchengruppen, deren Ecken sich berühren. Auf der Tafel ist auch das Halsrandstück eines Bechers, sowie der 6,5 cm breite Henkel einer großen Amphora befestigt, beide mit Schnurverzierung, die einzigen dieser Verzierungsweise angehörigen Reste aus einer der Gruben.

Täfelchen 2 auf Tafel X (= 42,5 × 25 cm).

Zahlreiche Scherben mit Winkelband, zumeist durch eingestreute oder begleitende Grübchen verziert; vier derselben von tief eingeritzten, schräg und rechtwinklig sich kreuzenden Linien bedeckt.

Außerdem zeigt die Tafel einen 4,5 cm langen und 2,5 cm vorstehenden Griff, dessen Oberfläche von vielen unregelmäßigen Linien durchfurcht ist; ferner einen gekrümmten, schwarz glasierten, rechtwinklig abschließenden und nahe der Bauchwand in nur 0,75 cm Öffnungsweite durchlochten Griff, bis zu dessen Öffnung sich die parallel der Mittellinie laufenden Zierlinien des Bauches erstrecken; endlich einen 7,5 cm langen und 4,5 cm von der Bauchwand abstehenden, flügelartig ausladenden und leicht gekrümmten Griff von rotgelber Färbung, dessen Öffnung 2 bezw. 3 cm lichte Weite hat. Auch bis zu ihr erstrecken sich die Zierlinien des Bauches.

Täfelchen 3 auf Tafel X (=42×24,5 cm).

Scherben mit eingestochenen, aus kleinen Grübchen zusammengesetzten Zierbändern in den mannigfachsten Mustern, welche zum Teil mit warzenförmigen Buckeln ausgestattet sind. Ein gut erhaltener Gefäßrest zeigt einen glatten, in der Mitte eingezogenen, aufrecht stehenden Hals von etwa 3 cm Höhe und einen nach unten sich stark verjüngenden, dicht mit warzenförmigen Buckeln besetzten Bauch. Ein anderes Bruchstück, welches der Hals eines Bechers oder einer Amphora gewesen zu sein scheint und mit einer 3 cm langen, rollenförmigen Öse versehen ist, ist durch dicht nebeneinander wagerecht laufende, tief eingefurchte Linien verziert, zwischen denen schmale, spitze Dreiecke nach dem Rande zu aufwärts gerichtet sind.

Die meisten Stücke sind weiß oder silbergrau oder gelblich und sehen auf den leeren Flächen wie poliert aus.

Täfelchen 4 auf Tafel X (=42×34 cm).

Scherben von zum Teil beträchtlicher Größe mit oft reichen und geschmackvollen, eingestochenen und nicht selten die Schnurverzierung nachahmenden Zierbändern in der mannigfaltigsten Anordnung. Ein Stück ist in der Nähe des Randes auch durchlocht (in der Ecke unten links).

Täfelchen 5 auf Tafel XI (=42×27 cm).

Scherben mit warzen- und stielförmigen Buckeln, von denen einige durch Einschnitte gespalten sind und einer beiderseits von Fingertupfen begleitet wird. Beachtenswert sind zwei Wirtel von ganz verschiedener Form. Der eine, hellgrau, kegelförmig zum oberen Ende des Loches zugespitzt und auf der Unterfläche (von 5 cm Durchmesser) schüsselförmig ausgehöhlt, hat 2,5 cm Höhe; der andere, schwarzgrau, scheibenförmig nach Art eines massiven Rades, etwas über 1 cm stark, hat 5 cm Durchmesser, ist auf der Unterseite ganz flach, auf der Oberseite in der Nähe des Loches wulstförmig erhöht.

Besonders schön geschliffen ist der Rest (1/4 des Ganzen) eines radförmigen, in der Mitte 3,5 cm starken, nach dem Rande zu scharfkantig verlaufenden Keulenknaufs aus Grünstein oder Serpentin, der über das Loch hinweg 10 cm im Durchmesser gehabt hat.

Ferner ein kleiner, nur 6,5 cm langer Steinkeil von Schuhleistenform; vier flache, hackenförmige Steinkeile, alle mit sanft geschwungener Schneide; die Hälfte eines durchlochten, nicht besonders kunstvoll geschliffenen Steinhammers und der Rest eines hammerähnlichen Steingeräts. Dazu kommen mehrere gut erhaltene Feuersteinmesser von 8 – 3,5 cm Länge und fünf Knochenpfriemen von 12—8 cm Länge.

Von anderen, nicht auf Tafeln gehefteten Gegenständen sind noch zu erwähnen ein großer Feuersteinnucleus mit vielen Sprengflächen; abgesplitterte Teile von geschliffenen und zum Teil durchlochten Steingeräten, darunter der Rest eines durchlochten Keulenknaufs oder Hammers aus einem weiß und dunkelgrün buntgemengten Gestein und mehrere beschädigte Hacken aus Grünstein oder Kieselschiefer, breit und flach, mit sanft geschwungener Schneide; endlich noch ein spitzes, kegelförmiges, oben kuppelförmig abgerundetes, nahe der Spitze durchlochtes Webgewicht mit kreisförmiger Grundfläche von 5,5 cm Durchmesser und 10,5 cm Höhe.

Bei einer späteren Grabung im Oktober 1903 fanden wir in einer Wohngrube auf Rosenhahns Plan eine Anzahl schön verzierter Scherben, aus denen sich unter verhältnismäßig geringen Ergänzungen das Gefäß, zu dem sie gehört hatten, wieder zusammensetzen ließ (Tafel XII, No. 521). Es hat eine ganz eigenartige birnen- oder schlauchähnliche Form. Die Wandung, klingend hart gebrannt, ist mit einer feinen, wie poliert glänzenden, graugelblichen, ins Grünliche spielenden Tonschicht überzogen; die Form ist doppeltkonisch, jedoch derart, daß der Oberteil erheblich größer ist als der Unterteil. Denn bei einer Höhe von 15 cm hat der Unterteil nur 4,5 cm, der Oberteil dagegen 10,5 cm Höhe. Während der Unterteil nach außen gebogen ist, ist der Oberteil nach innen eingezogen, und zwar, je näher der Öffnung, desto mehr, so daß die Wandung zuletzt halsähnlich aufsteigt. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 9, der des Bauches 18,5, der des ziemlich abgerundeten Bodens 7,5 cm. Aus dem Bauchumbruche treten nebeneinander zwei aufwärts strebende Hörner hervor, deren Spitzen 7 cm voneinander entfernt sind; allerdings ist das eine abgebrochen und das andere hat seine Spitze verloren. Diese Hörner sind oben und unten durch Stichlinien verziert. Der ganze Oberteil

ist mit Verzierung bedeckt. Nicht ganz 1 cm unter dem glatten Rande beginnt ein Gürtel von acht parallelen, schnurähnlichen, dicht nebeneinander laufenden Stichlinien, der bis 3 cm vom Rande abwärts reicht. Von ihm aus zweigen sich in senkrechter Richtung bis zu den beiden Hörnern und überhaupt bis zum Bauchumbruche Bänder von verschiedener Breite, durch glatte Zwischenfelder getrennt, hinab. Diese Bänder bestehen der Mehrzahl nach aus sechs, einige auch aus acht schnurähnlichen Stichlinien. Um den Bauchumbruch zieht sich als Abgrenzung vom Unterbauche eine doppelte derartige Stichlinie, welche zwischen den Bändern leicht nach oben sich erhebt. Das ganze Gefäß macht einen gefälligen Eindruck. Der Form nach gleicht es ganz auffällig, ja man kann sagen, ganz einem unverzierten Gefäße von Osluchow in Böhmen, welches Kossinna[1]) abgebildet hat und wegen seiner kantig gebrochenen Form und seines gerundeten Bodens als einen Abkömmling des Bernburger Stils ansieht oder genauer dem Rössener Typus zuweist.

Über ein auf demselben Plane gefundenes prächtiges Randstück siehe meine Mitteilung zu Täfelchen 8 auf Tafel XI (Tröbsdorfer Lehmgrube). Es ist dort als viertes in der obersten Reihe abgebildet und zweifellos nach Rössener Art verziert.

II.

Eine zweite, ursprünglich wahrscheinlich mit der erstbeschriebenen eine räumliche Einheit bildende Fundstelle ist die am Westende des Dorfes Tröbsdorf gelegene Lehmgrube, welche eine große Zahl von mit schwarzer Erde ausgefüllten, in den hochgelben Lehm eingebetteten Wohngruben enthalten haben muß, deren Mehrzahl aber, ohne daß ihr Inhalt geborgen worden wäre, zerstört worden ist. Nur eine kleinere Zahl der noch nicht zerstörten war uns zu untersuchen vergönnt; doch ist möglich, daß in dem anstoßenden Gelände immer noch einige der Aufdeckung harren. Es ist in hohem Grade zu bedauern, daß wir nicht früher diese Fundstelle entdeckten, weil in einer dieser Erdgruben beträchtliche Reste eines oder zweier mit gebrochenen Spiralen reichverzierten Gefäße von uns entdeckt worden sind, die besonders merkwürdig sind und vermutlich nicht die einzigen ihrer Art waren. Der Inhalt dieser Gruben ist mit dem der bisher beschriebenen durchaus verwandt, zeigt aber, namentlich hinsichtlich der Verzierung der Gefäße, manche Besonderheit.

---

[1]) **Kossinna**, Die indogermanische Frage. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1902, Heft 5, S. 198.

Besonders reich waren diese Gruben an tierischen Knochenresten, namentlich starken Röhrenknochen, Wirbeln, Zähnen, Hornzapfen u. dgl. m., von denen eine Rehstange und das abgeschnittene Stück einer Hirschstange in die Sammlung aufgenommen wurden. Natürlich fehlten auch rotgebrannter Lehmboden und hartgebrannter Dachbewurf aus Lehm, sowie Holzkohlen nicht. Geborgen wurden außer nur schwach bearbeiteten Feuersteinsplittern ein Feuersteinnucleus, ein Kornquetscher aus Feuerstein, zwei Poliersteine mit glatt geschliffenen Flächen und vier Wetzesteine oder Handmühlen aus hartem Sandstein. Auch hier wurde den Gefäßscherben besondere Aufmerksamkeit zugewendet und die merkwürdigsten von ihnen mit mehreren Knochen- und Steingeräten übersichtlich auf drei Tafeln vereinigt.

Täfelchen 6 auf Tafel XI (=42×35 cm).

Eine Sammlung von buckelförmigen, zum Teil rinnenförmig in der Mitte (behufs Durchlegung einer starken Schnur) gespaltenen, zum Teil schüsselförmig in der Mitte vertieften Gefäßvorsprüngen oder Angriffen. Ein besonders großer dieser Art von 6 cm Länge zeigt auf seiner Außenfläche drei parallele, lotrecht laufende, tiefe Einschnitte. Auch eine Auswahl von großen Ösen von rundlichem oder ovalem Querschnitt ist beigefügt. Die Gefäße, zu denen diese Angriffe und Ösen gehörten, waren meist rot oder ledergelb gefärbt, eine Minderzahl von ihnen schwarzgrau. Ein Stück zeigt neben dem Buckel eine Reihe von größeren Grübchen, welche durch das Eindrücken einer Fingerspitze bewirkt worden sind. Letztere Verzierungsweise ist hier überhaupt in bemerkenswerter Häufigkeit vertreten.

Täfelchen 7 auf Tafel XI (=42×34 cm).

Eine Auswahl von Scherben mit Bogen- und Winkelbandverzierung, von denen einige auch mit Warzen ausgestattet sind. Sehr häufig sind Randstücke von Gefäßen, welche dicht unter dem Rande oder doch in nur mäßigem Abstande von demselben einen meist einfachen, seltener einen doppelten Gürtel von Gruben, welche durch Eindrücken einer Fingerspitze oder eines unten abgerundeten Stabes bewirkt worden sind, in wagerechter Richtung zeigt. Manche dieser Gruben sind kreisrund, manche eirund. Ihr Durchmesser beträgt durchschnittlich 1 cm.

Täfelchen 8 auf Tafel XI (=42×31,5 cm).

Auf dieser Tafel sind außer mehreren mit Band- und Grübchenverzierung versehenen Scherben auch mehrere Scherben aus einer groben Masse angebracht, auf deren Außenseite Tonkugeln angeklebt

sind, welche teils zu napfförmigen Vertiefungen mit wulstartigen Rändern, teils zu dünnen Scheiben — anscheinend mit einem Finger — plattgedrückt worden sind.

Eine eigenartige Gruppe bilden Scherben mit Reihen von kleinen, tief eingedrückten, kreisrunden Grübchen. Auch solche mit Bogenband- und keilförmiger Grübchenverzierung sind vertreten.

Von besonderer Schönheit ist ein schwarzglänzender Scherben (Randstück eines großen Gefäßes mit weiter Öffnung), der vierte in der obersten Reihe, welcher aber nicht in der Lehmgrube, sondern in einer Wohngrube des Rosenhahnschen Plans von mir gefunden und hier nur eingefügt worden ist, weil auf den Tafeln, die die Funde auf dem Rosenhahnschen Plane zeigen, kein Platz mehr war. Der Rand dieses Stückes zeigt auf der Oberkante eine Reihe von kleinen, senkrechtstehenden, zickzackförmigen Eindrücken. Der oberste Streifen der Außenseite ist in Breite von 2 cm von jeder Verzierung frei; alsdann aber folgt nach unten zu eine außerordentlich reiche Verzierung, bestehend aus einer Reihe von kleinen, senkrechtstehenden, zickzackförmigen Eindrücken, unterhalb deren ein über 2 cm breites, aus je vier tiefen parallelen Stichlinien bestehendes Zickzackband mit seinen Spitzen nach dem Rande emporstrebt. Der Raum zwischen den oberen Winkeln und dem obersten horizontalen Zickzackbande ist völlig mit eng aneinandergereihten, eingestochenen oder mit einem Stempel eingedrückten Zickzacklinien, welche wagerecht verlaufen, ausgefüllt. Das prachtvolle Stück gehört demnach sicher einem Gefäße vom Rössener Typus an.

Zu diesen Scherben gesellen sich flache Hacken aus Kieselschiefer und Steinkeile von Schuhleistenform, sämtlich mit sanft aufwärts geschwungener Schneide, ferner ein Knochenpfriem von fast 10 cm Länge, ein flaches, fast halbmondförmiges Knochenstück und ein anderes, glatt geschliffenes mit rundlichem Abschluß, endlich noch eine Anzahl Feuersteinmesser (fünf Stück).

In einer der Gruben fanden sich auch die fast vollständigen Bruchstücke eines großen, unverzierten, oben weit geöffneten, unten sich stark verjüngenden glatten Gefäßes von grauer Färbung, welches sich wieder völlig zusammensetzen ließ und als Topf bezeichnet werden kann (Abbild. auf Tafel XII, No. 381). Er ist 16,5 cm hoch, hat einen Durchmesser der Öffnung von 19,5 cm, des Bauches (im Oberteil) von 21,5 cm und des Bodens von 8,5 cm. Der größte Durchmesser ist 12,5 cm vom Boden entfernt.

Besonders merkwürdig ist eine nach vielen Bemühungen wieder zusammengesetzte, zum Teil allerdings lückenhaft gebliebene Kugelflasche mit hohem, nach unten zusammengezogenem Halse, dessen Rand jetzt einigermaßen wellig erscheint, wahrscheinlich aber gerade verlief (Abbild. No. 84 = Täfelchen 9 auf Tafel XII). Der ganze Bauch ist, soweit er erhalten ist, mit einem reichen Netze von rechtwinklig gebrochenen Spiralen bedeckt, deren Linien tief in den Ton der Wandung eingeritzt sind und mit einem roten Farbstoffe ausgefüllt gewesen zu sein scheinen, ein Vorkommen, von welchem auch die Scherben anderer Gefäße Spuren aufweisen. Diese Kugelflasche hat eine Höhe von 30 cm, von welchen 8—9 cm auf den ziemlich engen, nicht abgesetzten Hals kommen. Die Öffnung hat einen Durchmesser von 12 cm, der Bauch von 23 cm, der Boden von 9 cm. An dem Bauche sitzen fünf senkrecht durchbohrte Henkel, und zwar drei von ihnen 15,5 cm, die zwei übrigen 25—28 cm unterhalb des Randes. Die Stellung der Henkel war offenbar dieselbe, wie die der Henkel auf der Oberwiederstedter Kugelflasche, welche ich in den Mansfelder Blättern, Jahrg. XII, S. 207 und 208 beschrieben und auf der dort beigegebenen Tafel 2 abgebildet habe, nämlich so, daß auf der einen Seite vier Henkel paarweise so angebracht sind, daß der Abstand des oberen Paares erheblich geringer ist, als der des unteren, der fünfte dagegen auf der Gegenseite dem oberen Paare gegenübersteht[1]).

Erwähnung verdient auch noch, daß sich in einer Grube, die inmitten von Wohngruben lag und mit Asche und schwarzer Erde angefüllt war, am 11. Oktober 1902 ein als Hocker beigesetztes Skelett vorfand — wenigstens lagen die Überreste sämtlich auf einem Haufen beisammen — dessen Schädel mit Ausnahme der nicht auffindbaren Kinnlade wohlerhalten war und darum der Sammlung auf dem Schlosse Burgscheidungen einverleibt worden ist. Ob man aus dem Umstande, daß diese menschlichen Überreste mitten unter Wohngruben in einer Wohngrube vorgefunden worden sind, auf Kannibalismus der ehemaligen Bewohner schließen darf, muß dahin gestellt bleiben.

Jedenfalls läßt die Bestattung von Leichen im Bereiche des Wohnplatzes selbst, wie P. Reinecke-Mainz richtig hervorhebt[2]),

[1]) Ähnliche Kugelflaschen beschreibt Reinecke, „Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland" (Westdeutsche Zeitschr. für Gesch. u. Kunst XIX, III, S. 244).

[2]) P. Reinecke, a. a. O. XIX, III, S. 254.)

gegenüber den anderen neolithischen Stufen auf ein hohes Alter schließen.

Ein zweites Grab wurde in Gestalt einer Steinkiste am 15. Oktober 1902 von mir und Herrn Kuntze mitten zwischen mit Asche angefüllten Wohngruben der Tröbsdorfer Lehmgrube aufgedeckt. Es war 2 m lang, 1 m breit, 1 m tief. Die Wände, welche durchschnittlich 30 cm stark waren, bestanden aus aufeinander gelegten Platten und Blöcken; der Boden war durchweg mit Platten gepflastert. In dem von Süden nach Norden gerichteten Grabe fanden sich auf engem Raume beisammen unverbrannte Gebeine und ein arg zerdrückter Schädel, so daß man annehmen muß, der Tote sei als liegender Hocker bestattet worden. Nach der Lage des Schädels zu urteilen, war das Gesicht des Toten nach Osten gewendet. Vor dem Skelett nach Osten zu stand ein zwischen Steinen eingezwängtes Tongefäß (No. 440 der Sammlung auf Schloß Burgscheidungen, abgebildet auf Tafel XII) mit wulstigen, langgestreckten Buckeln, dessen Wiederzusammensetzung Herrn Kuntze gelungen ist. Der Durchmesser der Öffnung beträgt 13,5 cm, der des Bauches 17 cm, der des Bodens 9 cm; von der 19,5 cm betragenden Höhe kommen 4 cm auf den steil aufsteigenden Hals. Dieser ist durch einen Kranz von fünf wulstförmig hervortretenden Buckeln oder Graten, die in den Entfernungen von 8,5, 8, 10, 12 und 14 cm voneinander abstehen, vom Oberbauche geschieden. Der Bauchumbruch ist 8 cm vom Boden entfernt. Die innere Wandung ist glatt und schwarzgrau, die äußere sieht ledergelb aus und ist absichtlich gerauht. Neben dem Gefäß, zwischen diesem und den Skelettresten lag eine kupferne oder bronzene, vom Roste stark mitgenommene Säbelnadel mit petschaftförmigem, durch eine Öse gekrönten Kopfe (abgebildet auf Tafel XII, No. 445 der Burgscheidunger Sammlung); die Nadel ist noch 0,4 bis 0,5 cm dick. Außerdem fanden sich noch Scherben mit ziemlich grober Bandverzierung von verschiedenen Gefäßen.

Sowohl die Bestattung des Toten als liegenden Hockers, wie auch die Beigabe der säbelförmigen Ösennadel und des gebauchten, wulstige Warzen tragenden Topfes weisen dieses Grab der ausgehenden jüngeren Steinzeit oder der Zeit des beginnenden Metallgebrauchs (Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. G.) und im besonderen dem Aunjetitzer Typus zu, der von Aunjetitz, einem Hauptfundorte dieser Nadeln, die an der unteren Eger und Moldau in Böhmen bei liegenden Hockern in Menge gefunden worden sind, seinen Namen hat. Auf den Fund einer solchen Nadel in einem Grabe unter dem Heidelberge

der Flur Tröbsdorf a. U. habe ich schon früher hingewiesen.[1] Diese Fundstelle ist von derjenigen in der Tröbsdorfer Lehmgrube nur einige hundert Meter entfernt. In den eigenartigen Gefäßen des Aunjetitzer Typus will Kossinna[2]) eine Weiterentwicklung des Bernburger bezw. Rössener Stils oder eine „Wirkung der Aufpfropfung der nordisch-mitteldeutschen Kultur auf die Ausläufer der bandkeramischen" erkennen. Die in dem Grabe vorgefundenen Gefäßreste mit Winkel- und Bogenbandverzierung deuten eine solche Verwandtschaft unzweifelhaft an. Vier von ihnen sind auf Tafel XII (No. 442, 1—4 der Burgscheidunger Sammlung) abgebildet. Die Färbung dieser Bruchstücke auf der Außenseite ist teils schwarzgrau, teils graugelb, teils blaugrau, doch auch ziegelrot. Ihre Außenfläche ist mit einer Ausnahme glatt; die Innenseite ist selbstverständlich ebenfalls glatt. Zur Verzierung dienen eingetiefte Bogen- oder Winkelbänder, ferner ovale oder runde Grübchen, die mit einem Knochen oder abgerundeten Hölzchen eingedrückt zu sein scheinen. Besonders beachtenswert sind mehrere Stücke, welche durch aufgelegte, erhabene Leisten ausgezeichnet sind, welche in Winkeln zusammenstoßen und von Rinnen begleitet werden, ein Beweis, daß die Leistenverzierung, deren Verbreitungsgebiet nach Much besonders das südöstliche Europa ist, auch im Unstruttale nicht unbekannt war. Aus Versehen ist ein Stück dieser Art leider nicht mit abgebildet worden.

III.

(Hierzu Täfelchen 10 auf Tafel XII.)

Eine dritte, bisher erst wenig erforschte, aber anscheinend auch minder ausgedehnte Ansiedlung aus der Zeit der Bandkeramik hat auf der linken (nördlichen) Seite der Blinde auf dem sich ostwärts zur Unstrut hinabsenkenden Ende des Dornhügels auf dem Plane des Gutsbesitzers Kunth in Tröbsdorf gelegen, also nur einige hundert Schritt von der vorigen entfernt. In den hier aufgedeckten Wohngruben fanden sich außer verschiedenen Tierknochen zwei Rehstangen, ein vollständiges Gehörn des Bos brachyceros und ein noch gegen 38 cm langes Auerochsenhorn, ein flaches Steinbeil aus Kieselschiefer, ein Bohrkern, der Rest eines durchlochten größeren Steingeräts, anscheinend eines Pflugs aus Grünstein, mehrere Feuer-

[1]) Größler, Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen (Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum der Prov. Sachsen, Halle a. S. 1900, S. 92).

[2]) G. Kossinna, Die indogermanische Frage, Berlin, Unger, 1902 (Zeitschr. f. Ethnologie etc., Berlin, 1902, Heft 5 S. 198 ff.).

steinmesser und Bruchstücke von solchen, ferner ein 8 cm langer Knochenpfriem und verschiedene Scherben, darunter solche mit Buckeln und Warzen und auch solche, welchen 3 cm unter dem Rande eine dachförmige wagerechte Leiste aufgelegt ist, deren Firstkante bei einem Stücke von tief eingestochenen Grübchen unterbrochen ist.

Die schönsten und eigenartigsten Scherben dieser Fundstelle, welche auf Tafel XII, Täfelchen No. 10 (= 42 × 30,5 cm) vereinigt worden sind, zeigen eine reiche und höchst eigenartige Verzierung, welche durchweg aus eingestochenen, bänder- und gruppenförmig angeordneten, zum Teil wohl auch mit Stempeln eingedrückten Grübchen besteht, von denen manche die Form von Schiffsschnäbeln haben. Sie gehören offenbar dem Rössener Typus an.

Größler.

Über ein Steinbeil aus Rumänien.

Herr Oberlehrer Prof. Dr. Franke in Schleusingen übergab mir zur petrographischen Untersuchung ein Steinbeil, welches nach seiner Aussage von einem aus Rumänien stammenden Schüler ihm übergeben worden ist. Das Beil ist sowohl seiner Form als seines Bestandes wegen höchst merkwürdig. In der Form nähert es sich unseren jetzigen Handbeilen besonders dadurch, daß es nicht so spitzkeilförmig ist, wie sonst die neolithischen Beile zu sein pflegen. Es hat folgende Dimensionen: von der Schneide zum Rücken 12 cm, Dicke 6,5 cm, in der Richtung des Loches, welches parallel zur Schneide ist, 7 cm; besonders die letztere Größe ist merkwürdig groß und wird an neolithischen Beilen wohl selten so hoch gefunden. Die Weite des Loches ist zirka 3 cm, dasselbe ist 3,5 cm vom Rücken und 5,5 cm von der Schneide entfernt.

Was die petrographische Beschaffenheit anlangt, so sieht es an der Oberfläche bräunlichgrau aus mit weißen Flecken; letztere sind Feldspate und Chiastolithe. Schon diese makroskopische Beschaffenheit ließ petrographisch Interessantes erwarten und die Vermutung hervortreten, daß das Beil aus Material eines Kontakthofes gemacht sei, was auch durch die mikroskopische Untersuchung vollauf bestätigt wurde. Mikroskopisch tritt die Ophitstruktur Michel Lévys sofort hervor, hervorgerufen durch divergent strahlige Plagioklase mit Albitzwillings-

struktur; die Zwischenräume werden erfüllt von Augit und Hornblende; auch Orthoklas, Biotit, Zoisit, Andalusit (zum Teil Chiastolith). Chlorit, Epidot, Titanomorphit, Magnetit und Spinell finden sich. Der Andalusit, besonders der Chiastolith, bezeugt, daß die das Beil zusammensetzenden Mineralien einem Kontakthofe angehören, ebenso bezeugt die Hornblende, die wohl zum Teil aus dem Augit entstanden ist, dasselbe. Es besteht das Beil also aus Diabas, welcher später durch ein anderes Eruptivgestein in seinem Bestande etwas modifiziert worden ist.

Da der Fundort nicht sicher bekannt ist, entfällt die Frage, ob es sich noch an seinem ursprünglichen Bildungsorte befindet oder ob es von Menschen nach anderen Orten hin verfrachtet worden ist.

Halle a. S., Oktober 1904.

Dr. O. Luedecke,
Professor der Mineralogie a. d. Universität.

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiet der sächsischen und thüringischen Länder.

---

1. Bei den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft über die von Prof. Klaatsch vorgelegten Feuersteingebilde aus obermiozänen Schichten Südfrankreichs (Tertiärsilex) machte Dr. Götze u. a. Mitteilung über eine von mehreren Geologen besprochene Fundstelle diluvialer Tierknochen in einem Gipsbruch zwischen Öpitz und Krölpa bei Pössneck, welche außer zweifelhaften Spuren menschlicher Anwesenheit auch ein ganz unzweifelhaftes menschliches Artefakt enthalten hat, nämlich ein der Länge nach durchbohrtes Stück einer Renntierstange, das am unteren Ende Schnitte aufweist. — In derselben Sitzung legte Dr. Hahne eine Reihe von Silex vor, die er aus dem freien Diluvium des Elbetals in Kiesgruben bei Magdeburg gewonnen hat; auch sie zeigten menschliche Bearbeitung, Retusche, Dengelung auf. — Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß diese Funde ebenso wie die von Taubach der letzten Interglazialzeit angehören, also nur von dem diluvialen Menschen Zeugnis geben, aber nicht von dem tertiären, der durch die

von Klaatsch vorgelegten Silex bewiesen sein würde, falls die menschliche Bearbeitung derselben zweifellos sicher wäre. (Zeitschr. f. Ethnologie 1903, S. 487—498.)

2. In den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1903, Heft 6 S. 87—95 beschreibt Dr. Seelmann steinzeitliche Gefäße aus dem Kreise Dessau. Sie sind nicht zahlreich im Vergleich zu den Funden in den Kreisen Cöthen und Bernburg. Von mehreren einzeln gefundenen Gefäßen, zwei Kugelamphoren und einem scharfkantigen Henkeltopf der norddeutschen Tiefstichkeramik fehlen sichere Fundberichte. Daß die Kugelamphoren Gebeinreste enthalten haben sollen, glaube ich nicht; die Erscheinung ist wohl dadurch zu erklären, daß vermutlich die Finder mitgefundene Knochenreste, auch kalzinierte, zur besseren Transportierung in die Gefäße gelegt haben. Von einem anderen Gefäß, der schon früher veröffentlichten offenen Amphora von Reppichau, steht es fest, daß sie Gebein nicht enthalten hat; sie hat aber unter Steinschichten in Branderde gestanden. Die offene Amphora, ein Begleitgefäß der Kugelamphora, ist, wie diese, gleichzeitig dem Bernburger Typus. Die Brandspuren können deshalb nicht auffallen, da auch die Gräber des Bernburger Typus trotz Skelettbestattung regelmäßig Spuren vom (Kultus-) Feuern aufweisen.

Der interessanteste Fund ist der von Törten (südlich von Dessau bei Station Haideburg). Hier fanden sich zusammen mit zwei Kugelamphoren mehrere Gefäße, von denen zwei bisher noch nicht als Begleiter der Kugelamphoren bekannt waren. Die mitgefundenen Knochenstückchen und Holzkohle deute ich auf eine Bestattung nach Art des Bernburger Typus. Als Hauptgefäß hat in der Mitte die offene Amphora gestanden mit Verzierungen des reinsten Kugelamphorenstils: der Hals zeigt ein Gitter- oder Rautenmuster, das durch Bogenstiche ausgespart und gefüllt ist, gerade so wie der Hals der großen Kugelamphora von Baalberge (Jahresschrift I, Tafel III, 8) Die Fransenverzierung auf der Schulter stimmt ebenfalls mit den Schulterverzierungen der Kugelamphoren überein; es sieht aus, als ob ein gemustertes Gewebe oder eine gestickte Kante mit Fransen hat nachgeahmt werden sollen. Dieselbe Verzierung, nur mit hängenden, gefüllten Dreiecken anstatt der Fransen, zeigt ein niedriges Kugelgefäß mit zwei nahe beieinander stehenden Ösen. Ein schönes Feuersteinbeil bestätigt den nordischen Charakter dieser Gefäßgruppe. — Die neue Erscheinung in diesem Kreise sind nun zwei hohe, schlanke Töpfe (23 cm), nach oben ausgebaucht und zur Mündung sich zusammenziehend, die man, wenn sie allein gefunden wären, gewiß einer viel

jüngeren Zeit zugeschrieben haben würde. Der eine Topf zeigt am Übergang zum Halse eine horizontale Reihe von Kerben (mit Fingernagel), der andern an derselben Stelle eine Reihe ovaler Fingereindrücke.

Eine Parallele zu diesem schlanken auf schmalem Boden aufgebauten Topfe besitze ich seit einem Jahre, derselbe wird durch ein schraffiertes Wolfszahnmuster von Furchenstichlinien unter dem Halse deutlicher als obige Gefäße als Zugehöriger der genannten Steinzeitgruppe und Verwandter der Bernburger Gefäße charakterisiert. Er ist in einer Sandgrube gefunden, aus der bald darauf ein Skelett mit einer Kugelamphora, einer unten abgeplatteten Kugelamphora (mit Bogenstichverzierung) und einem bisher noch unbekannten Topf zutage kam. Der Topf hat am Hals Bogenstichreihen des Kugelamphorenstils, am Bauch ein gefülltes Zickzackmuster des Bernburger Stils. Ich bin nicht dazu gekommen, über diesen Fund Mitteilung zu machen, da ich zunächst über Mitteilungen anderer zu berichten habe.

3. In dem fünften Bande der Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, und zwar im zweiten Heft, Tafel 7, hat Direktor K. Schumacher einige neolithische Gefäße aus Mittel- und Norddeutschland in der vorzüglichen Weise der dortigen Veröffentlichungen abgebildet, darunter mehrere Vertreter des Rössener Typus aus unserem Gebiete, teils aus Rössen (Kreis Merseburg), teils aus Hindenburg in der Altmark (Kreis Osterburg). Der Verfasser betrachtet diese Gefäßformen als Weiterbildungen solcher des Hinkelsteintypus und hält auch die Verzierungsweise als verwandt mit der Bandornamentik. Die Objekte aus Rössen sind Beigaben eines flachen Skelettgrabes, die in Berlin aufbewahrt werden, nämlich eine reichverzierte Vase, wie sie in Rössen siebenmal gehoben ist (schon öfter veröffentlicht), ein kleines Kugelgefäß, eine kesselförmige kleine Schale, beide mit Randkerbung, und ein flachgewölbter steinerner Spaten [1], wie er bei Bandkeramik sich zu finden pflegt. — Von Hindenburg sind drei Gefäße abgebildet, die in Wernigerode aufbewahrt werden, nämlich eine reichverzierte Vase mit hohlem Fuß, ein Kugeltopf mit zwei horizontalen eingestochenen und eingeritzten Bändern verziert, und ein unverzierter Topf mit schärferem Umbruch und längerem

---

[1]) Ich halte die beiden oft zusammen gefundenen Steingeräte der Bandkeramik, den hochgewölbten sog. Schuhleistenkeil und die flachgewölbte sog. Hacke für Hacke und Spaten, die für den Handbetrieb des Ackerbaus zusammen gehören. Aus der Hacke ist die Pflugschar hervorgegangen.

Hals. Der letztere stammt aus derselben Sandgrube wie die Vase. Die Verzierung der Vase ist, wie Schumacher bemerkt, weniger sorgfältig ausgeführt als die an der Rössener Vase; ich möchte aber ergänzend hinzufügen, daß die Verzierungsweise der Hindenburger Vase m. E. an Originalität der Rössener sehr überlegen ist. Die Idee, durch die Dekoration Kelchblätter anzudeuten, auf denen das Gefäß wie eine Blüte ruht, ist geradezu künstlerisch und an vorgeschichtlichen Gefäßen meines Wissens noch nicht beobachtet. Dieser Idee entsprechend ist auch die Form des Gefäßes ungleich gefälliger und eleganter als die der Vasen aus Rössen, welche trotz ihrer akkurat ausgeführten Zickzackeingravierungen gegenüber dem Hindenburger Gefäß den Eindruck des Plumpen und Handwerksmäßigen machen. — Mit der Hindenburger Vase verknüpft mich allerdings eine gewisse Sympathie, weil ich sie einst aus Trümmern wieder aufgebaut habe; aber ich glaube nicht, daß durch diese persönliche Anteilnahme mein Geschmack beeinflußt wird.

Schumacher veröffentlicht auf derselben Tafel einen Topf des Bernburger Typus aus Alsleben a. S. (Mansfelder Seekreis), der im Provinzialmuseum zu Halle aufbewahrt wird, ein charakteristisches Stück mit breitem Henkel, seitwärts abstehenden Lappen an der Bauchkante und horizontalen Liniengruppen in flacher Stichmanier. Er verspricht, demnächst weitere Beispiele dieses in Süddeutschland unbekannten Stils zu veröffentlichen und seine Zeitstellung eingehend zu behandeln. Es wird erfreulich sein, diese Chronologie von einem Autor behandelt zu sehen, dem der Beweis durch Tatsachen wichtiger gilt als eigene typologische Konstruktionen.

4. Dem Kongreß des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine zu Erfurt verdankt ein Vortrag des Dr. Götze über „das vorgeschichtliche Thüringen" seine Entstehung. Derselbe wurde am 28. September 1903 gehalten und ist im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1904, No. 2, abgedruckt. Naturgemäß kann der Verfasser nur flüchtig auf eine Skizzierung der Kulturperioden und auf einige damit zusammenhängende ethnologische Folgerungen (Vorrücken der Germanen) sich einlassen; nur bei der Steinzeit verweilt er etwas länger, um seine bestrittene Chronologie der steinzeitlichen Typen aufs neue vorzutragen. Daß die Schnurkeramik die älteste neolithische Erscheinung Thüringens sei, bleibt eine problematische Behauptung, solange ihr chronologisches Verhältnis zur Bandkeramik in Thüringen nicht nachgewiesen ist — in Westdeutschland bezeichnet bekanntlich die Bandkeramik eine ältere Kulturstufe. — Wenn

dagegen vom Bernburger Typus gesagt wird, er gehöre dem Ende der Steinzeit an, und damit gemeint ist, daß er jünger sei als die Schnurkeramik, so ist das sicher falsch.

Schon die in diesem Jahrbuch (I, S. 16—49) geschilderten Verhältnisse des Baalberger Hügels, der auf der Basis den Bernburger Typus in gewaltigem Steinplattengrabe, dagegen auf halber Höhe am Rande die Schnurkeramik in kleiner leichtgebauter Steinkiste enthielt, werden dem Unbefangenen gelehrt haben, daß in der Bernburger Gegend jedenfalls der Bernburger Typus älter ist als die Schnurkeramik. Vor kurzem sind nun in einem großen aus Findlingsblöcken gebauten Ganggrabe in der Nähe von Cöthen bei Skelettresten an dreißig Gefäße des Bernburger Typus gefunden worden. Wird Götze auch die Ganggräber ans Ende der Steinzeit setzen?

Gerade eine Erscheinung, wie das eben erwähnte Hünengrab von Drosa weist uns darauf hin, daß wir bei unseren Chronologien die skandinavischen auf dem Fortschritt der Grabsitten beruhenden Einteilungen nicht ganz unbeachtet lassen sollten, da uns doch der ethnologische Zusammenhang der südschwedischen, dänischen und norddeutschen neolithischen Bevölkerung längst glaubhaft geworden ist.

Für Schweden und Dänemark gilt nach dem übereinstimmenden Urteil von Männern wie Sophus Müller und Oskar Montelius folgende Reihe der Gräber- und Bestattungsformen:

Erste Stufe: Die kleine Stube (Dysse); Grundform: vier Seitensteine, Granitfindlinge, ein ebensolcher freiliegender Deckstein; sie ist oft umgeben von einem Steinkreis oder -Rechteck. Inhalt: ein sitzender Hocker oder mehrere übereinander (Montelius Per. II).

Zweite Stufe: Die Riesenstube (Jaettestue) oder Hünengrab; Grundform: Langbau aus Granitklötzen (Findlingen) mit mehreren Granit-Decksteinen, die freiliegen; Gang an der Langseite; darum auch „Ganggrab". Inhalt: Massenbeisetzungen (Montelius Per. III).

Dritte Stufe: Steinkiste aus gespaltenen Steinplatten, meist Sandstein, Fugen mit Ton und Lehm verstrichen, Seiten- und Decksteine mit Erde bedeckt, und zwar entweder a) größerer Bau, starke Platten aufrechtgestellt und quer gedeckt; Inhalt: Mehrere Skelette (Steinplattengrab); oder b) kleine Kiste aus dünnen Platten mit einem Skelett.[1])

[1]) Die früher gehörte Meinung, daß Sand- oder Kalksteinplatten in Gegenden angewandt seien, wo Findlingsblöcke fehlten, ist unhaltbar: da in Skandinavien sich neben den (älteren) Gräbern aus Findlingsblöcken auch die (jüngeren) aus Steinplatten finden, wie umgekehrt in Thüringen für die schnurkeramischen

Vierte Stufe: Erdhügel ohne größere Steine mit Einzelbestattung.

Auch in Norddeutschland sind alle diese Stufen vorhanden. Die erste (kleine Stube) ist besonders in den nördlichen Teilen (Mecklenburg, Altmark) nachgewiesen, zum Teil noch gleichzeitig mit der zweiten bestehend (Beltz, M. Jahrb. 64, S. 84). Für uns kommt hauptsächlich die zweite und dritte in Betracht. Das Spalten der Steine war jedenfalls ein technischer Fortschritt gegenüber der Verwendung ungespaltener Steinklötze, schon darum wird Steinplattengrab und Steinkiste überall, wo sie auftreten, eine jüngere Kultur darstellen als das Hünengrab aus Findlingsblöcken; die nordischen Archäologen beweisen dies Verhältnis außerdem durch die jüngeren Feuersteingeräte, welche die Plattengräber enthalten, nämlich Dolch und Lanzenspitze, und durch die gelegentlich auftretenden Bronzen.

In dieser Stufe — und der noch jüngeren mit steinloser Bestattung — bewegt sich die Schnurkeramik (3 und 4 des obigen Schemas, Montelius Periode IV).

Für den Bernburger Typus ist durch das aus Granitklötzen hergestellte und mit Gang versehene Hünengrab von Drosa, ebenso wie durch das mit Granitblöcken gedeckte — im Innern freilich schon behauene — Hünengrab von Ebendorf, die Angehörigkeit zu Stufe 2 erwiesen. Auch in Steinplattengräbern (Wulfen, Baalberge, Nietleben) (Stufe 3a) und in Steinkisten (Stufe 3b) bei Nordhausen ist er noch beobachtet. Diejenige Grabform, in welcher der Bernburger Typus bei uns am häufigsten vorgekommen ist, ist die aus geschichteten Steinen oder Trockenmauer hergestellte Grabkammer (Lausehügel bei Halberstadt, Friedeburger Hügel, Spitzehoch bei Latdorf, Stockhof bei Gröna, Gräber von Hornsömmern, Zscherben, auch Moorberg b. Quedlinburg). Diese Kammern verschmähen auch die runde Form nicht und sind in mehreren Fällen mit dem sogenannten falschen Gewölbe, aus vorgekragten Plattensteinen bestehend, gedeckt gewesen (Lausehügel und Friedeburger Hügel)[1]. Ein ähnliches Steingrab, aus Trockenmauer und

Gräber ausschließlich Steinplatten angewandt sind, während die Findlingsblöcke in der Nähe zur Verfügung standen, z. B. auf dem Höhenrücken von Farnstedt (vergl. Jahresschr. I, S. 155 auch S. 213: Seeburg). Im Pohlsberg bei Latdorf war das Hauptgrab von Sandsteinplatten aufgebaut, während der umgebende Steinzaun aus Findlingsblöcken bestand. ($1\frac{1}{2}$ m höher, ungefähr in der Spitze des Hügels lag der Schnurkeramiker mit Amphora, Schnurenbecher, facettiertem Hammer und -- Bronzeperlen, nur 1 m unter der Oberfläche.)

[1]) Vergl. Augustin-Friederich, Altertümer des Bistums Halberstadt 1872, S. 9 und III. Jahresbericht des Thür.-Sächs. Vereins, Naumburg 1823, S. 11—12, Tafel V, 1.

falschem Gewölbe hergestellt, hat vor wenigen Jahren Beltz in Mecklenburg kennen gelernt (Hünengrab zu Gresse) und vergleicht dasselbe mit gleichartigen Gräbern im Norden und Westen Frankreichs (Meckl. Jahrbuch 66, S. 129—133) und mit solchen in Irland und Schottland, die Montelius (Orient und Europa I, 1899, S. 58 ff.) anführt.

Für die Zeitstellung dieser Art von Gräbern sind die darin beobachteten Grabsitten entscheidend. Es finden sich darin meist sehr zahlreiche Skelette unordentlich zusammengeschoben und in ihrer ursprünglichen Lage gestört, auch zeigen sich in den Kammern regelmäßig Spuren von Feuern, durch welche auch die dort liegenden Skelette teilweise kalziniert worden sind. Gerade dieselben auffälligen Sitten finden sich in Dänemark in den Riesenstuben (das Feuer auch schon in den kleinen Stuben). S. Müller erklärt die Erscheinungen durch wiederholte Bestattungen in demselben Grabe, Beiseiteschiebung der alten Skelette, Anlegung von Kultusfeuern im gebrauchten Grabe. Die Feuerspuren in den Bernburger Gräbern wurden früher mißdeutet, als habe man den Übergang zur Leichenverbrennung vor sich.[1]) Vielmehr wird auch durch diese Übereinstimmung der Grabsitten der Zusammenhang des Bernburger Typus mit der Zeit der Riesenstuben erwiesen. In den Steinkisten (Stufe 3) hört die Sitte des Feueranzündens auf in Dänemark sowohl wie in Deutschland; nur ganz ausnahmsweise erscheint noch einmal mit Schnurkeramik zusammen das Feuer bei massenhaften Skeletten (Auleben).

Die geschichteten Grabkammern schließen sich demnach den Riesenstuben an. Auch technisch ist der Übergang naheliegend. Die Manier, die Lücken zwischen den Findlingsblöcken der Riesenstube durch eingeschobene größere und kleinere Steine auszufüllen, konnte leicht dazu führen, daß man sich mit solchen Schichtungen ohne Blöcke begnügte. Dagegen sind Ton und Lehm bei diesen „Trockenmauern" noch nicht angewendet. Wir werden dieser Form ihre Stelle zwischen den Blockbauten und den Steinplattenbauten geben müssen (Stufe 2 b).

Der Bernburger Typus zeigt sich übrigens auch durch die Keramik mit der Kultur der Ganggräber und Riesenstuben (M. Per. III) verwandt, nämlich durch die eigentümlichen Hängegefäße mit senkrecht durchbohrten Ansätzen und Wulsten, deren Schnur einen ebenfalls senkrecht durchbohrten Deckel festhielt.

---

[1]) Ganz richtig bemerkt dagegen Reinecke, Westd. Zeitschr. XIX, III, S. 228: „Für die jüngere Steinzeit und die älteren Abschnitte der Bronzezeit kommt Mittel- und Nordeuropa ganz allgemein Leichenbestattung zu."

Außer den Stufen 2 und 3 hat dieser Typus auch noch der Stufe 4 angehört. Am Papenfleck bei Hausneindorf waren Skelett und Gefäße nur mit Gips bedeckt. In Tröbsdorf an der Unstrut waren die Erdgräber mit Steinschichten bedeckt. Bei Tangermünde und Mützlitz lagen die Skelette frei im Sande. Da die Gefäße des Aunjetitzer Typus sich eng an gewisse Formen des Bernburger Typus anschließen, muß man annehmen, daß der letztere sich bis zur Zeit der beginnenden Metalleinfuhr gehalten hat. Die Erdgräber oder Mulden ohne Steinkisten sind in nördlicheren Gebieten ebenfalls bekannt, in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark, überall sind sie als dem Ende der Steinzeit angehörig charakterisiert, teils durch gedengelte Lanzenspitzen, Griffdolche und durchbohrte Streitäxte, teils auch — durch schnurkeramische Gefäße.[1]) Im Gebiet der thüringer Schnurkeramik ist diese Grabform ganz besonders zahlreich vertreten und unterscheidet sich auch dort von den Kistengräbern durch einen jüngeren Inhalt, namentlich durch jüngere Gefäßformen.[2]) Beachtenswert ist, daß der südliche Teil dieses Gebietes die Schnurkeramik nur in kistenlosen Erdgräbern enthält.

Ich komme also zu folgender Chronologie:

Der Bernburger Typus umfaßt Stufe 2, 2b, 3 und 4. Montel. Per. III u. IV.

Die Schnurkeramik umfaßt die Stufen 3a, 3b und 4. Montel. Per. IV.

Diese Chronologie auf Grund der Grabformen (deren Anwendung für Deutschland schon 1899 R. Beltz nahelegte[3]), mag im Vergleich mit den bisherigen Typengenealogien als gar zu einfach und leicht faßlich erscheinen; sie hat aber u. a. den großen Vorzug, daß sie sich an die von den skandinavischen Forschern übereinstimmend ermittelte Reihenfolge anschließt,[4]) ferner auch den, daß sie ungesucht das allmähliche Vordringen der neolithischen Einwanderung in Norddeutschland vor Augen führt. In der älteren Steinzeit war zuerst die Ostküste der kimbrischen Halbinsel besiedelt, dann die dänischen Inseln (Worsaae); von da aus schon mit höherer Kultur teils Schweden, teils

---

[1]) Vgl. J. Mestorf (Verh. 1889, S. 468). H. Schumann, Nachr. 1894 S. 82 und 1898 S. 89. R. Beltz, Meckl. Jahrb. 1864 S. 88—91, 124 und 1863 S. 85.

[2]) Vgl. Götze, Gefäßformen, S. 47 und 31.

[3]) Beltz, Steinzeitliche Fundstellen, Meckl. Jahrb. 64 S. 131.

[4]) Vgl. u. a. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 55—121. Montelius, De förhistoriska perioderna i Skandinavien 1896.

Mecklenburg (Beltz) — Gebiet der kleinen Stube, Stufe 1. — Die Ausbreitung der Hünengräber über Altmark, Hannover bis Cöthen zeigt die Besiedlung der zweiten Stufe. Die Steinkisten, bis Finne und Unstrut reichend (Götze), zeigen die Ausdehnung des Besiedlungsgebietes in der dritten Stufe. Die vierte Stufe mit kistenlosen Hügel- und Flachgräbern hat dann noch den Südrand bis Altenburg und Jena in Besitz genommen.

Ein wichtiges Beweismittel für die Chronologie liefern die Glocken- oder Zonenbecher. Der Glockenbecher gehört dem Ende der Steinzeit und dem Beginn der Metallzeit an. Dem von Voß geführten Nachweis stimmte Götze noch 1898 zu.[1]) Nach Montelius (Chronologie d. ä. Br. S. 195) entstammen die glockenförmigen Becher in England dem letzten Steinalter und dem ersten Bronzealter und sind „offenbar älter als die in Norddeutschland und Dänemark gefundenen Becher ähnlicher Form“ (S. 193). Für diese Ansetzung sprechen auch die mitgefundenen Kupferdolche, die als Nachbildungen oder auch Vorbilder der Feuerstein-Griffdolche gelten, also zur IV. Periode (Montelius) gehören. Dasselbe bekunden die mit den Glockenbechern zusammen gefundenen steinernen Armschienen, die nach Reinecke „nachweislich auch noch in der frühen Bronzezeit vorkommen“,[2]) nach Montelius „in England und anderen Ländern dem letzten Steinalter und dem ersten Bronzealter entstammen“. Die Periode des Glockenbechers im letzten Steinalter und Beginn der Metallzeit steht also fest Im Jahre 1900 fand Götze Gründe für die Gleichzeitigkeit der Schnurkeramik mit dem Glockenbecher (Zonenbecher) in Thüringen.[3]) Aber anstatt nun die Schnurkeramik der Periode des Glockenbechers zuzuweisen, erhob er diesen auf einmal in die ältere Stufe der jüngeren Steinzeit. Selbstverständlich stimmt nun das System nicht mit den Beobachtungen in anderen Gegenden[4]); daher der Widerspruch oder die stillschweigende Ablehnung. Die steinzeitliche Chronologie ist noch nicht sicher genug ermittelt, um sie in einem zur Aufklärung

[1]) Voß in Verhandl. 1895 S. 121 ff. Götze in Nachr. 1898 S. 22: „Für das Thüringer Gebiet möchte ich lieber die erstere als die letztere Bezeichnung wählen.“

[2]) Westdeutsche Zeitschr. XIX, III, S. 231.

[3]) Götze, Vortrag in Halle und in der Berl. Anthrop. Gesellsch. 28. April 1900 (Verhandl. S. 261—263).

[4]) In Pommern, Mark Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Böhmen, West- und Ostpreußen (Tischler setzte die Schnurkeramik in die kupferführende Schlußperiode der Steinzeit).

weiterer wissenschaftlicher Kreise bestimmten Vortrage als Ergebnis der prähistorischen Forschung mitteilen zu können.[1])

5. In den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde von 1903 Heft 3 berichtet Dr. Hahne (Magdeburg) über einen Depotfund von Piesdorf bei Belleben (Mansfelder Seekreis), der aus einem Tongefäße von Aunjetitzer Typus und drei massiven Bronze-Armringen der Periode I besteht. Prof. Kossinna hat dazu die chronologischen Erläuterungen geschrieben, die zur Vergleichung in erster Linie einen im Jahre 1709 gemachten Depotfund von Osterburg in der Altmark und einen Fund von Tucheim (Kreis Jerichow) heranziehen. Da der erstere nicht mehr vorhanden und nur durch Beckmanns Beschreibung und Abbildung vom Jahre 1751 überliefert ist, der zweite in Genthin vorhanden, aber noch nicht veröffentlicht, so sind diese beiden Mitteilungen aus der Provinz Sachsen auch an sich wertvoll.

Die Bronzeringe von Piesdorf stellen sich dar als eine im Elbgebiet auftretende, seltene Lokalform und Abart der zahlreichen ostdeutschen sogenannten Beinringe, über die Kossinna in seinem wichtigen Aufsatz über „die indogermanische Frage etc.“ (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 191, Abb. 22) gehandelt hat, und deren zahlreiches Auftreten in einem frühen Teil der ersten Bronzeperiode von Schlesien und Posen bis an die Elbe er dort nachgewiesen hat.

6. Im Archiv für Anthropologie N. F. Bd. I Heft 4, Braunschweig 1904 S. 236—253 hat K. Lüdemann über zwei Urnenfelder bei Kricheldorf (Kreis Salzwedel) auf Grund eigener Ausgrabungen berichtet. Es handelt sich auf dem einen Felde um rund 350, auf dem anderen um rund 400 Gräber, von denen die Hälfte schon früher zerstört worden ist. Die Felder liegen auf den südlichen und westlichen Abhängen von zwei benachbarten Sandhügeln in der Kricheldorfer Heide. Die verbrannten Leichenreste sind teils in Urnen, teils ohne Urnen oder sonstige Behälter in Erdlöchern beigesetzt. Zierate von Eisen und Bronze, wie Fibeln, Nadeln, Gürtelhaken, Ohrringe und andere Ringe, dazu Glasperlen, auf Bronzedraht gereiht, sind beigegeben. Verfasser nimmt an, daß die beiden gleichartigen Gräberfelder die ganze La-Tène-Zeit hindurch „von 400 v. Chr. bis etwa 100 n. Chr.“ benutzt worden sind. Doch scheint es in der Hauptsache sich um Gräber der Mittel-La-Tène-Zeit, d. h. des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr., zu handeln, wie sie aus der Altmark und der Magde-

[1]) Ebensowenig freilich sollte die subjektive Chronologie maßgebend sein für die Berichterstattung im Zentralblatt.

burger Gegend schon mehrfach bekannt sind, z. B. Arneburg, Hindenburg, Bülstringen, Leitzkau, Plötzky, Schermen, Hohenwarthe, Oschersleben. Die wenigen Stücke, die etwa älteren Charakter haben, können sehr wohl Nachahmungen südlicher Formen sein und der mittleren Periode angehören, wie z. B. Fibeln mit weit zurückgebogenem Fuß und vasenförmigem Schlußknopf oder runder Perle darauf.[1] Es ist deshalb zu bedauern, daß man nicht erkennen kann, ob die älteren Formen immer getrennt von den jüngeren aufgefunden sind, oder wenigstens teilweise gemischt. Merkwürdig sind zwei große, gekrümmte Bronzenadeln mit großem kreuzförmigen Zierstück am Kopfende (wahrscheinlich Haarnadeln). Waffen sind in den beiden Feldern nicht vorgekommen. Die Niederlassungen zu den Gräbern sind bisher nicht entdeckt. Die so ausgestatteten Brandgräber der jüngeren Hallstattzeit und der La-Tène-Periode in Norddeutschland rühren von germanischer Bevölkerung her.

7. In den Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte u. A. Jahrg. 1903 beschreibt unter Beifügung von zwei Tafeln Prof. Florschütz das Urnenfeld auf dem Simmel, einem Höhenrücken zwischen den Flüssen Gera und Wipfra, inmitten der Orte Ichtershausen und Eischleben. Durch die Kiesgewinnung sind diese Brandgräber entdeckt, teilweise auch zerstört, an mehreren Stellen ist durch den Gothaischen Geschichtsverein gegraben. Die Urnen waren flach beigesetzt und standen in Gruppen beieinander; sie enthielten Brandgebein und Schmuckstücke von Bronze und Eisen, besonders Gürtelhaken und Fibeln des früher sogenannten Mittel-La-Tène-Schemas. Die Tongefäße sind gedreht und von schöner Form. Die Bestattungen sind also ähnlich den in dieser Jahresschrift Bd. I durch Förtsch beschriebenen von Klein-Corbetha und gehören wie diese der Spät-La-Tène-Periode an. Da wir in den allmählich von Norddeutschland nach Thüringen vorrückenden Brandgräbern der Hallstatt- und La-Tène-Zeit den Nachlaß der vordringenden germanischen Bevölkerung erkennen, dürfen wir diese Bestattungen aus der Zeit Cäsars und der Suebenwanderung den Hermunduren zuschreiben.

8. Von den beiden schon oben genannten Herren Hahne und Kossinna wird in den Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1903 Heft 4 ein interessanter Fund aus der späteren Kaiserzeit besprochen, indem Hahne die Beschreibung des in seinen

---

[1] Vgl. Reinecke, Zur Kenntnis der La-Tène-Denkmäler der Zone nordwärts der Alpen in der Festschrift des röm.-germ. Zentral-Museums, Mainz 1902, S. 8 u. 32.

Besitz übergegangenen Fundes gibt, Kossinna die chronologische und kulturgeschichtliche Würdigung. Es handelt sich um zwei Skelettgräber von Trebitz bei Wettin, die außer Tongefäßen, Beinkämmen, Bronzedraht-Armband, Bronzefibeln, Bronzeschnalle, Eisenmesser, auch zwei breite Bronzebecken enthalten haben. Diese selteneren Einfuhrstücke provinzialrömischer Fabriken geben Kossinna Anlaß zur Zusammenstellung gleichartiger Vorkommnisse, und bei dieser Gelegenheit bespricht er auch das Inventar einiger früherer Funde unseres Gebiets: Beudefeld bei Weißenfels, Zwintschöna im Saalkreise, Voigtstedt bei Sangerhausen (die beiden ersten im Provinzialmuseum zu Halle, der dritte im Völkermuseum zu Berlin). Diese Angaben über Funde, die bisher noch gar nicht, oder nur unvollkommen veröffentlicht sind, bilden für uns eine dankenswerte Zugabe. Wertvoll sind auch die Bemerkungen und Parallelen zu den Tongefäßen mit starken, von innen herausgearbeiteten Rippen, sowie die übrigen aus reicher Kenntnis geschöpften Aufzählungen. Die Skelettgräber von Trebitz sind in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. angelegt.

9. Auf die Funde der früheren und späteren Kaiserzeit in Thüringen, Sachsen, Anhalt und den angrenzenden Gebieten habe ich Bezug genommen in dem Referat, das ich auf der Erfurter Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1903 zu halten hatte über den Antrag der Lothringischen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, daß die Forschung nach dem Einfluß der römischen Kultur auf diejenigen Gegenden Deutschlands, die nicht dem römischen Herrschaftsbereich angehört haben, durch den Gesamtverein einheitlich organisiert werden solle. Das Referat ist seitdem im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1904, No. 2, S. 72—78 und in den Protokollen der Erfurter Generalversammlung abgedruckt. — Die zahlreichen Münz- und Grabfunde Mitteldeutschlands führen zu der Erkenntnis, daß der Einfluß der römischen Kultur durch direkten Handel und Nachahmung der Sitten erst in der späteren Kaiserzeit (3.—4. Jahrh.) in unserem Gebiet wahrzunehmen ist, während die scheinbar klassisch beeinflußte Keramik Mitteldeutschlands in der älteren Kaiserzeit (Mäanderurnen) und die Fibelindustrie dieser Periode nicht von römischen, sondern von keltischen (La-Tène-) Vorbildern ihre Anregungen empfangen hat. Eine große Zahl von Funden unseres Gebiets, aus denen diese Beobachtungen geschöpft sind, werden angeführt.

10. Zu einem gleichen Resultat gelangt Götze in einem Aufsatz über „die Germanen zur Römerzeit und ihre Kultur (auf

Grund der Funde dargestellt)“, den der Verfasser in derselben Sitzung der Erfurter Generalversammlung des Gesamtvereins (27. Sept. 1903) an mehrere Interessenten verteilte. Der Aufsatz ist in der Wochenschrift „Umschau“, von Bechhold, Jahrg. VII, No. 37 und 38, Sept. 1903, veröffentlicht und in praktischer Weise mit Abbildungen von Gegenständen des Völkermuseums in Berlin ausgestattet. Obwohl die Arbeit sich nicht speziell auf Thüringen und Sachsen, sondern auch auf die ostgermanischen und skandinavischen Verhältnisse bezieht, so durfte er doch hier erwähnt werden, da die geschilderten kulturgeschichtlichen und technischen Erscheinungen großenteils auf unser Gebiet zutreffen und auf Grund der hier gemachten Beobachtungen dargestellt sind. Funde aus unserer Provinz sind nicht genannt.

11. Über das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung hat Dr. Zschiesche auf der schon erwähnten Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine Sept. 1903 einen Vortrag gehalten, der nun erweitert im Druck vorliegt nebst einer Karte und drei Tafeln vorgeschichtlicher Gegenstände; Erfurt 1904, Keysersche Buchhandlung. Wir lernen steinzeitliche (bandkeramische) Wohnstätten kennen am Nordhang des Steigers, am Westhang des Petersberges und weiter nördlich davon am hohen Ufer der wilden Gera („dem hohen Stade“). Darauf Tènesiedlungen am Nordhang des Petersberges und dem sich anschließenden hohen Ufer, hier teilweise gemischt mit den steinzeitlichen. Alle diese Fundstellen sind durch die Sorgfalt und den unermüdlichen Eifer des Herrn Verfassers in früheren Jahren beobachtet und untersucht worden, und die Stadt Erfurt verdankt ihm die Möglichkeit, ihr Alter in eine graue Vorzeit zurückzuverfolgen, „die den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte“. Durch Schilderung ihrer Kultur sucht Verfasser das Interesse für diese Urerfurter zu wecken und macht schließlich den Versuch, den Übergang zum geschichtlichen Erfurt durch Berufung auf einige Sagen herzustellen (Merwigsburg und Möbisburg; die zwölf studiosi auf der Glücksscheibe). Das Schriftchen ist wohl geeignet — und das ist gewiß sein Zweck — die Aufmerksamkeit der Erfurter auf ihre vorgeschichtlichen Altertümer zu lenken und die Sammlung derselben in einem würdigen Museum zur Sache des Lokalpatriotismus zu machen.

Den Stolz des Erfurters auf das hohe Alter seiner Vaterstadt möchte ich auf keinen Fall mindern, wenn ich die steinzeitlichen Siedlungen am Petersberg und Steiger nur als Vorläufer, aber nicht als Anfang der Stadt Erfurt betrachte. Der Abstand der La-Tène-Periode von der Steinzeit beträgt 1500 Jahre; die wenigen bronze-

zeitlichen Gräber, die einigermaßen als solche erwiesen sind, gehören dem Ende der Periode an und können die Lücke zwischen den beiden Siedlungen etwa um 400 Jahre verkürzen. Also bleiben immer noch 1100 Jahre, aus welchen wir nichts von einer Besiedlung des Erfurter Bodens wissen. Diese Verhältnisse eines zur Ansiedlung so wohlgelegenen Ortes bestätigen, was wir aus der Gesamtbetrachtung des vorgeschichtlichen Nachlasses unserer Gegend wissen, nämlich daß die älteren und mittleren Perioden der Bronzezeit bei uns im Vergleich mit anderen Gebieten sehr schwach vertreten sind, daß also eine Auswanderung der Bevölkerung am Ende der Steinzeit stattgefunden haben muß, wie auch Zschiesche erwähnt. Über die ärchäologischen Spuren derselben hat bekanntlich Kossinna wichtige Fingerzeige gegeben (Zeitschr. f. Ethn. 1902, H. 5). Die steinzeitliche Siedlung ist also eingegangen. Auch der Name „an dem hoen stad" (1350) enthält keine Erinnerung an frühere Ansiedlung, weder steinzeitliche noch tènezeitliche, denn daz stad bedeutet nicht eine Stadt, sondern einen Uferplatz zum Anlegen der Schiffe und Kähne, Gestade[1]).

Aber auch die La-Tène-Siedlung vor dem Andreastor wird kaum als der Ursprung Erfurts angesehen werden können; die angeführten datierbaren Funde jener Wohngruben scheinen dem älteren Abschnitt der La-Tène-Zeit anzugehören; als Spät-La-Tène ist mit Sicherheit nichts zu bezeichnen, ebensowenig ist die römische und die Völkerwanderungsperiode an diesen Stätten zu erkennen, also wieder eine Lücke von 5—600 Jahren. Zschiesche muß seine Beispiele für diese Zeiträume benachbarten Ortschaften entnehmen. So ist es doch erst das fränkische Grab der merowingischen Zeit (etwa 7. Jahrh.), in der Niederung des jetzigen Stadtgebiets, aber außerhalb der alten Stadt gefunden, das auf die Anfänge Erfurts hindeutet.

Die fränkische Herrschaft hat schon im 7. Jahrhundert in Thüringen bedeutende Reichs- oder Königsgüter besessen, wie die Schenkung des fränkischen Herzogs Heden II. an den Bischof Willibrord 704 beweist (ein Hof in Arnstadt, drei Kossaten mit hundert Morgen in Mühlenberg [castellum] und in Monra. Auch in Erfurt muß schon früh ein größerer Königsbesitz gewesen sein, denn sonst hätte nicht Bonifaz 742 den Bischofssitz dorthin legen können; der Vertreter der fränkischen Königsmacht, sei es Bonifaz, sei es, wie die Überlieferung sagt, König Dagobert III. oder sein Hausmeier (711), hätte nicht das Peterskloster auf dem Petersberge und das Pauls-

---

[1]) Vergl. NibL. 368,2, Heliand 2902 u. 2968, Hartmann: Erec. 7065 u. 7625.

Nonnenkloster auf der Vorstufe jenes Berges (Severi) errichten und ausstatten können, wenn ihm nicht der Berg und andere Güter gehört hätten. In der Tat wird auch eine königliche Pfalz (palatium publicum) zu Erfurt 802 erwähnt; bei der Überführung der Gebeine des h. Severus wird Erfurt um 858 als locus regalis bezeichnet[1]). Die Berufung von Reichsversammlungen schon 852 durch Ludwig d. D., 936 durch Heinrich I. u. v. a. läßt ebenfalls das Vorhandensein einer königlichen Pfalz erkennen. Das Kloster auf dem Petersberg nannte sich stets „königliches" Kloster; es ist also wie die von Corvey, Quedlinburg, Nordhausen, Pöhlde, Memleben u. v. a. auf königlichem Grund und Boden und mit königlicher Dotation errichtet.

Als Bonifaz 742 Erfurt zugleich mit Würzburg und Buriaburg zu Bischofssitzen vorschlug, wußte er, daß Bistümer nicht an offenen Orten (villae) eingerichtet werden sollten; er bezeichnet in seinem Briefe an Papst Zacharias Würzburg als castellum, Buriaburg als oppidum (befestigter Wohnplatz), von Erfurt sagt er, daß es schon vor alten Zeiten (iam olim) eine Burg der heidnischen Landbevölkerung gewesen sei (fuit). Die Worte lauten: urbs paganorum rusticorum. Im 8—10. Jahrh. bedeutet urbs regelmäßig eine Burg, oft wird noch im 11. und 12. Jahrh. mit urbs eine Burg bezeichnet, die nie Stadt geworden ist (als Stadt wird ein Ort durch die Bezeichnung civitas charakterisiert). Man hätte deshalb den Ausdruck des Bonifaz nicht als „Stadt heidnischer Bauern" übersetzen sollen, die außerdem eine contradictio i. a. ist, da rustici gerade Leute sind, die nicht in der Stadt wohnen. Diese „Stadt" heidnischer Bauern schon lange vor Bonifaz hat die Vorstellungen von der Entwicklung Erfurts zur Stadt bisher recht verwirrt. Der Ausdruck des Bonifaz bezeichnet vielmehr eine Volksburg, Bauernburg, Wallburg, die als Zufluchtsort der umwohnenden Bevölkerung diente und damals gewiß von Wald umgeben war. Wir haben hier ein gutes historisches Zeugnis dafür, daß in heidnischer Zeit auf dem Petersberge und vielleicht auch auf seiner Vorstufe, dem Severi- und Domberge, eine Wallburg bestanden hat, wie sie heute noch auf manchem Berge Thüringens zu sehen ist.

Auch die seit Mitte des 12. Jahrhunderts niedergeschriebene Überlieferung weiß davon, daß auf dem Petersberge vor Errichtung des Klosters eine Burg bestanden habe, die sogenannte Merwigsburg, und erklärt den Namen damit, daß ein alter thüringischer König Merwig

---

[1]) Diese wie mehrere andere Quellennachweise nach Krauth, Untersuchungen über den Namen und die ältesten Geschichtequellen der Stadt Erfurt, 1904.

diese gebaut habe, von dem sie dann durch Erbschaft (!) in Besitz der fränkischen Könige gelangt sei. König Dagobert habe dann Burg und Namen beseitigt, um das Peterskloster dort zu erbauen. — An eine Eroberung Thüringens durch die Franken scheinen die Erfurter keine Erinnerung mehr gehabt zu haben, darum mußte der fränkische König den Thüringischen als dessen Enkel beerbt haben. In Wirklichkeit brauchten die fränkischen Könige zur Gewinnung von Königsgut den Erbgang nicht; sie hatten das königliche Recht auf den Eremus, d. h. auf alles unbewohnte und unbesessene Gebiet, ausgebildet; schon auf Grund dieses Anspruchs konnten sie die unbewohnte Volksburg zum Königsgut schlagen. Sie konnten aber auch durch Konfiskationen, wie die nach dem Aufstand thüringischer Edeln 786 das Reichsgut stattlich vermehren (Chron. Moiss. Scr. I p. 297 und Ann. Naz. Contin. Scr. I p. 41: possessiones vero vel agri eorum omnes infiscati esse noscuntur).

Der Petersberg war also königliches Gut. Die Volksburg darauf kann in heidnischer Zeit als Kultusstätte gedient haben, wie Zschiesche vermutet, wenigstens wurde der Name Merwigsberg in der älteren Überlieferung (Auct. Lamb. und Auct. Eckeh.) als heidnisch empfunden (deletoque paganico nomine eiusdem urbis vel montis); bebaut war sie nicht, sondern diente noch im 7. Jahrhundert als Zufluchtstätte. Erst die Errichtung des Petersklosters (711?) hat der Volksburg ein Ende gemacht. War das Kloster befestigt wie die Klöster der sächsischen Periode, so konnte es eine Burg wohl ersetzen; wahrscheinlich hat aber auf demselben Plateau auch die königliche Pfalz gestanden (palatium publicum); wenigstens war 1664 neben dem Kloster auf dem Petersberg noch Platz genug, um daselbst eine erzbischöfliche Zwingburg oder Zitadelle anzulegen.

Der Königshof, von dem aus die königliche Länderei bewirtschaftet wurde, hat wahrscheinlich nicht auf jener Burgstätte (urbs) gelegen; die großen Königshöfe befinden sich meist am Fuße der höher gelegenen Schutzburg oder Volksburg. Daß in Erfurt ein Königshof bestanden hat, und zwar außerhalb der einstigen Burg, wird bewiesen durch ein Schriftstück, das zur Zeit Barbarossas oder Friedrichs II. den Mönchen des Petersklosters den Besitz wichtiger Königsgüter verschaffen sollte. Es ist ein angebliches Schenkungsdokument des Königs Dagobert für das von ihm gestiftete Kloster, das schon an der gotischen Form seiner Buchstaben als Fälschung zu erkennen ist. Die königlichen Güter, die damals begehrenswert waren, können wir trotzdem aus dem Schriftstück ersehen. Die Fälscher lassen den königlichen

Stifter und Schenker sagen, daß er dem Kloster seine Burg (urbem nostram nomine Merwigesburc) mit allem Zubehör (d. h. die einstige Wallburg auf dem Petersberge) geschenkt habe, und daß er außerdem auch 50 Scheffel Weizen, 100 Scheffel Gerste, 100 Scheffel Hafer von seinem Königshofe (de curia mea) zum Lebensunterhalt der Mönche bestimmt habe. Der Königshof war vielleicht jener große Hof am Fuße des Petersbergs, der später als Mainzerhof dem Erzbischof gehörte (Mainzerhof-Straße). Derselbe braucht noch nicht zu Dagoberts Zeiten bestanden zu haben, sondern kann sehr wohl erst unter Karl d. Gr. geschaffen sein, der für Ausscheidung von Königsgut und ruralis provisio villarum regiarum auch in Thüringen Sorge traf (775—786).[1])

Der Berg mit der alten Burgstätte hieß seit dem Klosterbau Petersberg, daß er vorher Merwigesberg geheißen hat, wie wir aus den Quellen des 12. Jahrhunderts erfahren, ist möglich; es kann aber auch sein, daß dies schon ein volkstümlich umgestalteter Name war, Bonifaz nennt ihn nicht.[2]) Erphesfurt hat die Burg (urbs) sicher ursprünglich nicht geheißen, obwohl sie Bonifatius 742 so nennt. Er und schon die fränkischen Beamten vor ihm werden das königliche Gut ihrer Gewohnheit gemäß lieber mit dem Namen des benachbarten bewohnten Ortes als mit dem des unbewohnten Berges bezeichnet haben. Die Umnennung wird in den ältesten, vor 1152 geschriebenen Quellen dem König Dagobert III., also der fränkischen Herrschaft vor Bonifaz, zugeschrieben — wahrscheinlich mit Recht.

Der Name Erphesfurt paßt nur auf die Übergangsstelle durch die Gera. Trotzdem hat die Stadt Erfurt nicht etwa von jener Furt aus

---

[1]) Vgl. Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem, Bielefeld u. Leipzig, 1904, S. 361—379, 341.

[2]) Wie wenig auf die volkstümliche Form der Namen zu geben ist, sieht man an den falschen Folgerungen, die an den Namen der Möbisburg (6 km südlich von Erfurt) noch jetzt wie im 14. Jahrhundert geknüpft sind. Dieser Name soll nach Chron. Thur. (geschrieben 1396) im Volke Merwersburgk gesprochen sein, Grund genug, den Platz ebenfalls dem fingierten König Merwig zuzuschreiben. Auch Zschiesche ist geneigt, an den Gleichklang der Namen Folgerungen für die Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit der Erfurter Burg und der Möbisburg zu knüpfen. In den Urkunden heißt aber die letztere noch 13?5 Meinwartsburc, hat also mit Merwig nichts zu tun. Aber der Grundriß der Möbisburg, den Z. mit veröffentlicht, gleicht durchaus dem einer fränkischen curtis, z. B. der Heisterburg oder der karolingischen curtis Schieder, die ebenfalls eine Kirche enthält. Jener Meinwart, ursprünglich Maginwart, wird also ein Franke aus der Zeit Karls d. Gr. gewesen sein.

ihre Entstehung und städtische Ausdehnung genommen, sondern von der Burg aus, ähnlich wie die Städte Mühlhausen, Nordhausen, Quedlinburg, Saalfeld, die sich auch an die Burg angeschlossen oder aus der Vorburg sich entwickelt haben, während das ältere Dörfchen, von dem Burg und Stadt den Namen entlehnt hatten, noch lange außerhalb der Stadt liegen blieb (Alt-Mühlhausen, Alten-Nordhausen, Quitilinga, Alt-Saalfeld). In Erfurt trat seit 1123 an die Stelle der alten Burg die neue erzbischöfliche auf der Vorstufe des Petersbergs, dem altus mons des Severistifts (castrum munitissimum). — Ein Dorf Schildenrode, das ebenfalls auf dem Boden der jetzigen Stadt gelegen haben soll (Schildchen und Schildgasse), kann schon seines Namens wegen nicht vor der Karolingerzeit entstanden sein.

Erfurt kann also auf ein recht hohes Alter stolz sein, wenn, wie soeben nachgewiesen, die Anfänge der Stadt auch nicht in der Steinzeit, sondern in dem merowingischen Zeitalter liegen.

12. Man könnte zweifelhaft sein, ob in ein Jahrbuch für Vorgeschichte obige Untersuchungen über eine schon geschichtliche Zeit gehören; allein die merowingische Periode ist mit gutem Grunde der Vorgeschichte zugewiesen, weil in unseren Gegenden die Nachrichten aus jenem Zeitalter so dürftig fließen, daß vielfach erst die Archäologie den Nachweis erbringen muß und über den Kulturzustand die Hauptaufschlüsse gibt. Auf die Aufgabe der archäologischen Forschung zur Aufhellung der fränkischen Einrichtungen hatte ich deshalb 1903 unter anderen Aufgaben hingewiesen in einer Schrift, betitelt „Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen“ (Halle, Hendel), die von der Historischen Kommission der Provinz Sachsen als Begrüßungsschrift der schon erwähnten Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine in Erfurt überreicht wurde. Die Probleme, um die es sich dort handelt und zu deren Lösung die Archäologie der Geschichtswissenschaft gute Dienste leisten kann, betreffen hauptsächlich die Herkunft und Verbreitung der Indogermanen, die Besetzung Deutschlands durch die Germanen und die Siedelungen und Schöpfungen der Franken im deutschen Eroberungsgebiete.

P. Höfer.

Inhalt.

Seite.

Halle a. S. Druck von Otto Hendel.

Tafel I.

Zschiesche: Feuersteinwerkstätte bei Kösen. Fig. 1—18, Seite 9 und 10.

14. Schwach gedengelter Span.
18. Als Pfeilspitze gedeuteter Span.

Sellmann: Frühgeschichtliche Gräber von Ammern. Fig. 19 und 20, Seite 18 ff.

19. Grabgefäss, steingrau, auf Drehscheibe gefertigt.

Sellmann: Hockergräber von Heroldishausen. Fig. 21—26, Seite 23 ff.

25. Amphore von gelblich-roter Farbe; in Thüringen häufig.
26. Situationsplan.



Heroldishausen.



22

24

5

1

26

Sel

Tafel II.

Bärthold: Formenreichtum der jüngeren Steinzeit. Fig. 1–10, Seite 10 ff.

1. Axt mit ovalem Umriss.
2. Unsymmetrische Axt.
3. Hochgewölbte Axt.
4. Axt mit keilförmiger Schneide.
5. Keil mit abgerundeter Schneide.

6 und 10. Keile mit flach gewölbter Schneide.

7. Schmalmeissel.

8 u. 9. Hochgewölbte u. hochgeschliffene Meissel.

Merkel: Depotfund von Bernburg. Fig. 11–15 Seite 88 ff.

11 und 12. Bronzeringe, welche um
14, die Urne, gelagert waren.
13 und 15. Tutuli, deren 170 in der Urne lagen.

Förtsch: Steinzeitlicher Dolchstab von Bornitz bei Zeitz. Fig. 16, Seite 29 ff.

Förtsch: Mit Zeichnungen versehener Stein von Obereichstädt. Fig. 17, S. 31 ff.

...otfund von Bernburg.



Ober-Eichstädt.

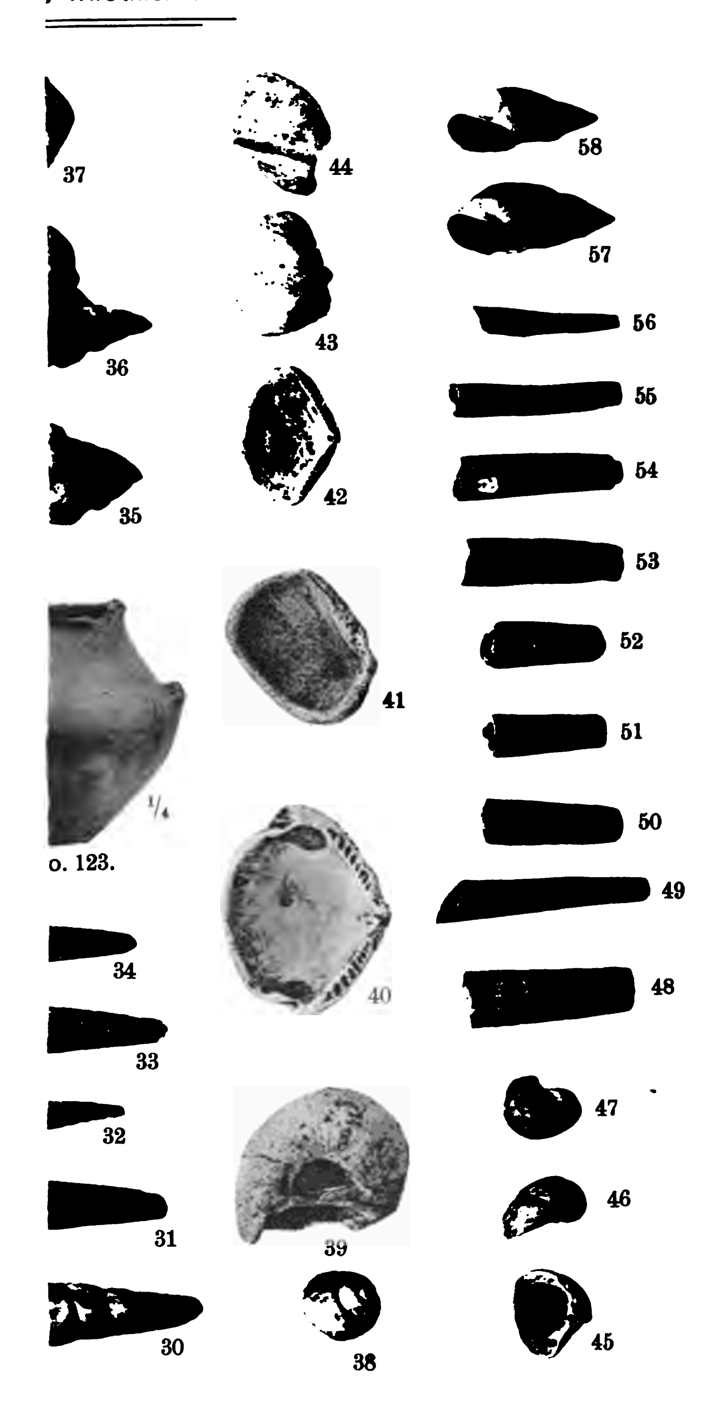
II.

Tafel III.

M e r k e l: Sammlung oligozäner Petrefacten aus der Latènezeit.
Fig. 1—45, Seite 89 ff.

Urne, in welcher obige Petrefacten gefunden wurden, hier als C.-N. 123 der Bernburger Sammlung aufgeführt!

Verzeichnis der Fossilien s. Seite 92 und 93.


37
44
58
57
36
43
56
55
42
54
35
53
52
41
51
1/4
50
o. 123.
49
34
48
40
33
47
32
46
31
39
30
38
45

Tafel IV.

Förtsch: Depotfund von Kuckenburg, Fig. 1—14, Seite 33 ff.

2. gelöthetes Messer mit halbkreisförmigen Ornamenten.

4. Lanzenspitze mit Besitzmarke.

6 a. Obere Ansicht vom Knauf des Schwertes No. 6.

7 und 8. Nadeln mit Dorn am Kopfe.

9 a. Der obere Teil der Nadel 9 in $^1/_1$.

Förtsch: Hallstattzeitliche Skelettgräber, Fig. 15—20, 26 und 27 Seite 42 ff.

Hainrode, Fig. 15—16,

15 a. Schloss des Halsringes 15 in $^1/_1$.

17 und 18, Merseburg.

17. Lange Nadel mit Hohlblech.

19 und 20, Klosterstrasse zu Halle.

26 und 27, Tarthun.

26. Halsring mit abgebrochenem Schliesshaken.

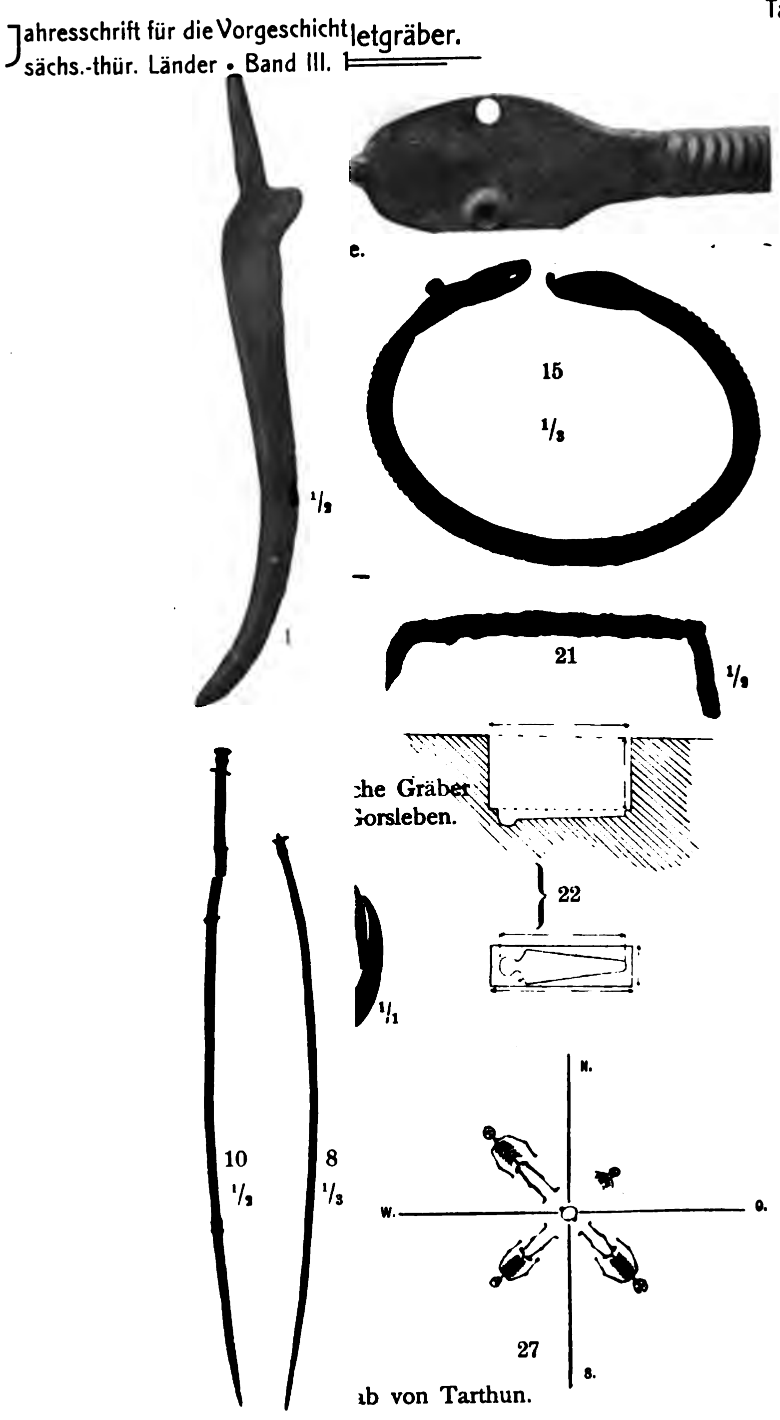
27. Grab von Tarthun.

Förtsch: Slawische Reihengräber von Gorsleben, Fig. 21—25. Seite 70 ff.

21. Klammerartiges Eisen.

22. Form der Gräber.

23—25. Fingerringe.


e.
15
1/3
1/2
21
1/2
:he Gräber
Jorsleben.
22
1/1
10
1/2
8
1/3
N.
W.
O.
27
S.
ıb von Tarthun.

Tafel V.

Förtsch: Ausgrabung im Schweinert bei Kl. Rössen.
Fig. 1—9, Seite 54 ff.
1—4 und 7. Gefässe.
5 und 6 Noppenringe aus Gold.
8. Bronzemesser.
9. Übersichtsplan.

Förtsch: Brandgräber von der Wüstung Mansena bei Zuchau,
Fig. 10 und 11, Seite 52 ff.

Förtsch: Langobardische Gräber von Mechau, Fig. 12—20.
Seite 65 ff.
12 und 20. Gefässe mit Schächerkreuz.
18. Römische Fibel in $^1/_1$.





Der Mühlberg b. Mechau. 13




1/5
15


1/5
17


1/5
19

1/5
20

Tafel VI.

Förtsch: Latènezeitliche Gräber von Scharteuke, Fig. 1—6, und Mücheln, Fig. 7—19, Seite 59 ff.

1. Bronzeberlocke.
4. Ohrring mit Glasperle und Koralle.
6. Beigabegefässchen.
11. Kleines Beigabegefäss von Mücheln.
12. Glasperle mit Augen.
13. Gürtelhaken aus Bronze.
17 und 18. Fibeln aus Bronze.
16. Bronzearmring mit Wulsten.
19. Bronzenadel mit gerolltem Kopf.

Förtsch: Vorgeschichtliches Pferdegebiss von Klein-Wangen, Fig. 20, Seite 62 ff.

Zahn: Prähistorische Funde von der Burg Tangermünde, Fig. 21—24, Seite 93 ff.

21 und 22 Tierfigur von zwei Seiten.

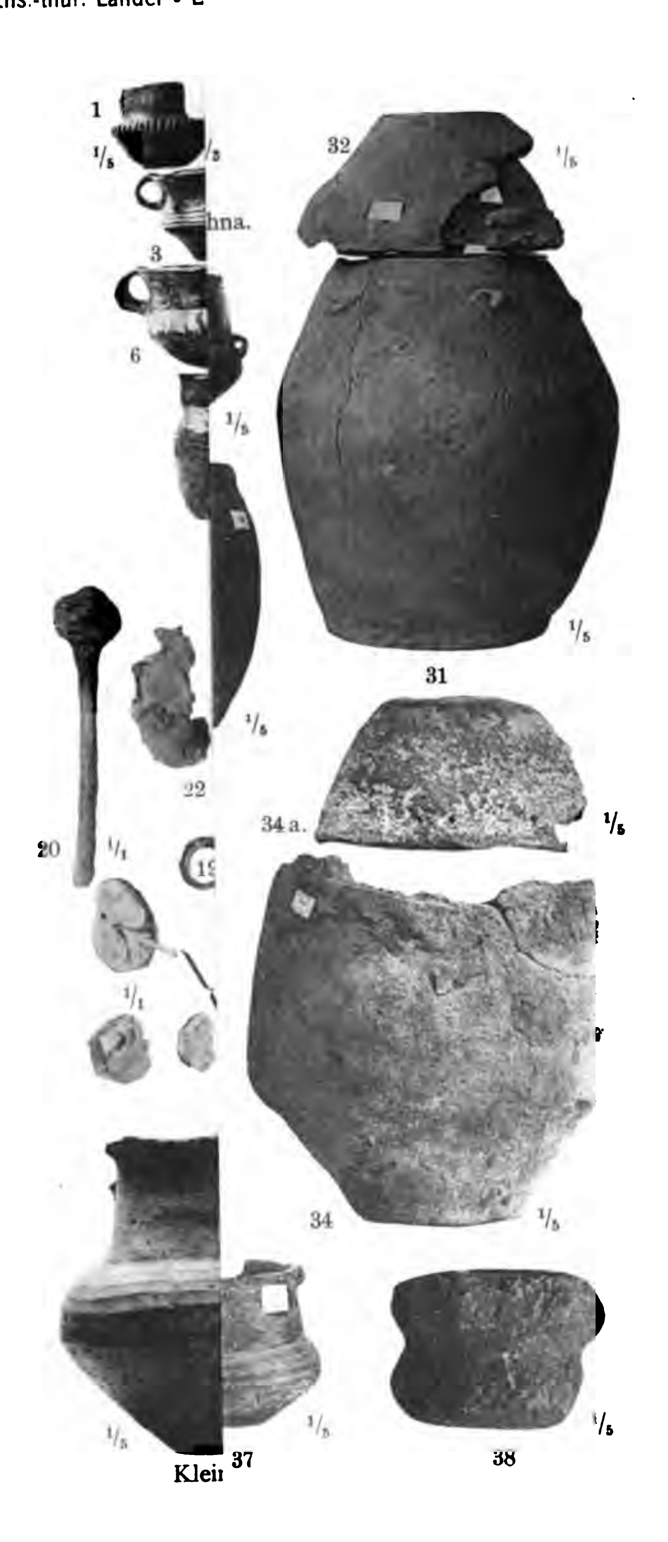
eln.



Tafel VII.

Seelmann: Vorgeschichtliche Funde aus Anhalt. Fig. 1—38, Seite 74 ff. Tafel VII und VIII.

Fig. 1—11.	Gefässe	Steutz.
„ 12—19.	Bronzeringe u. Blechperlen	
„ 20.	Bronzenadel mit scheibenförmigem Kopf	
„ 21.	Reste von Perlen	
„ 22.	Bronzestück, zusammengeschmolzen	
„ 23 und 24.	Urne und Feuersteinsplitter — Klein-Zerbst.	
„ 25.	Kugelamphore — Elsnigk.	
„ 26.	Bronzesichel	Dessau.
„ 27—29.	Gefässe	
„ 30.	Gefäss mit Leichenbrand	Libehna.
„ 31 und 32.	Gefäss mit Deckel	
„ 33.	Beigabegefäss	
„ 34—37.	Gefässe	Gross-Alsleben.
„ 34 a.	Deckel mit Durchbohrungen	
„ 38.	Reibstein oder Netzsenker	



Klei

Tafel VIII.

Seelmann: Fortsetzung von Tafel VII. Fig. 1—31, Seite 74 ff.

Fig.	Gegenstand	Fundort
Fig. 1 a, b, c,	Haus-, resp. Hüttenurne	Gross-Kühnau.
„ 2.	Fibel.	Klein-Kühnau.
„ 3—9.	Gefässe	Klein-Kühnau.
„ 10.	Gefäss	Reppichau.
„ 11.	Schädel	Reppichau.
„ 12.	Gefäss	Klein-Zerbst. (Sandfeld).
„ 13 u. 14.	Messer und Schnalle	Klein-Zerbst. (Sandfeld).
„ 15—18.	Fibeln	Klein-Zerbst. (Sandfeld).
„ 19.	Gefäss	Aken a. E.
„ 20.	Steinbeil	Aken a. E.
„ 21.	Bronzering	Aken a. E.
„ 22 und 23.	Gefässe	Mosigkau.
„ 24 und 25.	Spinnwirtel	Mosigkau.
„ 26.	Armbrustfibel	Mosigkau.
„ 27.	Fibelrest	Mosigkau.
„ 28 und 29.	Grabgefäss mit Deckel, anhängende Tafel mit Bronzenadel	Klein-Kühnau.
„ 30.	Beigabegefäss	Klein-Kühnau.
„ 31.	Grosses Deckgefäss (Glocke) 1:10	Klein-Kühnau.




rbst.
19
1/5
Aken a. E.
18
1/5
21
1/5
1/5
20
1/5
Mosigkau.
23
1/5
27
29
1/5
26
28
1/5

Grössler: Geschlossene Gräber u. Funde
eidungen.



No. 2636 in Eis
Augsdorf, Paulssc
Mansfelder Seek
S. 97. 1 : 4

g 1 : 3,3.

k 1 : 3,5.

a 1 : 5.

l 1 : 3,5.

c 1 : 3,5.

Boden zu s.
(Innenseite.)

x 1 : 3,6.

dd 1 : 6.





...gen.







n.

innen



109

ornhügel. 1 : 4.

Rosenhahns

(No. 521.)



(No. 445.)
1 : 3,3.

Kistengra

(No. 542.) 1 : 5.



a

(No. 545.) 1 : 3.

(No. 442.) 545.) Lohberg. Kr. Querfurt.

Jahresschrift

für die

)RGESCHICHTE

der

ächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

inzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d.S.

4. Band.

Mit 9 Tafeln und einem Bildnis.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1905.



Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder. • Band IV. 1905.



Aufn. von F. Möller, Halle a. S. Lichtdruck von Gebr. Plettner, Halle a. S.

Dr. Oscar Förtsch.

Die Historische Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt hat in diesem Jahre 1905 zwei überaus schwere Verluste erlitten. Am 7. Februar 1905 starb Dr. Gustav Brecht, einst Oberbürgermeister von Quedlinburg. Er war der eigentliche Gründer der Historischen Kommission, die treibende Kraft zu ihrem Gedeihen; mit idealer Hingabe unausgesetzt bestrebt, die Mittel zu ihrem Wirken zu schaffen und ihre Aufgaben zu erweitern.[1]) Einer der ersten Schritte zu dem großen Zwecke, die historischen Denkmäler der Provinz zu wissenschaftlicher und gemeinnütziger Bearbeitung zu sammeln, war die Errichtung des Provinzial-Museums in Halle, das nach langdauernden Vorarbeiten im Jahre 1884 dem Besuch geöffnet werden konnte. Rasch ist dann das Museum gewachsen und aufgeblüht. Seit 1899 war sein Direktor Dr. Oscar Förtsch, und er ist der andere hochverdiente Mann, über dessen frühen Hingang wir trauern.

Otto Karl Oscar Förtsch hat ein reiches und vielseitig tätiges Dasein durchlebt. Geboren am 18. Februar 1840 in Naumburg an der Saale als Sohn des Direktors des dortigen Domgymnasiums Dr. Gottlob Förtsch und seiner Gattin Aline geborenen Ziesler aus Meißen, empfing er vom Vater neben einer tüchtigen Grundlage reiche geistige Anregung und Interesse für die höheren Triebe des menschlichen Seins in ihrer Mannigfaltigkeit. Nachdem er am 25. März 1859 die Maturitätsprüfung abgelegt hatte, widmete er sich anfangs dem Bergfache in Eisleben, allein den kraftstrotzenden Jüngling zog die militärische Laufbahn mehr an, so daß er sich im folgenden Jahre bei dem Magdeburger Festungs-Artillerie-Regiment No. 4 als Freiwilliger auf höhere Beförderung meldete. Im Dezember 1861 zum Leutnant ernannt, nahm er 1864 an dem Feldzuge gegen Dänemark und der Belagerung von Düppel teil, ebenso machte er 1866 den Feldzug gegen Österreich,

[1]) Einen Nachruf nebst Bildnis hat Oberlehrer Dr. Brinkmann in Zeitz in dem Jahrbuch der Denkmalspflege in der Provinz Sachsen für 1904 veröffentlicht.

die Kämpfe bei Münchengrätz, Königgrätz und Preßburg mit und er-
hielt die Allerhöchste Belobigung für Tapferkeit im Felde. Im Jahr
1869 führte er seine Gattin heim, Friederike geborene Steinbrück a.
Erfurt, die ihn mit zwei Töchtern und zwei Söhnen beglückte. Spät-
wurde Förtsch nach Mainz und Castel versetzt. Der Ausbruch de-
Krieges gegen Frankreich führte ihn in die erste leichte Reserv-
Batterie der Division Kummer, bei der er in der Schlacht bei Noissevi-
und in einer Reihe von Ausfallgefechten vor Metz mitfocht; spät-
belagerte und beschoß sein Truppenteil die Festung Longwy. B-
der Rückkehr nach Castel schmückte das Eiserne Kreuz seine Bru-
Die Beförderung zum Hauptmann 1873 veranlaßte die Übersiedelun
nach Cassel, wo er Lehrer an der Kriegsschule wurde, dann folg-
ein mehrfacher Garnisonwechsel: Frankfurt a. O., Stettin, Bromber
und Graudenz. 1884 zum Major, 1886 zum Abteilungskommande-
befördert, nahm er im Juni 1888 den Abschied.

Er schlug seinen Wohnsitz in der von der Jugendzeit her ve-
trauten Stadt Halle auf, entschlossen, sich den wissenschaftlichen Studi-
zu widmen. Ein merkwürdiger Zufall fügte, daß er der erste Studer
war, der sich bei dem Verfasser dieser Zeilen, der eben den Ruf a
die Universität Halle erhalten hatte, als Zuhörer meldete. und v-
diesem Augenblick an verband beide treue Freundschaft.

Förtsch, der sich trotz seiner fast fünfzig Jahre immatrikulier-
ließ, war der fleißigste Student an der Universität, und alle Dozent-
bei denen er hörte, hatten ihre Freude an diesem gereiften Wissen-
drange. Auch als Offizier hatte Förtsch seine angeborene Liebe z-
den Wissenschaften gepflegt, mit hellem verständnisvollem Auge Länd-
und Menschen beobachtet, Kenntnisse aller Art gesammelt. Ihm ka-
zugute die früher erworbene Bekanntschaft mit den geologisch-mine-
ralogischen Verhältnissen, und so wandte er ihnen nun ernste Studie-
zu. Indem er zugleich die Geschichte zu seinem Hauptfach erwählte
ergab sich gewissermaßen von selbst die Vorliebe für die Prähistori-
So konnte er bereits im sechsten Semester seine Dissertation: „D-
Entstehung der ältesten Werkzeuge und Geräte“ der Fakultät vorleg-
und auf ihren Grund am 5. März 1892 zum Doktor der Philosoph-
promoviert werden. Die mündliche Prüfung fiel in allen Fächern -
glänzend aus, daß sie mit dem seltenen Prädikat „summa cum laude
ausgezeichnet wurde; der Professor der Philosophie hatte es zuer-
beantragt.

Nachdem Förtsch seine prähistorischen Studien weitergeführt un
einige Aufsätze in der Zeitschrift für Naturwissenschaften veröffentlic-

hatte,[1]) begehrte die Historische Kommission ihn schon 1897 nach dem Tode des hochverdienten Dr. Julius Schmidt als Museumsdirektor, doch lehnte er ab, weil er durch sein Ehrenamt als Stadtrat und andere Verpflichtungen zu stark in Anspruch genommen war. Als jedoch Schmidts Nachfolger, Dr. Rudolf Kautzsch, einem Rufe nach auswärts folgte, entschloß sich Dr. Förtsch, die einstimmig erfolgte Wahl anzunehmen, und trat am 1. Januar 1899 das Amt an, das er bis zu seinem Tode bekleidete. Seiner allgemeinen Kenntnisse wegen wählte ihn 1903 auch die Historische Kommission zu ihrem Mitgliede. Außerdem gehörte er dem Ausschusse des Vereins für Denkmalspflege an, so daß er mitten in der gesamten historischen Arbeit der Provinz stand.

Eine ungemein umfassende Tätigkeit entfaltete der neue Direktor, die nur derjenige voll würdigen kann, der weiß, welche Schwierigkeiten die unzureichenden und alten Räume, die beschränkten Mittel des Museums der Verwaltung und wissenschaftlichen Fortführung bereiten. Wo allmählich mit dem Wachstum der Sammlungen mehrere Kräfte erforderlich gewesen wären, überwältigte Dr. Förtsch mit seiner eisernen Tatkraft und aufopfernden Liebe zur Sache allein mit einem Hauswart die Arbeit, die beständig anschwoll, weil der Direktor sich berufen fühlte, nicht nur innerhalb der engen Mauern des Museums zu wirken, sondern die ganze Provinz in den Bereich seiner Tätigkeit zu ziehen, um so die Aufgaben des Museums allseitig zu erfüllen. Er besuchte die vielen örtlichen Sammlungen, hielt außerhalb anregende Vorträge, veranstaltete ergebnisreiche Nachgrabungen und führte einen ausgedehnten Briefwechsel, immer bereit, zu helfen, zu belehren, Rat zu erteilen.

So wurden die Arbeiten der Vorgänger gründlich und zum Teil mit neuen Gedanken fortgesetzt. Die chemischen Kenntnisse, die Dr. Förtsch besaß, das mechanische Geschick, das ihn auszeichnete, befähigte ihn ganz besonders dazu, die Altertümer zu reinigen und zu konservieren, schadhafte Stücke herzustellen, aus Trümmern ein Ganzes zu schaffen. Manch neue Entdeckung war dadurch möglich.

---

[1]) Gewinnung und Verarbeitung des Feuersteins in England, 1892; Über vorgeschichtliche Töpfereigeräte aus der Umgebung von Halle, mit Tafel, 1894; Tongefäße der Bronzezeit aus der Provinz Sachsen, 1896; Die Bodensenkungen in Gräfentonna und Burgtonna, 1895. Von anderen Aufsätzen sei nur genannt der im Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft No. 9, 1900 abgedruckte: „Über die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Sachsen".

Die Anordnung der Gegenstände nach örtlichen Gesichtspunkten, schon vor ihm begonnen, wurde übersichtlich weitergeführt. Nicht bloß die prähistorischen Stücke, so sehr sie nach der Natur des Museums besondere Aufmerksamkeit erforderten, erfuhren sorgfältige Beachtung, auch die übrigen Teile der Sammlungen nahmen zu an Zahl, Wert und wissenschaftlicher Bedeutung; so manche Abteilung, die bisher nicht hatte berücksichtigt werden können, nahm er neu in Angriff. Die zahlreichen Ausgrabungen, für die der Direktor besondere technische Fertigkeit besaß, ergaben schöne Ausbeute, und keine Ungunst des Wetters konnte ihn von diesem mühevollen Werke abhalten.

Daher nahm der Beschäftigungskreis fortwährend zu. Förtsch arbeitete eifrig mit an der prähistorischen Fundkarte für Thüringen; besonders viel Arbeit machte ihm die von dem Museum herausgegebene Zeitschrift. Dr. Schmidt hatte 1894 bereits ein erstes Heft „Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum" veröffentlicht, dem Förtsch 1900 ein zweites folgen ließ. Gemäß dem Beschlusse der Historischen Kommission wurden diese Mitteilungen erweitert zu einer „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder", von der 1902 der erste, 1903 der zweite, 1904 der dritte Band erschien.

Außer der nicht leichten und kostbare Zeit verschlingenden Herausgabe dieser Zeitschrift hat Förtsch auch umfangreiche Abhandlungen für sie geschrieben, die hier nicht besonders aufgezählt werden sollen, weil sie aus der Zeitschrift ersichtlich sind.

Die wissenschaftlichen Leistungen entbehrten nicht lebhafter Anerkennung. Schon auf dem Totenbette liegend, konnte Förtsch noch das Urteil des Professors Dr. Julius Naue über den dritten Band seiner Jahresschrift lesen[1]):

„Dieser neue Band der Veröffentlichungen des Provinzial-Museums der Provinz Sachsen, der mit zahlreichen, meist sehr guten Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ausgestattet ist, bietet eine so reiche Fülle von interessanten und wichtigen Berichten über alle vorgeschichtlichen Kulturperioden, daß es uns zu unserem aufrichtigen Bedauern nicht möglich ist, eingehende Mitteilungen darüber, wie es die Berichte erfordern, zu geben. Wir fügen deshalb nachstehend nur das Inhaltsverzeichnis an, bitten aber dringend um ein wiederholtes Studium der Arbeiten, zu denen der verdienstvolle Direktor des Provinzial-Museums, Major Dr. phil. O. Förtsch, recht

---

[1]) Prähistorische Blätter von Prof. Dr. Julius Naue, München, XVII. Jahrgang 1905, No. 5, S. 72.

viele beigesteuert hat. Aufrichtig wünschen wir, daß ihm bei seinen ferneren Unternehmungen und Ausgrabungen das Glück wie bisher zur Seite stehen möge, so daß es ihm gelingt, dem Provinzial-Museum noch viele wichtige vorgeschichtliche Fundgegenstände zu sichern und einzuverleiben, nicht minder aber auch, daß dieselben dann der vorgeschichtlichen Wissenschaft in gleicher Weise wie bisher zugänglich gemacht werden."

Der vorliegende vierte Band der Jahresschrift enthält die letzte Arbeit von Dr. Förtsch über den Depotfund von Dieskau. Mit Wehmut erfüllen die Worte auf S. 30: „Näher darauf einzugehen (daß schon in der älteren Bronzezeit eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung bei Halle ansässig gewesen sein muß), muß ich mir leider versagen; ich hoffe jedoch, an dieser Festlegung mit arbeiten zu können, sobald die Herausgabe einer Fundkarte auch dieses Teiles unserer Provinz in Angriff genommen werden wird." Bereits dem Tode nahe las Dr. Förtsch noch die Korrektur; das Erscheinen des Bandes, dessen Beschleunigung er eifrig betrieben hatte, sollte er nicht mehr erleben.[1])

Doch mit der Tätigkeit für das Museum ist die Summe seiner Leistungen noch nicht erschöpft. Wo ein tüchtiger Mann zu haben ist, fehlt es nicht an der Inanspruchnahme seiner Kräfte, wenn er bereitwillig ist, der Allgemeinheit zu dienen. Mehrere Jahre lang war Förtsch Stadtrat von Halle im Ehrenamt, gar nicht aufzuführen sind alle die Vereine, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen und seine Verwaltungstalente sich nutzbar machten. Der Männerzweigverein vom Roten Kreuz in Halle, der Hallesche Zweigverein der Viktoria-National-Invalidenstiftung, der Harzverein, der Naturwissenschaftliche Verein in Halle wählten Förtsch zum ersten oder zweiten Vorsitzenden; es gab wohl kaum einen gemeinnützigen Verein in Stadt und Provinz, dem er nicht mehr als bloßes Mitglied war.

Diese ungeheuere Arbeit hätte Förtsch nicht leisten können, wenn ihm nicht die Natur zu seinem regen Geiste einen scheinbar unverwüstlichen Körper gegeben hätte. Ein Hüne, ein prachtvoller schöner Mann, erregte er überall Wohlgefallen und Aufsehen, und der auf der äußeren Erscheinung beruhende Eindruck bestätigte und vertiefte sich, wenn man den inneren Menschen kennen lernte. Ein liebenswürdiger fröhlicher Gesellschafter, fesselte er unerschöpflich in packenden Erzählungen die Zuhörer. Nicht bloß über ernste Dinge wußte er zu

---

[1]) Die Herausgabe hat Herr Prof. Dr. Höfer in Wernigerode übernommen.

reden, mit köstlichem Humor, zu dem die lustigen Augen schalkh
blitzten, wußte er Selbsterlebtes und Erfahrenes zu berichten. Imm
zeigte sich dabei die Güte des Herzens, aber auch tiefes Verständ
für das Leben. Daß er auch den nationalen Fragen hingebende Te
nahme entgegentrug, braucht kaum erwähnt zu werden. In sein
Jugend nannten ihn die Kameraden „Deutschlands Eiche"; in der Tr
Dr. Förtsch war ein deutscher Mann von echtestem Schrot und Kor

Niemand, er selbst ahnte nicht, daß wohl schon seit Jahren
seinem starken Leibe heimlich ein tückisches Leiden fraß; er beacht
nicht gewisse Zeichen, nur auf seine Pflicht bedacht. Plötzlich br
daher über ihn das Geschick herein; eine kleine unscheinbare Ve
letzung wurde die Ursache schwerer Erkrankung, der er rasch a
22. Oktober erlag. Auf dem Nordfriedhofe in Giebichenstein wur
Oscar Förtsch zur letzten Ruhe gebettet unter den Klagen von Z
gehörigen aller Stände und Berufe; jeder empfand in seinem Hi
scheiden einen persönlichen Verlust.

Theodor Lindner.

Auszug aus dem Jahresbericht des Provinzial-Museums für heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen in Halle a. S. 1904/05.

Ein Jahr erfreulicher Weiterentwicklung liegt hinter uns. Haben auch die verfügbaren Räume, die schon vor Jahren als unzureichend bezeichnet werden mußten, keine Vermehrung erfahren, so konnte doch die Raum beanspruchende Ordnung der umfangreichen vorgeschichtlichen Sammlung nach Kreisen noch beibehalten werden, eine Ordnung, welche gerade in der Provinz Sachsen von besonderer Wichtigkeit sein dürfte.

Die Zahl der Besucher hat stetig zugenommen und erreichte in dem letzten Jahre die Höhe von 5365.

In nicht geringem Maße ist auch der Verkehr mit verwandten auswärtigen Instituten und mit Fachgelehrten gewachsen. In Schriftenaustausch steht das Provinzial-Museum mit 25 Sammlungen und Vereinen. Band III der von dem Direktor alljährlich herauszugebenden Jahresschrift („Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder") ist im November 1904 erschienen (Otto Hendels Verlag in Halle a. S.) und enthielt 22 Berichte und Mitteilungen aus verschiedenen Perioden der Vorgeschichte und „eine Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiete der sächsischen und thüringischen Länder".

Die Vermehrung der Bestände verdankt das Museum umfangreichen Ausgrabungen, Ankäufen und Zuwendungen.

Durch die vor einigen Jahren erfolgte Schenkung eines größeren, „zum Zwecke von Ausgrabungen" bestimmten Kapitals ist der Museumsdirektor in die angenehme Lage versetzt worden, sich diesem ganz besonders wichtigen Zweige seiner amtlichen Tätigkeit mehr widmen zu können, als dies früher möglich war.

Von den unter seiner Leitung unternommenen neun Ausgrabungen galten vier der neolithischen Periode, eine der älteren Bronzezeit, drei der Latène- und eine der Völkerwanderungszeit. Besonderen Erfolg hatte die Erforschung eines steinzeitlichen Wohnplatzes (Bernburger

Typus) in Thüringen, in Gemeinschaft mit Dr. Götze-Berlin unte-nommen, und die latènezeitlicher Gräber im Norden der Prov. Untersucht wurden ferner drei frühmittelalterliche Burgstellen u mehrere der Stein- und Bronzezeit angehörende Fundplätze; a gelang es, auf der Hainleite belegene „Hochäcker" festzustellen.

Wenn auch die jedem Museumsleiter bekannten Schwierigkei beim Ankauf von Altsachen und nicht zuletzt von vorgeschichtlich Altertümern in unserer Provinz besonders große zu sein scheinen, ist es doch in einzelnen Fällen gelungen, „geschlossene Funde" pre wert zu erwerben.

Recht bedeutsame Ergänzungen erfuhr das Museum durch Z wendung von seiten alter und neuer Gönner. In Anbetracht d Umstandes, daß nur ausnahmsweise die in Privathänden befindlich Altertümer der wissenschaftlichen Verwertung zugänglich sind, wurd diese Schenkungen mit doppeltem Danke entgegengenommen. V Neuerwerbungen sind hervorzuheben:

Vorgeschichtliches.

Steinzeit: Eine größere Sammlung von Werkzeugen und Gefäß aus der unmittelbaren Nähe von Merseburg sowie Grabgefäße u Steinwaffen aus dem Kreise Eckartsberga.

Bronzezeit: Frauenschmuck aus dem Saalkreise; Fibeln, Messe Pinzette und Gefäße aus dem Kreise Salzwedel; Schmuckplatten, ve ziertes Messer, Lanzenspitze aus dem Kreise Jerichow I; Gefäße a Trotha bei Halle.

Eine Grabkiste aus dem Ende der Bronzezeit von Staßfurt h nebst Inhalt in einem Gewölbe des Museums Aufstellung gefunden.

Latènezeit: Zahlreiche Gefäße nebst den üblichen Beigab und einem Pferdeschmuck aus dem Kreise Salzwedel.

Eine Grabkiste nebst Inhalt von Staßfurt hat ebenfalls in de Museum Aufstellung gefunden.

Völkerwanderungszeit: Ein Perlenkettchen aus dem Kreis Calbe a. S.

Merowingisch-Fränkische Zeit: Perlenkette, Lanzenspitz Kurzschwert, Gefäße; die letzteren aus rheinischen Gräbern.

Slawische Zeit: Ein mittelgroßes Gefäß aus Merseburg und langer Haarkamm aus Giebichenstein bei Halle.

Geschichtliches.

Waffen: Ein Knebelspieß ältester Form von Giebichenstein Langschwert des XIV. Jahrhunderts, gefunden in der Heide bei Halle geschmiedete Sturmhaube für Stadtknechte, burgundischer Reiterhelm

Beil des XIV. Jahrhunderts; ferner Waffen und Ausrüstungsstücke der beiden letztvergangenen Jahrhunderte.

An alten Trachten, Schmuck, Haus- und Küchengerät war der Zuwachs ein ebenso reicher wie an keramischen Erzeugnissen; auch die Sammlung an Schlosser- und Schmiedearbeiten wurde nicht unwesentlich vermehrt.

Die seit langem hier mit Eifer geförderte Ausstellung von Produkten des Hausfleißes und der Kleinkunst bildet, dank den in jüngster Zeit in größerem Umfange aufgenommenen Bestrebungen des „Bundes Heimatschutz", einen hervorragenden Anziehungspunkt.

Die ebenfalls in dauerndem Wachstum begriffene Sammlung kirchlicher Altertümer wird eine richtige Würdigung erst finden, wenn sie in weiteren und helleren Räumen aufgestellt sein wird. Ein Gleiches ist von unserer Münzsammlung zu berichten.

Viele der hier aufgespeicherten Urkunden, Aufzeichnungen, Albums u. dergl. harren noch der wissenschaftlichen Erschließung.

Unsere Handbibliothek ist seit Jahren systematisch vermehrt worden, so daß nur in seltenen Fällen eine größere Bibliothek in Anspruch zu nehmen war. Durch Zuwendung seitens der „Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt" ist die Museums-Verwaltung in die angenehme Lage versetzt, die Veröffentlichungen der Historischen Kommission leihweise ausgeben zu können.

Förtsch.

Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

(Hierzu Tafel I, II, III und IV.)

Am 29. November 1904 wurde beim Ausheben einer Miete durch Arbeiter des Königlichen Kammerherrrn Herrn v. Bülow auf Dieskau im Saalkreis dicht beim Dorfe in der Tiefe von $^3/_4$ m ein großer Rauhtopf ohne Deckel aufgefunden, der, „mit dem Gefäßboden untenstehend", einen reichen Schatz an Bronzen und Bernstein enthielt. Leider sind von dem Gefäß nur einzelne, wenn auch große Bruchstücke (Taf. IV, Fig. 5) erhalten geblieben und war eine Rekonstruktion nicht ausführbar. Der Berguug des Fundes ist im übrigen die größte Sorgfalt zugewendet worden und konnte festgestellt werden, daß bei der Niederlegung die Verpackung in dem Gefäß planvoll vorgenommen

worden war, so daß kleinere Gegenstände, wie Bernstein und Spiralröllchen, zu unterst lagerten, darüber Ringe verschiedener Art; ihnen folgten einzelne Klingen und Dolchstäbe mit Bronzeschaft. Die Holzschäfte scheinen vor der Niederlegung abgesägt oder abgeschlagen worden zu sein. Es fanden sich weder lose Niete noch Bruchstücke oder Rohbronze. Alles war unter Ausnutzung des beschränkten Raumes dicht aneinander gepackt.

Bei einer von mir im April 1905 vorgenommenen gewissenhaften Untersuchung der nächsten Umgebung des Fundplatzes kamen in einer Tiefe von $^3/_4$ m nur zwei Herdlöcher mit kleinen Herdsteinen, ein „Quetsch" oder „Schlagstein" und ein handlicher „Reibestein" (Oberstein) zum Vorschein. Asche und Kohlenreste wurden in den darüber liegenden Schichten nicht bemerkt.

Unter mäßig starkem Humus lagert hier eine Schicht von lockerem Diluvialkies, der auf $^3/_4$ m fest und gröber wird, so daß er mit dem Spaten schwer zu durchbrechen ist.

Die Höhe des Gefäßes ist bedauerlicherweise nicht mehr festzustellen; aus einem größeren Stück, an dem Teile des Bodens haften, ist jedoch zu ersehen, daß Durchmesser und dementsprechend wohl auch die Höhe hervorragend gewesen sind. Die Konservierung der Bronzen übernahm der Direktor des Provinzial-Museums, dem sich hiermit Gelegenheit zu einem gründlichen Studium der Objekte bot.

Ein Verzeichnis der Fundgegenstände mit Angabe der Maße und des Gewichts soll, obgleich sie einzeln ausführlich in dem Folgenden behandelt werden, dem Schluß dieser Abhandlung angeheftet werden.

Die in dem Gefäß geborgenen Gegenstände gehören sämtlich der älteren Bronzezeit an.

Die Ähnlichkeit gewisser alter Axtformen, ebenso wie die der Dolche, Ringe und Spiralen ist in ganz Europa eine derartig große, und ihr gemeinsamer Charakter ein so übereinstimmender, daß kein bloßer Zufall die Ursache sein kann.

Andererseits hat, wie Lubbock[1]) sagt, doch wieder jedes Land „seine eigenen kleinen Eigentümlichkeiten, sei es nun in der Form oder in der Ausschmückung, sei es auch, daß die Analysen der Bronze verschiedenartige Beimischungen nachweisen, daß das Kupfer nicht aus nur einem Orte bezogen sein kann."

Wenn Lubbock schreibt, daß offenbar Europa seine Metallkenntnisse einer „großen orientalischen Entdeckung zu verdanken" habe, so können

---

[1]) John Lubbock, „Die vorgeschichtliche Zeit" (Passow), Bd. I, S. 57.

wir ihm nur beipflichten, nicht aber, wenn er hinzusetzt, „daß der Gebrauch des Kupfers nicht früher in unserem Erdteile eingeführt worden sei, als bis man bemerkt hätte, daß ein geringer Zinnzusatz es härter und vor allen Dingen brauchbarer machte."

Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher über „eine Kupferzeit" zu reden und darüber, ob es zweckmäßig ist, die ersten aus zinnfreiem Kupfer bestehenden Geräte der Steinzeit zuzurechnen oder in einer „ersten Metallzeit", in Verbindung mit der ältesten Bronzezeit, zu behandeln; sicher ist und durch zahlreiche Analysen in jüngerer Zeit nachgewiesen, daß auch in Nord-Deutschland, Dänemark und Süd-Schweden eine Kupferzeit bestanden hat, d. h. „eine Zeit", wie Montelius[1]) sagt, „mit Stein und Kupfer ohne Bronze. Diese Zeit ist wahrscheinlich nur verhältnismäßig kurz gewesen, kürzer als die Kupferzeit in vielen südlichen Ländern und viel kürzer als das Steinalter und das Bronzealter in unseren Gegenden".

Daß eine zinnreiche Bronze, waren ihre Vorzüge erst klar, das reine Kupfer schnell verdrängen mußte, leuchtet jedem Metallkundigen ein; es soll jedoch hier noch besonders hervorgehoben werden, daß die Überlegenheit der Bronze nicht zum kleinsten Teil darin besteht, daß ein Guß in Bronze weit leichter und sicherer vor sich geht als ein solcher in reinem Kupfer. Bronze wird dünnflüssiger als Kupfer und bildet beim Erkalten keine Blasen, sie dringt in feine Vertiefungen der Form ein und mußte somit zur Herstellung künstlerisch zu gestaltender und auszustattender Gegenstände reizen.

Daß bereits in der Steinzeit ein Sinn für künstlerische Formengebung und Ausschmückung bestanden hat, das dürften die bewunderungswerten Arbeiten in Feuerstein, die hochentwickelte Keramik und selbst die Bearbeitung des Bernsteins hinreichend beweisen, „wenn es auch erst der Bronze vorbehalten blieb, die erste Epoche eines ausgebildeten Gewerbs- und Industrielebens anzubahnen."

„Die Ausbreitung der Bronze brachte", wie Sophus Müller in seiner Urgeschichte Europas (1905) sagt, „die Völker einander näher. Eine gemeinsame Kultur verbreitete sich von Land zu Land."

Auch eine regelmäßige Beschaffung scheint gesichert gewesen zu sein.

Äxte.

Unser Depotfund enthielt, um den am meisten verbreiteten Typus der Bronzezeit zuerst zu nennen, nur eine einzige jener „Randäxte

[1]) Montelius in „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit etc." S. 8 ff. zählt auch zahlreiche Kupfersachen aus der Provinz Sachsen auf.

ohne Stielloch" mit stark erweiterter, bogenförmiger Schneide und gewölbten Seitenrändern, welche einer Verschiebbarkeit im Schaft vorbeugen sollten. Eine nur wenig hervortretende „Rast" (Steg), fast in der Mitte, wird dadurch gebildet, daß die Metallstärke sowohl von der Schneide wie von der Bahn aus nach der Mitte hin zunimmt. (Taf. I, Fig. 1.)

Die älteste Form der Axt haben wir allerdings nicht vor uns; sie ist bereits vervollkommnet und nicht mehr die einfache Nachbildung der Steinaxt, die im Beginn der Metallzeit sogar als Modell für die Gußform gedient hat. Immerhin gehört sie wie alle mit ihr zusammen aufgenommenen Gegenstände der „älteren Bronzezeit" an.

Die Schneide ist durch Dengeln geschärft, ein Verfahren, welches bei Äxten, selbst unbeabsichtigterweise, zur Verbreiterung der Schneide geführt haben mag.

Von den Randäxten des „sächsischen Typus", dessen reichstes Fundgebiet, besonders vertreten durch die Massenfunde von Bennewitz[1]) unweit Dieskau und von Schkopau, nach Lissauer[2]) im Umkreise der Saline Halle liegt, unterscheidet sich unsere Axt dadurch, daß das Klingenblatt in der Mitte nicht eingezogen, vielmehr von mittlerer Breite ist. Auch ist die Rast deutlicher ausgeprägt als bei denjenigen von Bennewitz, welche sich in dem hiesigen Museum befinden und überhaupt eine Anschwellung in der Mitte zeigen. In Richlýs Werk „Die Bronzezeit in Böhmen" sind auf den Tafeln VIII und XXVIII zwei der Dieskauer Axt ähnliche abgebildet, die eine mit, die andere ohne Rast.

Die Breitseite unserer Klinge ist mit zahlreichen, dicht nebeneinander sitzenden schmalen Schlagmarken bedeckt, wie es scheint, mit Hilfe eines stumpfen Meisels erzeugt. Als Ornament ist die Arbeit nicht zu deuten und ein Treiben des Metalls nach den Rändern zu wäre durch so schwache Schläge kaum ausführbar gewesen. Wahrscheinlich haben wir nur eine das Glätten vorbereitende Arbeit darin zu sehen.

Nach Hedinger ist dieses Gerät „Beil, Waffe, Meisel in Skandinavien, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, kurz überall da, wo Kelten hingekommen sind, zu finden. Es fehlt bei Römern und Griechen." Die Heimat ist Ägypten.

---

[1]) Vergl. Voß in Verh. d. Berl. Ges. für Anthr. etc. 1879, S. 444 ff.: „Der Bronzefund von Bennewitz."

[2]) Lissauer in Berl. Zeitschr. für Ethn. etc. 1904, S. 546: „Erster Bericht der Kommission für präh. Typenkarten."

Zwei Schmaläxte von fast gleicher Länge (30,50 resp. 30,60 cm) und Schwere: Die kürzere Axt (Taf. I, Fig. 2) ist vortrefflich erhalten und in einer Politur, daß man sie für neu halten möchte, zumal auch die Patina nur eine hauchartige Schicht bildet. Die beiden gleichgerichteten Schneiden sind stumpf gehalten und nicht erst durch den Gebrauch abgenutzt. Längs der vier Ränder laufen etwas ausladende, abgerundete Grate (Leisten). Auch durch die Mitte zieht sich von Schneide zu Schneide eine mit Einhieben verzierte erhabene Linie. Das elliptische Stielloch teilt die Axt der Länge nach in zwei ungleiche Teile, was dazu geführt hat, daß die Schneide des längeren Teils minder stumpf als die des kürzeren ausläuft. Das Metall hat das Aussehen von Kupfer.

Montelius[1]) gibt in seiner Chronologie etc. die Abbildung einer ähnlichen, aber um 7 cm kürzeren Schmalaxt aus der Gegend von Nakel (Provinz Posen). Die Verzierungsweise ist fast die gleiche, auch scheint das Stielloch elliptisch zu sein, wenn auch dem Kreise sich mehr nähernd als bei der Dieskauer Axt.

Die zweite Schmalaxt (Taf. I, Fig. 3) hat durch Oxydation stark gelitten, läßt aber doch die wenig saubere Arbeit noch recht gut erkennen. Ein Ausputz um das Stielloch, welches ebenfalls die Klinge in zwei ungleiche Teile scheidet, ist ganz unterblieben. Ein stumpfer Grat um die Ränder in Gemeinschaft mit Längsrippen auf der oberen und unteren Axtfläche bildet ein Ornament. Auch dieses ist, wie ein Blick auf die Abbildung lehrt, sehr flüchtig gearbeitet, da die mittlere Längsrippe auf dem größeren Axtteil nicht, wie das System verlangte, auf die Schneide zuläuft, sondern nach der Seite abweicht.

Die ungleiche Metallstärke um das Stielloch ist ein Flüchtigkeitsfehler, der sich bei einer eventuellen Benutzung oder beim Fallen auf Stein schwer gerächt haben würde: Wir besitzen in unserem Provinzial-Museum eine verwandte Schmalaxt aus der Gegend von Eilenburg, die an dieser schwachen Stelle geborsten ist. Auch eine von Klemm[2]) beschriebene, bei Neunheilingen, Kreis Langensalza, 1834 aufgefundene „schlanke Spitzaxt war über das Loch gebrochen". Klemm hielt die Axt weniger für ein dem Gebrauche gewidmetes Werkzeug als für das „Zeichen königlicher oder obrigkeitlicher Würde". Und wir können ihm nur beipflichten besonders bezüglich der beiden

---

[1]) Montelius, Chronol. d. ä. Bronzezeit etc. in Fig. 83, S. 35.

[2]) G. Klemm, „Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Ausbildung", 1858, S. 110, mit Abbildung.

zuletzt erwähnten sehr langen Äxte von Eilenburg und Neuheilingen.

Zwei „Schmaläxte mit erhabenen Leisten“ seien hier noch erwähnt: die eine, aus Emersleben, Kr. Halberstadt, stammend, befindet sich im Dom zu Halberstadt, die andere sah ich im Privatbesitz in Hornburg. Letztere stammte aus Börsum im Herzogtum Braunschweig. Beide etwa 25 cm lang.

Bernstein.

Ob die aufgefundenen Stücke — die Zahl beträgt über 120 — zu einer einzigen Kette gehört haben, erscheint in Anbetracht des hohen Wertes des Bernsteins in jener Zeit sehr fraglich: Naue berichtet in „Die Bronzezeit in Oberbayern“ S. 129, daß er in einem Grabe eine Kette von 70 Perlen gefunden habe und findet die Zahl recht hoch; anderseits teilt v. Sacken in „Das Grabfeld von Hallstatt“ S. 78 mit, daß daselbst 9fach um den Hals geschlungene Bernsteinketten gefunden wären — allerdings aus der Hallstattzeit! Unser Fund besteht in der Hauptsache aus etwa 120, zum Teil kugelrunden, zum Teil mäßig abgeflachten Perlen von 10—15 mm Durchmesser; dazwischen findet sich nur eine doppeltkonische, „faßartig“ geformte Perle von 12 mm Länge. Außerdem gehören zu dem Funde noch einige „axt- oder keilförmige“, der Länge nach durchbohrte, beschnittene Stücke und zwei rohe, unbearbeitete Brocken, die nicht der Länge nach, sondern quer durchlocht sind. Die axtartigen Stücke können sehr wohl, wie dies wiederholt beobachtet worden ist, als besondere, nicht zu einer Halskette gehörende Anhängsel oder als „Knöpfe für Fransen“ anzusehen sein.

Der Erhaltungszustand ist ein leidlich guter und sind Risse und Verwitterung nicht eben tief eingedrungen; dagegen ist ein Teil der Perlen, vielleicht infolge zu raschen Trocknens und minder sorgfältiger erster Behandlung, zersprungen. Der frische Bruch zeigt weinhellen, fast feurigen Glanz.

Ohne Zweifel haben wir es mit nordischem Bernstein (Succinit) zu tun, mit jenem hochgeschätzten Material, das bereits zur Steinzeit auf dem Wege des Handels bis in unsere engere Heimat vorgedrungen war (Nietleben, Lützen, Vippach-Edelhausen).

Als Weg, auf dem dieser „Luxusstoff“ hierher gelangt sein dürfte, ist die Elbe und Saale anzusehen und nimmt Montelius an, daß der in älteren Zeiten bei uns eingeführte Bernstein in der Hauptsache

Jütland und nicht etwa Westpreußen entstammt.[1]) Als Tauschobjekte hätten die im Süden beheimateten Händler Metalle, Kupfer, Bronze und Gold, dorthin gebracht; die daraus gefertigten Geräte würden in Jütland weit zahlreicher gefunden als in Westpreußen. Olshausen[2]) spricht sich bezüglich „Ostpreußens" dahin aus, daß ein lebhafterer Handel vom Samlande nach dem Mittelmeere nicht vor dem Jahre 400 v. Chr. stattgefunden habe. „Die Glanzperiode der ostpreußischen Urzeit fällt in das 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. und für sie wird man dem Bernstein einen größeren Anteil am Verkehr zuschreiben dürfen."

In Richlýs Werk „Die Bronzezeit in Böhmen" ist auf Tafel XLVIII eine Halskette abgebildet, bei welcher Spiralröllchen aus Bronze mit abgedrehten und rohen Bernsteinperlen abwechseln. Von einer ähnlichen Anordnung dieser Zierstücke habe ich, wie Tafel I, Fig. 4 lehrt, beim Aufreihen Abstand genommen aus Gründen, welche im nächsten Abschnitt angegeben werden sollen.

Spiralen.

Die zylindrischen Armspiralen sind aus einem einfachen Bronzestab oder -band von 3—4 mm Breite und von elliptischem Querschnitt gewickelt. Beide Enden verjüngen sich in der letzten Windung und zeigen dann an den Schmalseiten schärfere Kanten. Die Zahl der Windungen beträgt 13 resp. 11; Höhe und Durchmesser gleich 7 cm. Bei den noch federnden Spiralen ist das Glätten und Polieren des Bronzebandes mit der größten Sauberkeit ausgeführt (Tafel I, Fig. 5).

Große, zum Teil nicht minder kunstvoll gefertigte Spiralen, z. B. aus den Kreisen Merseburg, Weißenfels, Querfurt und dem Saalkreise, sind in unserem Provinzial-Museum vertreten, darunter solche mit unregelmäßiger Wölbung und mit wechselnder Form und Breite des Bandes. Auch doppeltkonische kommen vor; wogegen „größere aus einem zusammengelegten Drahtring gewickelte" zu fehlen scheinen.

In den bronzezeitlichen Skelettgräbern vom „Kuhtanz" (nicht „Kuhdamm"!) bei Goseck, denen ich ein sehr hohes Alter zuschreibe, fanden sich neben einfachen Armspiralen auch „gereifelte Armbänder",[3]) ein Beweis, daß man sehr früh den Versuch gemacht hat, die Spirale in Guß nachzuahmen, wobei man zur Erzielung einer gewissen

[1]) Montelius, „Die Chronologie der ältesten Bornzezeit in Norddeutschland p. p." S. 72.

[2]) Olshausen, „Der alte Bernsteinhandel der cimbrischen Halbinsel etc." in „Verh. d. Berl. Anthr. Ges." 1890, S. 270 ff. und 1891, S. 286 ff.

[3]) Förtsch in Jahresschr. Bd. I, Tafel VIII.

Elastizität für das Auf- und Ablegen des Schmuckstücks einen durchgehenden Spalt beim Guß erzeugt hat. Eines Beweises für das hohe Alter „der Spirale“ auch in unserer Gegend und die Benutzung derselben als Ornament — wenn auch in sehr bescheidener Weise —, bedarf es hiernach nicht, auch muß eine Betrachtung über die vermutliche Heimat dieser anmutigen und weitverbreiteten Dekorationsweise hier als zu weitgehend unterbleiben.

Mir will es scheinen, daß Ranken von Schlingpflanzen und diese selbst in ihrem eigenartigen Wachstum ebenso wie die Anlegung selbstgefertigter Binden um Arme und Beine in verschiedenen Gegenden und Ländern den Menschen frühzeitig auf die Spirale geführt haben müssen, und daß es erklärlich erscheint, daß, war erst die Härte und die gleichzeitig bestehende Elastizität der Bronze erkannt, der Weg nicht mehr weit war bis zur Benutzung federnder Spiralen als Schmuck oder auch Schutz.

Spiralröllchen (Tafel I, Fig. 6), aus feinem Bronzedraht gewickelt: Die Länge schwankt zwischen 3 und 7 cm, der Durchmesser beträgt etwa bei der Hälfte 5 mm, bei den übrigen 3 mm. Sie finden sich besonders häufig in Gräbern sowohl der älteren wie jüngeren Bronzezeit und dienten auf Schnüre gereiht als Halsschmuck; jedoch scheint man sie auch als Ketten in das Haar oder um dasselbe gewunden zu haben.[1]) Dr. Mertins[2]) berichtet von einem Grabfund, in welchem der Schädel des Bestatteten dreimal mit einer Kette aus Spiralröllchen umwickelt war. Im Juni 1905 habe ich in der Nähe von Gerbstedt einen Grabfund der älteren Bronzezeit geborgen. Auf dem Schädel lagen neben einer einzuhakenden flachen Bronzespirale 5 lange Spiralröllchen; kein Zweifel, daß sie zusammen einen Haarschmuck gebildet hatten. Nicht selten hat man bei Halsketten abwechselnd Bernsteinperlen, wohl auch gerollte Blechstreifen aufgereiht. Die letzteren habe ich in großer Zahl unweit von Dieskau, nahe dem bekannten Dorfe Bennewitz, gefunden. Spiralen und Blechstreifen, allerdings in geringer Zahl und von unbedeutender Länge, traf ich in Gräbern der älteren Bronzezeit bei Goseck an.[3])

Bei unserem Dieskauer Funde sind die Röllchen nicht in Gemeinschaft mit den Bernsteinperlen aufgereiht gewesen, sondern für sich,

---

[1]) Vgl. Richlý, „Die Bronzezeit in Böhmen“, Tafel XLVIII.

[2]) Dr. O. Mertins in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, B. 6, 1896, S. 338.

[3]) Förtsch in „Jahresschrift für die Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder“, B. I, S. 72.

und zwar nicht auf eine Schnur oder Sehne, sondern auf Ranken von „wildem Hopfen“ oder der „Wildrebe“, von denen infolge der Oxydation der Bronze lange Bruchstücke erhalten sind. In den Bernsteinperlen fanden sich derartige Reste nicht vor, auch würde die Durchbohrung der Bernsteinperlen zu eng gewesen sein.

Ringe.

Die offenen Halsringe mit aufgerollten Enden, in der Form einer korrekten Ellipse, haben keine gleiche Größe und Schwere, auch ist nur bei zwei Ringen die Entfernung zwischen den Enden gleich. (Taf. I, Fig. 7.)

Für Depot- und Grabfunde der Bronzezeit sind sie durchaus charakteristisch und hat man ihnen, da sie fast überall und oft in großer Zahl vorkommen, vielfach eine numismatische Bedeutung beigemessen, ähnlich wie gewissen, flachen Ringen, Gold- und Bronzespiralen, sowie den Flachäxten. Richlý bildet wiederholt Ringe wie die unsrigen ab und beschreibt die Technik des Gusses, sowie die der späteren „Bearbeitung durch fortgesetzes Hämmern und nachträgliches Glätten“.[1]) Nach ihm „wurde die Gußform jedesmal erneuert, aber immer präzise hergestellt“; Dimensionen und Gewicht sind stets verschieden. Szombathy-Wien erhielt, nach Richlýs Mitteilungen, von einem umfangreichen Bronzefund aus Oberklee bei Saaz in Böhmen 21 solche Halsringe, unter ihnen einen unfertigen, dessen Enden noch stumpf, d. h. noch nicht zu einem Band ausgehämmert und zu Ösen umgelegt waren. Der ganze Fund hatte in einer Schüssel gelegen und neben 50 Äxten 40 Halsringe enthalten.

Auch unser Provinzial-Museum besitzt einen unfertigen Halsring, der aus Josolovic in Mähren stammt. Der Ring ist als Ellipse gegossen, fast kantig und besonders im Innern roh und uneben. Bearbeitet ist er nur an den Enden, und zwar insoweit, als diese zur Bildung der Ösen etwas ausgehämmert, „gestreckt“ und umgebogen worden sind. Ich habe diesen Ring neben zwei Dieskauer Ringen mit abbilden lassen (Taf. I. Fig. 7a). Zwei weitere im Provinzial-Museum befindliche Ringe, wenig bearbeitet und mit noch völlig stumpfen Enden (180, II) stammen aus einem Grabfunde von Dederstedt im Mansfelder Seekreise.

Daß die Ringe als „Halsringe“ getragen worden sind, hat Jos. Szombathy-Wien, der einen solchen um den Hals eines Skeletts

---

[1]) Richlý a. a. O., S. 74.

liegend gefunden hat, nachgewiesen.[1]) Nach meiner Ansicht ist der Ring so getragen worden, daß ein Band, welches von Öse zu Öse führte, auf die Halswirbel zu liegen kam, wodurch ein Wundscheuern der Haut an dieser empfindlichen Stelle vermieden wurde.

Nicht selten hat man — auch in unserer Provinz ist dies der Fall — eine größere Anzahl solcher Ringe zu einem Halsschmuck vereinigt gefunden, und zwar in der Weise, daß sie nach unten zu an Umfang und Stärke gleichmäßig zunahmen, während die Ösen gleich weit voneinander abstanden, so daß sie durch zwei gerade vertikal Niete oder durch ein Band verbunden werden konnten. Bei unseren Halsringen würde eine gleiche Anordnung nicht ausführbar sein, da die Lücken zwischen den Ösen nicht übereinstimmen, die Ösen sich nicht decken und auch die Ringe an Umfang und Stärke nicht gleichmäßig zunehmen. Nebenbei sei erwähnt, daß besonders im Norden wo die besprochenen Ringe seltener sind, ein gegossener ringkragenartiger Halsschmuck, bei dem mehrere Ringe zu einer gebogenen Platte vereinigt erscheinen, vorkommt. Man hat sie früher vielfach durch klassische Vorbilder verleitet, als „Diademe" gedeutet.

Die Zahl der massiven Beinringe (Fußringe) beträgt acht, von denen die Hälfte „geschlossen" ist. Diese letzteren tragen an der Stelle wo bei offenen Ringen der Spalt zu sitzen pflegt, drei, beziehungsweise vier rohe, ringartige, durch Guß erzeugte Erhebungen, die jedoch im Innern des Ringes wegfallen. Ein mäßig hoher Längsgrat, der sich auf der Innenseite hinzieht, ist sauber geglättet. Außen sind die Ringe abgerundet (Taf. I, Fig. 8). Unser Provinzial-Museum besitzt nur einen gleichen Beinring (164, II), der aus Zabenstedt im Mansfelder Seekreise stammt und s. Z. von dem Sächs.-thür. Verein übernommen worden ist. Der Ring hat die Abmessungen der oben genannten Dieskauer Ringe, zeigt den Längsgrat im Innern und auch drei ringartige Erhöhungen an der dünnsten Stelle; er ist jedoch in hohem Maße abgenutzt, und zwar, was zu beachten ist, scheinbar durch langen Gebrauch. Die an einer Stelle erkennbare rote Farbe läßt als Metall „Kupfer" vermuten.

Zwei weitere ebenfalls elliptische Beinringe von geringerem Gewicht und mit mäßiger Verjüngung sind gespalten, die Enden stoßen fast aneinander. Der Spalt ist nur 2,50 mm weit. An jedem Ende sind je 5 seichte Einkerbungen, „Querriefelungen", sichtbar. An der dicksten Stelle, sowie 4 cm von jedem Ende entfernt, führen feine

---

[1]) Richlý a. a. O. S. 77.

nur 2 mm Durchmesser habende Kanälchen durch das Metall. Wie eine Gußnaht im Innern dieser Ringe lehrt, sind dieselben in einer Form, die aus zwei Teilen bestand, gegossen worden, und will es mir scheinen, als ob diese Kanälchen dadurch entstanden sind, daß die beiden Teile der Gußform durch Stifte, „kleine Formkerne", aus vergänglichem Material zusammengehalten worden sind; auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Durchlochungen zur Aufnahme einer Schnur bestimmt gewesen sind (Taf. I, Fig. 9).

In Radewell unweit von Dieskau wurde vor einigen Jahren ein offener, weiter Ring mit knopfartigen Enden, an dessen dickster Stelle zwei lange Ketten befestigt sind, ausgegraben. Er gehört jedenfalls auch der älteren Bronzezeit an und zeigt zwei derartige Kanälchen, die nur 2 cm von den Enden abliegen.

Die Deutung dieses Stückes, das ich im allgemeinen Interesse habe abbilden lassen (Taf. II, Fig. 1), ist bisher nicht gelungen. Bemerkt sei, daß die beiden räumnadelartigen Stifte, die sich an den Ketten befinden, weil zu stark, nicht in die Löcher des Ringes einzuführen sind.

Bei zwei anderen ganz gleich gestalteten Dieskauer Beinringen von sehr sauberer Arbeit stoßen die beiden zu einem kleinen Konus gestauchten Enden fast aneinander. Der Querschnitt ist, da eine Seite mäßig abgeflacht erscheint, nicht ganz kreisförmig. Vielleicht ist diese Abflachung durch häufiges Tragen hervorgerufen, Taf. I, Fig. 10.

Dr. O. Mertins [1]) möchte diese schweren Ringe, die auch in Schlesien häufig vorkommen, nicht als Beinringe gedeutet wissen, „da sie entschieden zu schwer wären; außerdem spräche der zuweilen auf der Innenseite hervortretende Längsgrat dagegen." Wie bereits ausgeführt, ist dieser Längsgrat auch bei vier Ringen des Dieskauer Fundes vorhanden, tritt jedoch nicht scharf hervor, sondern ist sauber geglättet und abgeputzt. Seine Entstehung verdankt er vielleicht dem Gußverfahren.

Gegen die Deutung als „Henkel für Gefäße" wendet Mertins ein, „daß sie gerade in Depotfunden massenhaft vorkommen, und daß den Ringen entsprechende Gefäße von einer Größe hätten sein müssen, die niemals beobachtet worden ist". Die Deutung als „Schlag- und Eidringe" hält er für eine „bloße Annahme".

---

[1]) Dr. O. Mertins, „Depotfunde der Bronzezeit in Schlesien" in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, B VI, S. 312 ff.

Was man unter einem „Schwurring" zu verstehen hat, ist mir bisher nicht ganz klar geworden, erwähnen möchte ich jedoch hier, daß Sophus Müller in seinem jüngst erschienenen Werke „Urgeschichte Europas", Fig. 142, eine „gallische Gottheit von dem Gundestruper Kessel" (Jütland) abbildet, die in der Linken eine Schlange, in der Rechten einen ellipsoidalen Ring hält, der unseren schweren geschlossenen Ringen sehr ähnlich sieht.

Mertins glaubt, „daß man der Rohbronze als Handelsware gern die Form schwerer Ringe gegeben habe, lieber als die Form von flachen Kuchen und Klingen (Ungarn), da der Transport durch Aufreihen erleichtert worden und das gebotene Rohmaterial ansehnlicher erschienen sei." Flüchtige Ornamente, wie sie auch bei unseren Dieskauer Ringen vorkommen, hält Mertins für „bedeutungslos, da sich leicht Beispiele dafür anführen ließen, daß auch heute noch Rohprodukte mit einfachen Ornamenten in den Handel gebracht würden".

In Holstein sollen nach einer wohl nachträglich eingefügten Fußnote in „Sophus Müller, Nordische Altertumskunde" B I, S. 351, Beinringe an unverbrannten Leichen gefunden worden sein, ein Vorkommnis, das, dem Text nach, der Autor seit langem erhofft hatte. Die Form dieser Ringe ist mir leider unbekannt geblieben.

Lissauer[1]) erwähnt spiralförmig gewundene, mit Gruppen von Dreiecken und vertikalen Strichen verzierte Beinringe auch aus unserer Provinz, aus Neuhaldensleben, Hundisburg und Halle. Der letztgenannte, in der Literatur oft erwähnte Ring aus Halle ist kreisrund und hat das respektable Gewicht von 1256 Gramm. Ein Zweifel, daß je ein Mensch solchen Schmuck getragen haben könnte, wäre berechtigt, wenn wir nicht wüßten, daß bei halbwilden Völkern Beinringe von noch größerem Gewicht und in mehreren Stücken besonders von prunksüchtigen Weibern getragen werden. Die Absicht, durch vermeintliche Verschönerung ihrer Person auf andere Eindruck zu machen, läßt sie die größten Unbequemlichkeiten willig ertragen.

Es ist sehr zu beklagen, daß in dem „2. Jahresbericht des Sächs.-Thür. Vereins von 1822" über die näheren Fundumstände nichts gesagt ist. Da der der älteren Bronzezeit angehörende Ring, wie schon erwähnt, Halle, also der Nähe von Dieskau, entstammt und oft genannt worden ist, habe ich ihn (Taf. II, Fig. 2) abbilden lassen.

---

[1]) Lissauer, „Westpreußische Bronzeringe und deren Verbreitung" in „Verh. d. Berl. Ges. für Anthr." 1892, S. 472.

Nach v. Sacken[1]) sind in Gräbern der Hallstattzeit hohle Fußringe bei Frauen und Kindern wiederholt gefunden worden und im Wiesbadener Museum sah ich sie vor Jahren an einem weiblichen Skelett der Latènezeit(?) neben Halsring und zahlreichen Armringen. Ebenda konnte man an gleichfalls aus dem Nassauischen stammenden Beinringen an zwei sich gegenüberliegenden Stellen deutliche Abnutzungen bemerken, was man als Beweis ansieht, daß sie wirklich getragen worden sind, und zwar über den Knöcheln. Naue-München hat an den inneren Flächen eines Beinringes Abdrücke eines schmalen Bandes erkannt, woraus zu schließen ist, daß derselbe an dem nackten oder bekleideten Unterschenkel festgebunden war.

In der „Berliner Zeitschrift für Ethnol. etc." 1904, S. 484 ff. beschreibt Dr. Hahne-Magdeburg einen bei Piesdorf im Mansfelder Seekreise gemachten Depotfund, der in einem Tongefäß des „Aunjetitzer Typus" niedergelegt war. Er bestand aus drei geschlossenen Bronzeringen, die auch bezüglich der bescheidenen Verzierungen unseren zuerst genannten Beinringen gleichen dürften. Professor Kossinna-Berlin hat zu diesem Funde Erläuterungen gegeben und verwandte Funde aufgezählt, von denen der Depotfund von Bagow, Kreis Westhavelland, wegen der Ähnlichkeit verschiedener Objekte mit den Dieskauer Altsachen unser besonderes Interesse erweckt. Es befanden sich in dem Bagower Funde zwar keine Dolchstäbe und Klingen, wohl aber Flachbeile, Ösenhalsringe, sehr starke, ovale, offene Armringe mit knopfartigen Stempelenden, ein starker ovaler, weit offener, zugespitzter facettierter Armring und ovale, engschließende Beinringe.

Kossinna weist die Funde der ersten Bronzeperiode, und zwar dem ostdeutschen Typus zu.

Die **Armringe** sind schwer und dem Unterarm entsprechend elliptisch geformt, nicht kreisrund und dabei offen. Sechs dieser Ringe sind an den Enden gestaucht, mit „knopfartigen Stempelenden"[2]) versehen. Diese Arbeit ist nicht an allen Ringen mit gleicher Sauberkeit ausgeführt worden (Taf. II, Fig. 3).

Zwei andere Armringe sind wuchtig gehalten und noch wesentlich schwerer als die erstgenannten; der eine ist facettiert, sechskantig, der andere abgerundet und an den verjüngten Enden zu einem flachen Stempel gestaucht. Die Längsachse beträgt bei dem kantigen

---

[1]) v. **Sacken** a. a. O. S. 68.

[2]) Es sei daran erinnert, daß auch der oft genannte und abgebildete goldene Armring von Leubingen diese Stempelenden aufweist.

Ring im Lichten nur 6 cm, bei dem mit rundem Querschnitt 6,50 cm, während bei den zuerst genannten die Länge der langen Axe zwischen 7 und 7,50 cm schwankt.

Die beiden plumpen Armringe (Tafel II, Fig. 4 und 5) gehören ebenfalls der älteren Bronzezeit an. Über einen dem facettierten gleichen Ring äußert sich Kossinna,[1]) „er sei dadurch wichtig, daß er in der zweiten Periode in Böhmen und Ungarn fortlebe".

Die Frage, ob etwa diese sämtlichen Armringe von einer Person gleichzeitig getragen worden sind, kann, da wir einen Depotfund vor uns haben, kaum aufgeworfen werden. Immerhin mag auch bezüglich dieses Schmuckstücks Überfülle gern zur Schau getragen worden sein; wissen wir doch aus Grabfunden, besonders aus solchen jüngerer Perioden, daß nicht selten jeder Arm mit 8, wohl auch mit 10 Ringen, allerdings von leichterem Kaliber, besteckt war.

Zu beachten ist bei unserem Funde noch ein Kinderarmring, Tafel II, Fig. 6, der aus einem minder schweren Armring der eingangs erwähnten Sorte durch Zusammenpressen oder -klopfen, so daß die Enden sich kreuzen, aptiert worden ist. Hierdurch ist er gewissermaßen zu einem geschlossenen geworden, der aber sehr wohl über eine Kinderhand gestreift werden konnte. Keinesfalls ist anzunehmen, daß dieses Zusammenpressen oder -klopfen an dem Arm eines lebenden Kindes vorgenommen worden ist.

Über das Aufstecken der Armringe ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden, und gar oft hat man die Ansicht aussprechen hören, daß entweder die Gliedmaßen der Träger und Trägerinnen besonders zierliche gewesen sein müßten, oder man habe sie in jugendlichem Alter aufgesteckt und dauernd tragen lassen, da bei der Sprödigkeit des Metalls ein wiederholtes Auf- und Zubiegen ausgeschlossen erscheint.

v. Sacken[2]) erinnert daran, daß die schmiegsamen Hände der Zigeuner mit Leichtigkeit durch enge indische Ringe aus Horn oder Glas mit der Hand durchzuschlüpfen vermögen, und „daß Gefangenwärter, die mit echten Magyaren und Zigeunern zu tun hätten, bezüglich der Handschellen und Fußfesseln dies bestätigen könnten."

Obgleich nun unsere Dieskauer Armringe in ihren Abmessungen die meisten hier befindlichen, auch die aus jüngeren Perioden der

---

[1]) Kossinna in Zeitschr. f. Ethn. pp. 1902 „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet," S. 191.

[2]) v. Sacken a. a. O. S. 69.

Bronzezeit, übertroffen und der Spalt eine Weite von 3 bis 4 cm hat, so vermochten doch diejenigen Damen, die ich um einen Versuch bat, es nicht, die Ringe aufzustreifen, wobei ich allerdings betonen muß, daß jeder Versuch, irgendwelche Gewalt anzuwenden, unterblieb.

Bei einem Besuch des hiesigen Zoologischen Gartens, in dem eine indische Truppe Vorstellungen gab, machten einige weibliche Mitglieder denselben Versuch, und da zeigte es sich, daß sie die Armringe aufstreifen konnten und zwar entweder direkt über die feinen Unterarmknochen von der Seite aus oder über die Handfläche. Ein 17- bis 18 jähriges Mädchen vermochte sogar den Ring, selbst ohne den Daumen in den Spalt zu legen, über die Hand zu ziehen.

Dolchstäbe und Klingen.

Vier Dolchstäbe, an denen noch der bronzene Schaft oder wenigstens Teile desselben vorhanden waren, enthielt das Gefäß; daneben noch 9 Klingen (Blätter), welche ehedem bereits zu Dolchstäben verarbeitet gewesen sind oder für solche bestimmt waren. Eine zehnte Klinge, von welcher zuletzt die Rede sein wird, ist anderen Fabrikats und vielleicht auch zu einem anderen Zweck bestimmt gewesen. Diese eigenartige Waffe ist aus dem Dolch hervorgegangen und ist dadurch gekennzeichnet, daß eine Dolchklinge nach Art der Axt an einem langen Schaft befestigt wurde. Keine unserer Klingen erreicht die Länge eines „Kurzschwertes“, für das es, das muß ich einräumen, ein Normalmaß allerdings nicht gibt. Die längste der Dieskauer Klingen mißt von der deutlich erkennbaren „Grenzlinie“ ab, gebildet durch das vordere Ende des Schaftes, bis zur Spitze nur 27 cm; eine für ein mit der Hand zu führendes „Schwert zu Hieb und Stich“, zu geringe Länge! Bei dem kürzeren Schwerte des Kuckenburger Depotfundes (Rhonetypus), den ich in unserer Jahresschrift 1904 beschrieben habe, beträgt die Länge der Klinge 46 cm, und doch will uns das Schwert noch recht kurz erscheinen.

Auch dürfte keine unserer Klingen, das darf ich wohl hinzusetzen, als Speerspitze, etwa nach Art steinzeitlicher Speerspitzen an einem langen Schaft befestigt, anzusprechen sein.

Den Ursprung unserer Dolchklingen haben wir in den triangulären Dolchen der älteren italienischen Bronzezeit, etwa um 1500 v. Chr., zu suchen. Als sie etwas später nach Norddeutschland kamen, fanden sie bereits eine entwickelte Bronzezeit vor.

Abbildungen der Dolchstäbe finden sich nach S. Müller[1]) in Felswände eingehauen, an ganz entlegenen Stellen der Seealpen; wirkliche Dolchstäbe in Spanien, auf den britischen Inseln, in Norddeutschland bis nach Posen hin, auch vereinzelt in Litauen und Ungarn. In Griechenland fehlen sie ganz. „In Norddeutschland ist der Schaft dieser Dolchstäbe, der sonst aus Holz war, ganz oder teilweise aus Bronze; man kennt etwa 30 Exemplare. Diese eigentümlichen großen Metallarbeiten müssen demnach in Norddeutschland hergestellt worden sein und stellen also eine Fortbildung der fremden, aus dem Süden empfangenen Form dar."

Daß durch unseren Fund die Forschung neuen, nicht zu unterschätzenden Stoff erhalten hat, leuchtet ein. Hinzugefügt sei, daß bei keiner einzigen der losen Klingen die „Grenzlinie zwischen ihr und dem Griff" darauf hinweist, daß sie zu einem Dolche gehört hat. Nach Montelius hat nämlich der „bogenförmige Ausschnitt des Dolchgriffs" fast stets eine gleichgestaltete Grenzlinie hinterlassen. Bei denjenigen unserer Dolchblätter, welche überhaupt eine Grenzlinie erkennen lassen, ist diese gerade, bei einzelnen schräg zur Mittellinie der Klinge stehend, was seinen Grund darin hat, daß wie bei dem Dieskauer Dolchstab, Tafel II, Fig. 8, und dem bekannten Dolchstab vom Jägerberg in Halle die Klinge zu dem Schaft nicht selten in einem stumpfen Winkel zu stehen pflegte.

Die Anschauungen über Bedeutung und Zweck der Dolchstäbe sind verschieden: Während die einen sie für eine furchtbare Waffe halten, sehen andere in ihnen lediglich Würdeabzeichen oder Kultgeräte, so z. B. das Symbol des „Schwertgottes Ziu". Daß man zuerst an die Herstellung einer wirksamen Waffe gedacht hat, erscheint sehr wahrscheinlich, aber ebenso, daß man die Unzweckmäßigkeit bald erkannt und das prunkende Gerät nur für Repräsentationszwecke beibehalten hat. Zwei unserer Dolchstäbe und mehrere Dolchblätter legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie flüchtig und nur auf Aussehen berechnet gearbeitet worden ist.

Nach Montelius[2]) waren die Schäfte zuerst ganz aus Holz gefertigt, später zum Teil aus Bronze; schließlich besteht der ganze Schaft aus zinnreicher Bronze. Nach ihm haben die ältesten Klingen Kupferfarbe und ergab die Analyse tatsächlich eine sehr zinnarme Bronze, so daß er sie „einem sehr alten Abschnitt seiner I. Periode" zuweisen kann.

---

[1]) Sophus Müller, „Urgeschichte Europas" 1905, S. 86.

[2]) Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, S. 29—30.

Bei dem Dolchstab Taf. II, Fig. 7 ist der die Klinge umschließende Kopf des Schaftes mitsamt der Tülle und den Nietköpfen aufgegossen Dafür spricht das Fehlen von wirklichen Nieten und das Vorhandensein von Gußnarben in den „unechten Nietköpfen". Der Nacken ist schmal und läßt an einem Teil die Grenzen zwischen der dünn gehämmerten Angel der Klinge und den beiden Wangen des Schaftkopfes erkennen. Mir scheint der Bronzekünstler mit Punzen nachgeholfen zu haben, um den Eindruck solider Arbeit zu erwecken; er ist jedoch aus der Rolle gefallen, als er die Arbeit an dem oberen, etwas stärkeren Teile des Nackens fortsetzte: Hier werden nämlich aus den zwei vertieften Linien plötzlich und ganz unmotiviert drei.

Die Länge des Schaftteils beträgt 21,50 cm, von denen 13,50 auf die Tülle kommen. Die lange Achse der elliptischen Tüllenöffnung beträgt 23 mm, eine geringe Weite für einen einzuführenden Holzschaft, mochte das Holz auch noch so hart und zähe sein! Die einfachen Verzierungen an Schaftkopf und Tülle sind auf dem Lichdruck deutlich erkennbar, ebenso der kleine Niet, welcher Tülle und Holzschaft einst verbunden hat.

Die 24 cm lange Klinge zeigt keine besonderen Verzierungen, wohl aber die bei Klingen jener Zeit übliche Verdickung in der Mitte, welche in Dreieckform bis zur Spitze läuft. Geschärft ist die Klinge nur auf $^1/_3$ der Länge von der Spitze aus.

Der 2. Dolchstab Taf. II, Fig. 8 ist dem zuerstgenannten ähnlich, jedoch in seinen Abmessungen kräftiger gehalten. Die Klinge mißt 22 cm und ist in einem stumpfen Winkel nach oben eingefügt. Auch hier ist der Schaft aufgegossen. Die Nietköpfe sind wie bei dem vorhergenannten Dolchstab mit in dem Guß erzeugt, also unecht, nur noch Ornament. In ihren Abmessungen sind sie stärker als die bei Dolchstab Fig. 7.

An dem durch Einhiebe verzierten Nacken erkennt man ebenfalls deutlich das Bestreben des Künstlers, Schaftlappen und Angel der Klinge durch Vertiefungen auseinanderzuhalten, was hier bei den stärkeren Abmessungen auch besser gelungen ist als bei dem vorhergenannten (Fig. 8). Die Länge des Schaftes mitsamt der Tülle beträgt 26 cm; auch die Tüllenöffnung ist von größerer Weite. Der schwache Niet zur Verbindung von Holzschaft und Tülle ist weiter nach oben zu eingefügt. Die durch Punktierung hervorgerufenen Ornamente um die Nietköpfe und Schaftlappen zeigt die Abbildung genügend deutlich, auch ist eine Verzierung durch Einhiebe am Nacken bei Benutzung der Lupe sehr wohl erkennbar.

Die Verstärkung der Klingenmitte ist ebenfalls vorhanden, flacher gehalten als bei der vorhergenannten Klinge. Geschärft ist die Spitze.

Bei dem dritten Dolchstab (Tafel III, Fig. 1) ist der Schaft zum Teil zerstört, der Nacken fehlt. An der Art der Brüche einem Sprunge erkennt man die auffallende Sprödigkeit des Meta Da abgesplitterte Teile in dem Gefäß nicht vorhanden waren, muß Dolchstab als Torso geborgen worden sein.

Die Klinge zeigt die bis zur Spitze reichende Verstärkung in Mitte und beiderseits längs der Schneiden laufende seichte Rillen, Bildung der Schneide, die nur noch einmal, an einer losen Klin wiederkehrt. Die Länge beträgt von dem stark gewölbten Schaft zur Spitze 23 cm. Ornamentiert ist sie auf beiden Seiten durch je bekannte langgestreckte Dreieck mit mäßig gekrümmten Längss und durch flüchtig hergestellte, schraffierte kleine Dreiecke an Basis. Die Klinge ist von oben durch einen bis zu der kurzen reifelten Tülle reichenden Spalt „eingeschoben". Die unten ganz Tülle ist nicht durch Abbrechen eines Teils verkürzt worden, wie m vielleicht glauben könnte, sondern absichtlich so kurz gehalten word weil der hölzerne Schaft, wie erhaltene Reste lehrten, durch d ganzen Schaftkopf hindurchging und man diese Verbindung für hi reichend sicher hielt.

Die Verletzungen des Schaftkopfes gestatten einen Einblick sein Inneres und lassen deutlich die Verbindung mit der Klinge kennen (Tafel III, Fig. 1 a). Letztere ist zu einer dünnen Angel gehämmert und hat nur zwei mäßig weite, nebeneinanderstehen Nietlöcher. Ob ein dritter Niet vorhanden gewesen ist, gegen den die etwas ausgebuchtete, hier auch stumpfer gehaltene Angel lehn konnte, ist nicht zu sagen. Zieht man jedoch Vergleiche mit den bekannten Klingen von Groß-Schwechten bei Stendal,[1]) die der unsrig sehr ähnlich sind, und zieht man in Betracht, daß in der Regel d im Dreieck stehende Nietköpfe „als erhabenes Ornament" vorhand sind, so muß man wohl annehmen, daß auch hier ein dritter Niet v handen gewesen ist, wenn auch seine Bedeutung eine geringe war.

Der Gang der Arbeit mag für den Bronzekünstler folgender wesen sein: Für die in seinem Besitz befindliche „Klinge mit n zwei Nietlöchern" galt es einen Schaftkopf zu gießen, in den d Klinge von oben einzuschieben und ein Holzschaft von unten ein

---

[1]) Photogr. Abbildungen der Ausstellung zu Berlin 1880, Sekt. VI, Taf. XI

fügen war. Ein Modell mit Nietköpfen war in seiner Hand; aber die Lage der Nietlöcher in der Klinge stimmte nicht mit der der Nietköpfe. Er war also gezwungen, in die Gußform „kleine zylindrische Formkerne“, welche der Weite der Nietlöcher entsprachen, einzusetzen, um in den Nietköpfen Durchlochungen zur Aufnahme durchgehender Nieten zu erzeugen. Man erkennt nun auch deutlich, selbst auf unserer Photographie die verhämmerten Niete, deren Lage naturgemäß nicht in der Achse der konischen Nietköpfe zu suchen ist. Dem Anschein nach besteht das Nietmaterial aus zinnarmer, leicht zu treibender Bronze oder gar aus Kupfer.

Montelius hat Klingen und Niete der Dolchstäbe von Groß-Schwechten analytisch untersuchen lassen und gefunden, daß die Niete nur 4,5 % Zinn enthielten.[1])

Bei Untersuchung des Fundes konnte ich, wie schon vorher angegeben, dem bronzenen Schaftkopfe noch lange Holzsplitter entnehmen, als Reste des Schaftes, der sich dem Schaftkopfe entsprechend nach oben verjüngte.

Macht man sich klar, in welchem Maße der Holzschaft durch diese Verjüngung, ferner durch die Löcher für Niete und einen Einschnitt für die Angel geschwächt wurde, so wird man die Verbindung eine sehr dürftige nennen müssen. Von einer „leistungsfähigen Waffe“ kann nicht die Rede sein![2])

Noch weit weniger könnte man dies von dem vierten Dolchstab behaupten (Tafel II, Fig. 2, 2a und 2b):

Die auffallend schwache und mit Gußfehlern behaftete Klinge mißt von der „Grenzlinie“ ab nur 19 cm und hat in einem hölzernen Schaft gesessen, dessen Kopf mit einem ganz dünnen Bronzeblech belegt war (Fig. 2a).

Drei im Dreieck stehende Niete mit kräftigen Nietköpfen sind

[1]) Montelius a. a. O. S. 44.

[2]) Herr Dr. W. Wangerin-Halle hat die Güte gehabt, die splitterartigen Holzreste mikroskopisch zu untersuchen. Da der Erhaltungszustand nicht gestattete, hinreichend dünne, für mikroskopische Untersuchung geeignete Schnitte zu erzielen, es somit nicht möglich war, Struktur und Anordnung der Holzelemente auf Längs- und Querschnitten festzustellen, so war eine „Identifizierung“ der Holzart leider ausgeschlossen. Herr W. schrieb mir: „Soviel mir an den fragmentarischen Brocken, die ich unter das Mikroskop bekam, erkennbar, sind Gefäße nicht vorhanden, und dies würde auf Nadelholz, speziell auf Taxus schließen lassen, zumal ich einmal auch spiralig verdickte tracheidenartige Elemente gesehen habe. Da ich aber das Fehlen echter Gefäße nicht als zweifellos hinstellen kann, so ruht auch die ausgesprochene Vermutung auf sehr unsicherem Boden.“

erhalten; sie haben jedoch nur eine sehr geringe Bedeutung gehabt, wie denn überhaupt die ganze Arbeit „Blendwerk" ist und einen Beweis liefert, daß man bereits in der Urzeit den Versuch gewagt hat, „Schundware" an den Mann zu bringen. Gegen die Annahme, daß wir vielleicht ein als Beigabe für einen Verstorbenen bestimmtes „Scheingerät" vor uns hätten, spricht die sorgfältige Ausführung, die fast verwickelt zu nennende Technik.

Ursprünglich hat die mit Dreiecken verzierte Klinge wohl zu einem Dolche gehört und hat an der Angel durch irgend ein Mißgeschick Schaden gelitten, und zwar so, daß die einstige Lage der feinen Nietlöcher und selbst deren Zahl nicht mehr klar erkennbar ist. Vielleicht waren ein ganzes Stück der Angel und mit ihm zwei Nietlöcher verloren gegangen. Der Waffenschmied hat sich in sinniger Weise — ein neues Loch zu bohren verstand er nicht — dadurch geholfen, daß er von seitwärts einen schmalen Ausschnitt in die Angel machte, in den ein schwacher Niet geschoben werden konnte.[1]) Ein Blick auf die Abbildung, Fig. 2, lehrt, daß auf der anderen Seite ein zweiter schwacher Niet noch in einem Nietloch der Angel festsitzt.

Nur diese beiden schwachen „Ersatzniete" haben also Schaft und Klinge verbunden, während die trügerischen schweren Niete auch hier nur als Überreste einer früheren Einrichtung zu betrachten sind und höchstens noch einem Verschieben der Klinge nach hinten vorbeugen konnten. Um diesen „Ersatznieten" einigen Halt zu geben, hat man sie zwischen die Köpfe der falschen Niete eingeklemmt, was möglich war, da letztere, obgleich hohl gegossen, doch eine genügende Wandstärke besaßen (Fig. 2b). Wie eine genaue Prüfung ergibt, hat man in drei Nietköpfen je einen spitzen Dorn aus Kupfer oder zinnarmer Bronze festgegossen, die drei anderen „tutuli" jedoch beim Guß mit einem Kanal versehen, durch den man die Spitze des weichen Niets schob, um ihn dann zu verhämmern.

Vor diesem Aufsetzen und Verhämmern sind die beiden Ersatzniete durch die Löcher in Blech, Holz und Klinge an ihren Platz geschoben worden, und rechnete der Schmied darauf, daß sie durch das Verhämmern gleichzeitig auch eine Stauchung erführen. Wie der Augenschein lehrt, sind sie jedoch mehr verbogen als gestaucht worden, gewiß nicht zum Vorteil des Holzschaftes.

---

[1]) Ein ähnlicher Behelf, ein fehlendes Nietloch zu ersetzen, ist an dem Dolchstab von Bethkenhammer, Kr. Deutsch-Krone, zu erkennen. Abbildung bei Montelius a. a. O. S. 29.

Den Schluß der verwickelten Arbeiten hat die Befestigung des Blechs am Nacken, wo es nicht wie an der Klinge einfach umgebogen und angepreßt werden konnte, gemacht und zwar hat sich der Arbeiter dadurch geholfen, daß er ein gebogenes Blechband durch zahlreiche Stiftchen, die vielleicht gleichzeitig ein Ornament bildeten, aufheftete. Auch die Wangen dieses Schaftkopfes waren verziert, und zwar, wie es scheint, mit Hilfe eines Rändrierrädchens, und nicht durch einzelne Schläge auf Punzen.

Wenn man, wie ich es versucht habe, die einzelnen Stadien der Arbeit verfolgt, so muß man über den Reichtum an verfügbaren Behelfen und über die Aufwendung von Mühe und Zeit staunen; und unwillkürlich fragt man sich, ob nicht ein solider Schaft aus Bronze sich billiger gestellt haben würde, und ob es denn überhaupt möglich gewesen sei, ein solches Machwerk an den Mann zu bringen zu einer Zeit, wo der Käufer ganz gewiß erst genau prüfte, bevor er den Handel abschloß.

Beide Fragen sind wohl nur dahin zu beantworten: der Preis der Bronze muß in unserer ersten Periode noch ein sehr hoher gewesen sein!

Lose Klingen:

1. Tafel III, Fig. 3. In der schweren und scharfen Klinge, welche mit der Verstärkung in der Mitte versehen ist und in der Angel drei weite halboffene Nietlöcher zeigt, sitzen noch zwei schwere Niete mit flachkonischen Köpfen fest. Die Länge der Klinge beträgt 28,50 cm; von der senkrecht laufenden „Grenzlinie“ ab bis zur Spitze 24,50 cm. Die abgerundete Angel ist nur mäßig stark. Die Niete sind in ihrem ursprünglich zylindrischen Teil, der fast 2 cm Stärke hat, durch das Treiben der Nietköpfe „aus der Fasson gekommen“, d. h. sie füllen zwar die Nietlöcher der Klinge aus, werden aber von da ab bis zu den Nietköpfen stetig im Durchmesser stärker und zeigen unregelmäßige Auftreibungen. Es ist wohl anzunehmen, daß der Schaft aus Holz bestand und daß die Löcher in diesem einen größeren Durchmesser gehabt haben als die Niete und die Nietlöcher in der Klinge; mußte doch der Gefahr, daß der Schaftkopf sprang, vorgebeugt werden!

Am obersten Nietloch der Angel ist in dem Metall ein Sprung sichtbar, der, wie auch bei anderen Klingen, durch das Stauchen der Niete hervorgerufen zu sein scheint, wenn nicht etwa schon durch das Ausdrehen und Erweitern der Nietlöcher.

2. Dieser geschilderten Klinge ähnlich ist die in Fig. 4 abgebildete. Die weit offenen Nietlöcher sind bei dem Abreißen oder Abschlagen

alter Niete etwas ausgebrochen. Das Metall der 30 cm langen Klinge zeigt verschiedene Gußfehler und näher der Spitze zu einen durchgehenden Riß in der Schneide und einen Sprung in der Klingenverstärkung.

3. Nur 1,50 cm länger, aber von ähnlicher Form ist eine weitere Klinge, die hier nicht abgebildet ist; auch sie läßt die Grenzlinie senkrecht zur Mittellinie erkennen. Die Angel ist gestreckter; auch sind die Nietlöcher noch weiter offen.

4. Fig. 5. Die Klinge mißt 28,50 cm und ist dünner als die drei vorher beschriebenen; dementsprechend ist auch die Verstärkung in der Klingenmitte flacher, bleibt jedoch bis zur Spitze von gleicher Höhe, so daß sie hier verhältnismäßig stark hervortritt. Die beiden seitlichen Nietlöcher sind weit offen und unregelmäßig; das oberste war für einen schwächeren Niet bestimmt.

Die „Grenzlinie" steht schräg zur Klingenmitte. Die Ornamente sind stark verwischt; mit der Lupe erkennt man aber auch auf dem Lichtdruck sich schneidende Linien mit flüchtigem Sparrenmuster.

5. Fig. 6. 29,50 cm lange, kräftige, scharf und sauber gedengelte Klinge; an der „Grenzlinie" 10 cm breit. Die Verstärkung der Klinge ist beiderseits durch ein langgezogenes Dreieck mit mäßig gekrümmten Längsseiten und durch je 5 kleine und schraffierte Dreiecke verziert.

Zwei weite Nietlöcher an der Seite der abgerundeten Angel sind zu $^1/_4$ des Kreises offen, während das dritte, am Ende der Angel, nur die Form eines Halbkreises von gleichem Durchmesser (fast 1,50 cm) hat.

Die Klinge, ursprünglich für einen Holzschaft bestimmt, ist später für eine andere Art der Schäftung „aptiert" worden, wie zwei roh eingetriebene kleine Nietlöcher zeigen. Bei dem einen ist das Metall am Rande ausgebrochen, bei dem anderen, wo der Niet nicht genau das Loch getroffen hat, verbeult.

6. Fig. 7. Flache, mit mäßiger Verstärkung versehene, gedengelte Klinge von 29,50 cm Länge.

Die Verzierung besteht aus zwei im spitzen Winkel sich schneidenden Doppellinien, zwischen denen Punkte eingeschlagen sind. Die „Grenzlinie" ist zum Teil verwischt infolge wiederholter Aptierungen der Angel. Ursprünglich hat letztere zwei halboffene weite Nietlöcher an den Seiten gehabt, vielleicht auch einen Nietausschnitt am hinteren Ende. Später sind drei enge Nietlöcher dicht am Ende der Angel hergestellt worden, von denen noch zwei die stark verbogenen Niete enthalten. Beide Niete tragen an den Enden durch Hämmern erzeugte

Bärte. Die Klinge zeigt mehrfache Ausbröckelungen und Risse, so daß sie wohl kaum noch einer Neuschäftung wert gewesen wäre.

7. Tafel IV, Fig. 1. 27,30 cm lange Klinge mit halbkreisförmig abgeschlossener Angel, darin zwei kreisrunde weite Nietlöcher; am Ende ein offenes Nietloch von gleichem Durchmesser. Die Verstärkung der Klinge ist stark gewölbt, aber wesentlich schmaler als bei den bisher betrachteten und verjüngt sich nur wenig nach der Spitze zu; dagegen ist der für das Dengeln bestimmte Rand breiter. Beachtenswert sind zwei Risse, die von den geschlossenen Nietlöchern nach der Außenseite hin laufen, also den Weg genommen haben, wo beim Stauchen der Niete der geringste Widerstand war.

Eine Grenzlinie ist wenig erkennbar, scheint jedoch schräg zur Mittellinie der Klinge gelaufen zu sein.

8. Tafel IV, Fig. 2. Flache, 24,40 cm lange Klinge mit gewölbter, aber schmaler, rippenartiger Verstärkung in der Klingenmitte. Diese läuft bis an das Ende der Angel, die nicht wie die anderer Klingen besonders bearbeitet ist.

Segmentförmige Ausschnitte für zwei starke Niete und ein kleiner Ausschnitt am Ende der Angel für einen stiftartigen Niet scheinen gleich beim Guß hergerichtet zu sein.

9. Tafel IV, Fig. 3. Blattartige, dünne und verbogene Klinge mit breiter, aber kaum hervortretender Verstärkung in der Klingenmitte; an der Angel drei weite Ausschnitte für Niete. Am Ende der Angel befindet sich noch ein kleines ovales Nietloch, scheinbar beim Guß erzeugt, und daneben die Hälfte eines solchen. Ein Stück der Angel ist hier abgesprungen.

10. Tafel IV, Fig. 4. Kräftige Klinge mit wulstiger Verstärkung, 23,70 cm lang. Die Angel ist abgeflacht, aber nicht durch nachträgliches Hämmern, sondern gleich durch den Guß. Drei unregelmäßige, rundliche Nietlöcher von nur etwa 5 mm Durchmesser sind ebenfalls beim Guß hergestellt und nicht nachgebohrt, was man vielleicht als einen Beweis dafür ansehen darf, daß die Klinge früher nicht schon mit einem Schaft oder Griff verbunden gewesen ist; auch ist eine Grenzlinie nicht zu erkennen, so daß es unklar bleibt, ob das Blatt zu einem Dolch oder Dolchstab bestimmt war.

Daß übrigens auch Dolchstäbe mit bogenförmigem Ausschnitt des bronzenen Schaftkopfes vorkommen, beweist der Dolchstab von Wernigerode, abgebildet bei Lindenschmit, Bd. IV, Tafel VI, Fig. 9 und bei Montelius a. a. O. S. 29.

Eine genügende Verbindung zwischen Klinge und Griff durch drei, wenn auch minder starke Niete in der einfachen Weise wie hier bei Fig. 4 herzustellen, erscheint so naturgemäß, daß man sich wundern muß, diesem Typus so selten zu begegnen. Eine vom Osterberge bei Dederstedt im Mansfelder Seekreise stammende, im Prov.-Museum zu Halle (170, II) aufbewahrte Dolchklinge von allerdings nur 14,50 cm Länge hat einen durchaus verwandten Charakter. Auch sie hat eine Verstärkung in der Mitte und in der flachen Angel drei unregelmäßige, durch Guß erzeugte und nicht ausgedrehte kleine Nietlöcher. Auch die Klinge des bekannten Leubinger Dolchstabes hat bezüglich Zahl und Kleinheit der Nietlöcher eine gewisse Verwandtschaft.

Technik und Ornamente.

Nach Montelius[1]) sind alle einheimischen Kupfer- und Bronzearbeiten gegossen und dann mit dem Hammer teilweise bearbeitet. Bronzen, welche nur gehämmert sind, wie sie im Süden früh vorkommen, findet man fast niemals unter den nordischen Arbeiten der Bronzezeit. Auch Dr. Beltz[2]) widmet der Technik der Bronzearbeiten einige Seiten. Nach ihm sind die „Geräte sämtlich durch Guß hergestellt und nicht durch Treiben, wenn es auch nicht ganz ohne Mitwirkung eines hammerartigen Instruments abgegangen ist. Die Schneiden der Schwerter müssen durch Nachhämmern geschärft sein".

Auch an unseren Klingen wird das Schärfen auf diese Weise ausgeführt worden sein, denn nirgends findet man Spuren des Schleifens, weder an den Schneiden selbst, noch an den Verstärkungen der Klingen in der Mitte, die bei Benutzung einer nur einigermaßen breiten Schleifschale mit dem Stein hätten in Berührung kommen müssen.

Über die Herstellung der geschlossenen und teilweise offenen Nietlöcher habe ich volle Klarheit nicht gewinnen können. Wahrscheinlich ist, daß kleinere im Guß erzeugte Löcher später erweitert worden sind, indem man sie mit kantigen Werkzeugen aus harter Bronze oder Feuerstein ausdrehte, woher die scharfen Kanten stammen dürften. Um diese Arbeit zu erleichtern, scheint man das Metall um das Nietloch durch Treiben nach innen zu wiederholt verdünnt und von neuem „ausgedreht" zu haben. Man erkennt diese Art der Arbeit selbst an kleineren Nietlöchern. Auf die Bildung der Löcher in den

[1]) Montelius a. a. O. S. 73.

[2]) Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg, S. 56 ff.

Angeln mit Hilfe eines „Durchschlags" weist nichts hin; nirgends findet man die Spur eines Fehlschlags oder wiederholten Ansetzens des Durchschlags. Vielleicht sind, wie schon früher kurz angedeutet, die von den Nietlöchern ausgehenden Sprünge in Angeln der Klingen auf ein zu kräftiges Ausdrehen der Nietlöcher zurückzuführen.

Als Ornamente treten auf unseren Bronzeklingen, abgesehen von einer Punktverzierung, nur Linearornamente, gerade oder leicht gekrümmte Linien, die in einem spitzen Winkel zusammentreffen, und Dreiecke auf. Kleine schraffierte Dreiecke finden sich da, wo die leicht gekrümmten Linien zu einem großen Dreieck gehören, besonders an der Basis desselben.

Nach Sophus Müller[1]) sind alle Ornamente, sogar die Spiralen und langgestreckten Linien, durch wiederholte Schläge auf ein meißelartiges Instrument aus Bronze, „Punze", und nicht durch Gravierung erzeugt. In Kopenhagen angestellte Versuche haben diese Annahme bestätigt, allerdings auch, daß zur Erlernung dieser Kunst viele Übung, selbst für einen geschickten Arbeiter, notwendig war. Außer anderen Beweisen für diese Art der Technik führt S. Müller an, daß man mit der Lupe zu erkennen vermöchte, wie „das Metall längs der Ornamentlinie dick und erhöht liege, indem es vom Schlage beiseite gedrängt worden sei". Bei unseren Klingen vermag ich trotz genauer Prüfung diese Merkmale nicht zu erkennen, wohl aber, daß die Linien in ihrem Verlaufe nicht von ganz gleicher Breite und Tiefe sind, wozu ungleiches Schlagen und ein Auswechseln der Punzen die Ursache sein können. Daß die Anschauung des dänischen Gelehrten nicht überall Zustimmung gefunden hat, sei hier erwähnt.

Depotfunde.

Gelegentlich des Bernsteinhandels kommt Montelius in seiner „Chronologie der ältesten Bronzezeit", S. 72, auf die „Depotfunde des Nordens" zu sprechen und auf die verbreitete Annahme, daß dieser „Nachlaß nur von Händlern" herrühren könnte, welche die aus fremden Ländern importierten Gegenstände in der Erde verborgen hätten. Daß einzelne dieser Funde wohl von Händlern herrühren könnten, gibt Montelius zu; „da jedoch die Mehrzahl aller aufgefundenen Gegenstände nachweislich im Norden gefertigte Ware sei und die dortigen Typen von den in anderen Ländern hergestellten abwichen, so sei diese Annahme für die Allgemeinheit nicht haltbar."

---

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 284.

Rob. Beltz in seiner „Vorgeschichte von Mecklenburg“, S. 70ff. äußert sich über diesen Punkt dahin, daß in Mecklenburg der Brauch kostbare Gegenstände, und dahin gehörten ohne Zweifel die Bronzesachen, an geschützten Stellen zu bergen, ununterbrochen fortgedauert habe von der Steinzeit ab bis in die jüngere Bronzezeit hinein, in welcher diese Art der Niederlegung als eine „durchgängige Sitte“ anzusehen sei; „Sinn und Bedeutung lasse sich jedoch nur ahnen.“ Ob die niedergelegten Dinge „Weihegaben“ darstellen sollten oder Selbstausstattung für das künftige Leben, läßt er dahingestellt.[1])

Die Funde an altem aufgesammelten Metall, an Gußzapfen, mißglückten Stücken, Metallklumpen und selbst Gußformen nennt er „Gießer- und Händlerfunde“ und sieht in ihnen zwar „einen Beweis für eine im Lande ausgeübte Bronzeindustrie, im übrigen jedoch nur das aufgesammelte Gut wandernder Händler, deren eigene Fertigkeit nicht über die Herstellung einfacher Geräte und über rohe Ausbesserungen hinausgegangen sei“.

Die Depotfunde in Mecklenburg enthalten meistenteils nur Schmuck- und Zierstücke, selten Gebrauchsgegenstände, und dann in der Regel davon „nur ein Stück“. Daß diesem Brauche ein besonderer Sinn unterzulegen ist, leuchtet ein, und man geht wohl nicht fehl, wenn man z. B. in der Beigabe einer einzelnen Axt einen Hinweis auf die Arbeit des Alltagslebens, vielleicht gar die Gabe des Gesindes sieht: sind doch auch die meisten der üblichen Beigaben in Gräbern nichts anderes als Beweise der Fürsorge für das weitere Schicksal Verstorbener. Sophus Müller behandelt in „Nord. Altertumskunde“, S. 422ff., nach Beleuchtung der Funde an Grabbeigaben und an s. Z. verloren gegangenen einzelnen Gegenständen „Feld- und Moorfunde“ und rechnet zu ihnen diejenigen, die man nach ihrer Art und nach den Fundumständen „als absichtlich hingelegte“ erkennt. Eigentliche „Depotfunde“ nennt er diejenigen, bei denen die Absicht, unter anderen Umständen die Gegenstände wieder an sich zu nehmen, er-

---

[1]) J. Mestorf in „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein“ sagt in „Bronzezeit“, S. 9, über Weihgeschenke: „Wir kennen nämlich derartige Depotfunde schon aus der Steinzeit und finden deren in allen folgenden Perioden bis ans Ende des heidnischen Zeitalters, von wann uns die Tradition erhalten ist: „Was der Mensch bei Lebzeiten vergräbt, das soll er im Jenseits genießen.“ Eine oft zitierte Stelle aus der Ynglingasaga, Kap. 8, lautet: „Was der Tote auf dem Scheiterhaufen bei sich hat, und was er selbst in die Erde vergraben hat, das kommt ihn in Valhöll zugute, so lautet Odins Lehre.“ (Vergl. Voß in Verh. d. Berl. Ges. 1878, S. 366.

kennbar ist, „Opfer- und Votivfunde“ aber solche, die so hingelegt wurden, „daß man für immer darauf verzichtete, als ein Opfer für die Götter oder die Verstorbenen.“

Die zuerst genannten eigentlichen Depotfunde teilt er nach den Fundumständen und nach der Zusammensetzung wiederum ein in „Schatzfunde, in Gußstätten- und Metallfunde“. Auf die Begründung seiner Einteilung hier näher einzugehen, muß ich mir versagen, wohl aber werde ich in dem Folgenden es versuchen, eine Deutung unseres Dieskauer Fundes zu geben:

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung war der Mann, der uns den Schatz hinterlassen hat, ein „Händler“, gleichzeitig aber vertraut mit Bronzearbeiten. Er bezog fremde Klingen und arbeitete sie seinen technischen Erfahrungen entsprechend nach dem Geschmack der Abnehmer um. Zu seinen Arbeiten brauchte er rohe Bronze verschiedener Art, die er in der Form von zum Teil ungeglätteten Ringen durch Tausch erwarb. Selbstverständlich fragt man bei dem Bezug fremder Ware auch nach der Gegengabe: Bei uns ist diese „das Salz“ gewesen, was nicht etwa Halle allein geboten hat, denn Soolquellen, die einst offen flossen, hat es in unserer Umgebung genug gegeben; und es würde eine dankbare Aufgabe sein, der Bedeutung derselben, auch in vorgeschichtlicher Zeit, mehr nachzuspüren; Anknüpfungspunkte sind genug vorhanden.

Daß unser Depotfund den Besitz eines Händlers, der hier, wenigstens zeitweise, ansässig war, darstellt, dafür sprechen aber noch andere Dinge: So will ich daran erinnern, daß die Spiralröllchen nicht mit den Bernsteinperlen zu Ketten vereinigt waren, sondern daß die ersteren auf Ranken von Pflanzen, auf wenig haltbares Material, aufgereiht waren, was wohl für den Transport im Ranzen genügte, nicht aber für ein Tragen um den Hals oder im Haar.

Wenn, soweit mir bekannt, Bernstein bisher nicht in Depotfunden der älteren Bronzezeit vorgekommen ist, sondern nur als Grabbeigabe, so kann das nicht ausschließen, daß ein Händler dieses Tauschobjekt und Bezahlungsmittel ersten Ranges doch besessen und auf seinen Reisen mit sich geführt hat. Gerade die große Anzahl der Perlen dürfte es wahrscheinlich machen, daß sie nicht den Schmuck einer einzelnen Person gebildet haben, sondern den Besitz eines Geschäftsmannes, der sie umzusetzen wußte. Den Fund als die Habe eines Mannes, der Ackerbau und Viehzucht trieb, oder als die seiner Familie anzusprechen, würde verfehlt sein: Was sollten ihm oder der Familie vier Dolchstäbe und die zahlreichen grifflosen Klingen? Würde

man nicht ganz andere Dinge, Dinge des täglichen Gebrauchs, dem Topf anvertraut haben?

„Weihegaben“ sind es auch nicht: Wie sollte der Spender dazu gekommen sein, neben allerdings brauchbaren, alten und neuen Stücken eine so große Zahl von unfertigen, umzuarbeitenden zu stiften und die Gaben in einen rohen Topf unter möglichster Raumersparnis zu verpacken? Das hätte den Gepflogenheiten jener Zeit durchaus widersprochen; wissen wir doch aus Erfahrung, daß bei Niederlegung solcher Weihegaben gewisse rituelle Anordnungen getroffen wurden! Uns sind aus hiesiger Gegend Fälle bekannt, wo um größere Gegenstände eine Anzahl Äxte, mit der Schneide gegen die Mitte gerichtet, gruppiert war, oder wo man die Äxte, indem man die Schneiden in den Boden steckte, in der Form eines Kranzes angeordnet hatte.

Wie bereits erwähnt, sind Bronzefunde der ältesten Periode hier vielfach vertreten und befinden wir uns wahrscheinlich auf Boden von uralten Niederlassungen, die an begangenen Straßen, ich erinnere an die „Sälzerwege“, lagen und sich zu Handelszentren und damit zu Sitzen handwerklicher Betriebe entwickelten. Daß diesen Stätten, in denen Wohlstand und Behaglichkeit wuchsen, auch Gefahren drohten, ist leicht ersichtlich, und so mag auch unser Händler in schwerer Bedrängnis einst das Wertvollste seiner Ware zusammengerafft und vergraben haben, vielleicht an derselben Stelle, wo er kurz vor der Flucht mit den Seinen abgekocht hatte. Die Spuren der Herdfeuer hatte er, wie bereits eingangs erwähnt, sorgfältig verwischt, und so blieb ihm eine gewisse Hoffnung, in besseren Tagen das Verborgene wieder zu heben.

Bedauerlicherweise ist von den hier bei Halle vor Jahren gemachten Bronzefunden nur ein kleiner Teil der engeren Heimat erhalten geblieben; besonders sind Funde, die in Privathände gelangt waren, verschwunden oder es sind im besten Falle noch Teile von ihnen in entlegenen Sammlungen zu finden.

Erfreulicherweise hat es jedoch hier bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts Männer gegeben, die, den Wert der vorgeschichtlichen Forschung erkennend, die Entdeckungen geprüft und nach dem damaligen Stande der Wissenschaft gedeutet haben. Ihre Veröffentlichungen bestätigen durchaus unsere Ansicht, daß bereits zur Bronzezeit eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung hier ansässig gewesen sein muß. Näher darauf einzugehen, muß ich mir leider versagen, ich hoffe jedoch, an dieser Festlegung mitarbeiten zu können, sobald die Herausgabe einer archäologischen Fundkarte auch dieses

Teils unserer Provinz in Angriff genommen werden wird. Nicht alle Fragen, die sich bei der Betrachtung des „Dieskauer Fundes" aufdrängten, sind hier gelöst worden. So mußte ich, da das Provinzial-Museum nicht Besitzer der Bronzen ist, wohl oder übel auf eine chemische Untersuchung des Metalls verzichten, ja sogar eine Prüfung auf Härte ausschließen. Wie wichtig eine analytische Prüfung der verschiedenartigen Objekte gewesen wäre, wird jeder wissen, der über das planvolle Vorgehen der Bronzegießer bezüglich der „Mischung" einigermaßen unterrichtet ist, und der es versteht, danach Schlüsse auf den Ursprung zu ziehen. Wenn ich anderseits bei dem Versuche, die Technik der Bronzekünstler zu ergründen, etwas zu eingehend geworden sein sollte, so bitte ich den geehrten Leser um Entschuldigung: Ich hielt es für meine Pflicht, den in Privatbesitz verbleibenden Fund bis in die Details festzulegen und hoffte, bei der Verschiedenartigkeit der Objekte dahinter zu kommen, welche Behelfe und welche Werkzeuge dem Bronzearbeiter jener Zeit zur Verfügung gestanden haben. Über letztere habe ich zu meinem Bedauern wesentliche Aufschlüsse nicht geben können. Obgleich ich die recht umfangreichen und alten Bestände unseres Provinzial-Museums auf das Vorhandensein von Werkzeugen der Bronzearbeiter noch einmal eingehend geprüft habe und in der Tat auch auf einige Bronzeartefakte gestoßen bin, die früher irrtümlich als „noch unbearbeitete Stücke oder als Waffen" pp. angesprochen worden sind, die man aber mit größerem Recht als Werkzeuge zu deuten hat, so will es mir doch scheinen, daß unseren Bronzearbeitern, auch wenn sie Hervorragendes selbständig nicht zu leisten vermocht hätten, mehr Werkzeuge zur Verfügung gestanden haben müssen, als wir bisher kennen. Ich schreibe dies, obwohl mir bekannt ist, „daß nicht das Werkzeug es macht, sondern die Hand, die es führt," und obgleich ich gern zugebe, daß die ausgezeichnete „Handfertigkeit" gewisser Völker, z. B. der Chinesen und Zigeuner, ihren Grund gerade in „dem Mangel an Werkzeugen" haben mag.

Ist es Tatsache, daß man bisher nicht mehr Werkzeuge kennt als einige Meißel, Punzen, kleine Durchschläge und Tüllenhämmer, auch daß man das gesamte Werkzeug eines Bronzearbeiters noch niemals vereint, weder als Grabbeigabe noch als Depot, gefunden hat, so ist wohl der Wunsch berechtigt, daß ein Fachmann, der mehr Gelegenheit hat, „zu sehen" als der Direktor eines Provinzial-Museums, sich der Sache annähme und eine „Werkzeugkollektion der Bronzearbeiter" zusammenstellte.

Verzeichnis der Fundobjekte bei Dieskau.

1. Randaxt ohne Stielloch, mit gewölbten Seitenrändern, 13 cm lang, Breite der Schneide 6,50 cm; Tafel I, Fig. 1. Gewicht — 245 gr
2. Schmalaxt mit Leisten an den Seiten und in der Mitte, elliptisches Stielloch, Länge 30,50 cm; Tafel I, Fig. 2. Gewicht — 620 gr
3. Schmalaxt, gerippt, kreisrundes Stielloch, Länge 30,50 cm; Tafel I, Fig. 3. Gewicht . . . . — 720 gr
4. Bernsteinperlen; Tafel I, Fig. 4.
5. Zwei Armspiralen; Tafel I, Fig. 5. Gewicht zusammen . — 660 gr
6. Spiralröllchen, 23 Stück; Tafel I, Fig. 6.
7. Zehn offene Halsringe; Tafel I, Fig. 7. Gewicht von 205 bis 250 gr, zusammen . . . . — 2075 gr
8. Vier geschlossene Beinringe; Tafel I, Fig. 8. Gewicht von 470 bis 635 gr, zusammen . . . . — 2200 gr
9. Zwei offene Beinringe mit je drei Löchern; Tafel I, Fig. 9. Gleiches Gewicht, zusammen . . . . — 760 gr
10. Zwei offene Beinringe, sich nach dem Spalt zu stark verjüngend; Tafel I, Fig. 10. Gewicht je 285 gr, zusammen — 570 gr
11. Sechs offene Armringe mit knopfartigen Stempelenden; Tafel II, Fig. 3. Gewicht von 145 bis 285 gr, zwei zu je 145 gr, zusammen . . . . — 1085 gr
12. Offener, fassettierter Armring; Tafel II, Fig. 5. Gewicht — 390 gr
13. Glatter, schwerer Armring; Tafel II, Fig. 4. Gewicht — 515 gr
14. Kinderarmring, zusammengepreßt; Tafel II, Fig. 6. Gewicht — 105 gr
15. Dolchstab, die Länge des Schaftes 21,50 cm; Tafel II, Fig. 7. Gewicht . . . . — 670 gr
16. Dolchstab, die Länge des Schaftes 26 cm; Tafel II, Fig. 8. Gewicht . . . . — 1045 gr
17. Dolchstab mit zertrümmertem Schaftkopf; Tafel III, Fig. 1. Gewicht . . . . — 360 gr
18. Dolchstab mit schwacher Klinge und Blechbelag; Tafel III, Fig. 2. Gewicht inkl. Nieten und Blech . . . . . . — 300 gr
19. Lose Klinge mit zwei starken Nieten, Länge 28,50 cm; Tafel III, Fig. 3. Gewicht . . . . — 445 gr
20. Klinge mit Sprung in der Klingenverstärkung, 30 cm lang; Tafel III, Fig. 4. Gewicht . . . . — 350 gr
21. Klinge, 31,50 cm lang; nicht abgebildet. Gewicht . . . — 420 gr
22. Klinge mit Spuren eines Sparrenmusters, 22,50 cm lang; Tafel III, Fig. 5. Gewicht . . . . — 315 gr
23. Klinge mit kleinen Dreiecken an der Basis eines langgezogenen Dreiecks; Tafel III, Fig. 6. Gewicht . . . — 405 gr
24. Klinge mit drei engen Nietlöchern an der Angel, zwei Niete erhalten, Länge 29,50 cm; Tafel III, Fig. 7. Gewicht . — 320 gr
25. Klinge mit halbkreisförmiger Angel, das Metall an zwei Nietlöchern ist gesprungen, Länge 27,30 cm; Tafel IV, Fig. 1. — 408 gr

26. Klinge, flach mit rippenartiger Verstärkung, Länge 24,40 cm; Tafel IV, Fig. 2. Gewicht . . . . 162 gr.
27. Klinge, flach und verbogen, Länge 23,40 cm, zwei kleine Nietlöcher am Ende der Angel; Tafel IV, Fig. 3. Gewicht 120 gr.
28. Klinge mit gegossenen kleinen Nietlöchern, 28,70 cm lang; Tafel IV, Fig. 4. Gewicht . . . . 360 gr.

Außer diesen bei Dieskau gefundenen Gegenständen sind noch abgebildet:

29. Neben zwei Dieskauer Halsringen ein unvollendeter Halsring aus Mähren; Tafel I, Fig. 7a.
30. Ein bei Radewell unweit Halle ausgegrabener Ring mit knopfartigen Enden und zwei Kanälchen. An einer Öse hängen 2 Ketten mit Nadeln; Tafel II, Fig. 1.
31. Kreisrunder, verzierter Beinring von Halle; Tafel II, Fig. 2.

Förtsch.

Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa.

A. Ausgrabungsbericht mit einem Plan.

(Hierzu Tafel IV und V.)

Im Frühjahre 1904 war durch den Rittmeister Herrn Wurm auf Drosa bei Cöthen nördlich von diesem Dorfe, auf dem sog. Bruchberge nahe der Eisenbahnstrecke Halle-Magdeburg, ein megalithisches Grab freigelegt worden, dessen weitere Ausgrabung der Geschichtsverein zu Cöthen im Auftrage des anhaltischen Gesamtvereins übernahm, unterstützt durch den freundlichen Rat der Herren Prof. Dr. Höfer-Wernigerode und Dr. Seelmann-Alten, denen dafür auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen werden möge. Die Grabkammer, ungefähr rechteckig, lag in der Richtung Ostsüdost nach Westnordwest; ihre innere Länge betrug gegen 9 Meter. An der Nordwestseite war sie breiter (innere Weite etwas über 2,30 m) als im Südosten, wo sich die Breite auf 1,25 m verjüngt hatte. Von Südwest her führte, in genau rechtem Winkel auf die Kammer stoßend, ein ziemlich 3 m langer Gang (Korridor) heran, der innen knapp 90 cm breit war. Die Tragsteine des Grabes waren zum größten Teil Granite, an Zahl 15 — doch fehlt seit Jahrhunderten der Abschluß am Nordwestende, ein oder zwei Steine[1]) —, ihre Höhe schwankte zwischen $1^1/_2$ und 2 Metern,

[1]) Schon Beckmann gibt in seiner Geschichte Anhalts I, 26 eine Abbildung unseres Grabes, in der es an dieser Seite offen erscheint, so daß der umschließende Erdhügel hier schon damals abgeräumt war (anno 1710).

während die des Korridors verhältnismäßig niedriger, knapp 1½ m hoch, waren. Von Deckplatten hatten sich bis in unsere Zeit nur zwei erhalten, die übrigen sind, da sie von oben her frei lagen, im Laufe der Zeit abgehoben und zu Bauzwecken verwendet worden. Die eine lag am Südostende und fiel wie der größte Teil des Grabes im vorigen Jahre der Vernichtung anheim. Die andere, am Ende der breiteren Seite (Nordwest) noch an ihrer ursprünglichen Stelle liegend, fällt dem Beschauer unwillkürlich durch ihre gewaltigen Maße auf. Der Stein mißt 4,2 m in die Länge, 3⅓ m in die Breite und ist ziemlich ¾ m dick. Da diese Seite, wie oben bemerkt, seit Jahrhunderten offen war, bildete er mit den zwei vorderen Tragsteinen eine Höhle und gab dem Volke Anlaß zu der auch in Schriftwerken[1]) üblich gewordenen Bezeichnung Teufelskeller. Daneben erscheint eine zweite, mehr gelehrte Benennung als Grab des Drusus, die wahrscheinlich von dem Pfarrer Dunckel zu Wulfen herstammt, der hier in den Jahren 1749—1759 amtierte und sich mehrfach mit Altertümern beschäftigte. Auch diese ist der dortigen Landbevölkerung geläufig geworden.

Zunächst wurde durch einige Gräben Höhe und Umfang des von Herrn Wurm abgetragenen Erdhügels — nach der Angabe dieses Herrn waren über 70 zweispännige Fuhren Erdreich abgefahren worden — festgestellt. Es zeigte sich, daß die Aufschüttung ziemlich einen Fuß unter der Sohle der aufgerichteten Tragsteine begann und der Durchmesser in der Richtung von Norden nach Süden 19—20 m betragen hatte. Da sich im Umkreise des Hügels noch zwei einzelne Steine (Plan, Fig. 21 und 22) fanden, der erste ziemlich einen Meter lang, der andere mehr als einen Meter breit und mindestens doppelt so lang (alle beide Granitblöcke), so ist anzunehmen, daß der ganze Hügel von einem solchen Kreise von Steinen umgeben gewesen ist und die fehlenden ebenso wie der größte Teil der Deckplatten dem Baubedürfnis der Nachbarschaft allmählich zum Opfer gefallen sind.

Die Arbeit der Grabung dauerte vom 13. April bis zum 26. April mit mehreren Unterbrechungen; im ganzen wurde an sieben Nachmittagen gegraben. Nachdem zunächst einige bis auf die Sohle der Aufschüttung gehende Gräben angelegt waren, erfolgte die fast gänzliche Durchgrabung der größeren Hälfte des Hügelkreises, doch war

---

[1]) So heißt es z. B. bei Ch. Keferstein, Ansichten über die keltischen Altertümer 1846, S. 6: Bei Drosa am Bruchberge erhebt sich ein imposanter Steinaltar, der Teufelskeller genannt.

die Ausbeute nur an einigen Stellen reichhaltiger. Nahe dem Korridoreingang fanden sich in der Tiefe von $^1/_2$ m mehrere Sandsteinplatten, die aber weder etwas enthielten noch deckten, dicht daneben Tierknochen, die mit einer Aschenschicht fast ganz verbacken waren. Die Steine dienten also wohl als Herdplatten. Ein Quergraben, der im Südosten an den Hügelrand als Tangente gezogen wurde, ergab etwas außerhalb des Steinkreises eine Menge Tierknochen und Scherben, ohne Ornament, von ziemlicher Dicke und schwächerem Brande, die ebenfalls einer vorgeschichtlichen Zeit anzugehören scheinen. In der Nähe wurde der Zapfen eines Rinderhornes nebst einigen Tierknochen gefunden, ebenfalls $^1/_2$ m tief, bezw. über $^1/_2$ m höher als die Sohle der Aufschüttung. Tiefer dagegen, hart über dem gewachsenen Boden, lagen eine Reihe Gefäßscherben mit einigen rohen Feuersteinen, nahe dabei, doch $^3/_4$ m hoch, eine ziemlich gut erhaltene Schweinskinnlade mit einigen Zähnen; Rinderzähne wurden mehrfach, dicht am Südostabschluß des Grabes, der reich an allerlei Funden (Scherben und Knochen) war, knapp $^3/_4$ m hoch liegend, herausgegraben. Auch sonst fanden sich hier und da Feuersteine, manchmal auf einer dünnen Sandschicht liegend, mit schwachen Resten von Branderde.

Ein nicht unwichtiger Fund wurde ebenfalls noch außerhalb der Grabkammer gemacht. Kaum 1 m von Stein 22 lag eine Steinplatte, ziemlich quadratisch, 70 cm lang, 64 cm breit und 6 cm dick, aus Sandstein; sie ruhte auf einem viereckigen Aufbau von Steinplatten, deren Lücken durch rundliche Steine ausgefüllt waren. Das Innere dieser Steinkiste — es war 30 cm hoch und seine Sohle mit einer Steinplatte ausgelegt — bot nur lockere Erde, ohne jegliche Beigabe. Sie war also schon früher einmal geöffnet und ihres Inhaltes entleert worden. Direkt unter ihr zeigten sich verhältnismäßig sehr gut erhaltene verbrannte Holzreste nebst Feuersteinstücken, alles hart über dem gewachsenen Boden. Dicht an der Steinkiste lagen mehrere Knochen, zwei Tierzähne, einige Scherben, sowie ein Schaber (7 cm lang, $1^1/_2$ cm hoch, $1^1/_4$ cm breit), der vorn fischmaulförmig zugespitzt ist. Es ist das einzige außerhalb der großen Steinkammer gefundene Artefakt. Alle diese Funde weisen auf Abhaltung von Mahlzeiten in vorgeschichtlicher Zeit hin.

Die Bloßlegung des Grabes selber ließ deutlich erkennen, welche Sorgfalt dessen Erbauer auf seine Herstellung verwendet hatten. An der Außenseite waren die Tragsteine mit einer dicken, hier und da 1 m hohen Lehmschicht bekleidet, die Fugen zwischen den einzelnen Tragsteinen füllten kleinere Steine samt Erde aus. Der Grund der

Kammer war ausgelegt mit dünnen Kalksteinplatten, dazwischen und darüber war eine Schicht von etwas gröberem Kies gestreut; ähnlich war es mit dem Korridor. Dieser war von der Kammer abgeschieden durch einen schmalen auf die hohe Kante gestellten Stein von 1/2 m Höhe, der eine Art Schwelle gebildet haben mag. An dieser Stelle scheint, wie dies in derartigen Gräbern üblich war, eine Holztür angebracht gewesen zu sein, denn dicht neben Stein 11 stand eine schmale hohe Kalksteinplatte (No. 12) gegen 5—7 cm von jenem entfernt, und die gegenüberstehenden Steine der Korridorwand hatten eine wenigstens 20 cm breite Lücke.

Zunächst wurde der Korridor untersucht. Über einer ca. 15 cm starken Stein- und Kiesschicht, die den Grund bildete, lagen einzelne kleine, faustgroße Steine nebst einigen Scherben zerstreut, dazu wenige Feuersteinstücke und zwei kleinere zum Teil beschädigte Gefäße, doch fanden sich weder Knochenreste noch Brandspuren. Nachdem dann die gewaltige, den Südostrand abschließende Platte entfernt worden war, begann die Aufdeckung der Kammer selbst von der genannten Seite her, und zwar in der Weise, daß nach Vornahme eines Durchstichs bis zum Grunde das Erdreich zunächst in der Tiefe eines Spatenstichs abgehoben wurde. Es ließen sich nämlich hier ziemlich deutlich zwei Bestattungsschichten unterscheiden, doch war bei diesen beiden kein Unterschied erkennbar bezüglich der Gefäßfunde. Man wird deshalb diese wie die sonstigen Funde einem und demselben Zeitabschnitt zuweisen müssen. Gleich hier wurde die mehrfach wiederkehrende Beobachtung gemacht, daß die Funde sich an den Wänden der Kammer häuften. Infolge längerer Benutzung waren, dem sonstigen Gebrauch in derartigen neolithischen Grabkammern entsprechend, bei jeder neuen Beisetzung die früheren Leichenreste samt den Beigaben etwas zur Seite geschoben, manche schließlich hart in die zwischen den Steinen befindlichen Nischen gedrängt worden. Dagegen fand sich in dem Teile der Kammer vom Korridor an nach Nordwesten bis in die Gegend des großen Decksteines so auffällig wenig, daß sich die Vermutung aufdrängt, es sei in früheren Zeiten nach Entfernung der mittleren Decksteine an dieser Stelle schon nachgegraben worden. Manche Schädelreste gingen trotz vorsichtiger Aushebung aus dem festgetretenen Erdreich noch weiter entzwei, so daß sie wenig Anhalt für eine Untersuchung gewähren dürften. Auch über die Art der Bestattung läßt sich mit Sicherheit wenig Bestimmtes angeben. Bei einer einzigen Leiche, die ungefähr in der Mitte der Kammer lag, war die Lage noch ziemlich erkennbar. Sie war auf

die rechte Seite gelegt, mit dem Kopfe nach Nordost, in der Längsrichtung des Grabes, am Munde stand eine flache Schale, zur Rechten waren hart an die Brust drei kleine tassenförmige Gefäße gesetzt. Die Kniee schienen angezogen zu sein. Im ganzen fanden sich an Tongefäßen ungefähr fünfunddreißig, einige davon nur teilweise erhalten, aber doch in der Form erkennbar, dazu eine ganze Reihe von Scherben, die eine Zusammensetzung nicht mehr ermöglichen. Sechs Gefäße sind schalenartig flach, zwischen 7—10 cm hoch und von verschiedenem Durchmesser, alle mit Henkel bezw. Öse oder Doppelöse versehen, entbehren aber alle des Ornaments. Die übrigen, mehr tassenartigen Gefäße zeigen die verschiedenartigsten Ornamente (einfache Linien, Punkte, Zickzack- und Grätenmuster). Die Höhe der kleineren Gefäße bewegt sich zwischen 4—7 cm; nur zwei [1]) heben sich von den anderen durch Form und Höhe heraus, wie sie auch durch besonders saubere, ja künstlerische Ausführung sich sozusagen als Prunkstücke kundgeben.

Außerdem wurden nebst einer Reihe von Knochen und Knochenteilen — an einer Stelle lagen neben Resten eines Schädels noch 28 gut erhaltene Zähne — mehrere Artefakte gefunden; doch war in dieser Richtung die Ausbeute verhältnismäßig recht gering. Von Steinbeilen fand sich nur eins von mäßigem Umfang, aber sehr gut erhalten, dagegen einige Werkzeuge (Säge) und Waffen aus Feuerstein (Pfeilspitzen), auch wenig oder nicht bearbeitete Feuersteinsplitter. Von durchbohrten Geräten sind nur eine ovale Schieferplatte (Tafel V, Fig. 24) und ein Knochen zu erwähnen. An Schmuck waren beigegeben eine Reihe durchbohrter Tierzähne (Rind und Hund oder Wolf, Tafel V, Fig. 36—38), dazu fand sich ein Biberzahn (Fig. 39). Zwei Beigaben harren noch der Erklärung, die eine (Tafel V, Fig. 25) ist ein mehrere Fäuste großer rundlicher Stein mit zwei keilförmigen Einbuchtungen, die andere, ursprünglich 6 cm lang, doch beim Herausheben zerbrochen, ist zylinderförmig (Vogelknochen?), umgeben von einer grünschillernden Masse (oxydiertes Kupfer?, doch wurde sonst keine Spur von Metall gefunden).

Die sämtlichen Funde des Grabinnern befinden sich jetzt im hiesigen Rathause, zugleich mit einem von Hrn. Seminarlehrer Ellemann angefertigten Modell, welches die vollständige ursprüngliche Grab-

---

[1]) Zwei dem größeren sehr ähnliche Gefäße, die in früheren Jahren in der Nähe von Wulfen bei Drosa gefunden worden sind, finden sich in der Herzogl. Sammlung zu Gr.-Kühnau (Mitteilung des Herrn Dr. Seelmann).

anlage wiedergibt. Der noch stehende Rest der Grabkammer, der dank dem Eingreifen der Herzogl. Staatsregierung erhalten bleibt, besteht aus sechs Tragsteinen und der großen Deckplatte, aber auch dieser übt von weitem wie in der Nähe noch einen überwältigenden Eindruck aus.

Dr. O. Gorges, Oberlehrer in Cöthen.

B. Beschreibung der Fundgegenstände.

(Hierzu Tafel IV und V.)

Einer liebenswürdigen Aufforderung der Herren Major Dr. Förtsch und Oberlehrer Dr. Gorges folgend, habe ich die Beschreibung der im Drosaer Megalithgrabe gefundenen Gegenstände übernommen, bei deren Bergung ich häufig zugegen sein konnte. Ich habe die Gefäße und den Stein (Tafel V, Fig. 25) in $^1/_4$, die übrigen Gegenstände in $^1/_2$ natürlicher Größe, Tafel IV, Fig. 11 nach einer Zeichnung des Herrn Dr. Gorges in $^1/_4$ natürlicher Größe, Tafel V, Fig. 41 in natürlicher Größe photographiert; leider waren die Beleuchtungsverhältnisse im Museumszimmer nicht sehr günstig, was die Gleichmäßigkeit der Aufnahmen nicht unwesentlich beeinträchtigt hat.

Es sind eine große Menge Gefäße im Grabe geborgen gewesen; leider hat sich aus den zahlreich noch vorhandenen Scherben wenig zusammenstellen lassen und nur der Mühe des Herrn Dr. Gorges und des Seminarlehrers Herrn Ellermann ist es zu danken, daß ein Teil der Gefäße, wenn auch in Bruchstücken für die Beschreibung und Abbildung erhalten ist.

Wir können zwei Gruppen von Gefäßen unterscheiden, nämlich solche vom Bernburger und solche von Rössener Typus,[1] erstere in der Mehrzahl vertreten und bedeutend an Formenreichtum. Bei der Betrachtung der ersten Gruppe fällt zunächst die Menge der Schüsseln auf, von denen noch eine größere Anzahl, nach den Scherben zu urteilen, vorhanden gewesen sein muß. Sie kommen in zwei Hauptarten vor, nämlich mit horizontal und mit senkrecht durchbohrten Henkeln resp. Ösen. Tafel IV, Fig. 6 (Katalog-Nummer 5) zeigt uns eine Schüssel mit kräftigem Henkel, Kerbenverzierung und zwei dreieckigen Ansätzen am Rande; Tafel IV, Fig. 7 (K.-No. 21) eine solche mit tief gewelltem Rande und breiter,

[1]) Über den Typus dieser Gefäße vergl. auch die betreffende Erörterung in dem 5. Aufsatz dieses Heftes (Der Pohlsberg bei Latdorf). D. Red.

dicker, dünndurchbohrter Öse (Rollenöse), bei der sich auch ein leistenförmiger Absatz zwischen oberem und unterem Teil findet; bei Tafel IV, Fig. 8 (K.-No. 27) haben wir zwei dünndurchbohrte dicht beieinander, also asymmetrisch stehende Henkel, von denen der rechte abgeplatzt ist; über dem erhaltenen ist am Rande ein Höcker angebracht.

Die Schüsseln mit senkrechter Durchbohrung tragen diese meist auf einem lappenförmigem, halbrundem Fortsatz. Bei der Schüssel Tafel IV, Fig. 9 (K.-No. 32) ist der Lappen nur einmal, bei der anderen, Tafel IV, Fig. 10 (K.-No. 1), zweimal und zwar schräg von oben außen nach unten innen, durchbohrt; erstere ist über dem Boden etwas eingezogen, bei letzterer steigt die Wandung geradlinig schräg nach oben.

Bei einem Schüsselrest, Tafel IV, Fig. 11 (K.-No. 6), finden sich neben den kleinen Ösen auf der deutlich abgesetzten Bauchkante nach rechts und links je drei warzenförmige Knöpfchen; der Rand ist nach außen geschweift.

Auch Näpfe kommen vor, so einer mit gewelltem Rande von doppeltkonischer Form und mit kleiner Öse versehen, Tafel IV, Fig. 12 (K.-No. 23), und einer von einfacher Form, aber mit breitem, weit offenem Henkel und dreieckigem Ansatz am Rande, Tafel IV, Fig. 13 (K.-No. 21).

Noch häufiger sind Töpfe; die einfachste Form tritt uns in dem ziemlich roh gearbeiteten Gefäß Tafel IV, Fig. 14 (K.-No. 18) mit breitem, dickem Henkel entgegen; elegantere Arbeit zeigt das bombenartige Gefäß, dessen — jetzt abgebrochener — sehr breiter Henkel dicht über dem Boden fußt und das zwei durch ein freies Feld getrennte Bänder von acht resp. sechs seichten Horizontalrinnen zeigt, Tafel IV, Fig. 15 (K.-No. 22); diesem sehr ähnlich ist der Henkeltopf, Tafel IV, Fig. 16 (K.-No. 16), jedoch trägt er neben dem oberen Henkelansatz zwei kantige und spitz zulaufende Zapfen und auf dem Bauch nur ein Band von sechs scharfen, sehr schmalen Rinnen, von denen jede unter dem Zapfen von einer rundlichen Vertiefung beginnt resp. in eine solche endet. Diesem sehr ähnlich, jedoch kleiner, ist der Topf Tafel IV, Fig. 17 (K.-No. 11), der zwei Bänder aus vier resp. drei Reihen in Furchenstichausführung zeigt, welche wiederum henkelwärts durch je eine senkrechte in grobem Furchenstich abgegrenzt werden. Endlich haben wir noch einen doppeltkonischen Topf mit breitem, dünnem Henkel, Tafel V, Fig. 1 (K.-No. 19), mit einem zwölfreihigen Rinnenband, das nach oben und unten durch eine, nach den Henkeln zu durch zwei Reihen runder oder ovaler, flacher Eindrücke abgegrenzt wird. Der Größe nach zwischen Topf und Tasse steht das Gefäß Tafel V, Fig. 2 (K.-No. 12)

von doppeltkonischer Form, mit breitem, weitem, jetzt verlorenem Henkel und einem Bande von sechs Reihen seichter, auf- und absteigender Rinnen auf dem Oberteil.

Die Form der Tassen ist recht mannigfach; zunächst begegnet uns die doppeltkonische Form recht häufig, sowohl in ausgesprochener wie verkümmerter Form. Zu der ersteren Art, bei der der Henkel auf der größten Bauchweite fußt und trotz der oft breiten Form meist eine zierliche Gestalt hat, gehört die Tasse Tafel V, Fig. 3 (K.-No. 7) mit acht scharfen Rinnen verziert, und Tafel V, Fig. 4 (K.-No. 24), die unter den acht Rinnen elf Anhänger aus runden Eindrücken (zwei oben, einer unten) trägt; ebenso hat Tafel V, Fig. 5 (K.-No. 9) ein siebenreihiges Rinnenband, aber noch über der Bauchkante bis zur größten Weite desselben sieben aus je elf bis siebzehn senkrechten Strichen bestehende Felder, nach oben abgeschlossen durch eine doppelte Horizontalrinne; sehr ähnlich dieser Tasse ist die Tafel V, Fig. 6 (K.-No. 26); das Gefäß hat nur sechs Horizontalrinnen, die senkrechten Strichgruppen bestehen aus acht bis fünfzehn breiteren Einstrichen, die durch eine Horizontalrinne nach oben abgegrenzt werden. Die kleine schwarze Tasse Tafel V, Fig. 7 (K.-No. 14) trägt vier seichte, etwas breitere Rinnen. Den doppeltkonischen Gefäßen dieser Art ist auch das Tafel V, Fig. 8 (K.-No. 4) zuzurechnen, das ein Band aus vier Stichreihen und einen spitzrückigen, nach oben hochgezogenen Henkel trägt. Es folgen nun die Trinkgefäße, bei denen infolge der Verlegung der größten Bauchweite dicht über den Boden auch der Henkelfuß dicht über dem Boden ansetzt und ziemliche Breite erreicht. Zunächst zeigt das Gefäß Tafel V, Fig. 9 (K.-No. 3) keinerlei Verzierung; die Tasse Tafel V, Fig. 10 (K.-No. 2) hat in der Mitte einen kleinen scharfen Grat mit fünf kleinen Buckeln, von denen je einer zur Seite des Henkels sitzt; die Tasse Tafel V, Fig. 11 (K.-No. 29) trägt ungefähr in der Höhe des oberen Henkelansatzes ein Band aus fünf ganz feinen, unregelmäßig gezogenen Linien und dicht über dem Boden ein vierreihiges, unregelmäßiges Zickzackband, rechts vom Henkel ein Muster von fünf senkrechten Strichen und links einen von mehreren schrägen gekreuzten Strichen. Tafel V, Fig. 12 (K.-No. 10) hat ebenfalls fünf seichte Rinnen, die aber henkelwärts durch zwei senkrechte Linien abgeschlossen sind. Die Tasse Tafel V, Fig. 13 (K.-No. 30) ist mit fünf seichten, breiteren Rinnen verziert; erinnert die Art der Rinnen schon an die Verzierungsart der Gefäße vom Lausitzer Typus, wie auch Höfer dies schon beim Baalberger Fund beobachtet hat, so würde man die Tasse Tafel V, No. 14

(K.-No. 34), allein betrachtet, kaum der Steinzeit zurechnen; die breiten Rinnen am Hals, die scharfe Trennung zwischen Hals und Bauch und zwischen oberem und unterem Bauchteil, alles finden wir so häufig bei Gefäßen des obengenannten jüngeren Typus, und doch ist an der steinzeitlichen Herkunft nach den Fundumständen nicht zu zweifeln. Übrigens möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß ich im Nordwestende des Grabes[1]) persönlich eine Scherbe mit breiten Kehlstreifen von ausgesprochenem Lausitzer Typus und eine Scherbe mit schmalen, horizontal und schräg gestellten Rinnen (La Tène- oder provinzialrömische Zeit) fand, die für eine Nachbenutzung in jüngerer Zeit und gleichzeitig frühere Durchwühlung sprechen. Zum Schluß sei noch eine kaum doppeltkonisch zu nennende Tasse mit weitem, aber schmalem Henkel, gewelltem Rande und einem siebenreihigen Bande in Furchenstichmanier (Tafel V, Fig. 15; K.-No. 15) erwähnt.

Becher sind nur in kurzer, gedrungener Form vorhanden; der eine Tafel V, Fig. 16 (K.-No. 25) trägt einen lappenförmigen Fortsatz mit doppelter Durchbohrung (das korrespondierende Stück der Gefäßwand fehlt); ein anderer Tafel V, Fig. 17 (K.-No. 17) hat je zwei getrennte, korrespondierende, senkrecht durchbohrte Ösen, ein siebenreihiges Zickzackband, unterbrochen durch die Ösen, und darunter ein ringsherum laufendes dreireihiges Band — beide in Furchenstich — und dicht über dem Boden einen Kranz senkrecht gestellter Kerben; endlich ein reichverzierter Becher Tafel V, Fig. 18 (K.-No. 8), mit zwei korrespondierenden { förmigen Lappenansätzen, die von oben außen schräg nach unten innen durchbohrt sind; zwischen diesen ist ein vierreihiges Horizontalband, darunter zwei durch ein freies Feld getrennte, untereinander gestellte Bänder schräg gegeneinander gerichteter Einstriche, getrennt durch eine Doppellinie, angebracht; von den Ösen ziehen zwei Leisten mit ziemlich tiefen Horizontalkerben nach unten; dazwischen findet sich noch eine reiche Verzierung: zu oberst zwei divergierende Linien, darunter eine horizontale, von der elf Reihen senkrecht nach unten ziehen; die Linien sind sämtlich in Furchenstichmanier gezogen.

Gefäße vom Rössener Typus sind wenig vorhanden, der Fundbericht darüber ist nicht klar, da sie vom Besitzer vor der offiziellen Ausgrabung gehoben sind, bis auf die beiden größten; diese aber wurden in Scherben, die auf einen breiteren Raum zerstreut waren, in der Nähe der Korridormündung an der Südwestwand gefunden;

---

[1]) Das offen war.

jedenfalls nicht mit Gefäßen vom Bernburger Typus in unmittelbarster Nähe und, wie ich vermute, auch in einer höheren Schicht, als die Skelette mit ihren Beigaben.

Das größte Gefäß Tafel V, Fig. 19 (K.-No. 13) zeigt ein Zickzackmuster in einiger Entfernung vom Rande auf dem konisch sich erweiternden Halse, der durch ein dreireihiges Horizontalband und scharfen Absatz vom Bauchteil getrennt ist; je zwei Ösen in geringer Entfernung voneinander überbrücken den Absatz; der obere Bauchteil der in den unteren in scharfer Profillinie umbiegt, trägt ebenfalls ein mehrreihiges Zickzackband, das durch vier gleichmäßig verteilte Ösen unterbrochen wird; sämtliche Ornamente sind in Furchenstich gezogen und mit weißer Masse ausgefüllt; völlig gleich dieser ist die Verzierung auf dem Henkelkrug Tafel V, Fig. 20 (K.-No. 31), und ferner die Gliederung der einzelnen Teile; der sehr breite Henkel ist gleichfalls mit Zickzackband verziert, das nach oben und unten durch ein mehrreihiges Horizontalband abgeschlossen wird. Auch die kleine Dose mit Deckel, Tafel V, Fig. 21 a u. b (K.-No. 28) zeigt ein Zickzackmuster unter den korrespondierenden senkrecht durchbohrten Doppelösen, getrennt durch zwei unter den Ösen befindliche Anhänger in Gestalt je zweier Dreiecke mit hängenden Linien; dicht über dem Boden findet sich noch ein Kranz von Kerben, alles mit weißer Masse ausgefüllt. Der Deckel trägt entsprechend den Ösen zwei doppelt durchbohrte Fortsätze am Rande, um den erhöhten Mittelpunkt drei konzentrische Ringe in Furchenstich, am Rande ein dreireihiges, an den Fortsätzen unterbrochenes Stichmuster. Zuletzt noch die Scherbe Tafel V, Fig. 22 (K.-No. 33), die am oberen Teil ein Zickzackband, am unteren Halsansatz ein zweireihiges Horizontalband, von dem nach der größten Bauchweite konvergierende Bündel von Strichen ziehen: alle Verzierungen sind in Furchenstich gezogen und zeigen zum Teil eine gelbbraune, wohl zufällige Ausfüllung.

Was die Farbe der Gefäße anbetrifft, so sind die meisten dunkelbraun; hellgelbbraun Tafel IV, Fig. 15 zum Teil, Tafel V, Fig. 3, 8, 22; schwarz Tafel V, Fig. 7 (glänzend), 19, 20, 21.

Merkwürdigerweise wurden verhältnismäßig wenig Steingeräte gefunden; von polierten Sachen nur die 6 cm lange, trapezförmige Klinge aus graugrünem Stein (Tafel V, Fig. 23) und die $5^1/_2$ cm lange, ovale, am oberen Ende durchbohrte Platte aus Schiefer, die wohl als ein Schmuckstück anzusehen ist (Tafel V, Fig. 24). Auch der Stein Tafel V, Fig. 25, kann vielleicht als Wetzstein oder Polierstein gedient haben; er trägt nämlich auf der Vorderseite einen großen, auf der

Hinterseite einen kleineren, keilförmigen Ausschnitt, auf dem man viele Krinsen späterer Herkunft sehen kann und dessen Flächen sonst völlig glatt sind; aus geschlagenem Feuerstein sind die Messer Tafel V, Fig. 26—28, die Pfeilspitzen Tafel V, Fig. 29—34 und der Schaber Tafel V, Fig. 35.

An Schmuckgegenständen fanden sich zahlreiche durchbohrte Zähne vom Hund (Tafel V, Fig. 36), ein langer, dünner, nicht bestimmter (Tafel V, Fig. 37), ein Zahn vom Pferd oder Hirsch (Tafel V, Fig. 38), Reste vom Nagezahn des Bibers (Tafel V, Fig. 39) und schließlich ein Anhänger aus Knochen mit Durchbohrung am oberen Ende (Tafel V, Fig. 40). Endlich hat sich noch ein hohler Vogelknochen gefunden, der von einer mit Erde und Grünspan gemischten Schicht überzogen ist; diese Schicht bröckelt leicht ab, der Knochen ist nicht grün gefärbt. Eine Deutung dafür fehlt mir, da Kupfer sonst nicht gefunden ist.

Schließlich ist mir noch eine ovale, auf der Unterseite flache, auf der Oberseite halbkugelig gewölbte Koralle zu Gesicht gekommen (Tafel V, Fig. 41), die am Oberteile zwei senkrecht aufeinanderstoßende Durchbohrungen zeigt. Diese hatte ein Dessauer Herr nach der Ausgrabung in der nächsten Nähe des Grabes gefunden; freundlicherweise hat er sie mir zur Aufnahme überlasssn, leider habe ich ihn aber nicht bewegen können, das doch sicher aus dem Grabe stammende Stück dem Gesamtfund zu überweisen.

Hans Seelmann.

Die frühgeschichtlichen Gräber von Ammern, Landkreis Mühlhausen i. Th.

II.

(Hierzu Tafel VI.)

Die deutsche Frühgeschichte, von dem ersten Auftreten unserer Vorfahren in der Geschichte bis zum Zeitalter Karls des Großen reichend, umspannt alle die Zeiträume, aus denen wir bereits schriftliche Nachrichten über die Germanen besitzen, die aber noch nicht im hellen Lichte der Geschichte vor uns liegen; sie ist eine Zeit der Dämmerung, des Übergangs. Die Quellen fließen spärlich und setzen auch auf größere Zeiträume aus; die Zeugnisse historischer Schriftsteller sind lückenhaft und unzuverlässig, so daß an uns die Notwendigkeit herantritt, sie durch die Ergebnisse der Bodenforschung zu ergänzen und zu berichtigen. Der Historiker muß mit dem Archäologen Hand in

Hand gehen, wenn er positive, die Wissenschaft fördernde, in jeder Beziehung einwandsfreie Forschungsergebnisse gewinnen und aussprechen will. Die Archäologie kann der Historik wertvolle Dienste leisten, wenn sie die Bodenfunde auf das gewissenhafteste beachtet und einer sorgfältigen Bearbeitung unterzieht. Daß die frühgeschichtlichen Funde ein hohes Interesse zu beanspruchen haben und von der Archäologie und Geschichtswissenschaft mit großer Freude begrüßt werden müssen, kann nach dem Gesagten keinem Zweifel unterliegen. Auch die kürzlich in der hiesigen Gegend aufgedeckten, in die deutsche Frühgeschichte fallenden Gräber dürften für die Wissenschaft von Bedeutung sein, zumal es mir vergönnt war, acht Gräber einer genauen Untersuchung und Beobachtung zu unterziehen und die Fundumstände mit Sicherheit festzustellen. Daher kann ich mich der Notwendigkeit, die Funde und die Ergebnisse meiner Untersuchung übersichtlich zu veröffentlichen, nicht entziehen, selbst auf die Gefahr hin, schon oft Gesagtes zu wiederholen und irrige Schlußfolgerungen auszusprechen. Auch die Tatsache, daß die ermittelten Fundumstände das vor Jahresfrist in dieser Zeitschrift Gesagte ergänzen und berichtigen und zu neuen Schlüssen berechtigen, macht es mir zur Pflicht, die gemachten Beobachtungen weiteren Kreisen bekannt zu geben. Fehlschlüsse sind dabei keineswegs zu vermeiden; denn das Gebiet unserer Altertümer ist zu umfassend und teilweise noch wenig aufgeklärt, sie treten in viel zu mannigfaltigen Kombinationen auf und gestatten der subjektiven Beurteilung einen zu weiten Spielraum, als daß es möglich wäre, auch bei der größten Sorgfalt vor Irrtümern sich schützen und von einem einzigen Standpunkte aus zu wirklich positiven, die Wissenschaft fördernden Resultaten gelangen zu können Der Zweck meiner Arbeit ist erreicht, wenn es mir gelingen sollte, der Archäologie neues Material zur Untersuchung und Einreihung zuzuführen und die Anteilnahme bewährter und besser gerüsteter Forscher für die Funde zu erwecken.

Das Dorf Ammern liegt, wie ich schon im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 18 ausgeführt habe, $2^1/_2$ km von der Stadt Mühlhausen in nördlicher Richtung entfernt und zwar da, wo die vom Eichsfelde kommende Luhne sich mit der Unstrut vereinigt.

Im August vorigen Jahres stieß der in der Müllerschen Sandgrube bei Ammern beschäftigte Arbeiter beim Abräumen der Muttererde auf verschiedene Skelettgräber. Vom Besitzer der Grube benachrichtigt, erschien ich noch an demselben Tage auf dem Fundplatze, um die Aufdeckung der Gräber zu überwachen, die Fundumstände festzustellen und die Grabfunde zu bergen. Die angeschnittenen Gräber lagen in

der Nähe des im Jahre 1903 unter meiner Aufsicht aufgedeckten, im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 22 beschriebenen Grabes. Auch von den im Jahre 1896 freigelegten Gräbern muß das gleiche gesagt werden, sie lagen, wie mir der seit vielen Jahren in der Sandgrube beschäftigte Arbeiter bestimmt versicherte, in der unmittelbaren Nähe des neuen Fundplatzes, ungefähr 8—10 m südlich davon. Die nun planmäßig vorgenommene Ausgrabung zeitigte ein unerwartetes Resultat: 7 Gräber wurden in kurzer Zeit freigelegt und ein reiches Fundmaterial zutage gefördert, das nicht nur für die chronologische Einreihung der schon früher aufgedeckten Gräber von Wichtigkeit ist, sondern das auch einiges Licht auf die Kultur unseres engeren Vaterlandes in jener Zeit des frühesten Mittelalters zu werfen imstande ist.

Die aufgedeckten Gräber (Situationsplan Tafel VI, Fig. 8) waren in parallelen Reihen von Westen nach Osten angeordnet (Reihengräber); die einzelnen, von vier geraden Wänden begrenzten Gräber von einer zwischen 0,90 m und 1,75 m schwankenden Tiefe und reichten bis auf den Kalktuff, ja einzelne waren noch 0,35 bis 0,85 m tief in ihn eingeschnitten. Jedes Grab war besonders hergestellt, denn zwischen den Gräbern mit ihrer lockeren, schwarz gefärbten Ausfüllungsmasse waren Wände des gewachsenen Bodens stehen geblieben. Die Breite des zwischen den Reihen liegenden Landstreifens betrug 2,30 m, der Abstand zwischen den Schmalseiten der aufeinanderstoßenden Gräber derselben Reihe dagegen 1,20 m. Die Skelette lagen in west-östlicher Richtung und zwar mit den Füßen nach Osten, mit dem Kopfe gegen Westen, wobei das Gesicht bald nach oben, bald nach der Seite sah, stets aber gegen Osten gewandt war. Die Leichen waren bei der Bestattung mit dem Rücken nach unten auf den Boden gelegt. Arme und Beine lagen ausgestreckt, erstere in den meisten Fällen zur Seite des Körpers und zwar am Becken, die Handknochen unterhalb desselben. In einem Frauengrabe lag der rechte Arm auf der Brust, während der linke gestreckt war, und in einem anderen Grabe hatten die Überlebenden dem Toten die Hände über dem Bauche zusammengelegt, die Phalangen und Handwurzelknochen lagen über und neben den Kreuzwirbeln. Sogar ein liegender Hocker konnte in einem Grabe nachgewiesen werden. Trotz dieser kleinen Abweichungen war allen Skeletten die west-östliche Lage gemeinsam. Die Bestatteten waren teils Männer, teils Frauen und zwar von allen Lebensaltern. Tierknochen traten in den Gräbern ziemlich häufig auf, sie lagen in den meisten Fällen zu den Füßen der Toten. Vor einigen Jahren fand der in der Grube beschäftigte Arbeiter ungefähr 10 m von dem Fried-

hof entfernt beim Abräumen des Mutterbodens ein Pferdeskelett m. Schädel (Situationsplan a). Ob dieses Gerippe mit den frühgeschichtlichen Bestattungen in zeitlichem Zusammenhange steht oder neueren Zeit angehört, wage ich nicht zu entscheiden, zumal Hufeisen und andere Eisenteile, die in chronologischer Beziehung Rückschlüsse gestatten, fehlen. Tierknochen finden sich in den frühgeschichtlichen Gräbern keineswegs selten, ja selbst Skelette von Kühen, Schafen und Schweinen sind des öfteren nachgewiesen worden. Diese Tiere sollten dem Verstorbenen in seiner Grabwohnung zur Nahrung dienen; sie bildeten die „Wegzehrung". Die Skelette von Pferden, Hunden und Sperbern weisen darauf hin, daß man dem Toten auch seine Lieblingstiere mit ins Grab gab.[1]) Spuren von Holzsärgen und Steinsetzungen wurden nicht beobachtet. Der Tote wurde ohne jede weitere Umhüllung in das Grab gelegt und mit Erde bedeckt. In der schwarzen Ausfüllungsmasse habe ich des öfteren Scherben nachweisen können. Ob mit der Bestattung eine Opfermahlzeit verbunden war und die Gefäße nach dem Gebrauche zertrümmert und in das Grab geworfen wurden, lasse ich dahingestellt sein. Die Grabhügel fehlen. Eine Einfriedigung des Friedhofs, wie sie beispielsweise bei dem Darzauer Urnenfriedhof unzweifelhaft nachgewiesen ist,[2]) war entweder niemals vorhanden, oder aber sie wurde durch die Bodenkultur in späterer Zeit beseitigt. Jetzt fehlt jede Spur einer solchen.

Das im Sommer des Jahres 1903 unter meiner Aufsicht freigelegte und im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 22 und 23 beschriebene Grab gliedert sich ohne jede Schwierigkeit dem Reihensystem ein. Es gehört zur ersten Reihe. (Siehe Situationsplan!) Ich bezeichne dieses Grab als Grab I. Die auf Seite 23 des 3. Bandes der Jahresschrift ausgesprochene Behauptung: „Das in Frage stehende Grab muß zeitlich von den übrigen Gräbern" (gemeint sind die im Jahre 1896 aufgedeckten Gräber) „getrennt werden, es fällt in die Zeit der Völkerwanderung. Grabfunde und Fundumstände sprechen für diese Annahme" muß als eine irrige bezeichnet werden und kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die neuen Grabfunde haben mich eines Bessern belehrt: alle Gräber ohne Ausnahme sind Teile eines planmäßig angelegten Friedhofs, der durch mehrere Jahrzehnte hindurch von der seßhaften Bevölkerung der hiesigen Gegend zu Bestattungszwecken gebraucht und wahrscheinlich aufgegeben wurde, als infolge

[1]) Größler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld-Eisleben IV, I. Band der Jahresschrift, Seite 146.

[2]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau.

kriegerischer Ereignisse eine Verschiebung in den Siedlungsverhältnissen der Umgebung eintrat. Die zeitliche Differenz zwischen den einzelnen Gräbern ist so minimal, daß sie überhaupt nicht in Frage kommt. Die Gräber gehören ausnahmslos der Übergangszeit an, also jenem Zeitabschnitte, der zwischen der Zeit der Völkerwanderung und der fränkisch-merowingischen Zeit liegt. Doch davon später.

Grab II. Kriegergrab, ca. 2 m lang, 0,95 m breit und 1,40 m tief. Der Schädel ist gut erhalten. Eigentümlich ist ihm das wulstige Vortreten des Stirnglatzenteils und eine starke Entwicklung der Augenbrauenbogen. Dem Augenschein nach zu urteilen, kann er als mesocephal bezeichnet werden. Das Alter des Kriegers betrug ungefähr 50 Jahre. Die Zähne sind fast vollständig erhalten, nur der 1. Molar des Unterkiefers links fehlt; er ist infolge einer Knocheneiterung (Zahnfistel) verloren gegangen. Eine in der Knochenmasse des Unterkiefers sich befindende Höhle von der Größe einer Bohne weist darauf hin. Die Bikuspitaten und Molaren sind stark abgekaut. Die ersten Anzeichen beginnender Atrophie machen sich bemerkbar.

An Beigaben wurden gefunden ein eisernes Langschwert (spatha), ein eisernes Messer, eine Bronzepinzette und ein Feuerstein.

Das zweischneidige Langschwert mit abgerundeter Spitze lag auf der rechten Seite des Skeletts und zwar neben dem Becken. Die Länge des Schwertes beträgt 71 cm, die Breite der Klinge 4 cm, die Länge der Griffangel 6 cm und die Breite derselben $1\frac{1}{4}$ cm. Wahrscheinlich hat das Schwert in einer hölzernen Scheide gesteckt, denn auf dem Roste sind noch deutlich die Abdrücke von der Struktur des Holzes zu erkennen. Die Griffangel saß in einem Handgriffe, der wahrscheinlich ebenfalls aus Holz bestand. Das Schwert dürfte heimische Arbeit sein, es entspricht dem von Müller beschriebenen Schwerte von Rosdorf bei Göttingen[1]) und dem von Dr. Förtsch bei Laucha an der Unstrut gefundenen Schwerte.[2]) Auch das von Dr. Zschiesche-Erfurt beschriebene, in den Skelettgräbern bei Gispersleben gefundene und in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt abgebildete Schwert dürfte hier anzureihen sein.[3]) Auf eine Abbildung der Waffe kann verzichtet werden.

---

[1]) Müller, Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen, Seite 40.

[2]) Förtsch, Ein Kriegergrab in der Nähe von Laucha, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum, Heft II.

[3]) Zschiesche, Funde aus der merowingischen Zeit in Erfurt und Umgebung, Heft XXIV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Tafel XII, 1.

Die übrigen Fundstücke lagen in der rechten Beckenhälfte ... nebeneinander. Das eiserne, einschneidige, gut erhaltene Messer ... 19 cm lang, wovon $15^1/_4$ cm auf die Klinge und $3^3/_4$ cm auf ... Griffdorn kommen. Die Breite der Klinge beträgt $2^1/_4$ cm. Das Messer bleibt in bezug auf Länge weit hinter dem so häufig vorkommende... einschneidigen Halbschwerte, dem als Stoßwaffe gebrauchten Sk... masaxe, zurück, und es ist aus diesem Grunde fraglich, ob ... zu den Waffen gehört. Vielleicht diente es nur dem täglichen ... brauche; es wurde, wie aus seiner Lage zu den Skeletteilen geschloss... werden darf, entweder freihängend am Gürtel getragen, oder ... fand mit den übrigen Fundstücken zusammen Aufnahme in der Gür... tasche. Lindenschmit[1]) sagt: „Das Vorkommen aller kleineren tr... baren Beigaben, des Kammes, des Feuerzeugs, der kleinen Messer ... in derselben Gegend deutet auf eine Gürteltasche, von der ich ... hie und da noch Moderspuren entdecken zu können glaubte“ und ... einer anderen Stelle der Schrift: „Die Messerchen hingen bei ... Frauen, wie bei den Männern, entweder am Gürtel oder (nach d... Gebrauche des Mittelalters vielleicht an einem längeren Bande) wei... herab in der Gegend der Kniee.“

Die Bronzepinzette zeigt die bekannte Form, charakteristisch... Merkmale treten nicht auf, so daß auf eine Abbildung verzich... werden kann. Wahrscheinlich wurde dieses Instrument vom Tote... bei seinen Lebzeiten zum Ausraufen und Kürzen der Barthaare be... nutzt. War es doch Sitte in der damaligen Zeit, dem Toten alle ... Dinge, die zur Körperpflege, zur Verschönerung des Leibes dienten... mit ins Grab zu geben, weil man glaubte, daß sie auch im Jensei... gebraucht würden. Die Länge der Pinzette beträgt $5^1/_2$ cm, die Brei... der Schneide 1 cm.

Der Feuerstein, der, wie ich schon vorhin ausgeführt habe, wah... scheinlich auch in der Gürteltasche getragen wurde, ist dreikantig, ... der einen Seite zugespitzt und mit Rostspuren bedeckt; er wurde ver... mutlich zum Feuerschlagen benutzt. „Zum Feuerschlagen bedien... man sich eines länglichen, an den Enden zugespitzten Quarzstück... und eines Feuersteines, die im Gürtel getragen wurden, ebenso wie eine hölzerne Schachtel mit Zunder, der zum Auffangen der Funken bestimmt war.“[2]) Es darf als sicher angenommen werden, daß uns... Krieger auch mit den übrigen Teilen des Feuerzeugs, der hölzerne...

---

[1]) Lindenschmit, Sammlung zu Sigmaringen, S. 12.

[2]) Fuhse, Deutsche Altertümer, S. 112.

Schachtel mit Zunder, ausgerüstet und so in's Grab gelegt wurde. Angesichts der leichten Vergänglichkeit dieser Stoffe darf es nicht überraschen, wenn ich berichte, daß nicht das geringste von all diesen Dingen im Grabe festgestellt werden konnte.

Grab III, ca. 2,10 m lang, 0,95 m breit und 1,40 m tief, war das eines Kriegers und zwar eines solchen von ansehnlicher Größe, denn das Skelett maß in situ 1,82 m. Der Tote hatte ein hohes Alter erreicht. Der Unterkiefer war stark senil atrophiert. Oblitteration der Molaralveolen. Die Knochenleisten der Hinterhauptsschuppe, die Ansatzstellen für die Nackenmuskeln traten stark hervor, der Schädel war stark verdrückt, so daß eine Messung an ihm nicht vorgenommen werden konnte. Dem Augenschein nach zu urteilen, war er ausgesprochen dolichocephal. Beigaben: eine eiserne Schnalle, ein eisernes Langschwert und ein formloses Eisenstück, das einer Deutung sich widersetzt.

Das Langschwert (spatha) ist zweischneidig; die Klinge läuft in eine Spitze aus. Die Länge beträgt 75 1/2 cm, wovon 10 cm auf die Griffangel kommen. Die Breite der Klinge mißt 5 1/4 cm, die Breite der Griffangel in der Nähe der Klinge 2 1/2 cm und am unteren Ende 1 1/2 cm. Griff und Scheide waren aus Holz verfertigt. Auf der Rostschicht sind noch deutlich die Abdrücke von der Struktur des Holzes zu erkennen. An einigen Stellen scheint sogar noch die Holzmasse vorhanden zu sein und als dünne Schicht auf dem Eisen zu liegen. Die dem Eisen unmittelbar aufliegenden Holzteile des Griffes und der Scheide wurden durch die beim Rosten sich bildenden Stoffe gleichsam imprägniert und gegen Vermoderung geschützt. Der eisernen Schnalle fehlt der Dorn. Das Langschwert lag auf der rechten Seite des Skeletts und zwar in der Nähe des Beckens.

Grab IV lag an der westlichen Seite einer nach Süden in die ungefähr 4 m tiefe Grube sich vorschiebenden Landzunge, während die übrigen Gräber sich östlich davon befanden (Situationsplan!). Dieser Querriegel wird im Laufe dieses Jahres dem Spaten und der Spitzhacke zum Opfer fallen. Seine Lage zu den Gräbern weist darauf hin, daß noch zahlreiche Funde zu erwarten sind. Die Tiefe des Grabes betrug nur 0,90 m. Starke Atrophie des Unterkiefers und Oblitteration der Alveolen deuten auf ein hohes Alter des hier Bestatteten hin. Das Geschlecht des Toten habe ich nicht bestimmen können. Die Beinknochen und Teile des Beckengürtels fehlten. Das Fehlen dieser Skeletteile erregte meine Aufmerksamkeit, und ich hielt es deshalb für meine Pflicht, das Erdreich auf seine Schichtung und Färbung zu untersuchen. Die nach Osten zu liegende Hälfte des Grabes war durch

einen Einstich von oben zerstört worden, die senkrecht abfallenden Grabwände fehlten, und die schwarze Ausfüllungsmasse der aufgeworfenen Grube griff über die bei den übrigen Gräbern festgestellte Länge und Breite hinaus. Sollte hier eine absichtliche Verletzung des Grabes und eine Beraubung des Toten stattgefunden haben? Ich wurde in dieser Annahme bestärkt durch die Tatsache, daß die Beigaben fehlten und einige Phalangen und Fußwurzelknochen in der Ausfüllungsmasse zerstreut umherlagen. Schon in der frühgeschichtlichen Zeit scheint es Grabschänder gegeben zu haben, so daß der Gesetzgeber es für seine Pflicht hielt, diesen Leuten das Handwerk zu legen. Die Beraubung der Toten wurde nach den erst aus späterer Zeit erhaltenen Gesetzen schwer bestraft. Auf Grund einiger Glossen in diesen Bestimmungen nimmt Jakob Grimm an, daß die Gräber — auch die Friedhöfe — von Dornenhecken umgeben gewesen seien. Trifft das zu, was Jakob Grimm behauptet, so können diese Dornenhecken nur den Zweck gehabt haben, die Gräber zu schützen, einer Verletzung derselben vorzubeugen und die gewiß häufig vorkommende Beraubung der Toten zu verhüten.

Grab V, zur 2. Reihe gehörend, war ein Frauengrab. Die Tote hatte ein Alter von ungefähr 40—50 Jahren erreicht. Der Unterkiefer ist kurz, klein und zierlich, die 3. Molaren sind nicht zum Durchbruch gekommen. Direkt hinter den 2. Molaren steigen die Dornfortsätze des Kiefers schräg nach oben. Auch die Gelenkfortsätze nähern sich der Vertikalen, der Kieferwinkel beträgt etwas über 100°. Aus dem Fehlen der 3. Molaren darf keineswegs auf ein jugendliches Alter geschlossen werden, denn die Zahnkeime fehlen, auch die Schmelzhöcker sind ziemlich abgenutzt. Die Abkauung erfolgte schräg palatinalwärts. Der Zahnbogen ist annähernd kreisförmig. Auch die übrigen Knochen, besonders die Arm- und Beinknochen, waren klein und zierlich, sie ließen erkennen, daß die Tote das Durchschnittsmaß ihres Geschlechts nicht erreicht hatte.

Die Beigaben sind reich und charakteristisch, sie lassen auf eine vornehme Persönlichkeit schließen. An Beigaben wurden gefunden: zwei Gewandspangen, eine Rundfibel, eine Bernsteinperle, eine rotbemalte Steinperle, eine Schere, ein kleines Messer, eine eiserne Gürtelschnalle, ein Spinnwirtel, eine durchbohrte Scheibe und zwei bronzene Schmuckstücke von eigentümlicher Form. Die Spangen und Perlen lagen in der Brustgegend, die Schere zwischen den Schenkeln, die übrigen Dinge in und neben dem Beckengürtel.

Die beiden Gewandspangen sind völlig gleich (Tafel VI, Fig. 1). Sie bestehen aus Silber und waren ganz vergoldet. Die Spuren der

Vergoldung sind in den Vertiefungen noch deutlich wahrnehmbar, während sie auf dem nach oben gebogenen Teile des Bügels infolge der Reibung vollständig verschwunden sind. Ihr Oberteil wird durch einen Halbkreis gebildet, von dem strahlenartig 5 Knöpfe auslaufen. Die 5 den Eicheln ähnlichen Knöpfe werden durch je 2 schmale Querbänder, die sich am oberen und unteren Ende befinden, gegliedert. Knöpfe und Spange sind aus einem Guß gefertigt. Das innere Feld des Oberteils füllen Verzierungen aus, die mit den Umrißlinien des Halbkreises parallel laufen und die als dünne erhabene Linien sich ausweisen. Die dem Rande des Halbkreises am nächsten liegende Linie weist kleine, zierliche, dicht nebenanderliegende Kimmen auf, den Vertiefungen gleichend, die sich am Rande des Fünfzigpfennigstückes befinden. Innerhalb der zweiten halbkreisförmigen Verzierung sind dreikantige Vertiefungen so angeordnet, daß eine Zickzacklinie reliefartig heraustritt. Der Bügel, durch ein leicht hervortretendes Band der Länge nach in 3 Teile geschieden, endet in einem Fuße von annähernd rechteckiger Form. Die Bandfläche ist mit kleinen, in 2 Reihen angeordneten Dreiecken besetzt, eine Verzierungsweise, die an frühmittelalterlichen Spangen sehr häufig beobachtet werden kann. Auf dem nach oben gebogenen Teile des Bügels sind sie infolge der Abnutzung verschwunden, wie die Abbildung deutlich erkennen läßt. Ein schmales Querband trennt diesen Teil des Bügels vom Fußende die vertieften Verzierungen der Bandfläche erinnern an den Kerbschnitt, der durch seine ganze Technik deutlich beweist, daß er für Holzverzierung erfunden wurde. Der Kerbschnitt war ein bei den Germanen seit lange beliebtes Verzierungsmittel für Holzgegenstände, seien es Kästen oder Schachteln oder Bretter und Balken an den Häusern. Als durch römisches Vorbild auch die Metallindustrie tüchtige heimische Vertreter fand, übertrugen diese das beliebte Ornament ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Materials auch auf bronzene, silberne und goldene Schmuckgegenstände. Seitlich des Längsbandes bemerken wir an dem für die Aufnahme der Gewandfalten bestimmten Teile des Bügels 4 schmale Nebenbänder. Am Fußende macht sich ein Wechsel in der Verzierungsweise bemerkbar. Die an der halbkreisförmigen Kopfplatte wahrgenommene Ornamentform tritt von neuem auf. Auf den beiden Seiten des Längsbandes erblicken wir die bekannten dreikantigen Vertiefungen, die so angeordnet sind, daß ein reliefartiges Zickzackband dem Auge entgegentritt. Unter dem Fußende befindet sich die mit Rostflecken besetzte Nadelhafte. Die eiserne Nadel hat der Rost vollständig zerstört, jedoch sind die Spiralen

in den Trägern noch deutlich zu erkennen. Die beschriebenen Schmuck-stücke sind Fünfknopffibeln mit rechteckigem Fuße, sie werden von verschiedenen Forschern, so z. B. von Prof. Größler-Eisleben als Strahlen- oder Radspeichenfibeln genannt. Nach der Ansicht des soeben genannten Forschers gehören diese Fibeln zu den eigenartigen Schmuckstücken der fränkisch-merowingischen Zeit, ob mit Recht lasse ich vorläufig unentschieden.[1]) Auch die in der Nähe von Gispersleben gefundene und von Dr. Zschiesche-Erfurt beschriebene Fibel dürfte hier anzureihen sein.[2]) Aber auch die von Direktor Dr. Förtsch-Halle veröffentlichte Fibel von Laucha a. Unstrut kann zum Vergleich herangezogen werden, weil sie verwandte Motive aufweist.[3])

Interessant ist die goldene Rundfibel mit Glasschmuck (Tafel VI Fig. 2), die mit ihrer rosettenartigen Anordnung der Felder den frühesten Typus dieser Stücke aufweist. Auf der Goldplatte sind 8 zierliche Goldstege hochkant aufgesetzt, welche die Zeichnung geben. Die 8 Felder sind mit einer rotgegitterten Masse ausgefüllt und diese mit zugeschnittenen Glasscheibchen überdeckt; sie gruppieren sich um eine kreisförmige Zelle, die in der Mitte der Scheibe liegt und echten Zellenschmelz (émail cloisonné) aufweist, der weiß gefärbt und mit konzentrischen Kreisen verziert ist. Um den unteren Rand laufen Vertiefungen von dreieckiger Form, die mit zierlichem, für das unbewaffnete Auge kaum sichtbarem Stabwerk ausgefüllt sind. Die eiserne Nadel, durch Rost zerstört, federte mittels einer Bronzedraht-rolle. Die Rundfibel tritt ziemlich früh auf, so z. B. findet sie sich unter den Fundstücken des Urnenfriedhofs bei Darzau[4]) (3. Jahrhundert).

Die durchlochte Bernsteinperle ist plattgedrückt, mehr scheiben-förmig. Der Durchmesser beträgt $4^{7}/_{10}$ cm, die Stärke 2 cm. Das Loch befindet sich nicht genau in der Mitte des Körpers, der Schwer-punkt liegt auf einer Seite, was zur Folge hatte, daß die an einer Schnur befestigte Perle immer nach einer Seite hing und der Mündungs-rand der Durchlochung sich auf der dem Schwerpunkt gegenüber-liegenden Seite abnutzte.

Die Steinperle war rot bemalt, an einigen Stellen erkennt man noch deutlich die Farbenreste. Der Durchmesser des annähernd kugel-förmigen Körpers beträgt $1^{1}/_{4}$ cm.

---

[1]) Größler, Reinsdorf a. Unstrut und Eisleben IV, Jahresschrift Bd. I, S. 1[illegible] bis 112 und 146.

[2]) Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Heft XXIV, Tafel XII, Abb. 10.

[3]) Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum, Heft II, S. 33.

[4]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau, Tafel VIII, Abb. 12.

Die beiden Perlen waren die Teile eines Brust- oder Halsschmuckes, ihre Lage zum Skelett weist darauf hin.

Die eiserne Schere zeigt die bekannte Form der Schafschere. Besondere Merkmale sind nicht vorhanden, so daß auf eine Abbildung verzichtet werden kann. An dem elastischen, kräftigen Bügel sitzen zwei ziemlich lange Scherarme und an ihrem unteren Ende zwei breite, spitz zulaufende Scherklingen. Die Länge der Schere mißt $17\frac{1}{2}$ cm, die Länge der Klingen beträgt $7\frac{1}{2}$ cm und die Breite des Bügels $1\frac{3}{5}$ cm.

Neben der Schere lag ein kleines, eisernes Messerchen. Der Griffdorn fehlt. Die Klinge ist schmal, dünn und läuft nach unten spitz zu. Ihre Länge beträgt 8 cm, die Breile $1\frac{1}{3}$ cm.

Aus der Lage dieser beiden Fundstücke im Grabe ersieht man, daß sie entweder frei an der Seite hängend getragen wurden oder aber, um Verletzungen zu vermeiden, in einer am Gürtel befestigten Scheide von Holz oder Leder Aufnahme fanden.

Der Wirtel besteht aus gebranntem Ton, er ist weißlichgrau gefärbt, doppeltkonisch mit scharfer Kante; auf der einen Seite befindet sich eine trichterförmige Einsenkung der Oberfläche zum Loche. Obere Breite des Trichters 17 mm, Lochdurchmesser 3 mm, großer Durchmesser $3\frac{7}{10}$ cm, Höhe $2\frac{3}{10}$ cm, Gewicht 15 g. In der trichterförmigen Einsenkung bemerken wir eine leichteingeritzte Kreislinie, die mit dem Mündungsrande parallel läuft. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt der Wirtel die gleiche Verzierung. Ein Wirtel von der gleichen Form befindet sich unter dem Fundinventar des Darzauer Urnenfriedhofs.[1]) In das zentrale Loch des Wirtels wurde ein Stab fest hineingesteckt, so daß das Ganze nun eine Spindel darstellte, die mit der Hand nach Art einer Torl in rotierende Bewegung versetzt wurde und den gesponnenen Faden auf sich wickelte. Der Wirtel hatte die Aufgabe, durch sein Gewicht des Stäbchens drehende Bewegung zu verstärken und gleichmäßiger zu gestalten.

Neben dem Wirtel lag ein Gegenstand von eigentümlicher Form (Tafel VI, Fig. 3), aus Weißmetall verfertigt, der wahrscheinlich ebenfalls auf die Spindel geschoben wurde und zwar zu dem Zwecke, das Herabfallen des Fadens beim Aufwickeln zu verhindern und die Wirkung des Wirtels zu erhöhen. Er besteht aus einer kreisförmigen Scheibe, die mit zwei leichteingeritzten, konzentrischen Kreislinien und drei- und vierkantigen Vertiefungen verziert ist (auf der Abbildung

---

[1]) Hostmann, Der Urnenfriedhof von Darzau, Tafel XI, Abb. 12.

nur schwach sichtbar) und aus einem hohlen Zylinder, der sich in der Mitte der durchlochten Scheibe befindet, senkrecht auf ihr steht und wahrscheinlieh die Aufgabe hatte, die Scheibe mit der Spindel fest zu verbinden. Der Durchmesser der Scheibe beträgt genau so viel wie der des Wirtels, nämlich $3^4/_5$ cm, die Stärke der Scheibe $1^1/_4$ mm, die Länge des Zylinders 9 mm und der Lochdurchmesser 6 mm. Die Handspindel, dieses uralte Symbol der Hausfrau, deren Benutzung zum Spinnen bei arischen und semitischen Völkern bis in die Urzeiten hinaufreicht, bestand vermutlich aus Holz und hat sich infolgedessen nicht erhalten. Der Flachsbau war in der frühgeschichtlichen Zeit allgemein verbreitet und unter besonderen Schutz des Gesetzes gestellt. Ihn wie die Wolle zu bearbeiten, zu spinnen und zu weben war die Aufgabe der Frauen. Selbst Fürstinnen wußten die Spindel zu führen und mit kunstvollen Stickereien die Gewänder zu verzieren.

In der rechten Beckenhälfte lagen 2 Schmuckstücke von gleicher Form (Tafel VI, Fig. 4), aus Bronze bestehend und mit grüner und lasurblauer Patina überzogen. Ein jedes Fundstück besteht aus zwei Teilen, aus einem Schafte und aus einer Zierplatte. Der Schaft hat an seinem unteren Ende eine Öse und ungefähr in der Mitte einen vierkantigen Wulst, der sich um den Schaft herumzieht und ihn nach allen Seiten hin verstärkt. Der Schaft ist von der Öse bis zum Wulste im Querschnitt kreisförmig, vom Wulste bis zur Platte vierkantig. Die Platte hat entfernte Ähnlichkeit mit der Gestalt eines sitzenden Vogels und ist auf beiden Seiten mit dem für die frühgeschichtliche Zeit charakteristischen Kreisornament (Augenkreisen) bedeckt. Die Öse, Rostspuren aufweisend, deutet darauf hin, daß dieser eigentümliche Gegenstand eventuell mit Pinzette, Ohrlöffel u. s. w. auf einen eisernen Ring gezogen und wahrscheinlich am Gürtel getragen wurde. Welche Bedeutung hatte dieses Fundstück? Diente es dem täglichen Gebrauch wie z. B. der Wirtel, der Ohrlöffel, die Pinzette, oder war es nur der Teil eines Zierats, der von der Frau am Gürtel getragen wurde? Daß die betreffenden Gegenstände zum Gürtelgehänge gehörten, kann, wie ich vorhin schon erwähnte, keinem Zweifel unterliegen. Es wird mir schwer, die aufgeworfenen Fragen in genügender Weise zu beantworten und zwar aus dem Grunde, weil mir keine Parallelen bekannt sind und verschiedene Museen, wie z. B. das Provinzialmuseum in Halle und das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz, Gegenstände von gleicher und ähnlicher Form nicht besitzen. Der mit Öse und Wulst versehene Schaft läßt die Deutung des Fundstückes als Schlüssel zu. Das vogelartige Endstück müßte dann als Schlüsselbart

anzusprechen sein. Die soeben ausgesprochene Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Tatsache ins Auge fassen, daß die Gegenstände in einem Frauengrabe und zwar in der rechten Beckenhälfte des Skeletts gefunden wurden. Der Schlüssel ist „das Attribut der Schaffnerin und der Schließerin der Truhen“. Die Frauen der frühgeschichtlichen Zeit trugen den Schlüssel, das Abzeichen ihrer Hausfrauenwürde, am Gürtel und nahmen ihn mit ins Grab. Doch ruft diese Deutung auch mancherlei Bedenken wach. Die reiche Ornamentierung des vogelartigen Endstückes, auch seine Form, scheint dagegen zu sprechen. Museumsdirektor Lindenschmit-Mainz schreibt mir: „Auch uns ist ein Fundstück wie der von Ihnen abgebildete Stab mit Vogelbild noch nicht vorgekommen. Der Gegenstand ist jedenfalls als Teil eines Zierats zu betrachten. Man darf vielleicht annehmen, daß er an dem Gürtelgehänge einer Frau, das ja oft ganz verschiedene Dinge: Hirschkronen, Münzen, Eberzähne, durchbrochene Bronzekugeln, verzierte Bronzeplättchen, Kristallkugeln usw. aufweist, befestigt war.“ Hoffentlich gelingt es den Männern der Wissenschaft, die Bedeutung dieser beiden Fundstücke festzustellen.

Grab VI. Eine Frau von 20—30 Jahren hatte in diesem Grabe ihre letzte Ruhestätte gefunden. Das Gebiß ist vollständig, auch die 3. Molaren (Weisheitszähne) sind vorhanden. Die Schmelzhöcker sind noch nicht abgenutzt, an einigen Stellen machen sich die Anzeichen beginnender Karies bemerkbar. Die Tiefe des Grabes betrug 1,95 m, die Länge 1,90 m und die Breite 0,85 m. Beigaben: 2 Gewandspangen, ein vergoldeter Hängering, ein kreisrunder Schnallenring und eine eiserne Schere.

Die beiden Gewandspangen lagen in der Brustgegend, sie stimmen in der Form so ziemlich überein, hinsichtlich der Größe und Ornamentierung bestehen aber Unterschiede, so daß eine eingehende Beschreibung dieser beiden Fundstücke sich als notwendig erweist. Beide bestehen aus einer hellfarbigen Legierung, aus Weißmetall, sie sind stellenweise mit hellgrüner Patina bedeckt, an den geschützten Stellen, besonders in den Vertiefungen der Kopfplatte und des Bügels können die Spuren der Vergoldung nachgewiesen werden. Die rechteckige Kopfplatte der einen Gewandspange (Tafel VI, Fig. 5) zeigt an der Längsseite 3, an jeder Schmalseite 2 miteinander verbundene Knöpfe. Ein mit einer leicht eingeritzten Zickzacklinie geschmücktes Band zieht am Rande der Platte hin, es hat die Aufgabe, den Umriß derselben zu verstärken und das innere Feld mit seinem geschmackvoll ausgeführten Verzierungssystem nach außen abzuschließen: es bildet

gleichsam den Rahmen für die mit dem Mäandermotiv geschmück- innere Verzierungsfläche. Das Mittelstück des Bügels ist eiförmig ge- staltet, das Ornament besteht aus geschwungenen, mit dem Ra- parallel laufenden, nach der Mitte sich verjüngenden Linien. Ar Rande tritt uns das bei der Betrachtung der Kopfplatte schon einm erwähnte Zickzackmotiv entgegen. Das Fußende bildet ein Schlang- oder Eidechsenkopf. Die zweite Gewandspange (Tafel VI, Fig. 6) is etwas größer als die erste. In der Form stimmt sie mit der ers- überein, nur die Ornamentierung ist verschieden. An der Längse- der rechteckigen Kopfplatte sitzt eine aus vier Knöpfen bestehen- Verzierung. Das innere Feld des Oberteils zeigt ebenfalls das Mäan- motiv, wenn auch in etwas veränderter Ausführung, wie die Abbild- zeigt. Der nach oben gebogene Teil des Bügels wird durch d- Längs- und zwei Querbänder reich gegliedert. Das ovalförmige Mi- stück zeigt eine mit dem Rande parallel laufende, erhabene Linie, c mit kleinen Kimmen besetzt ist, ein Motiv, das wir schon bei d- Fünfknopffibeln kennen gelernt haben. Zwei Querlinien teilen die inne- Verzierungsfläche in ein vorderes und ein hinteres Feld, von de- jedes zwei der Eiform sich nähernde Motive aufweist. Der am F- ende sich befindende Eidechsenkopf zeigt vom Scheitel nach hin- laufende, leichteingeritzte Linien. Die eiserne, mittelst einer Drahtr- federnde Nadel ist bei beiden Gewandspangen durch Rost zer- Nadelrasten und Träger sind noch vorhanden.

Die beiden Tierkopffibeln sind dadurch interessant, daß sie, we- nicht zuerst, doch in ausgeprägtester Weise den nordisch-germanisch- Kunststil mit seinen eigentümlich verschlungenen Arabesken und - neben in bemerkenswertem Kontrast zu dieser Ornamentik, als unv- kennbares Zeugnis klassischer Einwirkung, den Mäander regelm- entwickelt aufweisen. Die unter dem Namen Mäander bekannte V- zierungsart machte sich in bestimmten Gegenden Norddeutschla- eine Zeitang in der Töpferkunst geltend (Urnenfriedhof bei Darz-, verschwand dann vollständig und trat seit dem 5. Jahrhundert a- neue auf und zwar nicht mehr auf den Erzeugnissen der Keram-, sondern auf solchen der Metalltechnik. Ob die klassische Kun- industrie Anteil hatte an der Darstellung dieser Schmucknadeln, - scheint mir fraglich. Die hochentwickelte Kunst unserer Vorfah- beschränkte sich keineswegs auf die nordischen Motive, sondern - war auch aufnahmefähig für fremde, für klassische Formen und wu- sie in geschickter Weise dem Ganzen einzufügen.

Der vergoldete Ring wurde wahrscheinlich als Hängezierat -

der Brust getragen. Er ist geschlossen, massiv, plattgedrückt und annähernd kreisförmig. Figur 7b auf Tafel VI läßt die Abweichung von der Kreisform deutlich erkennen. Der Ring hat einen lichten Durchmesser von 4 cm, die Stärke beträgt 1/2 cm. Die beiden Seiten sind reich verziert. Auf der einen Seite (Fig. 7a), und zwar in der Nähe des Außenrandes bemerken wir sichelförmige Vertiefungen in folgender Anordnung: ⌒◡⌒◡⌒◡⌒, am Innenrande aber stempelartige Eindrücke: vier Vertiefungen, dem lateinischen F ähnlich sehend, gruppieren sich so, daß ein rechtwinkliges, gleicharmiges Kreuz zwischen ihnen frei bleibt. Das Kreuz ist das uralte, heidnische Sonnenzeichen und hat mit dem Christentume nichts zu tun. Nimmt man die Verzierungen unter das Vergrößerungsglas, so wird man unwillkürlich an das bekannte Abzeichen unserer Turnvereine erinnert. Die Stempeleindrücke treten stellenweise so nahe an den Innenrand heran, daß nur noch zwei Vertiefungen sichtbar sind. Auf der anderen Seite (Tafel VI, Fig. 7b) fehlen die sichelförmigen Vertiefungen, nur die oben beschriebenen Stempeleindrücke bedecken die Fläche. Aus Thüringen kenne ich keine Parallele zu diesem Schmuckstücke.

Der eiserne Schnallenring ist vollkommen kreisrund. Der Dorn fehlt. Der lichte Durchmesser beträgt 4 cm, die Stärke 5 mm. An der Stelle, wo der Dorn mit dem Ringe verbunden war, befindet sich ein formloser Wulst.

Die eiserne Schere ist etwas kleiner als die in Grab V gefundene, sie zeigt die bekannte Form. Die Länge der Schere beträgt 14 1/2 cm, die Länge der Klinge 6 1/2 cm, die Breite der Klinge 1 1/4 cm, die Breite des Bügels ebensoviel.

Der Schnallenring lag neben den Kreuzwirbeln, die Schere dagegen neben dem rechten Oberschenkelknochen.

Grab VII und VIII bildeten die 3. Reihe. Grab VII war ein Frauengrab; Tiefe = 1,50 m, Länge = 1,85 m, Breite = 0,90 m. Die Tote hatte ein hohes Alter erreicht. Starke Atrophie des Unterkiefers und Oblitteration der Alveolen lassen es erkennen. Die Alveole des 3. Molaren links ist offen, der Zahn scheint kurz vor dem Tode abgestoßen worden zu sein. Der Schädel ist ausgesprochen dolichocephal. Beigaben fehlen.

Grab VIII, Männergrab. Die Bestattung des Toten war mit einer gewissen Flüchtigkeit und Nachlässigkeit ausgeführt worden. Schon die äußere Form des Grabes ließ erkennen, daß mit wenig Sorgfalt zu Werke gegangen war. Das Grab zeigte in der Nähe der Erdoberfläche die bekannten Maßverhältnisse, verengte sich aber nach der

Tiefe zu und bildete da, wo der Tote lag, eine enge Kammer von 1,10 m Länge und 0,40 m Breite, so eng und schmal, daß der Tote niemals in ausgestreckter Lage, sondern als liegender oder sitzender Hocker darin Platz finden konnte. Die Tiefe der engen Grube betrug am östlichen und westlichen Ende 1,10 m, nach der Mitte zu 1,25 m. Die Knochen des Skeletts lagen wirr durcheinander, auch durch den Druck des Erdreichs schien eine Verschiebung einzelner Teile herbeigeführt worden zu sein, eine Anzahl Tierknochen trat verwirrend hinzu, so daß es mir anfangs schwer fiel, in dieses Durcheinander Ordnung zu bringen und die Lage der oberen und unteren Extremitäten mit Sicherheit feststellen zu können. Folgendes habe ich ermitteln können: das Skelett war nicht genau von Osten nach Westen orientiert, wie wir es bei den übrigen Gräbern beobachtet haben, sondern es näherte sich der Richtung Nordost-Südwest. Der Schädel des auf dem Rücken liegenden Skeletts lag um 0,20 m höher als der Beckengürtel. Der linke Arm war gebeugt, der rechte lag in gestreckter Haltung schräg nach oben. Die Beine waren dem Toten nach der Brust emporgezogen worden, ähnlich, wie wir es bei den neolithischen Hockergräbern zu beobachten gewohnt sind. Die mürben Scherben des Beigabegefäßes lagen in der Brustgegend, die Tierknochen in der Beckengegend. Der Tote war von den Überlebenden bei der Bestattung in die enge und schmale Grube hineingepreßt worden, und da nach heidnischer Anschauung Speise und Trank nicht fehlen durften, so setzten sie ihm das wahrscheinlich mit Wasser gefüllte Beigabegefäß neben die Brust, und das Fleisch des geschlachteten Tieres legten sie neben das Becken. Das Beigabegefäß ist eine kleine Kumme aus Ton, sie gleicht dem in Grab I gefundenen Gefäß, ist ziemlich roh gearbeitet (ohne Drehscheibe) und schlecht gebrannt.

Was nun die Zeitstellung der Skelettgräber von Ammern anbelangt, so ist zu bemerken, daß die Gräber ohne Ausnahme ein und derselben Periode angehören, der Übergangszeit, die in das 5. Jahrhundert der nachchristlichen Zeitrechnung fällt und von der Zeit der Völkerwanderung und der fränkisch-merowingischen Zeit begrenzt wird. Verschiedene Gründe bestimmen mich, das Ende des 5. Jahrhunderts als den Zeitpunkt festzusetzen, in dem die Beisetzung der Toten stattgefunden hat. Wichtig für die Zeitbestimmung sind die Grabgefäße und die Gewandspangen, aber auch verschiedene Fundumstände dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, wenn ein möglichst einwandfreies Urteil ausgesprochen werden soll.

Die beiden in Grab I und VIII gefundenen Gefäße sind tassen-

oder topfartig, roh gearbeitet (ohne Drehscheibe) und schlecht gebrannt, die Masse ist mit Quarzkörnern durchknetet, der Gefäßkörper leicht gebaucht und der Rand gerade abgesetzt, nur ein klein wenig nach innen gebogen. Sie gleichen dem auf der Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Gegenstände der Provinz Sachsen unter der Rubrik: Zeit der Völkerwanderung abgebildeten, als Topf bezeichneten Grabgefäße und zwingen mich, die Gräber früher anzusetzen als es bei den Gräbern mit gleichen oder ähnlichen Funden sonst gemeinhin geschieht und der Übergangszeit zuzuweisen. Das im Jahre 1896 gefundene, in dieser Zeitschrift[1]) von mir beschriebene und abgebildete Gefäß gleicht vollkommen dem in den Skelettgräbern bei Bischleben aufgedeckten, von Dr. Zschiesche-Erfurt veröffentlichten Beigabegefäß.[2]) Auch das in den Skelettgräbern bei Gispersleben aufgedeckte Grabgefäß[3]) dürfte hier anzureihen sein. Sanitätsrat Dr. Zschiesche weist die Gräber bei Bischleben der Übergangszeit zu. Auch das zweite im Jahre 1896 bei Ammern gefundene Gefäß[4]) hat verschiedene Parallelen, so z. B. kann das von Dr. Zschiesche-Erfurt veröffentlichte Gefäß von Gispersleben[5]) und das in der Galgenschlucht bei Eisleben in einem Grabe gefundene, von Prof. Dr. Größler beschriebene Gefäß[6]) mit ihm verglichen werden. Die beiden Gefäßtypen von Ammern treten schon um das Jahr 400 auf.[7]) Die Gefäße von Trebitz, Mansfelder Gebirgskreis, gleichen hinsichtlich der Ornamentierung den Gefäßtypen von Ammern: hier wie dort die gitterartigen Einstriche, die sich glänzend vom matten Grunde abheben und den Hals verzieren, die senkrecht verlaufenden, starken Rippen an der unteren Bauchseite, die um den Gefäßkörper laufenden Ringwulste usw. Prof. Kossinna-Groß-Lichterfelde weist nach, daß die betreffenden Tongefäße mit ihrer eigenartigen Ornamentierung schon um das Jahr 400 anzutreffen sind, aber auch noch fast 100 Jahre später in den frühesten Merowingergräbern erscheinen, so z. B. in den bekannten merowingischen Gräbern von Oberflacht in Württemberg, in den

---

[1]) Jahresschrift, Band III, Tafel I, 19.

[2]) Zschiesche, Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung, Tafel II, 27.

[3]) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft XXIV, Tafel XII, 5.

[4]) Jahresschrift, Band III, Tafel I, 20.

[5]) Mitteilungen, Heft XXIV, Tafel XII, 6.

[6]) Jahresschrift, Band I, Tafel XVII, 501.

[7]) Kossinna, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebitz, Mansfelder Gebirgskreis, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, Jahrg. 1903, 4. Heft.

merowingischen Gräbern von Oberröblingen, Mansfelder Seekreis usf. Auch die beiden zuletzt erwähnten Beigabegefäße von Ammern geben einen sicheren Anhalt für genaue Zeitbestimmung der Gräber und zwingen mich, meine vor Jahresfrist ausgesprochene Vermutung, daß die Gräber der fränkisch-merowingischen Zeit angehören und mit der Katastrophe von Burgscheidungen in Verbindung zu bringen seien, aufzugeben und sie früher anzusetzen.

Aber auch die Gewandspangen sprechen für eine frühere Datierung. Prof. Kossinna-Groß-Lichterfelde schreibt mir: „Die Gräber gehören, es läßt sich mit großer Sicherheit bestimmen, in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts. Das zeigt die Fünfknopffibel mit rechteckigem Fuße, ebenso die Fibeln mit rechteckiger Kopfplatte und endlich auch die kleine Rundfibel mit Glasschmuck, deren rosettenartige Anordnung den frühesten Typus dieser Stücke aufweist. Alles gehört noch ins 5. Jahrhundert, aber ans Ende, keinesfalls mehr ins 6. Jahrhundert, weil noch nichts von dem sogenannten I. Stil der eigentlichen Tierornamentik auf den Stücken zu sehen ist."

Nicht unbeachtet dürfen aber auch die Fundumstände bleiben, wiewohl ihre Beweiskraft nicht hoch angeschlagen werden darf; sie lassen erkennen, daß die Gräber einer Zeit angehören, die der fränkischen Invasion vorausging, einer Zeit, die der Entwicklung und Ausbildung nationaler Eigentümlichkeiten günstig war.

Unsere Grabfunde sind Erzeugnisse heimischer Arbeit; sie sind der Niederschlag der Kultur unseres engeren Vaterlandes zu einer Zeit, als das Königreich der Thüringer auf seiner Höhe stand und, von der Leine bis an die Donau bei Regensburg und von der Weser bis an die Elbe und Saale reichend, den Kern Deutschlands bildete. „Hierfür spricht zunächst die altnationale Art der Bestattung mit Wehr und Waffen in festlichem Schmuck, nach den noch immer heidnischen Anschauungen unter Beigabe von Speise und Trank. Verbrennung hat nicht mehr stattgefunden, aber auch noch keine Bestattung nach Art der Franken unter einer Holzbedachung oder in eisenbeschlagenen Totenbäumen oder gar, wie Könen bei Andernach beobachtete, in gewölbeartig verschlossenen Steinkisten oder Steinsärgen." Hierfür spricht ferner das Fehlen der Wurfaxt, deren Vorhandensein in fränkischen Gräbern sonst zur Regel gehört. „Über die Ausrüstung thüringischer Krieger sind wir weder durch Funde noch durch Geschichtsquellen unterrichtet, immerhin ist anzunehmen, daß in einem Lande, dessen Fürstenhaus in verwandtschaftlicher Beziehung zu den hervorragendsten Königsfamilien stand, welches dauernd gegen

das Vorwärtsschreiten der Franken auf der Hut sein mußte, daß da die Fürsorge für das Heer eine zeitgemäße und geordnete war. Die Ausrüstung wird gewiß eine der fränkischen sehr ähnliche gewesen sein, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß nationale Eigentümlichkeiten mehr oder minder hervortraten." [1])

Die politischen Ereignisse des 6. und 7. Jahrhunderts beeinflußten, ich bestreite es keinen Augenblick, die kulturellen Verhältnisse. Was wir in der Völkerwanderungszeit vorbereitet sahen, das Streben nach Einheit, nach Zusammenfassung der deutschen Stämme unter einer Führung, gelang der brutalen Gewalt des Saliers Chlodwig. Die bluttriefende Schöpfung dieses gewalttätigen Mannes entwickelte sich zu dem mächtigsten Germanenreiche, das erobernd seine Grenzen weitete, die Selbständigkeit der einzelnen deutschen Stämme vernichtete und den Grund legte zu einer selbständigen Geschichte des „deutschen Volkes"; sie übernahm aber auch infolge der politischen Verhältnisse das germanische Erbe auf kulturellem Gebiete und führte es weiter. Auch Thüringen wurde fränkische Provinz, und die veränderten politischen Verhältnisse erschlossen der Kultur neue Kanäle. Der kulturelle Einfluß des Frankentums tritt uns auch in Thüringen entgegen, ich leugne dies keinen Augenblick, aber auch das andere sollte nicht ungesagt bleiben! Vieles von dem, was unter fränkisch-merowingischer Flagge segelt und auf das Konto der Franken geschrieben wird, verdankt seinen Ursprung der Kunstbetätigung unserer Vorfahren, die während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, den Franken in jeder Beziehung ebenbürtig, politische Erfolge zu erringen wußten, ein großes Reich gründeten und auf dem Gebiete der Kultur gewiß bemerkenswerte Leistungen zu verzeichnen hatten. Wir müssen uns hüten, gleiche oder ähnliche Funde auf die aus dem Westen oder Südwesten kommende Kulturströmung zurückzuführen, vielleicht fränkische Beeinflussung anzunehmen oder sogar in ihnen fränkische Importware zu erblicken.

Auch das berühmte Gräberfeld von Weimar (Watzdorfer- und Friesenstraße) scheint zum Teil einer Zeit anzugehören, die vor dem Jahre 531 liegt. Der in Weimar gefundene silberne Löffel, der an die sagenhafte Thüringer Königin Basena, die den Franken Childerich († 481) heiratete und die Mutter Chlodwigs wurde, erinnert, spricht für meine Behauptung. Dr. Buchenau hat die Grabfunde in der

[1]) Förtsch, Ein Kriegergrab aus der Nähe von Laucha, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum, Heft II.

Watzdorferstraße zu Weimar in den Blättern für Münzkunde beschrieben und eine chronologische Einreihung der Fundstücke versucht. Er kommt zu demselben Ergebnis: „Da auch eine gehenkelte Goldmünze, scheinbar ein dem Goldsolidus des Kaisers Zeno nachgebildetes Schmuckstück, unter den Beigaben sich befand, so ist auch eine Zeitbestimmung insoweit möglich, als der Nachlaß nicht älter sein kann als Kaiser Zenos Regierung.“ Der oströmische Kaiser Zeno regierte von 474 bis 491. Auch dieses Schmuckstück fällt in eine Zeit, die der Katastrophe von Burgscheidungen vorausging. Weimar war nicht nur ein Zentrum fränkischer Kultur, wie Dr. Götze-Berlin behauptet,[1] sondern auch ein kultureller, vielleicht auch politischer Mittelpunkt Thüringens während der Zeit, als das Königreich der Thüringer auf seiner Höhe stand, und Prof. Dr. Höfer-Wernigerode trifft das Richtige, wenn er behauptet,[2] daß durch die wahrhaft königlichen Bestattungen des 5. und 6. Jahrhunderts in Weimar der Ort gezeigt wird, wo in Wahrheit der Königshof Hermanfrieds zu suchen ist, und wo die Gebäude gestanden haben, deren Untergang die thüringische Königstochter Radegunde in so rührenden Worten beweinte.

Der fränkisch-merowingische Stil beschränkt sich nach meiner Auffassung keineswegs auf die Franken, er ist ein gemein-germanischer Stil, der schon vor dem Beginn der Völkerwanderung da, wo Germanen saßen, nachgewiesen werden kann,[3] der dann während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung weiter entwickelt wurde und schließlich in den fränkischen Ländern, aber auch in England, Belgien usw. liebevolle Pflege und seine höchste Ausbildung fand. Grempler findet den Anfang des sich im Westen weiter entwickelnden Stiles zu Beginn der Völkerwanderung in Südrußland. „Wir haben es mit germanischer Kunst zu tun, beeinflußt von der antiken und, betreffs der Inkrustation von der asiatischen Geschmacksrichtung. Überall, wo germanische Völkerschaften auf der Wanderung hinkamen, findet er sich. Seien es Ost- oder Westgoten, Langobarden, Vandalen oder Franken.“[4] Auch die russischen Archäologen vertreten diese Anschauung, wenn sie auch diesen Stil nicht merowingisch, sondern gotisch zu nennen pflegen. Wir finden diesen Stil bei denjenigen germanischen Völkern, die entweder auf römischem Provinzialboden siedelten oder aber den

[1]) Götze, Das vorgeschichtliche Thüringen, Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altumsvereine zu Erfurt 1903.

[2]) Jahresschrift, Band I, S. 257.

[3]) Salin, Die altgermanische Tierornamentik.

[4]) Grempler, Der Fund von Sakrau.

Ausstrahlungen des römischen und byzantinischen Kulturkreises auf längere oder kürzere Zeit ausgesetzt waren; wir finden ihn aber auch bei den Nordgermanen, mir will es sogar scheinen, wie wenn die Kunstüberlieferung vom hohen Norden, dem gemeinsamen Stammlande der Germanen, ausgegangen wäre. Nach Wilser[3]) ist das während der Völkerwanderung in so charakteristischer Form auftretende germanische Zierwerk keineswegs aus römischen und byzantinischen Vorbildern abzuleiten, sondern als Endglied einer langen einheimischen Entwicklungsreihe anzusehen. Vorläufer dieser germanischen Kunstübung sollen sich in der Zierkunst der Kelten bemerkbar machen. Daß altgermanische Kunstüberlieferung bei der Entwicklung dieses Stiles ganz gewiß eine beträchtliche Rolle gespielt hat, kann man wohl unbedingt zugeben, doch scheint es mir nicht richtig, das antike Moment so vollkommen auszuschalten, wie es Wilser getan hat. In der Ornamentik finden sich neben einer großen Zahl germanischer Formen doch auch viele antikisierende und zu diesen klassischen Formen rechne ich auch den Mäander, wie ich an einer anderen Stelle ausgeführt habe.

Die angeregten Fragen an dieser Stelle weiter zu verfolgen, würde außerhalb der Grenzen meiner Arbeit liegen. Sie lassen eine befriedigende Lösung nur dann erwarten, wenn es der Wissenschaft gelingen sollte, das Vergleichsmaterial zu mehren und durch eine speziell archäologische Bearbeitung der frühgeschichtlichen Funde Thüringens tiefer einzudringen in das Verständnis des deutschen Geistes und des von ihm geschaffenen Kunststils.

Sellmann.

Der Pohlsberg bei Latdorf, Kr. Bernburg.

(Hierzu Tafel VII, VIII und IX.)

Der Pohlsberg ist ein weithin sichtbarer Hügel östlich von Latdorf; durch zwei Akazien auf seinem Rücken wird er von anderen Hügeln jener Gegend auch aus der Ferne unterschieden, namentlich vom Spitzen-Hoch, der 2 km weiter nach Osten sich erhebt, und der nach der Ausgrabung (Klopfleischs) von 1880 nicht mehr die spitze Form hat, die ihm einst den Namen gegeben. Derselbe Weg, der von Latdorf nach dem Spitzen-Hoch führt, führt auch am Pohlsberg vorüber;

[1]) Wilser, Die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde.

dort, wo sich von ihm nach Süden die Landstraße nach Poler i-zweigt, erhebt sich im Winkel dieser beiden Straßen, von einer Ki-grube hufeisenförmig umgeben, der längliche Hügel von 40 m Län-18 m Breite und durchschnittlich 4 m Höhe; seine Längenausdehnu-ist von West nach Ost gerichtet, wenn auch nicht genau orientier die Mittellinie, die durch die beiden Akazien bestimmt wird, we-von der westöstlichen Linie um 6 Grad nach Norden ab; dagegen h-die Ausgrabung gezeigt, daß die auf der Basis befindliche ursprüngli-Anlage in ihrer Mittellinie gut orientiert ist, weniger genau d. Zentralgrab selbst.

Der Hügel besteht aus schwarzem Mutterboden und ruht auf ein-ausgedehnten und mächtigen Kiesschicht, die sanft ansteigend gera-hier ihren Höhepunkt hat. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß d-Hügel von Menschenhand aufgerichtet war, und ich hatte deshalb - Juni des vergangenen Jahres mein Gutachten dahin abgegeben, daß - seinem Innern höchst wahrscheinlich vorgeschichtliche Bestattun-enthalten seien. Eine Ausgrabung war um so mehr zu empfeh-als der Abbau der Kiesgrube den Berg schon beschädigt und s-westliches Ende in einer Ausdehnung von angeblich 5 m allmähl zum Absturz gebracht hatte. — Eine Steinkiste mit mehreren Gefä-war übrigens schon am Rande der Kiesgrube, 28 m nördlich v-Hügel, zufällig entdeckt und ihr Inhalt in das Museum zu Bernbu-gebracht worden (Brandbestattung; Lausitzer Vase mit Hohlk-Halbkreisen).

Nachdem der Vorsitzende des Bernburger Altertumsvereins, H-Oberbürgermeister Leinveber, die Zustimmung der Gemeinde Lat-erlangt hatte, konnte am 8. September 1904 mit der Ausgrabung b-gonnen werden. Die Leitung derselben war mir übertragen word-unterstützt wurde ich in wirksamer Weise durch den Stadtbauassistent-Herrn R. Grünwald, der die vom städtischen Bauamt gestellten (6 - Arbeiter anleitete und beaufsichtigte, der auch die Vermessung d-Hügels vor Beginn der Arbeiten, sowie die Aufmessung der einzeln-Fundstellen und die Eintragung derselben in den Grundriß und in - Längs- und Querdurchschnitte besorgte und schließlich sehr klare u-anschauliche Grundriß- und Durchschnittzeichnungen im Maßstab v-1 : 100 herstellte. (Vgl. die verkleinerte Wiedergabe auf Tafel VII.

Schon durch die Kiesgrube, die auf der Westseite gar kein-Raum zum Ablagern von Erde übrig ließ, auf der Süd- und Nords-ihn ebenfalls sehr beschränkte, waren wir genötigt, den Hügel haup-sächlich von der Ostseite her in Angriff zu nehmen, die ja au-

außerdem die vorteilhafteste zu sein pflegt. Indem wir Schlitze von ungefähr 2 m Breite auf der Sohle des Hügels nach der Mitte zu treiben ließen, und zwar zwei von Osten, je einen von Südost und Nordost, drei von Süden und drei von Norden, wollten wir zunächst den östlichen Teil des Hügels gründlich untersuchen, um die Arbeit an der (östlichen) Akazie abschließen zu können, falls die Kräfte für Bewältigung des ganzen Hügels in diesem Jahre nicht ausreichen sollten. Die Erdwände, die zwischen den Schlitzen stehen blieben, um bei der Wiederherstellung des Hügels als Marken der ursprünglichen Form zu dienen, waren nicht so dick, daß sie uns etwas hätten verbergen können von dem, was wir suchten, sie wurden auch öfter unterhöhlt oder durchstoßen, sobald sich verdächtiges, als Steine oder Asche oder abweichend beschaffenes Erdreich zeigte.

Es kann hier gleich vorausgeschickt werden, daß auf der ganzen Nordseite des Hügels gar nichts — nicht einmal ein Scherben — gefunden worden ist; auch der vierte Schlitz, der außer den drei genannten hier noch nachträglich über die Osthälfte hinausgehend ausgehoben worden ist, war ebenso unergiebig wie die drei anderen nördlichen und der nordöstliche; nur der Steinzaun des Zentralgrabes wurde schließlich in seiner nördlichen Steinreihe von diesen Schlitzen angetroffen und freigelegt. Aber auch der Rand des Hügels enthielt nichts. Auf der Ostseite mußten die Schlitze erst 12 m weit getrieben werden, ehe sie auf die erste Steinkiste stießen, auf der Südseite 4 m weit.

Als die ersten Funde gemacht wurden, hielten wir es für nötig, die Schlitze mit Zahlen zu benennen. Die drei Schlitze der Südseite wurden von Westen nach Osten mit I, II, III bezeichnet; der südöstliche hatte sich schon mit dem nächsten östlichen vereinigt, ihre gemeinsame Fortsetzung wurde IV genannt, der andere östliche Schlitz hieß V; diese beiden letzteren trafen 12 m vom Ostrande an der großen östlichen Steinkiste zusammen, die deshalb Kiste IV—V genannt wurde, während die drei anderen Kisten nach dem Schlitz, der auf sie geführt hatte, mit I, II, III bezeichnet wurden. Das unter Kiste III belegene Steinplattengrab konnte als Schwertgrab, das im Zentrum des Hügels als Zentralgrab und das in der Höhe des Hügels (nur 1 m unter der Oberfläche) gefundene als oberes Grab bezeichnet werden. Zu diesen sieben Gräbern oder grabartigen Behältern kommt noch ein leeres, d. h. ausgeplündertes Grab, ferner zwei Fundstellen von Scherben und eine Fundstelle von Knochen und Asche. Die Schlitze der Nordseite und die späteren, in den westlichen Teil des

Hügels getriebenen, erhielten zwar auch ihre Nummern, aber da sie ergebnislos blieben, bedürfen wir ihrer zur Unterscheidung nicht weiter.

Nach dieser Übersicht gehe ich zur Beschreibung der verschiedenen Funde über und zwar in der Reihenfolge, in welcher wir sie angetroffen haben.

Am 9. September traf der östliche Schlitz IV auf Asche und einen Haufen verbrannter Menschenknochen und einige tierische Knochen. Beim Verfolgen dieser Schicht wurde die dünne Wand nach dem nordöstlichen Schlitz zu weggenommen und beide Schlitze von da an vereinigt. Unter der Asche- und Knochenschicht fand sich eine dünne Sandsteinplatte, die nebst einer senkrecht aufgestellten dünnen Platte den Behälter für diese Reste zu bilden schien; irgend welche Beigabe oder ein Topfscherben war nicht dabei. Diese Fundstelle A fand sich auf der Sohle des Hügels, 1,25 m unter der abhängenden Oberfläche, 6 m südlich der Mittellinie, 19 m östlich vom Baum.[1]) Etwa 3 m nördlich von dieser Fundstelle waren wir auf eine horizontal liegende 70 cm große Steinplatte von beträchtlicher Schwere gestoßen, die ebenfalls unsere Hoffnung täuschte. Da auch der nächste Fund, eine auffällig große und dicke Steinplatte auf der Kante, aber schräg vornüber geneigt stehend, sich am folgenden Tage ohne Zusammenhang mit irgend einer Grabsetzung erwies, obwohl sich steinzeitliche Scherben in Verbindung mit ihr vorfanden, so wurde schon die pessimistische Befürchtung laut, daß wir überhaupt gestörte Verhältnisse antreffen würden; und in meiner Erinnerung tauchte der Fürst Joachim Ernst auf, der nach Beckmanns Angabe im sechzehnten seculo durch Abtragung einiger Hügel in den Fürstlich Bernburgischen und Cöthenschen Anteilen sich vergewissert hat, daß diese hauptsächlich zu Monumenten und Begräbnissen großer und vornehmer Herren gedienet, indem er darunter endlich die Gefäße gefunden, in welchen die Asche etlicher dergleichen verbrannten Körper gelegen.[2])

Die erwähnte Steinplatte, auf welche Schlitz IV am 9. September stieß, war 1,55 m lang, in der Richtung von Süden nach Norden aufgestellt, ungefähr $^{1}/_{2}$ m dick und fast 1 m hoch; sie stand nicht senkrecht, sondern im Winkel von etwa 45 Grad nach vorn (Osten) geneigt

[1]) Der Baum, von dem alle Maße nach Osten und Westen genommen wurden, ist die östliche Akazie, die etwa in der Mitte des Hügels steht; die Mittellinie, von welcher die Entfernungen nach Süden und Norden gemessen wurden, ist die durch die beiden Akazien markierte Linie, von der schon oben die Rede war.

[2]) Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt, 1710, Bd. I, S. 27.

unter der Platte fand sich nichts, aber auf derselben an ihrem unteren Ende hoben wir am 10. September eine große Anzahl Scherben auf, die von mindestens 3 Gefäßen herrührten; die eine Sorte war grau und zeigte um den Bauch ein Zickzackband, dessen Dreiecke mit Punkten besetzt waren; 3 von den 4 Ösen, die dies Band unterbrechen, waren noch vorhanden; die Form des Gefäßes war auffallend, weil sie sich oberhalb des Bauches nicht zu einer Amphore einwölbt, sondern in einen konisch aufsteigenden Hals ausläuft. Die Zusammensetzung der Scherben hat eine offene Amphora (Tafel VIII, Fig. 1) ergeben, das Begleitgefäß der Kugelamphore und Zeitgenossen des Bernburger Typus; unser Gefäß bekundet seine Verwandtschaft mit dem letzteren ausdrücklich durch sein echt Bernburgisches Verzierungsband [1]) und gleicht dadurch der offenen Amphore von Ketzin.[2]) Eine andere Sorte Scherben stammt von einem schwarzen dünnwandigen Gefäß, dessen kesselförmigen Boden sie bilden; ein gleichartiger Scherben vom Oberkörper des Gefäßes mit Bogenstichen (Tafel VIII, Fig. 2) macht es wahrscheinlich, daß diese Fragmente von einer Kugelamphore herrühren. Eine dritte Sorte Scherben ergab zusammengesetzt Teile eines rotbraunen, kräftigen hohen Topfes mit abgesetztem senkrechten Halse. Fundstelle B.

Der Gedanke, daß man hier die Schmalseite eines Steinplattengrabes vor sich habe, welche beim allmählichen Umsinken die anliegende Erde mit Gefäßen gehoben und letztere zerdrückt habe, wurde durch die weitere Ausgrabung nicht bestätigt; nur an die linke (südliche) Ecke der großen Platte schlossen sich Steinpackungen nach Westen zu an; auch diese hatten nur geringe Ausdehnung; die Scherben waren nicht Reste von ganzen Gefäßen, sondern von Bruchstücken. So bleibt nur übrig anzunehmen, daß die Steinplatte und die angehäuften kleineren, doch immer noch wuchtigen Steine einst zur Herstellung eines Grabes herbeigebracht, aber nicht mehr verwendet worden sind.

An jenen übereinander gelagerten Steinen fand sich noch ein Scherben des zickzackverzierten Gefäßes und ein Randstück mit zwei horizontalen Reihen viereckiger Grübchen, unter denen eine schräge Schraffierung mit imitierten Schnurlinien beginnt (Tafel VIII, Fig. 3).

Am 12. September vormittag wurde in Schlitz III, 6 m südlich der Mittellinie, 11,5 m östlich vom Baum ein einzelner Topf von Bern-

[1]) Vgl. Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1892, S. 186, Fig. k.

[2]) Bei Brunner, Steinzeitl. Keramik in Brandenburg Fig. 1.

burger Typus ausgegraben, 75 cm unter der abfallenden Oberfläc-
Der Topf ist unverziert, mit einem Henkel versehen und baut si
geradlinig und doppeltkonisch auf. Ganze Höhe 9 cm, Bodendurch-
messer 4 cm, größter Durchmesser 9 cm (bei 3,5 cm Höhe), ober
Durchmesser 7 cm (Tafel VIII, Fig. 4). Fundstelle C.

In der Nähe, noch mehr nach außen, wurden auch 2 Schädelstück
gefunden; eine Zusammengehörigkeit derselben mit dem Topf w
nicht ersichtlich. Es muß aber hier auf die ausgedehnten Kaninchen-
röhren hingewiesen werden, die den ganzen Berg umzogen und leb
bevölkert waren. Beim Aufwühlen der Gänge muß mancher Gegen-
stand aus seiner ursprünglichen Lage gebracht worden sein. D
einzige freiliegende Skelett im Hügel lag freilich 10 m von dies
Punkte entfernt in der Höhe des Hügels, wie sich später herausst
Die Schädelstücke und der Topf können aber auch von einem zerstör
Grabe herrühren, auf dessen Existenz die steinzeitlichen Gefäßtrümm
der Fundstelle B schließen lassen.

An demselben Tage, 12. September, trafen wir in Schlitz I a
eine kleinere Steinkiste 2,60 m südlich von der Mittellinie, 6
östlich vom Baum. Der Deckstein lag 1,20 m unter der Oberfläc
Darin stand auf dünner Sandsteinplatte, eng von den 4 Seitenpla
umgeben, eine breite doppeltkonische Urne (Tafel VIII, Fig. 1
von 25 cm Höhe, 25 cm oberem und 31,5 cm größtem Durchmes
Sie war sehr weich, und Teile lösten sich, als die stützenden Stei
platten weggenommen wurden. Noch weicher waren schwarze m
groben Strichen karierte Scherben, die außen rechts an der Ur
klebten und auch im Innern als Decke der Brandknochen sich fand
Diese Scherben stammten also von einem Gefäß oder Gefäßteil, d
ursprünglich über die Öffnung der Urne gelegt war.[1] Die Urne w
12 cm hoch mit Brandknochen gefüllt. In den Brandknochen einget
stand schräg 1 kleines kesselförmiges Gefäß (Tafel VIII, Fig. 1
das ebenfalls Brandknochen enthielt.[2] Die große Urne enthielt fern
zwei Dritteile eines breiten tönernen Ringes von heller Farbe[3] (Taf
VIII, Fig. 15a) und eine kleine knöcherne Röhre (Tafel VIII, Fig. 15

---

[1]) Ähnlich wie Nachrichten 1890, S. 41, Fig. 3.

[2]) Ähnlich geformt wie Jahresschr. III, Tafel 9, Fig. m und Nachrich
1896, S. 88, Fig. 4.

[3]) Ähnlich wie in den Nachrichten 1898, S. 2, Fig. 4 abgebildete. In Lausitz
Gräbern fand man solche beim Brandgebein von ganz kleinen Kindern in d
Gegend von Schlieben; vgl. Wagner in Kruse. Deutsche Altert. III, H. 1, S. 20 f.

von 6,6 cm Länge und 1,2 cm Dicke. Die große Urne, die hinterher zusammengesetzt worden ist, zeigt als einzige Verzierung 3 horizontale Rillen direkt über dem Umbruch. Die kleine Urne von 8,5 cm Höhe und 9 cm oberem Durchmesser hat in $^{2}/_{3}$ Höhe zwei Ösen, die durch ein Band von 2 horizontalen flachen Rillen verbunden sind; von diesen Gurtlinien laufen senkrecht nach unten 5 Bänder von je 3 flachen Hohlkehlen.

$^{1}/_{2}$ m westlich von der Urne und Steinkiste wurde ein Stück von dem Dorn einer Bronzenadel aufgehoben, die wohl zu der Bestattung gehören kann, da in der Frühzeit dieses Typus die Bronzen öfter nicht dem Leichenbrande beigefügt, sondern außerhalb der Urne niedergelegt wurden.[1]) Indessen ist das zweifelhaft. In derselben Gegend wurden auch 2 tönerne Gefäßösen aufgehoben ($^{1}/_{2}$ m westlich der Brandurne). Mehr nach außen, d. h. südlich von der Brandurne, fand sich auffallenderweise ein Scherben mit altem Bruch, der die Form und die tiefgeschnittene Verzierung des Gefäßes von Rhinow (Brunner Fig. 33) aufwies.[2])

Mit der Bergung dieser Urne und ihres Inhaltes im ersten Schlitz beschäftigt, hatte ich nicht bemerkt, daß man auch im dritten Schlitz auf eine Steinplatte gestoßen war, die, wie mir der Arbeiter anderen Tages erzählte, hohl geklungen hatte, die aber, weil Feierabend eintrat, wieder mit Erde bedeckt wurde. Am anderen Morgen fand der Arbeiter seine Arbeitsstelle gestört, die Steinplatte herausgerissen und Skeletteile neben der Öffnung zerstreut. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich feststellen, daß hier eine gutgebaute Steinkiste von 90 cm innerer Länge, 55 Breite, 37 Tiefe aufgedeckt, durchwühlt und beraubt war. Die leidige Vorstellung, daß Geld im Hügel zu finden sei und von uns gesucht werde, mochte den Missetäter zu seiner nächtlichen Untersuchung bewogen haben; an Zuschauern hatte es nicht gefehlt, und Verdachte wurden ausgesprochen. Ich ließ unter der Hand Straflosigkeit und Bezahlung etwaiger Fundstücke versprechen, hatte aber keinen Erfolg. — Von da an übernahm der Jagdaufseher Teistler die Bewachung des Hügels nach Feierabend.

Das Grab lag 4,40 m südlich der Mittellinie, 11,50 m östlich vom Baum und mit seiner Oberkante 1,60 m unter der Hügeloberfläche. Die senkrecht stehenden Sandsteinplatten waren 5, 7 und 13 cm stark,

---

[1]) Vgl. z. B. Jentsch, Niederlaus., Mitt. VII. 1901, S. 33 und 35.

[2]) Der Scherben fand sich leider neuerdings in der Bernburger Sammlung nicht mehr vor.

die Deckplatte 6 cm. Die Skelettknochen gehörten einem Kinde an, sie waren dünn und klein, der Femur (mit Kopf) maß 22,5 cm, der Schädel fehlte, in dem vorhandenen Teil des Unterkiefers steckte ein Backenzahn noch in der Höhle; das Kind wird etwa 4 Jahre alt und 99 cm groß gewesen sein, es muß also in etwas hockender Stellung beigesetzt worden sein. Die oben geradlinig bearbeiteten und an den Ecken gut aneinandergefügten Platten erinnerten mich an die Herstellungsart des schnurkaramischen Grabes am Abhange und auf halber Höhe des Baalberges (Jahresschrift I, S. 35), — aber es nützt nichts, eine Vermutung auszusprechen; steinzeitlich war das Grab jedenfalls.

An demselben 13. Sept. nachmittags wurde in dem Schlitz I, ziemlich weit oben, etwa 1 m unter der Oberfläche und 1,50 m südlich der Mittellinie, ein Scherben vom Bernburger Typus mit einem Zapfen und 2 Punktreihen gefunden (Tafel VIII, Fig. 5); dabei auch „vermüllte" Knochen und ein beschädigter Unterkiefer — Teile von dem schon erwähnten oberen Skelett; hier stand denn auch ein großes kugelig scheinendes Gefäß mit 2 gegenständigen Ösen am Bauch, also eine Art Amphora von rotbraunem Ton, unverziert. Sie stand 1,50 m südlich der Mittellinie, 3 m östlich vom Baum, etwa 1 m unter der Oberfläche ohne Schutz. Eine große Kaninchenröhre ging über die Stelle hin; bei ihrem Ausgang nahe der Mittellinie waren freilich flache Steine gehäuft, und es kann sein, daß an dieser sehr zugänglichen Stelle schon früher Steine hervorgezogen waren; denn jener Ausgang war breit ausgearbeitet, so daß man hineinsteigen und aus einer Tiefe von etwa 70 cm Steine heben konnte. Die Amphora war also von oben nicht geschützt, sie stand aber auf einem kantigen Steine, der den Boden des Gefäßes durchgedrückt zu haben schien, wahrscheinlich aber als Ersatz des fehlenden Bodens gedient hatte. Die Fragmente mußten von dem kugeligen Erdball abgenommen werden. Bei der Zusammensetzung ergab sich, daß das Gefäß nach unten sich zu einer Standfläche von 9,5 cm Durchmesser zuspitzte; es ist 27 cm hoch, 27,4 cm breit, der Hals fehlt leider (Tafel VIII, Fig. 6).

Die weitere Aufdeckung dieser Fundstelle fand erst am folgenden Tage statt, soll aber der sachlichen Ordnung wegen gleich hier beschrieben werden: 70 cm nördlich von der Amphora und nur 80 cm südlich der Mittellinie, 3 m östlich vom Baum und 1,20 m unter der Hügeloberfläche kam ein Schnurenbecher in 4 großen Stücken zum Vorschein; er ist schwarzbraun, 14 cm hoch und in seinem geschweiften Oberteil von 13 Schnurlinien, darunter von einem Kerben-

band umgeben; der Unterteil ist vom Oberteil nicht scharf abgesetzt, sondern geht mit sanfter Einbiegung in den Hals über, oberer Durchmesser 10 cm (Tafel VIII, Fig. 7).

Nur wenig tiefer, 1,25 m unter der Oberfläche und 1 m südlich der Mittellinie wurde ein facettierter Steinhammer von hell- und dunkelgrau marmoriertem Syenit gefunden: er ist 14 cm lang und hat auf jeder Seite 4 schwach gewölbte Facetten, die in weichen Übergängen, nicht in scharfen Kanten sich berühren (Tafel VIII, Fig. 8). An derselben Stelle fanden sich mehrere Röhrenknochen und Gelenkköpfe, auch rötliche Scherben eines Bechers mit Fischgrätenmuster (Tafel VIII, Fig. 9). Bei weiterem vorsichtigen Nachsuchen kamen nach und nach 3 kleine walzenförmige Gegenstände von Metall zum Vorschein, die mit hellgrüner Patina aus dem dunkelbraunen Boden hervorleuchteten. Sie hatten eine Länge von 12, 13 und 16 mm, einen Durchmesser von 7—8 mm und waren der Länge nach durchbohrt; es fanden sich auch mehrere Stücke von nur 4 mm Länge, also richtige Perlen, und nun zeigte sich, daß auch jene längeren Stücke aus je 3—4 zusammengeklebten Perlen bestanden; wir hatten im ganzen 17 Stück; eins davon sah wie ein Nadelkopf aus, weil aus seinem Zentrum ein kleiner Dorn wie eine abgebrochene Nadel hervorragte; aber da der Knopf die gleichen Dimensionen hatte, hielt ich dies Stück auch für eine Perle, und den hervorragenden Dorn für den Rest des Drahtes, an dem die Perlen aufgereiht gewesen sind (Tafel VIII, Fig. 10).[1]

Unter der Erdschicht, die diese Fundsachen (Knochen, Becher,

---

[1]) Ich hielt die Perlen für Bronze; wegen der Fundgemeinschaft mit steinzeitlichen Gegenständen bat ich den Geschichtsverein, eine Perle zu opfern, um durch eine chemische Analyse den etwaigen Zinngehalt feststellen zu lassen. Die im chemischen Institut der Universität Halle gütigst vorgenommene Analyse hatte das Ergebnis, daß die Perlen aus reinem Kupfer bestehen und durch Zusammenbiegen eines kleinen Metallstreifens hergestellt sind. Die von Herrn Prof. Vorländer gütigst erteilte Auskunft hat folgenden Wortlaut: „Das eingesandte Stück ‚Bronze', ein ringförmig zusammengebogener kleiner Metallstreifen, war von einer dicken Oxydschicht umhüllt. Nach Entfernung der letzteren durch Reduktion mit Methylalkohol kam das blanke Metall hervor, welches äußerlich und auch im Bruch die rote Farbe und Härte des Kupfers zeigte. Von den erhaltenen 0,548 g Metall diente eine Hälfte zur quantitativen Untersuchung, bei welcher sich außer Kupfer nur Spuren von Eisen fanden. Zinn, Blei und Zink sind darin nicht enthalten. Die andere Hälfte wurde zur quantitativen Bestimmung des Kupfers verwendet und ergab 99,9 Proz metallisches Kupfer. Das eingesandte Stück bestand demnach aus nahezu reinem Kupfer."

Hammer, Perlen) enthielt, zog sich eine lange Steinplatte hin, die wir freilegten; sie bestand aus zwei Stücken von kaum 4 cm Stärke, die auf dem schwarzen Erdboden auflagen; sie wurden gehoben und der Boden darunter durchgraben, er enthielt nichts. Jene Sandsteinplatten hatten also nur als Unterlage für das Skelett gedient; von Seiteneinfassungen fand sich nichts.

Wir kehren nun zum 13. Sept. zurück. Am Nachmittag dieses Tages stieß man in der Fortsetzung der konvergierenden Ostschlitze IV und V auf eine große Steinkiste, von 5 cm starken Platten rechtwinklig aufgebaut, und durch außen angeschichtete meist vierkantige Steine zusammengehalten. Sie war durchaus nicht so sorgfältig gebaut, wie die oben (S 69) beschriebene (steinzeitliche) mit dem Kinderskelett; sie war deshalb auch ganz mit Erde gefüllt, die feucht und zähe klebend die Gefäße umschloß. Diese Beschreibung gilt auch für die übrigen Steinkisten (der Bronzezeit) No. I, II und III. Die Kiste stand 13,50 m östlich vom Baume, 2,60 m südlich von der Mittellinie, 1,40 m unter der Oberfläche des Hügels; in dieser Tiefe lag die Deckplatte von 5 cm Stärke. Das Innere der Kiste war 1,45 m lang, 0,50 m breit, 0,45 m hoch, als Grundlage dienten kleinere flache Steine.

Dies Grab IV—V war am reichsten ausgestattet von allen Gräbern des Hügels. Von den einzelnen Stadien der Aufdeckung sind Photographien aufgenommen, und zwar sind die beiden großen Ossuarien mit ihrem Inhalt noch unberührt von oben photographiert worden (Tafel IX, Fig. 20). Die Längenausdehnung der Kiste ging von Westen nach Osten. Auf der Ostseite standen hintereinander zwei hohe schwarze Töpfe mit abgesetztem Hals ohne Henkel und Verzierung; der vornstehende (Tafel VIII, Fig. 16), 26 cm hoch, hat einen zylindrischen 6,5 cm hohen Hals, oben abgeglätteten und nach außen verstärkten Rand; der obere Durchmesser beträgt 16 cm, einschließlich des Randes von je 1 cm Breite. Der zweite dahinterstehende Topf ist 21 cm hoch, hat einen konkav nach außen geschweiften Hals von 5 cm Höhe u. ebenfalls 16 cm oberem Durchmesser; dieser Topf ist gedrungener als der erste, bei seiner minderen Höhe hat er fast denselben Umfang als jener, nämlich 61 cm gegen 63.[1])

[1]) Diese Topfform kommt auch sonst mit Buckelurnen zusammen vor, z. B. die mit zylindrischem Hals in dem Urnenfelde bei Lübben (Niederlaus. Mitt. Bd. 2, Taf. 3, Fig. 6 und S 105), die mit geschweiftem Hals u. a. bei Zahna (Mitt. aus dem Prov.-Museum zu Halle 1900, Taf. II, 9) und aus Steinkiste II des Spitzenhoch bei Latdorf (Museum Bernburg). Auch aus den Hügelgräbern von Lüsse (Kr. Zauch-Belzig), die auch im übrigen frühlaus. Keramik enthalten, Nachr. 1895, S. 7 u. 8.

Die Gefäße sahen genau wie (unoxydierte) eiserne Töpfe aus und erweckten bei unseren Arbeitern die Meinung, daß sie Geld enthielten; um den Folgen solchen Aberglaubens vorzubeugen, breitete ich sofort den Inhalt vor aller Augen aus, er bestand lediglich aus Erde.

Westlich neben diesen beiden Töpfen stand die schöne Urne (Tafel VIII, Fig. 17) mit daraufgestülpter Schüssel (Fig. 18); da die wagerechten Ränder beider Gefäße gut aufeinander paßten, war das Innere frei von Erde geblieben, und rein und weiß lag das Gebein in der geräumigen Urne, etwa die Hälfte derselben füllend; darauf standen die beiden breit sich öffnenden Henkeltöpfe oder Tassen (Tafel IX, Fig. 1 und 2), deren Unterkörper bei dem einen senkrecht, bei dem anderen schräg kanneliert sind, und die unten nicht durch eine Stehfläche oder einen Fuß, sondern durch eine vertiefte kreisrunde Delle zum Stehen eingerichtet sind. Zwischen den Knochenfragmenten fand sich ein dünner Bronzedrahtring.

Westlich neben dieser Urne stand eine noch viel größere (Tafel IX, Fig. 6). Eine Schüssel war nicht groß genug' um ihren breit ausgelegten Rand zu decken, sie war deshalb zur Deckung des Brandgebeins mit der Öffnung nach unten hineingelegt (Tafel IX, Fig. 3); ebenso umgestülpt auch zwei Tassen rechts und links auf dem Rande der umgekehrten Schüssel stehend und ihre kreisrunde Delle nach oben kehrend (Tafel IX, Fig. 4 und 5). Die Tassen wie auch die anderen Gefäße waren neu und ungebraucht.

Über die charakteristische Form der beiden Totengefäße unterrichtet am besten die Abbildung, aber nicht über die auffallende Größe. Das in der Mitte stehende Gefäß (Tafel VIII, Fig. 17) hat eine Breite von 35 cm, einen oberen Durchmesser von 32 cm einschließlich des rechtwinkelig umgelegten wagerechten Randes; der innere Durchmesser beträgt 26 cm. Der senkrecht stehende Hals ist mit Rand 10 cm hoch, die ganze Höhe des Gefäßes 25 cm.

Das noch größere, westlich stehende Totengefäß hat eine Breite von 52 cm, einen oberen Durchmesser von 40, mit Rand 48 cm. Der senkrechte Hals ist mit Rand 13,6 cm hoch, das ganze Gefäß 32 cm. Unter dem senkrechten Halse erweitert sich das Gefäß wulstförmig, so daß das Profil auf 4 cm Höhe beiderseits 5 cm Breite gewinnt, um sich von da an geradlinig zu der verhältnismäßig schmalen Standfläche zusammenzuziehen. Dieser Wulst trägt die Verzierungen, nämlich konzentrische, durch Hohlkehlen gebildete Halbkreise, die als Mittelpunkt einen hervortretenden Buckel umziehen. Die vier Buckel stehen in der Zone des weitesten Umfanges, die Halbkreise reichen mit ihrer

offenen Seite nur wenig über diese Zone nach unten hinaus, während ihr oberster Bogen nahe an den senkrechten Hals heranreicht. Zwischen den verschiedenen Halbkreisfiguren stehen Gruppen senkrechter Hohlkehlen, die ebenfalls nur wenig über den weitesten Umfang hinaus nach unten reichen. Der Unterteil ist unverziert. Der vortretende Wulst, der zu dem breit ausgelegten Rande ein angemessenes Gegengewicht bietet, erinnert an den mit Eierstab geschmückten Wulst (Kymation) der griechischen Architektur.

Ähnliche Gefäße sind ja aus der ältesten Periode des sog. Lausitzer Typus bekannt; aber die meisten sind kaum halb so groß (20 cm breit, 12,5 cm hoch) als die hiesigen.[1]) Auch aus dem benachbarten Spitzen-Hoch sind 1880 Gefäße dieser Periode von ungewöhnlicher Größe gehoben worden, z. B. eine den unseren ähnlich verzierte, wenn auch nicht so steif rechtwinklig geformte Terrine von 43 cm Breite und 26 cm Höhe aus Steinkiste II und die vasenförmigen, ebenfalls mit Hohlkehl-Halbkreisen verzierten Gefäße aus Steinkiste I desselben Hügels von 40 cm Höhe, 34 cm Breite und von 37 cm Höhe, 35 cm Breite.

Von ähnlicher Größe und Form sind auch zwei Urnen gewesen, die im Jahre 1692 bei Erbauung der Windmühle in dem früher zu peinlichen Exekutionen benutzten Hügel bei Wulfen (Kreis Cöthen) — also 2 Meilen östlich von unserer Fundstelle — in einem mit vielen Steinen umgebenen, von fichtenen Bohlen ausgesetzten Grabe entdeckt worden sind. Die Entdeckung scheint damals großes Aufsehen gemacht zu haben, zumal man außer den beiden großen Urnen mit Leichenbrand und zwei kleineren Beigefäßen wertvolle Metallbeigaben fand, nämlich drei Speerspitzen, in denen noch das Holz war, ein Bronzeschwert und „ein riemen Pferdezeug über und über mit Pukeln, davon drei die Größe eines kleinen Tellers hatten, und schien, daß der Ritter für der Brust und aufen Kreutze des Pferdes solche möchte geführet haben, sie waren allesampt von Kupfer und sehr stark vergüldet.“[2])

---

[1]) Man vergleiche z. B. die Zusammenstellung von Jentsch in den Niederlaus. Mitt. II, 1891, Tafel I links oben, und die von Grosse, ebenda Bd. VII, 1902, Tafel III, Fig. 10 nebst den S. 233 Anm. 2 angegebenen Seitenstücken. Ferner ein Gefäß von Zahna, veröffentlicht von Kautzsch, Mitt. aus dem Prov.-Museum zu Halle, 1900, Tafel II, Fig. 6.

[2]) Amtlicher Bericht des fürstlichen Amtmanns Andr. Müller zu Warmsdorf und Wulfen, gedruckt in Beckmann hist. Anh. 1710, S. 27. Über den Fund haben ferner geschrieben: Olearius Mausoleum in museo, Jena 1701, S. 12—14 und 17; und Stiller im Anhang zu Lehmann, Beiträge zur Untersuchung der

Eine von den beiden großen Urnen dieses Wulfener Grabes gelangte in den Besitz des Diak. Olearius zu Arnstadt und war nach dessen Beschreibung eine gute halbe Elle hoch (etwa 29 cm) „außenher mit Ringeln und Streifen gezieret, der Rand von einer großen Dicke und Umfang und der Bauch ebenfalls weit erhaben, daß über 2 Metzen Getreide darinnen gehalten werden“. Die andere, „aller Urnen Großmutter“ genannt, kam aus dem Nachlaß des Cöthenschen Kanzlers v. Timäus in das Kgl. Preuß. Antiquitäten-Kabinett. Auf meine Anfrage, ob das im Museum für Völkerkunde unter I, 2 befindliche große schwarze Gefäß von Wulfen mit diesem identisch sei, erhielt ich die amtliche Auskunft, daß dies Wulfener Gefäß in der Tat von dem Kanzler Timäus herstammt und daß es meiner eingereichten Skizze der Pohlsberger Terrine ähnlich, aber mit einem Fuß versehen sei.[1])

Diese Ähnlichkeit der Form und Verzierung beweist, daß auch jenes Grab im Windmühlenberge von Wulfen derselben Periode und Bevölkerung angehört hat, wie unsere Pohlsberger Brandkistengräber. Wir werden uns der drei Speere und des Schwertes noch zu erinnern haben. Gleichartige Gefäße sind übrigens bei Wulfen auch im Jahre 1847 gefunden und zwar „im Südosten vom Dorfe“, „in einem Sandberge bei der Mühle“; dieselben befinden sich nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Hahne im Museum zu Magdeburg.

Wenn man schon öfter gewisse hallstattzeitliche Tongefäße, namentlich die eckig umgebrochenen, oder die mit getriebenen Buckeln, und alle die Formen, die im weichen Ton gar nicht herzustellen sind,

---

Altertümer zu Welbsleben, Halle 1789, S. 95—97. — Ob das Riemenzeug richtig gedeutet worden ist, erscheint mir zweifelhaft, da von einem Gebiß und von Pferdeknochen nichts gemeldet wird. Bei Homer und in Abbildungen der Hallstättischen Gürtelbleche und Bronzeeimer gehören Zierscheiben nicht zum Pferdegeschirr, sondern erscheinen erst auf Grabsteinen der römischen Zeit. Mir scheint es wahrscheinlicher, daß jene mit Buckeln besetzten Riemen Reste eines ledernen Panzers gewesen sind, wie sich solche auch in dem berühmten Hügelgrabe von Peccatel in Mecklenburg gefunden haben, und daß die Schutz- und Zierscheiben (phalerae) zu einem ledernen Helme gehört haben, wie dergleichen mit 6 Zierscheiben, im übrigen ganz mit Buckeln besetzt, in Krain gefunden und auf der Bologneser Situla abgebildet sind (Lindenschmit, A. u. heidn. Vorz. IV, Tafel 61, Fig. 5; Hörnes Urgeschichte S. 588 und 565) auch von Homer erwähnt werden (φάλαρα Il. 16, 106; κυνέη τετραφάληρος Il. V, 743; XI, 41).

[1]) Es entspricht hierdurch den in der Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 170, Fig. 13 und S. 171, Fig. 16 abgebildeten, mit Fußplatte versehenen, frühlausitzer Terrinen von Trebichow und Thiemendorf bei Krossen. Eine Abbildung dieser Wulfener Urne in $^{1}/_{4}$ der natürlichen Größe findet sich bei Beckmann I, S. 28 zusammen mit 2 Zierscheiben und mit 2 buckelbeschlagenen Lederteilen.

sondern aus schon erhärteten Teilen zusammengesetzt werden müssen
— wenn man derartige Gefäße als Nachbildungen von Bronzegefäßen
angesehen hat,[1]) so wird man diese Entstehungsweise ganz besonders
unseren beiden Urnen zuschreiben müssen; nicht nur der rechtwinkli
und wagerecht umgelegte Rand gehört der Metalltechnik an, sondern
besonders das Aufsetzen des schweren zylindrischen Oberteils a
einen in scharfer Biegung einwärts gewölbten und dadurch an Trag-
kraft sehr geschwächten Unterkörper. In weichem Zustande konnte
sich ein solches Tongefäß überhaupt nicht halten; der Unterkörper
mußte erst erhärtet sein, ehe der schwere zylindrische Oberkörper
aufgesetzt, d. h. durch Ankleben verbunden werden konnte.[2]) Al-
aber das schönpolierte, ungebrannte Gefäß in der feuchten Erde al-
mählich erweichte, so mußte der Wulst unter der Last zusammenknicken;
und in diesem Zustande fanden sich in der Tat die beiden Gefäße vo
wie die in situ aufgenommene Photographie zeigt, obwohl die umgebende
Erde zugleich als Stütze gedient hatte. Die zylindrische Wand löst-
sich überall von den Teilen des Wulstes, und diese waren meist
der Linie der größten Ausbiegung (Äquator) geknickt. Der Bruch
zeigte eine schwarzgraue krümelnde Masse, der aber auf der Außen-
wie der Innenseite eine dunkelglänzende, fast metallische Politur ge-
geben war. Wenn eine Härtung durch Brand stattgefunden hat, so
kann diese nur schwach gewesen sein, nirgends zeigte sich ein
rotoxydierte Außen- oder Innenschicht, im Wasser löste sich das
Material zu Brei; dagegen scheint vor dem Auftragen der Politurschicht
ein Einschwelen der Gefäße stattgefunden zu haben. — Die Buckel
sind nicht von innen herausgetrieben, sondern durch Aufkleben der
Kuppe und Vertiefung des Umkreises gebildet. Die sauber geformten
Hohlkehlen sind durch scharfen Grat voneinander getrennt.

Die beiden Gefäße sind inzwischen durch Herrn Müller, Mitglied

---

[1]) Vgl. Voß, Zeitschr. f. Ethn. (Verh.) 1901, S. 277 f. Reinecke, Korrespondenz-
blatt für Anthrop. etc. 1900 Nr. 4 und 1902 Nr. 4, Hörnes, Urgesch. S. 55..
587, 621. Große Ähnlichkeit mit unserer Terrinenform zeigen z. B. auch die
Goldgefäße von Boeslunde auf Seeland (S. Müller, Nord. Alt. S. 385), wie auch
die Form der dortigen goldenen Pokale den tönernen Pokalen des ält. Laus.
Typus entspricht, z. B. Jahresschr. III, Tafel V, Fig 3. Nachrichten 1895, S. ..
Fig. 4; S. 71, Fig. 2. Mitt. aus d. Prov.-Mus. Halle 1900, Tafel II, Fig. 10.

[2]) Günstiger liegt die Sache bei den keramischen Nachahmungen der Villa-
novagefäße, wo auf den wulstig eingewölbten Unterteil ein hoher konischer Hals
aufgesetzt ist, denn hier wirkt der Druck seitwärts nach unten und wird von
dem bauchigen Teile vollständiger aufgenommen.

des Bernburger Geschichtsvereins, in vortrefflicher Weise wieder zusammengesetzt worden.

Das Grab IV—V hat also 4 Hauptgefäße enthalten, von denen 2 Urnen waren. Jede der beiden Urnen war außerdem mit einer (gestürzten) Schüssel und 2 Henkeltassen ausgestattet, so daß uns diese Kiste 10 Gefäße geliefert hat.

Am 14. September wurden zwei ähnliche Steinkisten, wie die eben beschriebene, entdeckt, eine in Schlitz II und eine in Schlitz III. Da uns aber an demselben Tage noch das obere Grab (I) beschäftigte und außerdem eine Fundstelle neben Kiste IV—V, blieb Kiste III an diesem Tage uneröffnet.

Kiste II lag 9 m östlich vom Baum, 1,60 m südlich der Mittellinie; mit der Oberkante 1,80 m unter der Oberfläche des Hügels; neben und über der Kiste fanden sich dicke Holzstücke von Eichenbohlen in Stärke von 14—15 cm; sie hatten wohl die Steinplatten verstärken sollen, die nur 4 cm stark waren. Die Kiste im Lichten 60 cm lang, 40 breit, von Süden nach Norden gerichtet, enthielt vorn (auf der Südseite) einen liegenden Topf von der Form und Farbe wie Tafel VIII, Fig. 16 aus Kiste IV—V, nur größer, denn er hat eine obere Breite von 22,5 cm, eine Höhe von 35. Hinter ihm stand eine breite Schüssel von 34 cm Durchmesser und 10 cm Höhe, mit einer Öse unter dem ausgebogenen Rande versehen; der in gefälliger S-linie ausladende Unterkörper ist mit schräger Kannelierung verziert (Tafel IX, Fig. 7).

Auf dieser Schüssel lagen die Scherben von 2 kleineren Gefäßen, das eine ist eine flache Schale von 11,8 cm Durchmesser mit senkrechten Kannelierungen um den Bauch, ähnlich wie die Tasse 1 aus IV—V, das andere eine Deckeldose in schwachgebauchter Tonnenform von feiner glatter Arbeit. Die Verzierung besteht aus tief eingeschnittenen Linien; in der Mitte ein kräftiges Zickzack, darunter eine, darüber drei Horizontale; dieselbe dreifache Horizontale umzieht das Gefäß unten am Boden und oben am Deckel, unten wiederholt sich die Zickzacklinie. Das Hauptgefäß ist 16 cm hoch und hat bei 9 cm Höhe 2 gegenständige Ösen, die horizontal durchbohrt sind; der obere Durchmesser beträgt 10,7, der größte 13 cm. Der Deckel ist 4,2 cm hoch und oben schwach gewölbt. Das Ornament des übergreifenden Deckels erinnert an den Verband einer Holzspanschachtel.[1])

---

[1]) Ähnliche Tönnchenformen begegnen bei Voß u. Stimming, Vorgeschichtl. Altertümer der Mark Brandenburg 1887, z. B. Abt. II, Tafel 8, Tafel 4 u. 6; Nachr. 1895, S. 5 (Lüsse) u. S. 4, letzt. m. Stöpseldeckel; Niederlaus. Mitt. VII., S. 55.

Leichenbrand oder sonstige Knochenreste waren in dieser Kiste nicht vorhanden, ebensowenig in Kiste III.

An demselben Morgen (14. Sept.) stieß man beim Abräumen der Erde um Kiste IV—V, und zwar auf der Südseite derselben am westlichen Ende auf ein Nest von Scherben, die in klebender Erde eingebettet und schwer davon zu lösen waren (Fundst. D). Auf vielen zeigte sich als Verzierung ein Band von stehenden Zickzacklinien, die in der Weise der Steinzeit eingeritzt waren; andere zeigten das Schnurenornament; der Rest eines kleinen Gefäßbauches befand sich in umgestürzter Lage. Aus den schnurverzierten Scherben setzte ich — noch in Latdorf — einen Gefäßhals von 7 cm Höhe zusammen, der etwas ausladend oben einen Durchmesser von 11,5 cm hat. Ich glaubte den Hals einer Amphore zu haben; glücklicherweise war aber ein Bauchscherben vorhanden, der, an den Hals passend, bis zur Verdickung des Bodens reichte und einen unerwartet kleinen Unterkörper darstellte, nämlich von 10 cm Höhe und von nicht größerer Ausladung als die des Halses ist. Der Boden von 7 cm Durchmesser und zugehörige Teile des Unterkörpers waren vorhanden. Es ergab sich als ein Becher (Tafel VIII, Fig. 11), der freilich andere Verhältnisse hat als der gewöhnliche Schnurenbecher, da der Unterkörper erheblich höher ist als der Hals.

Ich hatte bei der Gelegenheit gesehen, wie leicht aus einer Amphora durch Verkleinerung des Unterkörpers ein Becher entstehen konnte oder auch umgekehrt. Übergangsformen finden sich in der Tat, z. B. bei Götze, Gefäßformen und Ornamente der schnurverzierten Keramik (Tafel I, Fig. 7 und 17); bei Klopfleisch, Vorgesch. Altert. der Prov. Sachsen (Fig. 30 und 32, letztere S. 46 als „Vermittlung zwischen Becher und Amphore" bezeichnet,) und bei Größler in den Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum Halle 1900, Tafel IV, Fig. 27. Ähnliche Verhältnisse wie unser Becher zeigt ein Schnurenbecher aus Tröbsdorf bei Größler in denselben Mitteilungen (Tafel IV, Fig. 28) und einer von Dorndorf a. d. Unstrut, ebenfalls von Größler veröffentlicht in dieser Jahresschrift (Bd. I, Tafel XII, Fig. 4).[1])

[1]) Es dürfte einer Untersuchung wert sein, ob diese Becherform etwa die ältere ist, aus der sich die mit niedrigem Unterkörper und hohem Hals entwickelt hat. Der in Tröbsdorfer Flur am Nebraer Berge gewonnene Schnurenbecher stammt übrigens aus dem Rande eines Grabhügels, in dessen Grunde Klopfleisch 1870 vier Gruben mit je einem Skelett gefunden hat, dazwischen kleinere Gruben, in deren einer eine kleine Serpentinaxt und ein Feuersteinbeil lagen, während in einer anderen 2 Gefäße des Bernburger Typus standen (vgl.

Unser Becher zeigt um den Hals die Eindrücke von 7 Doppelschnuren, und zwar kann man an mehreren Stellen den Ansatz der Schnur bemerken; eng an die unterste Schnur schließt sich ein Band keilförmiger kleiner Kerben, die nach unten gerichtet sind.

Die Scherben mit dem Zickzackbande bauten sich später zu einer Amphora (Tafel VIII, Fig. 12) mit niedrigem Halse und 4 Ösen auf. Sie ist 24 cm hoch, 26 cm breit. Das durch 2 eingeschnittene parallele Linien begrenzte und durch aufrechtstehende Zickzacklinien gefüllte Band ist um den Bauch des Gefäßes von Öse zu Öse herumgeführt. Die parallelen Zickzacklinien sind indes nicht in einem Zusammenhang (ductus) von oben nach unten geritzt, sondern bei jedem Winkel abgesetzt, so daß jede Zickzacklinie aus 4 selbständigen Strichen besteht, man kann das Muster deshalb auch als doppelte Fischgräte ansehen oder als 4 Reihen von parallelen Strichen, von denen die oberste schräge Striche von links nach rechts, die zweite desgl. von rechts nach links, die dritte wieder solche von links nach rechts, die letzte solche von rechts nach links enthält, also ein ähnliches Muster wie es gewisse schnittverzierte Becher aufweisen.[1]) Nun hat eine sehr ähnlich geformte Amphora von Langenbogen im Mansfelder Seekreise[2]) als Gurtband zwischen den Ösen ein doppeltes, deutlich getrenntes Fischgrätenmuster; eine andere aus Augsdorf in demselben Kreise stammende hat außer ihrer sonstigen Ähnlichkeit mit unserer Amphora zwischen

---

Korresp. Bl. der d. anthrop. Ges. 1871 S. 77 und 1877 S. 38; es ist der östliche der beiden damals untersuchten Hügel. Die Abbildung der beiden Gefäße verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Eichhorn in Jena). An einer noch nicht berührten Stelle dieses Hügels nahm Herr Rentmeister Kuntze aus Burgscheidungen im Sept. 1898 eine Schürfung vor und fand schon in der Tiefe von etwa 1 Fuß jenen Schnurenbecher dicht zusammen mit einem Steinbeilfragment und 3 Spinnwirteln (Größler in Mitteil. aus d. Prov.-Mus. 1900, S. 79). Der Schnurenbecher stand also auch hier am Rande eines Hügels, in dessen Tiefe Tote aus der Periode des Bernburger Typus bestattet waren; er ist also auch an der Unstrut, ebenso wie in Anhalt, jünger als der Bernburger Typus (vergl. Jahresschr. III, S. 134 u. I, S. 36 u. 43. Altert. uns. heidn. Vorzeit V, S. 56).

[1]) z. B. einer vom Frankfurter Wald (P. Reinecke in Westd. Zeitschr. XIX, Tafel 13), einer von Maderheide bei Gudensberg in Hessen (Böhlau u. v. Gilsa in Zeitschr. für Hessische Gesch. u. Landesk. 1898, 12. Suppl.-Heft S. 19), einer von Schleswig-Holstein (Mestorf in Zeitschr. f. Ethn. 1889, Verh. S. 471), einer von Artern (Klopfleisch in V. A. o. Prov. Sachsen II, Fig. 60), einer aus Merseburg (Götze in Zeitschr. f. Ethn. 1900, Verh. S. 263), einer von Lowositz (Weinzierl in Zeitschr. f. Ethn. 1895, Verh. S. 61).

[2]) Götze, Gefäßformen u. Ornamente der Schnurkeramik 1891, Taf. 1, Fig. 4.

den vier Ösen ein Gurtband, das mit liegenden Zickzacklinien g... ist; das gleiche Muster hat ein im Provinzialmuseum zu Halle be...liches ähnliches Gefäß unbekannter Herkunft.[1]) Für doppeltes Fi...grätenmuster oder für Zickzack werden wir demnach auch die Fül... unseres Gurtbandes erkennen.

Beachtenswert ist jedenfalls, daß ein ganz ähnliches Gurtband ... bei Kugelgefäßen des Rössener Typus angewendet worden ist, ... an dem Gefäß von Hindenburg in der Altmark im Fürst-Otto-Mu... zu Wernigerode,[2]) an Gefäßen von Rössen im Kgl. Museum für Völ...kunde[3]) und an dem Kugelgefäß von Wiesbaden.[4]) Mit diesen Ku...gefäßen des Rössener Typus haben unsere kurzhalsigen Amph... auch das gemein, daß sie noch ein zweites, schmaleres Band ... unter dem Halse tragen. Wenn also jene Rössener Kugelgefäße w...lich, wie Götze bestimmt annimmt, das halbkugelige Gefäß der Be... Keramik zum Stammvater haben, so zeigt andererseits in der De...ration auch die Schnurkeramik Verwandtschaft mit ihnen; denn ... kurzhalsige Amphora werden wir — wie schon Götze 1891 get... zweifellos zu den schnurkeramischen Amphoren rechnen; auf den ... der unserigen zusammen gefundenen Schnurenbecher kann ich ... hierfür freilich nicht berufen, weil die beiden Gefäße nicht in ... ursprünglichen Lage angetroffen sind, wohl aber auf die im ben...barten Spitzenhoch gefundene von Klopfleisch veröffentlichte Amphor... die ebenfalls zu den kurzhalsigen gehört und der unseren in der F... recht ähnlich ist. Sie trägt zwischen den 4 Ösen wie unter dem H... je ein dreifaches Gurtband, und die Bänder sind mit eingedrück... Schnurlinien eingefaßt. Schon 1891 warf Götze die Frage auf, ... diese in ihrer Technik plumpen und weniger zierlich ornamentiert... Gefäße vielleicht eine ältere Gruppe der Schnurenkeramik reprä...

---

[1]) Größler in dieser Jahresschrift Bd. III 1904, S. 97—98. Tafel IX, Fig. ...

[2]) Veröffentlicht von Schumacher, Altertümer unserer heidn. Vorzeit B... H 2 1904, Tafel VII, Fig. 115.

[3]) Vgl. Götze in Zeitschr. f. Ethn. 1900, Verh. S. 244, Fig. 9; dort S. ... sind noch andere ähnliche Gefäße von Erfurt, Nauendorf bei Apolda, M... Wallertheim in Rhein-Hessen genannt; dazu die Zierbänder mit zwei- und dr...fach gebrochenen Linien S. 249, No. 5 u. 6.

[4]) Vgl. P. Reinecke in Westdeutsche Zeitschr. XIX, Tafel 13. Auch ... vierfüssige Napf von Güsten (Klopfleisch V. A. d. Prov. Sachsen II, Fig. 63) ... dieselbe Dekoration.

[5]) Vorgeschichtliche Altertümer der Prov. Sachsen. Heft II, Fig. 78.

tierten[1]). Eine Bejahung dieser Frage würde auch für unseren Becher und für die Entwicklung des Schnurenbechers überhaupt von Bedeutung sein.[2])

Unsere Amphora hat als Verzierungsband unter dem niedrigen Halse eine doppelte, stumpfwinkelig gestreckte Zickzacklinie; von dieser fällt an vier im Kreuz sich gegenüberliegenden Stellen zu jeder der vier Ösen eine doppelte, spitzwinkelige Zackzacklinie herab. Dekorative Verbindungen des oberen Bandes mit den vier Ösen ist bei diesen Amphoren die Regel. Das Scherbenmaterial war für den unteren Teil unserer Amphora fast vollständig vorhanden, auch das Gurtband war größtenteils da, wenn auch auf einer Seite der Gefäßrest nur bis an und in das Gurtband reichte und hier im Bruch eine vollständige Verwitterung zeigte, dagegen reichten auf der anderen Seite 2 breite anschließende Stücke bis an das obere Ende, zeigten die Form des Randes und zwei der herabsteigenden Zickzack-Doppellinien. Von den Ösen waren zwei vollständig und eine im Ansatz vorhanden, auch die vierte wurde durch die herabsteigende Zickzacklinie angedeutet.

Amphora und Becher waren zusammen an diese Stelle gelegt oder geworfen (von einem weiteren Gefäß war kein Scherben vorhanden). Sie müssen hierher gekommen sein, als man nach Errichtung der Steinkiste IV—V den Raum ringsherum mit Erde füllte. Es ist also wahrscheinlich, daß man bei Vertiefung der Grube für diese Steinkiste auf das ältere Grab gestoßen war und seinen Inhalt auf die Seite geworfen hatte. Etwas ganz Ähnliches ist seinerzeit im benachbarten Spitzenhoch geschehen, wo nach dem gleichzeitigen Bericht der Saalezeitung vom 18. Aug. 1880 eine Grabstätte der „entwickelteren Bronzezeit“ ein darunter und daneben liegendes Begräbnis mit Hockerskelett und Schnurenbecher teilweise zerstört hatte. Wir dürfen also sagen, daß unsere beiden jetzt von mir zusammengesetzten und ergänzten Gefäße

---

[1]) Gefäßformen und Ornamente etc. S. 33. Zu den dort genannten 5 Amphoren mit kurzem Hals füge ich außer den oben nach Größler angeführten 2 noch hinzu: eine aus Dederstedt, Mansf. Seekr., im Museum zu Halle, eine große aus Weddegast im Museum zu Bernburg, und zwei aus Haus-Neindorf, Kr. Aschersleben, im Museum zu Wernigerode.

[2]) Einen Hinweis auf das höhere Alter der kurzhalsigen Amphoren kann man dem Befund des Katzenhügels bei Schloß Vippach in S.-Weimar entnehmen, daselbst fand sich im tiesten Grabe eine kurzhalsige Amphora (Götze, Gefäßformen S. 38 u. 23 Tab. 54), während im oberen Teile Skelettbestattungen und schnurverzierte Scherben. Eine Untersuchung über die Entwicklung der Amphora und des Schnurenbechers steht noch aus.

dreitausend Jahre lang in Trümmern gelegen haben; vorher aber etwa tausend Jahre lang als Beigaben neben einem Skelett gestanden haben.

Am 15. September wurde die schon tags zuvor entdeckte Kiste im Schlitz III geöffnet. Sie befand sich 11 m östlich vom Baume, 2 m südlich von der Mittellinie; ihre Deckplatte lag 1,10, ihre Sohle 1,80 m unter der Hügeloberfläche, ihr Inneres war 1 m lang, 60 cm breit, 60 cm hoch. Auch hier lag wie in Kiste II Eichenholz im Innern, braun und zerklüftet, und umgab eine große Terrine von ähnlicher Form wie die größte Urne aus Kiste IV—V (Tafel IX, Fig. 6). Das Holz schien den Zweck zu haben, die Steinplatten von 8—10 cm Stärke, die die Wände der Kiste bildeten, zu stützen. In dieser Kiste war die Erde trockener als in den übrigen. Die Längenausdehnung war von Ost nach West gerichtet; die östliche Hälfte war von der großen Terrine eingenommen, die 27 cm hoch, einen oberen Durchmesser von 42 cm, mit Rand 52 cm hatte, auch sie weist unter einem wagerecht ausgelegten Rande einen zylindrischen Oberteil, darunter einen hervortretend ausgebauchten Unterteil auf, der mit 4 konzentrisch umzogenen Buckeln, und zwischen je 2 Buckeln mit einer Gruppe von 8 senkrechten Hohlkehlen verziert ist. Die Zahl der konzentrischen Hohlkehlhalbkreise, die jeden Buckel umgeben, ist 5. Das Profil dieser Terrine ist nicht so eckig wie das der Urnen aus IV—V; die einzelnen Teile sind nicht scharf voneinander abgesetzt, sondern durch gerundete Übergänge verbunden; aber auch die Hohlkehlen sind nicht so sauber und scharfkantig, die Oberfläche nicht so glatt wie bei den früheren großen Gefäßen.

Das mächtige kesselartige Gefäß wurde unbeschädigt gehoben; in seinem Innern fand sich unten ein schrägliegender großer Teller von demselben schwarzen Material wie alle diese Gefäße, der an der Terrinenwand fest angeklebt war, während Randstücke sich abgelöst hatten; er wurde erst 8 Tage später von dem Gefäße getrennt, das er unnütz belastete; darunter fand sich nichts; die Stücke waren dick und ohne jede Verzierung.[1])

Vor der Terrine wurde, noch ehe sie gehoben war, zwischen Steinen eine bronzene Lanzenspitze von 10,5 cm Länge entdeckt, dieselbe lag 25 cm südlich und östlich von der Terrine mit der Spitze nach Süden. Am Nachmittag, als auch das zweite Gefäß gehoben war, wurde an der Fundstelle der ersten, nur wenig tiefer, eine zweite

---

[1]) Nicht nur dieser Teller war fest angeklebt, sondern auch die Erde in der Terrine war auffallend fest zusammengebacken.

Lanzenspitze von 15,2 cm Länge (Tafel IX, Fig. 11) und bald darauf eine dritte von 8,2 cm Länge gefunden. Alle drei haben Tüllen, die verjüngt bis nahe zur Spitze reichen, und am unteren Ende von zwei gegenüberstehenden Nietlöchern durchbohrt sind. Die drei Lanzen- bezw. Speerspitzen haben nicht mit in der Kiste gelegen, sie waren bei der Bestattung jedenfalls mit dem Holzschaft versehen und paßten deshalb nicht in die Kiste von 1 m Länge, darum sind die Spieße längs der Ostseite der Kiste mit den Spitzen nach Süden niedergelegt und mit Steinen beschwert worden.

Westlich neben der großen Terrine stand in der Kiste III noch eine breit ausgebauchte Vase mit scharfem Umbruch, konischem Halse und zwei Ösen im Halswinkel (Tafel IX, Fig. 9). Der ganze Oberkörper zwischen Hals und Umbruch ist mit acht scharf ausgeprägten horizontalen Hohlkehlen verziert, die in scharfen Graten sich voneinander absetzen. Die Höhe beträgt 26,5 cm, wovon 10 cm auf den Hals kommen, der größte Durchmesser 35 cm, der Mündungsdurchmesser 16 cm. Ein sehr ähnlich geformtes Gefäß, nur mit noch schärferem Umbruch, Buckeln an der Kante und Hohlkehlhalbkreisen ist, ebenfalls aus Latdorf stammend, im Bernburger Museum[1]; eine der unseren noch ähnlicher geformte, freilich erheblich kleinere Vase aus dem Kreise Guben ist von Jentsch in den Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. VII, H. 1, S. 63 abgebildet.[2])

In der oben beschriebenen Vase war eine kleine Schale mit ausgebogenem glatten Halse, senkrecht kanneliertem Unterkörper und kreisförmiger Delle im Boden als drittes Gefäß der Kiste III enthalten (Tafel IX, Fig. 10). Das Gefäß gleicht der kleineren Schale, die in Kiste II auf der Schüssel (in Scherben) lag, und auch einer Tasse aus IV—V.

Die Kiste III enthielt keinen Leichenbrand, was um so auffallender war, als doch ohne Zweifel hier ein Mann und zwar ein Krieger durch Mitgabe seiner Speere für seine letzte Reise hatte ausgerüstet werden

---

[1]) Während der von Klopfleisch geleiteten Ausgrabung im Jahre 1880 haben einige Leute aus Latdorf, die auf ihren Äckern Gegenstände aus der Bronze- oder Steinzeit aufgefunden haben oder durch Nachgrabung oder Vererbung in Besitz derselben gelangt sind, einzelne solcher Sachen an den Verein für Altertumskunde abgeliefert; darum sind manche Gegenstände aus Latdorf ohne genauere Fundangabe vorhanden (vgl. Bericht der Saale-Zeitung vom 23. Aug. 1880).

[2]) Aus unserem Funde dürfte sich ergeben, daß diese unter No. 79 dort abgebildete Vase zeitlich nicht zu den übrigen aus derselben Feldmark, aber aus verschiedenen Gräbern stammenden Gefäßen gehört.

sollen. Sollte es sich um ein Kenotaphium handeln? Vielleicht gi-
die folgende Entdeckung den erwünschten Aufschluß.

Bei Aufräumung der Kiste III fand sich, daß diese auf einer Stein-
platte stand, dieselbe wurde freigelegt, ihre Oberkante lag 20 cm unt-
der Sohle des Kistengrabes, die durch eine dünne Sandsteinplatte ge-
bildet war, der Rest des Zwischenraums war durch flache Steine ur
Erde ausgefüllt. Die große nunmehr freigelegte Sandsteinplatte besta-
nicht aus einem Stück, der größere südlich liegende Teil war 21 c
dick (1,40 m lang von West nach Ost, 70 cm breit) und schwer z
heben, der nördliche Teil erwies sich nach Wegnahme der darü-
geschichteten Steine nur 8 cm stark und brach, als er aufgehobe
wurde; unter ihm zeigten sich die breiten und ebenen Randfläch-
senkrecht stehender starker Sandsteinplatten, die rechtwinklig anein-
andergefügt waren; wir hatten die nördliche Hälfte einer stark g-
bauten Steinkiste vor uns, deren südlichen noch bedeckten T-
man auch bald übersehen konnte, wenn man sich tief genug bückte.

Der Innenraum maß in der Länge von Süd nach Nord 1,02 m
in der Breite 92 (auf der Südseite 91) cm.[1] Die beiden Längsplatten
die, an die Kanten der Querplatten angelegt, diese einschlossen, war-
19,5 und 15 cm stark, die beiden Querplatten 32 und 34 cm; erste
waren 134 und 145 cm lang; in den Fugen fand sich noch e-
gestrichener Ton. Der Innenraum war seltsamerweise mit flache
Steinen gefüllt, die bald wagerecht aufeinander, bald senkrecht neben-
einander geschichtet waren. Nachdem etwa 50 davon nebst dem Str-
eines Kaninchenlagers ausgeworfen waren, sah man hinten in d-
südöstlichen Ecke eine braune Urne mit übergreifendem Schachte-
deckel; wieder wurden eine Menge Steine ausgeworfen, aber die Ur
wurde nicht frei; nur der schon schadhafte Deckel ließ sich hebe
und nun zeigte sich über den Rand des schwarzbraunen, unverziert
Gefäßes hervorragend ein Gegenstand, der gehoben sich von u
erwarteter Länge erwies, es war ein Bronzeschwert mit Griffzung
von 53 cm Länge (Tafel IX, Fig. 12). Man konnte danach ermess
wie tief das Gefäß noch hinabreichen mußte. Um es unbeschädig
herauszubringen, entschlossen wir uns, die schwere Platte vom sü
lichen Teil des Grabes noch abzuheben, und so wurde endlich d

[1]) Die Richtung war nicht genau von Süd nach Nord, sondern etwas nach
Osten abweichend, also etwa nach Nord-Ost-Nord. Dementsprechend war au
die darüber gebaute Steinkiste III nicht rein nach Osten, sondern nach Ost-Süd-
Ost gerichtet. Dasselbe fand sich später bei dem Hauptgrabe. Es machte d
Eindruck, als ob die Ostlinie im Winter festgestellt wäre.

ylinderförmige, etwas schief geratene Gefäß von 51 cm Höhe, 17 cm)urchmesser frei gemacht und unbeschädigt gehoben. Seine Form rinnert an einen röhrenförmigen Schirmständer (Tafel IX, Fig. 13); in ähnliches vorgeschichtliches Gefäß ist mir noch nicht vorgekommen; s ist höchst wahrscheinlich für die Beisetzung des Schwertes beonders hergestellt; auf seinem Grunde hatte es übrigens noch einen nhalt von kleinen Knochen.

Beim Heben der schweren Platte wurde die schon oben erwähnte lritte Speerspitze (von 8,2 cm Länge) gefunden, die darauf geegen hatte.

Am Abend dieses erfolgreichen Tages hatte ich dem Geschichtsverein zu Bernburg über die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabung Vortrag zu halten.

Am folgenden Tage, den 16. September, untersuchten wir den Inhalt des Schwertbehälters und lasen aus den kleinen Knochen, die mit einer feinen Düngererde, auch Holzsplittern gemischt waren, 8 Bronzeringe, 6 Doppelknöpfe, die beiden Teile einer in der Biegung gebrochenen Pinzette, 1 Tüllenmeißel und eine lange Nadel von 16 cm Länge und kleinem Knopf von 8 mm Breite. Die Ringe (Tafel IX, Fig. 14) waren gegossen, von kreisförmigem Querschnitt, keine Fingerringe, meist 2,7 cm breit, nur einer war stärker und 3,4 cm breit, einer war oval geformt. Die Doppelknöpfe (Tafel IX, Fig. 15) hatten eine gewölbte, unverzierte Oberplatte von 1,6 cm Durchmesser, eine Unterplatte von 1,2 cm; der Zwischenraum zwischen beiden betrug 0,6 cm, die ganze Stärke 1,3 cm. Ringe wie Doppelknöpfe scheinen zu Gürtel und Wehrgehenk gehört zu haben — in ähnlichen Gräbern auf Seeland fanden sich die Knöpfe noch in die Riemen eingesteckt —.[1]) Auch der Gebrauch der langen Nadel (Tafel IX, Fig. 16) in einem Kriegergrabe wird durch die Parallele von Seeland aufgeklärt: In der Steinkiste inmitten des Hügels von Hvidegaard bei Lyngby fand sich zur Seite des auf einer Tierhaut ausgebreiteten, mit Wollzeug bedeckten Brandgebeins ein Bronzeschwert in der Scheide mit Resten von Lederriemen, welche Bronzeknöpfe trugen, und hart am Schwert lag ein rundes Futteral aus dickem Leder, das, an der Seite zum Öffnen eingerichtet, durch eine Bronzenadel wie die unserige geschlossen war, indem diese durch eine Reihe von Ösen hindurchgeschoben war. Das Futteral hatte vermutlich am Gürtel gehangen und enthielt allerlei Seltsamkeiten (Schwanz einer Natter,

---

[1]) Vgl. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 356 ff.

eine kleine Mittelmeermuschel, eine Falkenklaue, ein kleines zugeschnittenes Stück Holz, ein Bruchstück einer Bernsteinperle, Unterkiefer eines jungen Eichhorns, einige Steinchen), die wahrscheinlich als Amulette gedient haben. Ähnliches ist noch in zwei anderen Funden vorgekommen.

Auf die Analogien jener von S. Müller beschriebenen seeländischen auch jütländischen Gräber dürfen wir uns berufen, weil jene derselben Periode angehören, als das unsere, nämlich dem späteren Abschnitt der älteren Bronzezeit, wie Müller sie bezeichnet, oder der dritten Periode der Bronzezeit, wie Montelius sie bestimmt, von 1250 bis 1050 v. Chr., das ist die Periode, in der die Verbrennung der Toten allgemeine Sitte wurde.

Die Pinzette (Tafel IX, Fig. 17) ist 6,5 cm lang, unten 1,7 cm breit, oben 0,5 cm.

Der Tüllenmeißel (Tafel IX, Fig. 18) von 9 cm Länge bildet unten eine offene Röhre, deren Mündung mit Wulstrand 2 cm breit ist, nach oben geht sie in die Form eines Keiles über, dessen schwachgebogene Schneide eine Breite von 1,2 cm hat. Auch für dieses Gerät finden wir Parallelen in Dänemark, und so sehr die Form ein Werkzeug vermuten läßt, so hat doch der Umstand, daß es wiederholt in Gräbern gefunden ist, seinen Gebrauch als Waffe wahrscheinlich gemacht.[1]) Auch unser Fund spricht für diese Eigenschaft; dabei ist aber zu beachten, daß die Waffe mit Stiel in diesem Topfe nicht größer als 53 cm gewesen sein kann.

Unter den Knochenresten fand sich auch das in der Griffzunge des Schwertes fehlende (dritte) Niet in Länge von 1,4 cm, außerdem ein Knochenstück, auf welchem kleine Kreise als Verzierung eingeritzt waren, vielleicht ein Teil der beiden Griffplatten.

Wenn wir aus den vorhandenen Ringen und Doppelknöpfen auf ein ursprüngliches Wehrgehenk geschlossen haben, so werden wir auch annehmen müssen, daß das Schwert in einer Scheide beigesetzt war und daß diese Scheide ähnlich wie in den obengenannten dänischen Hügelgräbern aus Holz und Leder bestanden hat. Ein bronzenes Ortband, das diese Holzscheiden in Dänemark regelmäßig haben, fehlt freilich unserem Funde, aber es fehlt auch in anderen deutschen Funden, wo sich die Holzscheide oder Reste derselben erhalten haben, z. B. in Mecklenburg.[2])

---

[1]) Vgl. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 280.

[2]) Vgl. Beltz, Meckl. Jahrb. 67, S. 178 u. 187. Ortband ohne Schwert, S. 97.

Das Griffzungenschwert gehört einem bekannten Typus an, den Naue in seinem Werke über „die vorrömischen Bronzeschwerter" 1903 als Typus II bezeichnet, und der, wie Naue beweist, in Italien entstanden ist. Ein Exemplar dieser Gattung kommt auch in Mykenä vor, und zwar in dem kyklopischen Hause auf der Akropolis, also jünger-mykenisch, das von Montelius wie von Naue als ein dort importiertes Stück betrachtet und von beiden Forschern um 1200 v. Chr. angesetzt wird; als Periode dieses Schwerttypus gilt demnach die Zeit von 1200—1050 v. Chr.[1]) Die Parallelen sind bei Naue angeführt (S. 19—21). Unser Schwert schließt sich durch seine Klingenform derjenigen Abart an, die besonders in Ungarn heimisch und von Naue als Typus IIa bezeichnet ist, insofern sich seine Klinge nach unten lanzettförmig verbreitert, ehe sie in die Spitze endet; sie ist an ihrer Einbiegung unter den Griffflügeln 3 cm, an ihrer Ausbiegung 4 cm breit und wird in ihrem oberen Teil bis zwischen die Griffflügel durch eine abgerundete Mittelrippe (9 mm dick) verstärkt, während sie weiter unten einen linsenförmigen Durchschnitt hat. Die Griffzunge ist schwach gebaucht, nach den Rändern zu verstärkt und dort 8 mm dick, nach der Mitte zu sehr dünn, also bikonkav; die auswärts gerichteten Hörner der Griffzunge spannen 3,2 cm, die Griffflügel 5,2 cm. Die Griffzunge ist durch drei Niete durchbohrt, jeder Griffflügel durch je eins. Unser Schwert gehört zu den kürzesten des Typus II und schließt sich auch dadurch mehr den kurzen und wuchtigen ungarischen (Naue IX, 1) als den langen und eleganteren norddeutschen und nordischen Formen (Naue IIb) dieses Typus an.[2])

Das Verhältnis dieses Schwertgrabes zu der darüber befindlichen Kiste einer Erörterung am Schluß des Berichtes vorbehaltend, gehen wir nun zur letzten Fundstelle, dem Haupt- und Zentralgrabe des Hügels über.

Die verschiedenen Schlitze waren schon tags zuvor auf Steinblöcke von etwa 50 cm Höhe gestoßen, die in einer geraden Linie von West nach Ost standen, und an die sich eine von Süd nach Nord gerichtete Linie unter rechtem Winkel anschloß, so daß man die Anlage eines

---

[1]) Naue, die vorrömischen Schwerter S. 15, 17, 20, 25.

[2]) Von gleicher Kürze ist ein durch Griffzunge und Mittelrippe sehr ähnliches Schwert aus einem Steingrab bei Eddelstorf, Kr. Ülzen, nur fehlt diesem die lanzettförmige Verbreiterung, auch reicht die Mittelrippe bis zur Spitze (Tewes, Unsere Vorzeit S. 32). Über die (längeren) Mecklenburger Schwerter dieses Typus, vgl. Beltz, Meckl. Jahrbücher 67, S. 172 u. 108.

rechteckigen Steinzaunes erkennen konnte. Die Steine wurden sorgfältig in ihrer Stellung belassen. Die Süd-Nordlinie, 6,45 m lang, ging nahe an der Schwertkiste vorüber, diese östlich außerhalb lassend; der obere Rand der offenen Steinkiste lag in demselben Niveau wie der von den Steinblöcken eingeschlossene Raum; hätten wir den Boden desselben tiefer ausgehoben, so hätten die Steinblöcke nicht stehen können. Das Niveau des eingeschlossenen Raumes lag, wie ein Einschlag bewies, 60 cm über dem Kies des Untergrundes, 2,60 m unter der Höhe des Hügels. Der Kies stand also hier 80 cm höher als am Rande des Hügels, das Terrain hatte schon vor Aufschüttung des Hügels hier eine natürliche Erhebung gehabt. Die Ostseite des Zaunes bestand aus 8 Steinen. Gerade der Block, der neben der Schwertkiste (50 cm davon) gestanden hatte, wurde liegend, und zwar nach dem Innern des Rechtecks zu umgefallen, angetroffen, er war 1,40 m lang, alle übrigen standen aufrecht. — Der sachlichen Ordnung wegen sollen die erst in späteren Tagen gewonnenen Ergebnisse über die sonstige Gestalt des Steinzauns gleich hier mit angeführt werden.

Unserer Erwartung gemäß wurde innerhalb des Steinzauns die große Platte des Hauptgrabes unter gehäuften Sandsteinen am 16. Sept. entdeckt und freigelegt; sie lag in der Mitte zwischen der Nordreihe und der Südreihe des Steinzaunes, von ersterer 2,40 cm, von letzterer 2,30 cm entfernt; von der Ostreihe betrug ihr Abstand 3,90 m, und wir mußten deshalb in derselben Entfernung die westliche Querreihe vermuten, also etwa unter dem Baume, von dem die östliche Querreihe 10,40 m entfernt war. Indessen haben wir überhaupt keine westliche Querreihe gefunden, obwohl wir vom Schlitz XI aus bis unter den Baum vorgedrungen sind; dagegen reichten die Nord- und die Südreihe weit über diesen Punkt hinaus, und zwar die Nordreihe bis an den schroff abfallenden, d. h. früher abgegrabenen und abgerutschten Westabhang des Hügels, wo schon vor Beginn unserer Grabung ein dicker Steinklotz in der Böschung sichtbar war, während andere ebenso große unten in der Kiesgrube lagen. Die Nordreihe hatte demgemäß eine Länge von 25 m und ist ursprünglich noch länger gewesen. Die Südreihe reichte nicht so weit, sondern nur bis zum zweiten (westlichen) Baume, d. h. 19,50 m lang, unser letzter Schlitz No. XIV traf sie nicht mehr. Hier senkte sich allerdings auch der Mutterboden, aus dem der ursprüngliche Hügel bestand, tiefer hinab, als das Niveau der Steinreihen und des eingefaßten Hofes lag. Die beiden langen Reihen hatten übrigens nach Westen eine konvergierende Richtung, sodaß im Schlitz XII (3,20—5,20 cm westlich vom Baum) die beiden Steinreihen nur noch

3,35 m voneinander entfernt waren, die äußeren Kanten 4,25 cm,. — gegen 6,45 cm auf dem östlichen Ende.

Die Steine waren mit wenig Ausnahmen Granitfindlinge, sie standen nebeneinander und, wo durch Verringerung des Umfanges nach oben schon bald über dem Niveau Lücken entstanden, waren andere Steine zur Ausfüllung der Lücke eingeschoben. Der Steinzaun ist von mehreren Standpunkten aus photographiert worden, vgl. Tafel VI, Fig. 9, und läßt sich nach den gelungenen Bildern des Herrn O. Schönemann in einer Zeichnung genau wiedergeben. Nach Aufdeckung des Mittelgrabes gewährte dieser nach Jahrtausenden zum erstenmal den Blicken sich darbietende Inhalt des Hügels ein hochinteressantes und Ehrfurcht erweckendes Bild, das mit Recht von den Umwohnern — auch von Schulklassen mit ihren Lehrern — besonders am Sonnabend und Sonntag, den 17. und 18. September, aufgesucht und dem Gedächtnis eingeprägt wurde, denn nach wenigen Tagen mußte alles wieder zugeschüttet und unter den Erdhügel geborgen werden, auf dem die beiden Akazien nach wie vor ihre Stellung behaupteten.

Die am 16. September vormittags entdeckte Platte des Hauptgrabes lag im Niveau des eingeschlossenen Hofes, vom Meßbaum 4,30 m östlich, von der Mittellinie 0,35 m (Nordwestecke) und 0,90 m (Nordostecke) südlich entfernt; sie war 2 m lang, 1 m breit; ihre Dicke betrug an der Westseite 0,24 m, nahm aber nach Osten zu bis auf 0,40 m. Da wir nicht daran denken konnten, die Platte zu heben, mußten wir den Boden längs der südlichen Langseite und der westlichen Querseite bis zur Sohle des Grabes ausheben, um dasselbe von der Seite öffnen zu können. Die südliche Langseite erwies sich dreifach verwahrt: eine einzige Sandsteinplatte von 1,62 m Länge, 0,95 m Höhe und 0,12 m Dicke bildete die Wand; diese war außen durch 3 nebeneinander gestellte Platten verstärkt, und diese wurden wieder teils durch eine schräg dagegen gelegte Platte, teils durch einen schweren Steinklotz von 50 cm Länge und Breite, 36 cm Höhe in ihrer Lage festgehalten. Die hintere, nördliche Längsplatte war noch um 14 cm länger und um 4 cm dicker als die südliche; die Querwände waren 28 cm und 20 cm dick; durch rechtwinkeliges Anlegen der Längsplatten gegen die Kanten der Querplatten — nur auf der Südwestecke war die kürzere Längsplatte mit ihrer Kante gegen die dicke Querplatte gestellt — war ein rechteckiger Raum von 1,42 m Länge, 0,70 m Breite, 0,95 m Höhe eingeschlossen, der wohl ursprünglich von Erde hatte freigehalten werden sollen, wie das Verstreichen der Fugen mit Ton bewies, der sich aber doch ganz mit Erde gefüllt hatte, nachdem faustgroße Ton-

klumpen aus ihrer Lage gewichen waren, die sich im Innern
Grabes fanden.

Die Öffnung geschah durch Einhauen einer senkrechten Rill
die südliche Längsplatte und Abbrechen der westlichen Hälfte
Wand. Das Herausnehmen und Weiterbefördern der lockeren
beschäftigte drei Arbeiter eine Stunde lang. Erst ganz in der
wurden einige schwammig poröse Knochen gefunden, Teile von Röh
knochen und einige Gelenkenden; alles übrige war spurlos
gangen. Endlich zeigte sich in der Nordostecke ein Gefäß.
fältig freigelegt und ohne Schaden gehoben, erwies sich der Fun
eine Henkelkanne, sehr ähnlich derjenigen, die wir im unter
Grabe des Hügels von Baalberge 1901 gefunden haben,[1] nur
fälliger in der Form (Tafel IX, Fig. 19). Der Hals erweitert sich
oben in schwungvoller Linie, und unter dem Halse springt das
sofort zu seinem größten Umfange aus, so daß dieser über der
der Höhe liegt. Sehr hübsch ist auch der Henkel gebildet;
wie der am Baalberger Gefäß reicht er von der Mitte des Hals
Mitte der Schulter, aber auf der Biegung trägt er eine kleine
und seine Öffnung bildet eine Ellipse. Direkt unter der Furche
Halsansatzes ist ein Band von kleinen Kerben auf der Schulter
geritzt. Die Oberfläche ist geglättet. Höhe der Kanne 17,5 cm.
Halses 5,2 cm, der größten Ausladung 9,3 cm; Breite dieser Ausla
16,3 cm, Durchmesser der Mündung 8,5 cm, der Stehfläche
Breite des Henkels 2,5 cm, Dicke desselben 0,6 cm. Ein anderer
wurde nicht gemacht.

Das Innere des Grabes wurde sehr genau untersucht; die ursp
liche Basis unterschied sich deutlich von der füllenden Erde.
letztere dunkelbraun und locker auf dem harten Kiese des
grundes auflag, in den das Grab 70 cm tief eingelassen war.
andere Grundlage als dieser Kies, in den wir schürfend eindra
war nicht vorhanden. Die archäologische Ausbeute dieser Zentral
des Hügels mochte den Zuschauern, die an diesem Nachmittage
reich aus Bernburg gekommen waren, gering erscheinen.

Übrigens war mit diesem Funde der Hügel überhaupt ersch
In den folgenden Tagen wurde zunächst der Steinzaun auf der
seite freigelegt und zugleich mit der Wiederherstellung des Hü
auf der Ostseite begonnen. Am 20. September wurde auf Wunsch
Herrn Oberbürgermeisters Leinveber, Vorsitzenden des Bernbu

[1]) Vgl. diese Jahresschrift, Bd. I, S. 30 und Tafel III, Fig. 9.

Altertumsvereins, auch die westliche Hälfte des Berges in Angriff genommen, indem zwischen den beiden Bäumen ein breiter Querschnitt in den Hügel getrieben wurde (Schlitz XII, 2,50 m breit); derselbe zeigte die auffällige Tatsache, daß hier schon die Oberfläche des Hügels aus Sand und Kies bestand; erst bei 1,50 m Tiefe wurde die schwarze Erde erreicht und bei 2,80 m die Sohle, auf welcher die beiden Steinreihen (3,25 m voneinander entfernt) standen; zu weiterer Aufklärung dieser Erscheinung wurden noch 2 Schlitze und in kurzen Abständen angesetzte Bohrungen in den Berg getrieben. Der vom Hauptbaume nur 1 m entfernte Schlitz XI erreichte den schwarzen Mutterboden bei 95 cm Tiefe, der nahe dem Westbaum hinabgeführte Schlitz XIII erst bei 2,10 m; der noch jenseits des westlichen Baumes vertiefte Schlitz XIV erreichte bei 2,80 m Tiefe weder eine Fortsetzung der südlichen Steinreihe noch den Mutterboden.

Es wurde durch diese Ermittlungen deutlich, daß der ursprünglich aufgeschüttete Hügel von schwarzer Erde schon 1 m östlich vom Hauptbaume sich nach Westen abzudachen beginnt bis herab zum Niveau der Steinumzäunung; die westlichsten Steine der Nordreihe standen noch mit ihrem unteren Drittel im schwarzen Boden. In einer späteren Zeit ist der ursprüngliche Westabhang des Hügels durch Aufbringung von Sand erhöht worden, so daß der Rücken des Hügels um etwa 15 m nach Westen verlängert worden ist. Zu welchem Zwecke dies geschehen, ist durch die Ausgrabung nicht klar geworden, da wir in dieser Sandauftragung kein einziges Artefakt gefunden haben. Auch keine Spur hat sich für die Annahme ergeben, daß auf diesem Hügel in jüngeren Perioden geopfert worden sei, es müßten denn jene Bieropfer stattgefunden haben, wie sie der heilige Columban bei den Sueven antraf,[1]) und wie sie bis heute auf dem Bierhügel bei Gödewitz westlich von Halle am Himmelfahrtstage unter Beteiligung der fünf Himmelfahrtsdörfer abgehalten werden.

Der ursprünglich aufgeschüttete Hügel hat also seine höchste Erhebung genau über dem mit Steinzaun umgebenen Hauptgrabe gehabt und ist über dieses Grab aufgerichtet worden. Es entsteht aber die Frage, ob das außerhalb, aber hart neben der Umzäunung hergestellte Steinplattengrab in Beziehung zu dem Hauptgrabe steht. Seine Lage

---

[1]) Jonas, Vita S. Columbani, vgl. Grimm, Mythol. S. 76. Ich erwähne die Opfer deshalb, weil man den Namen des Berges wohl mit dem Phol des Merseburger Heilspruchs in Beziehung gebracht hat, ebenso wie das benachbarte Poley. Übrigens hat der nördlich von Latdorf gelegene Berg mit großer Steinkammer den Namen Bierberg.

vor dem Friedhof, ja, wie es scheint, vor einer Öffnung desselben und in demselben Niveau macht seine Zugehörigkeit wahrscheinlich; dazu kommt der gutgefügte Bau aus starken Platten, der der steinzeitlichen Bauweise entspricht, aber nicht der dritten Bronzeperiode. Das Steingrab hat eine Größe, die für einen Hocker gerade ausreicht. Nun sind zwar aus Dänemark Beispiele bekannt, daß Brandgebein in Steinkisten beigesetzt ist, die auch für einen ganzen Körper Raum gehabt hätten, man betrachtet diese Bestattungen der dritten Bronzeperiode als die Übergangsformen von der Körperbestattung zur Brandbestattung; aber dort füllte man wenigstens das Grab, indem man eine Tierhaut ausbreitete, darauf das Gebein verteilte und mit einer wollenen Decke zudeckte. Hier aber im Pohlsberge haben die Bestatter des tönernen Schwertbehälters nicht gewußt, was sie mit dem Raume anfangen sollten, sie haben ihn mit Steinen ausgefüllt. Ich glaube deshalb, daß die Besetzung des Steingrabes mit dem Schwert- und Gebeinbehälter eine sekundäre ist, und daß das Steinplattengrab ursprünglich mit einem Hocker der Steinzeit besetzt gewesen ist.

Noch eine andere Beobachtung spricht für diese Annahme. Von den umgebenden 4 Platten reicht nur eine tiefer als der Schwertbehälter, nämlich die östliche, die 81 cm hoch ist, die südliche ist nur 50—42 cm, die westliche 46 cm, die nördliche 36—42 cm hoch. Da das Grab ursprünglich nicht tiefer gewesen sein kann als die umgebenden Platten, wird es höchstens 40 cm tief gewesen sein, und das genügte für einen Hocker. Der zylindrische Topf von 51 cm Höhe mißt mit dem nur wenig übergreifenden Deckel von 10 cm Höhe zusammen 58 cm; er reichte aber nicht bis zur Deckplatte, man konnte vielmehr den Deckel abheben; bis zu einer Tiefe von 65 cm mußten wir Steine herausholen, um den Topf freizumachen; d. h. die Bestatter dieses Schwerttopfes haben das ursprüngliche Grab um 25 cm vertieft, um ihren sonderbaren Behälter unter der schweren Platte des Grabes sichern zu können. Auch die Zusammensetzung der Deckplatte aus einem dicken und einem dünnen Stück deutet auf Zerstörung des ursprünglichen Verschlusses.

Vom 20. bis 24. November wurden die oben beschriebenen Untersuchungen der Westhälfte des Hügels fortgesetzt, während von der Ostseite her die Wiederherstellung des Hügels Fortschritte machte; die am ersten Tage der Ausgrabung vorgenommene Umpfählung des Hügels und die stehengebliebenen Erdpfeiler leisteten hierbei gute Dienste. Bei der Wiederaufbringung des Erdreichs am Südabhang wurde am 23. nachmittags durch die Aufmersamkeit des Herrn Grünwald ein

gut geglättetes Steinbeil von Trapezform mit ausgebogenen Seiten gefunden, es ist 7,7 cm lang, an der Schneide 5,3 cm breit, oben 3,2 cm. Da es aus demselben Gestein besteht wie der facettierte Hammer, wird man annehmen dürfen, daß es zu demselben schnurkeramischen Grabe (I oben) gehört, wie dieser.

Am 22. September gegen Abend zeigte ich den Einwohnern von Latdorf im Saale des Herrn Becker die gemachten Funde, gab die nötigen Erklärungen dazu und beantwortete die aus dem Zuhörerkreise gestellten Fragen; erhielt auch Nachricht von mehreren bisher unbekannten Funden. Den 23. und den Vormittag des 24. September mußte ich größtenteils auf die Verpackung und Etikettierung der Funde verwenden. Am 24 nachmittags wurden 17 Kisten und Kartons, mit Nummern und Aufschriften versehen, zugleich mit einem Inhaltsverzeichnis im Rathaus zu Bernburg abgeliefert. Die Wiederherstellungsarbeiten am Hügel sind unter Leitung des Herrn Grünwald noch vom 26.—28. September fortgesetzt worden.

Überblicken wir die Ergebnisse der Ausgrabung, so ist leicht zu erkennen, daß zwei verschiedene Perioden und Kulturen an der Entstehung des Hügels mitgewirkt, und an dessen Benutzung sich beteiligt haben: die jüngere Steinzeit und die mittlere Bronzezeit. Der steinzeitliche Fund von Amphora und Schnurbecher neben Kiste IV—V (Fundstelle D) befand sich nicht mehr in ursprünglicher Lagerung, ebensowenig die Fragmente der offenen Amphora und der Kugelamphora von Fundstelle B. Die Lage dieser beiden Funde kann zu chronologischen Schlüssen nicht verwandt werden. Es ist möglich, daß die letzteren ursprünglich bei einem Hocker in der Schwertkiste gestanden haben und bei Bestattung des bronzezeitlichen Schwertträgers an ihre jetzige Fundstelle geworfen sind: aber das ist nur eine Vermutung.

Für die steinzeitliche Chronologie sehr wichtig ist dagegen das Verhältnis des Hauptgrabes zu dem schräg darüber befindlichen schnurkeramischen Grabe; denn die Lage beider Gräber beweist unumstößlich, daß das obere jünger sein muß als das untere. In solcher demonstratio ad oculos besteht der chronologische Wert des tumulus. Das untere oder Zentralgrab wird durch seine Einzäunung mit Findlingsblöcken in die Gattung von Gräbern eingereiht, die Beltz als Hünenbetten bezeichnet, und die in der urgermanischen Provinz, d. i. Dänemark, Südschweden, Vorpommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Altmark, Hannover, einen Steinzaun mit Steinblockkammer, sei es kleine Stube, sei es Riesenstube, enthalten, die also der Periode II

und III von Montelius angehören und älter sind als die Steinkis...
Unser Zentralgrab entspricht genau dem altmärkischen und mecklenburgischen Hünenbett: „Der Hügel bildet ein schmales, längliches Rechteck, die Grabkammer findet sich gewöhnlich nahe dem östlichen E..." nur daß im Pohlsberg die Grabkammer nicht aus Findlingsblöcken, sondern aus großen Plattensteinen in Art der Steinkiste gebildet ist. Wir haben also eine Bestattung vom Übergang des Hünenbettes zur Steinkiste, d. h. von Periode III zu IV vor uns. Das darüber befindliche schnurkeramische Grab kann also nur der Periode IV angehören, welche außerdem durch die mitgefundenen Kupferperlen gefordert w...

Als Klopfleisch im Jahre 1883 über die Methode Rechenschaft ..., mit der man auf dem Gebiete der Keramik zu Zeitabteilungen ... näheren Zeitbestimmungen gelangen könnte, wies er in erster L... auf die Grabhügel hin, die mehrere Beisetzungsschichten enthalten, und stellte den Grundsatz auf: „Als die älteste Art der keramischen Kulturschichten wird diejenige aufzustellen sein, unter welcher ... noch nie eine andere Art von Keramik zum Vorschein kam." K... fleisch fand nun, „daß gerade die ältesten Grabhügel unserer He... das am reichsten verzierte Tongerät (er meinte die Schnurkeramik) enthalten und daß, soweit dem Verfasser bekannt, noch nie in tiefe... älteren Schichten Mitteldeutschlands eine andere Keramik sich ze... als die sogleich näher zu schildernde" (nämlich die Schnurkera...). Darum schien ihm diese als die älteste.

Der Schluß gründete sich nur auf das Arbeitsgebiet Klopfleischs und zwar auf die wenigen Grabhügel mit verschiedenen Schichtungen, die in der untersten Schicht steinzeitliche Bestattungen enthielten, in Thüringen fast ausnahmslos schnurkeramische. Für Klopfleischs Zeit war es ein Verdienst, daß er durch diese Beobachtungen ... höhere Alter der Schnurkeramik vor den bronzezeitlichen und späteren Grabaltertümern erkannte. Zu einer chronologischen Unterscheidung verschiedener steinzeitlicher Typen hat ihm sein thüringisches Material keine Unterlagen gegeben. Der einzige Tumulus, der ihm ... einer solchen Unterscheidung hätte verhelfen können, nämlich ... außerhalb Thüringens gelegene Spitzehoch bei Latdorf in Anhalt, enthielt außer einigen Exemplaren der ihm bekannten Schnurkeramik ... die ihm unbekannte Keramik des Bernburger Typus. Leider war ... dort angewandte Ausgrabungsmethode, nämlich Eintiefen eines Scha...

[1]) Vergl. Beltz, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg, Jahrb. ... S. 80 ff. und S. 123.

von der Spitze bis zum Grunde und nachträgliche Erweiterung des Schachtes nicht günstig für eine klare Beobachtung über das chronologische Verhältnis der in verschiedenen Teilen des Hügels gefundenen steinzeitlichen Bestattungen, die doch auf unbefangene Augenzeugen den Eindruck machten, als sei der Steinbau mit dem Bernburger Typus der ursprüngliche Kern des Hügels. Vermutlich ist die Unsicherheit über dies Verhältnis mit Ursache gewesen, daß Klopfleisch trotz zahlreicher Mahnungen den versprochenen Bericht über die Ausgrabung von Latdorf verschob, um erst weitere Ausgrabungen vorzunehmen, bis es zum Bericht zu spät war.

Erst in neuerer Zeit sind dann die Beobachtungen gemacht, daß in tieferen älteren Schichten als die der Schnurkeramik sich eine andere Keramik gezeigt hat, Beobachtungen, die es unmöglich machen, der Schnurkeramik die Anfangsstellung in der neolithischen Kultur Deutschlands zuzuweisen: nämlich im Hügel von Baalberge eine Kanne mit Henkeltopf in großem Steinplattengrabe[1]); im Hügel von Kalbsriet an der Unstrut Kugelamphoren und offene Amphoren in mächtigem Steinplattengrabe[2]); im Hügel am Nebraer Berge bei Tröbsdorf zwei Gefäße des Bernburger Typus bei Skeletten[3]); und nun im Pohlsberge eine ähnliche Kanne wie die von Baalberge ebenfalls in großem Steinplattengrabe.

Da die genannten Kannen als Ausläufer der norddeutschen Tiefstichkeramik zu betrachten sind,[4]) ebenso wie der Bernburger Typus;

---

[1]) Diese Jahresschrift I, 1902, S. 35—37.

[2]) Schumacher, Altertümer unserer heidn. Vorzeit V, 1904, S. 56.

[3]) Vergl. oben S. 78, Anm. 1.

[4]) Vergl. meine Ausführungen in Jahresschr. I, S. 33 und Schumacher a. a. O. S. 58. Die von Schumacher Tafel 13, Fig. 203 als Parallele abgebildete Kanne aus großem Steinplattengrabe bei Wimmelburg (Mansf. Seekreis) hat leider zur näheren Bestimmung des Typus nichts beitragen können, da die zugehörigen Gefäße nicht gerettet sind. Eine Verwandtschaft unserer Kannen mit pommerschen und uckermärkischen Henkelkrügen, auf die Schumacher und Beltz hingewiesen haben, scheint vorzuliegen, insofern auch diese (von Schumann veröffentlichten) Gefäße aus der norddeutschen Tiefstichkeramik hervorgegangen sind, wie ein Vergleich des uckermärkischen Kruges (Nachrichten 1902, S. 81) mit dem Tiefstichkruge von Rhinow (Brunner, Fig. 33) veranschaulicht. Für das chronologische Verhältnis jener pommerschen Steinkistengräber zu den dort ebenfalls vorkommenden schnurkeramischen Flachgräbern dürfte deshalb der deutliche chronologische Beweis des Pohlsbergs die entscheidende Aufklärung bringen. Unsere Kannen sind übrigens m. E. nicht aus jenen plumpen Krügen hervorgegangen, sondern aus den schlankeren nordischen Halskrügen mit 2 Ösen (Beltz,

da ferner die Kugel- und die offenen Amphoren dem Bernburger Typus gleichzeitige Produkte norddeutscher Keramik sind, so ist nunmehr erwiesen, daß die norddeutsche Tiefstichkeramik und ihre Fortsetzungen älter sind als die Schnurkeramik, wenn sie sich auch noch gleichzeitig mit der letzteren erhalten haben.[1])

Diese Erkenntnis wird endlich dazu führen, die Herkunft und Entwicklung der so eigentümlich stilisierten Schnurkeramik und der zugehörigen stilisierten Steinhämmer aufzuklären. Für Klopfleisch blieb bekanntlich der Ursprung dieses eigenartigen Gefäßstils „um so rätselhafter, da die Gefäße dieser Art in unseren neolithischen Gräbern gar keine früheren Entwicklungsstadien durchlaufen zu haben scheinen, sondern schon mit allen Eigenschaften eines ausgeprägten Stils auftreten."

steinzeitl. Funde, Jahrb. 63, S. 79). Wie aus den Kugelamphoren sich eine Form mit Standfläche und nur einer, etwas vergrößerten, Öse entwickelt hat (Exemplar von Hindenburg in meinem Besitz), so ist unsere Kanne nichts anderes als ein solcher Halskrug, an dem statt 2 Ösen nur eine vergrößerte Öse angebracht ist; sowohl die Ansatzstellen als die geknickte Form des Henkels zeigen deutlich diese Herkunft.

[1]) Für die Ansetzung des Bernburger Typus in Montelius' Periode III habe ich mich im vorigen Jahrgang S. 185 auf das aus Findlingsblöcken erbaute Ganggrab von Drosa berufen, sowie auf das mit Findlingsblöcken gedeckte Hünengrab von Ebendorf. Ein gleichalteriges „aus 18 großen Feldsteinen" (Findlingsblöcken) erbautes Hünengrab von 15 Ellen Länge (5 und 6 Seitenträger, je 1 Schlußstein, 5 Decksteine) ist schon um 1780 bei Wulfen in einem Hügel „unweit der Leimküte" ausgegraben; in einem kleinen steinernen Nebenbehälter (also ähnlich wie im Spitzenhoch und im Lausehügel) standen 10 Gefäße des Bernburger Typus, die jetzt in Groß-Kühnau aufbewahrt werden. Vgl. Stiller, im Anhang zu Lehmanns Beiträgen, Halle 1789, S. 94; Virchow, Zeitschr. für Ethn. 1883, V. S. 44 und 1894, V. S. 328. Übrigens sind bei den seit 3 Jahren zu Nägelstedt durch Götze und Förtsch betriebenen Ausgrabungen auch nordische Kragenflaschen zusammen mit Bernburger Typus gefunden, eine Tatsache, die meine Beobachtungen über das Alter dieses Stils voll bestätigt. Da zu Jordansmühl in Schlesien mit Kragenflaschen auch Bandkeramik zusammen vorgekommen ist, so wird endlich auch dieser verbreiteten Gruppe ihr chronologisches Verhältnis zur Schnurkeramik angewiesen. Ihre Gleichzeitigkeit mit dem Bernburger Typus hatte sich schon in dem Massengrabe von Hornsömmern gezeigt (vgl. Mertins, Schles. Vorzeit in Bild und Schrift III, 1904, S. 2; Reischel, Vorgesch. Altert. der Prov. Sachsen IX, S. 1 ff.). Da auch der Rössener Stil zusammen mit Bandkeramik vorgekommen ist, z. B. zu Rössen, Hundisburg, Neuhaldensleben, so ergibt sich, daß die Schnurkeramik von allen Typen der neolithischen Keramik Deutschlands der letzte ist.

[2]) Vorgesch. Altertümer der Provinz Sachsen I, 1883, S. 46. Ähnlich auch in Regensburg, Korresp.-Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. 1881, S. 139: Die neolithische Periode in Mitteldeutschland zeigt „wie mit einem Zauberschlag diese neue Technik ohne uns irgend eine Vorstufe der keramischen Entwicklung zu enthüllen."

Es ergab sich ihm deshalb die Alternative: „entweder war der maßgebende Teil der Bevölkerung ein verhältnismäßig hoch kultivierter, zugewanderter, unserm Boden ursprünglich fremder, oder die rohe einheimische Urbevölkerung erhielt von außen von einem höher kultivierten Volke, das wohl frühzeitig durch Faktoreien oder Sklaven die Fabrikation der Keramik auf unserem heimischen Boden betrieb, seine ersten Tongeschirre“ (S. 41). Klopfleisch entschied sich für die letztere Alternative hauptsächlich wohl, weil, wie er glaubte, die Verzierungstechnik der Schnurkeramik „nur mit ägyptischen Gefäßen des alten Reiches auffällige Übereinstimmung zeigt“ (S. 46).

Die Hypothese von den phönikischen Faktoreien, die entgegen der prähistorischen Methode ohne jeden Beweis durch Erdfunde und Nachlaßreste in luftiger Spekulation ersonnen war, hat heute keinen Anhänger mehr. Es blieb demnach die andere Alternative von der Einwanderung eines schon höher kultivierten Volkes, bei dem die Vorstufen der schnurverzierten Amphoren und Becher zu suchen sind. Solange man mit Übertreibung der Klopfleischschen Hypothese die übrigen neolithischen Gefäßtypen Deutschlands für jünger erklärte als die Schnurkeramik, herrschte über die Herkunft und Entwicklung dieses Gefäßstils vollkommene Ratlosigkeit und tiefes Schweigen. Noch vor 2 Jahren mußte ich auf östliche Vorkommnisse von angeblicher Schnurkeramik hinweisen und die Möglichkeit einer Einwanderung aus Rußland aufstellen. Heute, wo wir das höhere Alter des norddeutschen und des Bernburger Stils erkannt haben, wo wir an den Fundstellen von Tröbsdorf, Kalbsrieth, Nägelstedt die Einwanderung dieser norddeutschen Neolithiker bis an die Unstrut verfolgen können, liegt es doch am nächsten, in der Keramik dieser Stufe die Vorstufe der entwickelten thüringischen Schnurkeramik zu suchen.

Die nordwestdeutsche Megalithkeramik — in Nägelstedt mit Bernburger Typus zusammen gefunden — enthält nun Becher von großer Ähnlichkeit mit dem thüringer Schnurenbecher.[1]) Auch das Ganggrab von Drosa zeigt unter seinen Bernburger Gefäßen einen Becher, der in seiner Form dem Schnurenbecher schon recht nahe steht (Tafel V, Fig. 20). Gewisse Formen des Schnurenbechers konnten sich auch aus der Amphora entwickeln, wie die oben erwähnten Übergangsgefäße beweisen (S. 78). Für die in Thüringen scheinbar ohne Vorstufe auftretende Amphora finden wir aber gerade in älteren Gräbern des Bernburger Typus eine bisher wenig beachtete Vorstufe, die er mit

[1]) Vergl. Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1900 Verh. S. 276 und 264.

der verwandten Steinzeitkeramik in der Altmark, Brandenburg, Pommern gemein hat, nämlich ein amphorenartiges Gefäß mit Ösen im Halswinkel und Ösen oder Zapfen am Umbruch:

In dem mit Bernburger Typus besetzten Hünengrabe von Drosa (Ganggrab aus Findlingsblöcken) fanden sich die Bruchstücke eines solchen Gefäßes hart an der Seitenwand — wahrscheinlich von einer älteren Bestattung herrührend, deren Reste bei erneuter Benutzung des Grabes zur Seite geschoben waren (vergl. oben S. 36 und Tafel V, Fig. 19). Zwei derartige Gefäße enthielt auch das ähnliche, aus 18 Findlingsblöcken bestehende, schon um 1780 geöffnete Hünengrab bei Wulfennahe bei Drosa — nebst bekannteren Gefäßen des Bernburger Typus (vergl. S. 37 Anm.). Ein stattliches Gefäß dieser Art mit schönem Zickzackband um den Hals und um den Oberkörper ist zusammen mit Gefäßen des Bernburg-Molkenberger Typus einem Grabe im kleinen Silberberge bei Barleben nördlich von Magdeburg 1831 entnommen.[1] Noch weiter nach Norden liegt das Gräberfeld von Tangermünde, das außer anderen Gefäßen des Bernburger Typus auch eins wie das hier besprochene enthielt.[2]) Noch größere Übereinstimmung mit diesem zeigt ein Gefäß von Päwesin in Westhavelland, das mit einem nordisch-bernburgischen Henkelkrug und mit Feuersteinbeilen zusammen gefunden ist, und das wieder eine Parallele in einem Grabgefäß aus Stargard, Kr. Saatzig in Pommern, besitzt.[3]) Ein verwandtes Gefäß kleinerer Form stammt ferner aus einer Ansiedelung bei Hoppenrade, Kr. Osthavelland, und ein ähnliches ohne Verzierung aus der Urfundgrube des Bernburger Typus, dem Lausehügel bei Halberstadt.[4]) — Der Übergang dieser nordisch-bernburgischen Gefäßform zu der thüringischen Amphorenform zeigt in sehr bemerkenswerter Weise ein von Größler in dieser Jahresschrift veröffentlichtes Gefäß von Wormsleben im Mansfelder Seekreise, das zusammen mit einem unverzierten Henkelkruge nordischer Form aus einer mit mächtigem Steinklotz gedeckten Steinkiste 1881 gehoben worden ist.[5]) Dasselbe hat noch die Ösen (4) im Halswinkel, und am Umbruch vier Zapfen, aber schon zylindrischen

---

[1]) „Zwischen zwei Steinreihen in der Erde gefunden." Freundl. Mitteilung des Herrn Dr. Hahne, der den Fund nebst anderen Schätzen des Magdeburger Museums demnächst veröffentlichen wird.

[2]) Götze, Zeitschrift f. Ethn. 1892 Verh. S. 183, Fig. 7.

[3]) Brunner, Steinzeitl. Keramik der Mark Brandenburg S. 13, Fig. 25 und 15.

[4]) Im Museum zu Wernigerode, vergl. auch Reinecke, Zeitschrift f. Ethnol. 1902 Verh. S. 235.

[5]) Jahresschrift I, 1902, S. 239, Tafel XXV, No. 1507.

Hals; im übrigen ist es unverziert. Plumper ist ein Gefäß von Niederdodeleben (Magdeb.) mit je vier Ösen im Halswinkel und am Bauche.

Auch das Schnurenornament findet sich in der norddeutschen Keramik in mannigfacher Weise angewendet, besonders auf Kugelamphoren und offenen Amphoren. Wir werden dasselbe jetzt nicht mehr als Rückwirkung der thüringischen Schnurkeramik, sondern als deren Vorstufe, als die ersten tastenden Versuche in dieser Manier ansehn.[1]) Die offene Amphora zeigt außerdem in ihren vier Ösen am Gefäßumbruch ein Element, das ebenfalls für die schnurkeramische Amphora charakteristisch geworden ist, sie hat auch schon das Gurtband von Öse zu Öse, wie wir es regelmäßig an den (älteren) halslosen und kurzhalsigen Amphoren der Schnurkeramik finden.[2]) Die offene Amphora brauchte man nur wenig oben einzuwölben, und man hatte die halslose Amphora.

Es ist beachtenswert, daß diese vermittelnden Gefäßformen hauptsächlich im Übergangsgebiet zwischen der norddeutschen Keramik und der thüringischen Schnurkeramik vorkommen.

Dies alles sind nur flüchtige Andeutungen über ein Thema, das eine eigene genaue Untersuchung verdient; hier sollte nur gezeigt werden, daß bei der richtigen Chronologie der steinzeitlichen Typen auch das Problem der Entwicklung des in Thüringen scheinbar entwicklungslos auftretenden keramischen Stils wohl zu lösen sein wird. Der Wert der beiden in ungestörter Lage gefundenen Steinzeitgräber des Pohlsberges für die Chronologie und für manche andere Frage der Steinzeit dürfte ersichtlich sein.

Auch die Funde aus der Mitte der Bronzezeit sind für chronologische und ethnologische Betrachtungen nicht unwichtig. Das Schwertgrab sagt uns deutlich, daß die hiesige Bevölkerung in der dritten

[1]) Man vergleiche die Schnureindrücke auf den Kugelamphoren von Kl.-Rietz (Brunner, neolith. Keramik in Brandenburg S. 5, Fig. 7 und S. 6), Groß-Ramlin in Pommern (Walter, steinzeitl. Gefäße im Stettiner Mus. Tafel II, 8—12), Reupzig in Anhalt (Seelmann in Nachr. 1903, S. 89), Kossebaude im Königr. Sachsen (Deichmüller S. 29; Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1900, S. 161) und auf einem wunderlichen Übergangsgefäß von Biere im Prov.-Mus. zu Halle. Ferner auf den offenen Amphoren von Köben (Brunner, Nachrichten 1899, S. 82), Reppichau in Anhalt (Seelmann, ebenda S. 80) Zilly, Kr. Halberstadt (Höfer in „Prov. Sachsen in Wort und Bild", Berlin 1900, S. 52), Beckendorf, Kr. Oschersleben (Schmidt, Mitt. aus dem Prov.-Mus. Halle I, S. 37), Kalbsrieth (Pfeiffer, Korresp.-Bl. des allg. ärztl. Vereins von Thüringen 1901, No. 9).

[2]) Man vergleiche die offene Amphora von Ketzin bei Brunner, Fig. 1 und das Fragment einer solchen aus dem Pohlsberge Tafel VIII, Fig. 1 und oben S. 67.

Periode der Bronzezeit zur Brandbestattung übergegangen ist (ähnlich wie in Dänemark und in Mecklenburg, wo mit Bronzebeigaben der Periode III sowohl Skelettbestattungen wie Brandbestattungen vorkommen; vgl. Beltz, die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg, 1902). Ob die Steinkiste III mit ihren Gefäßen des älteren Lausitzer Typus, die auf dem Schwertgrabe errichtet war, zu dem Schwerte gehört, ist leider nicht mit Sicherheit zu sagen; dafür spricht die Tatsache, daß jene Steinkiste nichts von Gebein enthielt, während umgekehrt in dem Schwertgrabe kein einziges Beigabegefäß war. Der eigentümliche zylindrische Deckeltopf, in dem Gebein und Schwert beigesetzt war, zeigt freilich kein Lausitzisches Ornament, aber die hohen Töpfe aus Kiste IV—V zeigen auch nichts dergleichen. Der Deckeltopf scheint eine Nachahmung hölzerner runder Schachteln zu sein, wie sie in Dänemark aus Eichensärgen der älteren Bronzezeit gehoben sind (vergl. S. Müller, Nord. Altertk. I, S. 343). Der Umstand, daß in der darüber gebauten Steinkiste ein ähnlich geformter Deckeltopf, wenn auch in viel kleineren Dimensionen, aber doch auch eine Nachahmung hölzerner Spanschachteln, sich befand (Tafel IX Fig. ..., spricht doch für die Zugehörigkeit des Schwerttopfes zur Keramik der darüber befindlichen Kiste; dafür spricht auch das Material, aus dem er hergestellt ist; es ist dieselbe dunkelbraune Erde, die im Bruch krümelt und keine Spur von Brand zeigt, wie wir sie an Randstücken der großen Terrine aus Kiste III und an den Bruchstücken der großen terrinenförmigen Urnen aus Kiste IV—V gefunden haben.

Man wird also wohl annehmen dürfen, daß die Erbauer der Steinkiste III auf die Deckplatte des alten Steinkistengrabes gestoßen sind und daß sie den wohlverwahrten Raum für geeignet gehalten haben um Schwert und Gebeinreste des Kriegers aufzunehmen, während man die Votivgefäße darüber in eigens erbauter schützender Kiste beisetzte. Die Speere sind auch für die Schwertkiste zu lang gewesen.

Daß die „ältesten, schweren Formen der Buckelgefäße in den Beginn der dritten Periode der Bronzezeit fallen“, hat Kossinna erkannt (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 211). Zu diesem Typus gehören zweifellos die drei Kisten II, III, IV—V; nur Kiste I scheint etwas jünger zu sein (Periode IV). Chronologisch würden also Gefäße und Schwert wohl zusammengehören können. Es kommt hinzu, daß der Typus des Schwertes in Ungarn heimisch ist, ähnlich wie der Gefäßtypus der Buckelurnen. Bekundet (nach Kossinna) die Verbreitung der Buckelurnen und der ungarischen Bronzen ein Vordringen südöstlicher Völker thrakischen Stammes (Karpodaken) nach Deutschland bis in die

Gegenden Nordbrandenburgs, Wittenbergs und Anhalts, so sind diese Bestattungen im Pohlsberg nebst denen im Spitzenhoch und im Windmühlenberge von Wulfen mit ihren schönen und großen Gefäßen und ihrer kriegerischen Ausstattung gewiß sehr beachtenswert; sie bezeichnen eine nördliche Grenzstellung dieser Bevölkerung, die ein großes fast leerstehendes Gebiet teils von neuem, teils zum erstenmal mit Menschen gefüllt hat.[1]) Anderseits hat der thrakische Volksstamm sich in verschiedenen Abteilungen südwärts nach Kleinasien ausgedehnt; in Troja geben die Buckelurnen der siebenten, nachmykenischen Stadt Kunde von thrakischer Besiedelung.[2])

So öffnet sich uns bei diesen Gräbern ein weiter Ausblick auf ein mächtig ausgebreitetes Volk in den letzten Jahrhunderten des zweiten vorchristlichen Jahrtausend, auf einen ethnologischen Zusammenhang, der vielleicht zur Erklärung mancher bisher rätselhaften Übereinstimmungen nordländischer und mittelländischer Völker in Religion, Mythus und Gebräuchen dienen kann. P. Höfer.

Die Nordgrenze des facettierten Hammers und ihre Bedeutung.

Vor nunmehr zwanzig Jahren regte der Museumsausschuß an, das Verbreitungsgebiet des Schuhleistenkeils und des facettierten, also vielkantigen Hammers festzustellen. Die Forscher wendeten sich zwar nach Klopfleischs Vorgange hauptsächlich den Gefäßen zu, aber gerade diese beiden Formen wurden dabei auch beachtet, und der Schuhleistenkeil mit der Bandverzierung, der vielkantige Hammer mit der Schnurverzierung zusammengestellt.

---

[1]) Die Aufzählung der nördlichen Grenzstationen dieses Typus bei Kossinna (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 211—212) enthält anstatt der wichtigen Fundstelle von Latdorf die Worte „Burg bei Bernburg“ vermutlich ein Druckfehler für „Burg bei Magdeburg, Latdorf bei Bernburg“. Ich füge als westlichere Fundorte dieses Typus noch hinzu: Der Gläserne Mönch bei Halberstadt (Neue Mitt. des thür.-sächs. Vereins, Bd. IV, H. 4, S. 153) und Sangerhausen (Mitt. d. Vereins f Gesch. u. A. von Sangerhausen I, 1881, S. 176 und 194); hier fand sich der Typus bei Skeletten. Dagegen saß schon bei Auleben an der Soolquelle in derselben Periode eine anders geartete Bevölkerung.

[2]) Hub. Schmidt, Trojanische Altertümer S. 172—179 und Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 111.

Beide Formen finden sich in einem beträchtlichen Teile der Provinz zusammen: von Thüringen an bis zum Harz und im Schwabengau zwischen Bode und Wipper (Aschersleben — Bernburg). Als Beispiel dafür ist im vorigen Jahrgang die Fundstelle bei Gatersleben beschrieben; ähnlich zahlreich sind beide Formen von Meisdorf und Welbsleben bekannt; weitere Belege bietet reichlich das Provinzialmuseum. Sein reicher Bestand an vielkantigen Hämmern — über 50 — böte Material genug, eine Entwicklungsgeschichte aufzustellen, sei es von dem abgerundeten Hammer aus oder zu dem abgerundeten Hammer hin; denn der Kanten sind zuweilen so viele — z. B. aus Gerbstedt — daß man sie erst mit der Hand wahrnimmt. Aber es liegen vielleicht landschaftliche Verschiedenheiten, nicht Entwicklungsstufen vor.

Am Harz und an der Bode endet das Verbreitungsgebiet des vielkantigen Hammers; im Harzgau, zwischen Oker und Bode, Harz und dem Bruchgraben zwischen Oker und Bode, ist er nicht heimisch; das kann mit aller möglichen Bestimmtheit ausgesprochen werden.

Aus diesem Gau sind die Hausurnen von Wulferstedt, Schwanebeck, Nienhagen und der Klus, die Gesichtsurnen von Eilsdorf bekannt; seinen Reichtum an Steinwerkzeugen hob Major Förtsch auf der Anthropologenversammlung von 1900 hervor. Gesammelt wurde hier mit Erfolg von Oberprediger Augustin vor 80 Jahren, in neuerer Zeit sind — so viel bekannt — an 15 Orten Sammlungen entstanden. Auf jeder der Fluren von Schlanstedt, Groß-Quenstedt, Sargstedt, Langenstein, Deersheim und Rhoden mit Osterrode sind mehrere hundert Stück gesammelt, auch Klostergröningen, Krottorf, Schwanebeck, Emersleben, Halberstadt, Quedlinburg und andere haben beträchtliche Ausbeute geliefert. Über 3000 Steinwerkzeuge liegen da vor, aber der vielkantige Hammer ist hier nirgends gefunden. In den Sammlungen ist er etwa zwanzigmal vorhanden, auch in seinen Nebenformen, mit beilartiger Schneide oder mit fünfeckigem Umriß, aber von außerhalb. Nur ein Stück ist in Wernigerode aufgenommen, jedoch nach Professor Höfers Zeugnis bei Abtragung des Stadtwalls, also in aufgeschüttetem Boden, und die starke Beschädigung an beiden Enden macht wahrscheinlich, daß er aus einer Sammlung entfernt wurde.

Auch nördlich vom Harzgau, jenseits des Bruchgrabens, ist er augenscheinlich nicht heimisch. Es sind zwar sieben Stück bekannt, die von dort ihre Bezeichnung haben: einer aus Biere (in Quedlinburg), einer in der Sammlung Franke von Dolle bei Burgstall ist aus Aschersleben, der dritte, im Elm gefunden, jetzt in Braunschweig, drei angeblich aus Wanzleben, Bleckendorf, Burg (in Magdeburg), einer aus Magdeburg

Fr. Wilh.-Garten (in Wernigerode). Dem steht gegenüber, daß ihn Schultheiß aus dem Kreise Wolmirstedt nicht hatte, daß er in der reichen Sammlung des Allervereins und des Gymnasiums in Neuhaldensleben fehlt, daß die prächtige Sammlung Saul zwar viele Prunkhämmer aus Braunschweig enthält, den vielkantigen Hammer aber nur aus Hoym und Delitzsch. Dem schließt sich im Westen Hildesheim an mit 14 abgerundeten und einer Anzahl vierkantiger, aber keinem vielkantigen Hammer. Gegenüber diesem Befunde kann der Hammer vom Elm, wie schön er auch ist, oder der von Magdeburg nicht als Beweis gelten, daß er dort heimisch wäre.

Es ist ja eigentlich über Erwarten, daß diese schöne und gleichsam zum Mitnehmen lockende Form nicht stärker verschleppt ist und noch eine so scharfe Grenze wie der obere Lauf der jetzt schmalen Bode sich kenntlich macht. Während noch am rechten Bodeufer der vielkantige Hammer gefunden ist (Rodersdorf), tritt gleich am linken der abgerundete Hammer auf mit fünf Stück in Kloster-Gröningen und Krottorf.

Was ist nun aus diesem Befunde zu schließen? In seinen archäologischen Problemen betont Höfer, daß gerade in der Provinz Sachsen Völkergrenzen für die jüngere Steinzeit festzustellen sein werden. — Ist die Grenze des vielkantigen Hammers eine solche Völkergrenze? Sie war wohl dazu geeignet; denn wie der Harz war damals gewiß auch die Bode schwer zu überschreiten.

Nun sprechen aber wieder andere Formen stark dafür, daß der Harzgau in der Steinzeit mit dem Schwabengau und Halle-Merseburg zusammengehörte und nicht zu dem norddeutschen Gebiet, mit dem er das Fehlen des vielkantigen Hammers gemein hat.

Der Schuhleistenkeil wird hierbei nicht in Betracht kommen; er ist wohl zu den naheliegenden Formen zu rechnen, die leicht erfunden wurden; dafür spricht seine Verbreitung von Portugal bis Siebenbürgen (Jahresschrift 1, S. 38); er tritt wohl überall auf, wo der Hohlmeißel aus Feuerstein fehlt. Anders steht es mit der ähnlich geformten Axt, deren eine Seitenfläche völlig eben geschliffen, die andere aber stark gewölbt ist bis zur Schneide (Jahresschrift 3, Tafel 2). Auf ihre Eigenartigkeit hat wohl zuerst Lindenschmit aufmerksam gemacht; er beschreibt sie vom Hinkelsteiner Gräberfelde und überhaupt vom Rheinland (Archiv f. Anthr. 3, S. 104) und Schötensack bemerkte ihr Fehlen in der Altmark.

Wie der vielkantige Hammer durch das Merseburger Grab gleichsam ausgezeichnet ist, so diese einseitig gewölbte Axt durch das andere berühmte Grab der Provinz im Leubinger Hügel! Von Thüringen

her ist sie bis in den Harzgau verbreitet und gehört hier zu den regelmäßigen Erscheinungen. Darüber hinaus sind zwei bei Neuhaldensleben gefunden, und vier bisher aus der Gegend von Wolfenbüttel und dem Elm bekannt. Das ist dieselbe Linie, die Höfer als Nordgrenze der Bandkeramik aufstellt, jedoch mit Vorbehalt, weil Grabfunde fehlen. Ebenso ist dies vereinzelte Vorkommen der einseitig gewölbten Axt bis zur Aller-Ohre-Linie nur sehr eingeschränkt zu verwenden. Bei der Menge der dort gesammelten Steinsachen ist sie eben ganz schwach vertreten. Schultheiß hatte sie nicht und in der Sammlung Sac. ist nur ein Exemplar aus Hoym. Ebenso fehlt sie in Hildesheim. Die beiden in Neuhaldensleben sind überdies verkürzt und einfach keilförmig zugeschliffen, so daß man dort scheint keine Verwendung für die eigentümlich gebogene Schneide gehabt zu haben, obwohl man den Schuhleistenkeil gebrauchte. Man wird höchstens schließen können, daß der mitteldeutsche Volksstamm sich eine kurze Zeit über den Bruchgraben ausgebreitet hat. Wie weit diese Form jenseits der Elbe geht, ist vielleicht in Berlin festzustellen; das Provinzialmuseum hat ein Exemplar aus Kreis Jerichow 2 und eins aus Brandenburg. — Die Annahme Lindenschmits, daß die ebene Seite durch stärkere Benutzung mehr geglättet sei, wird vielleicht dadurch widerlegt, daß ebene Flächen sich leichter schleifen als gewölbte.

Eine Verbindung im Westen des Harzgaues über den Bruchgraben hinweg nach der Asse und dem Elm bekunden auch die beiden Jadeitkeile von Rhoden und Berßel in Dr. Barners Sammlung. Nach Professor Kloos ist das größere — und augenscheinlich auch das nicht untersuchte kleinere — aus demselben Material wie die beiden an der Asse gefundenen, während das in Wülperode gefundene Jadeitbeil mit den braunschweigischen Flachbeilen übereinstimmt.

Das Zeugnis der einseitig gewölbten Axt wird unterstützt durch die ebenfalls einseitig gewölbten flachen Keile oder Schaber (Jahresschrift III, Tafel 2), die Größler reichlich auch in den Wohnstätten bei Tröbsdorf fand; hauptsächlich aber durch die noch auffälligere und rätselhaftere Form, die in der Mitte durchbohrt und hackenförmig geschaftet ist. Unten ist sie daher völlig flach, oben aber gänzlich gewölbt, so daß der Durchschnitt überall ungefähr ein Kreisabschnitt ist, der von der Mitte an zur Schneide hin immer flacher wird. Bei einer Länge von 34 cm und 38 cm (so von Polleben und Holleben im Prov.-Museum) ist sie nur 4 cm breit und am Schaftloch wenig über 3 cm hoch. Da sich nun die obere Fläche vom Schaftloch an ganz allmählich zur Schneide oder zu beiden Schneiden senkt, so sind diese sehr

schwach, ebenso wie die Wände des Bohrloches. Man findet sie denn auch meist zerbrochen. Diese kunstvolle und anscheinend völlig unpraktische Form reicht ebenfalls bis in den Harzgau; darüber hinaus sind nur zwei durchbohrte Schuhleistenkeile bekannt geworden.

Diese Formen werden für die Zugehörigkeit des Harzgaus zu dem südlichen Teile der Provinz entscheidend sein und beweisen, daß seine Nordgrenze die nur vorübergehend überschrittene Grenze des mitteldeutschen Gebiets in der jüngeren Steinzeit war.

Daß nun trotzdem der vielkantige Hammer im Harzgau fehlt, ist wohl am einfachsten so zu erklären, daß man hier den abgerundeten Hammer vorzog, der ja auch im Gebiet des vielkantigen sich findet. Ein hübsches Gegenstück aus jüngst vergangener Zeit läßt sich daneben stellen: im Harzgau bevorzugte man den achteckigen Dreschflegel, jenseits der Bode herrschte der runde, in Thüringen, wie verlautet, der viereckige. Solche landschaftliche Verschiedenheit gab es anscheinend schon in der Steinzeit, ohne daß daraus auf Stammesverschiedenheit zu schließen ist. Denn selbst einzelne Niederlassungen haben eigentümliche Formen. So enthält die Sammlung Francke — jetzt in Halberstadt aufgestellt — drei steinerne Hackmesser (daneben noch zwei kleine, wie für Kinder) mit herausgearbeitetem Griff und breiter Klinge, wie sie noch die Küchenhackmesser haben. Die Form ist sehr handlich und anscheinend sehr wirksam, aber doch in keiner der anderen Ortssammlungen vertreten.

Doch gibt die Verschiedenheit der Ortssammlungen hin und her zu raten auf. Die Sammlungen aus Rhoden am Fallstein zeigen ein auffälliges Überwiegen des Feuersteins. Über 200 Messer, Schaber, Pfeilspitzen, Keile, Meißel aus Feuerstein sind da gefunden und, was besonders auffällt, sieben Dolche, die sonst im Harzgau ganz vereinzelt vorkommen und an den reichen Fundstellen fehlen.

Ähnlich reich an Feuerstein sind die in Quedlinburg aufgestellten Ortssammlungen von Wieserode und Neuplatendorf im Schwabengau zwischen Meisdorf und Welbsleben gelegen. Andererseits ist wieder im norddeutschen Feuersteingebiet beobachtet, daß an einzelnen Stellen der Feuerstein zurücktritt und die anderen Gesteine überwiegen. Schultheiß bemerkt das von Altenhausen bei Neuhaldensleben und Krause und Schötensack von der Sammlung Prochno-Gardelegen, die jetzt im Völkermuseum ist. Daraus könnte man schließen, daß die norddeutsche Bevölkerung sich bis in den Schwabengau und Harzgau ausgebreitet hatte, wenn auch nicht mit zahlreichen Siedelungen, und dann von der mitteldeutschen Volksschicht für einige Zeit bis zur Alt-

mark zurückgedrängt wurde. Die norddeutsche Bevölkerung ... aber auch, als sie in der Bronzezeit nach Süden vordrang, noch ... reiche Feuersteingeräte mitgebracht haben.[1]) Es ergibt sich aus ... Steinsachen danach etwa dasselbe, was Höfer aus der Verbreitung ... Gefäße entnimmt. — Von Rhoden abgesehen, zeigen die reichen F... stätten im Harzgau aus Feuerstein nur Messer, Pfeilspitzen ... einige Keile.

Die besprochenen Hämmer und einseitig gewölbten Äxte ... bis in die Bronzezeit gebraucht worden, wie das Leubinger Grab ...; daß sie aber aus der Steinzeit stammen, ist nicht zu bezweifeln, ... sie mit allen anderen Formen der Steinzeit regelmäßig zusammen ... funden sind. Das höchste Alter hat vielleicht der abgerundete Ham... In Blankenburg und Halberstadt, auch in Hildesheim, befindet sich ... ein Exemplar von noch unvollkommener Form, wobei das Schaft... beiderseits weit ausgerieben ist; sie scheinen aus den Anfängen ... Bohrkunst zu stammen. Die weit zahlreicheren vielkantigen Häm... und einseitig gewölbten Äxte waren bisher immer ausgezeichnet ... gebohrt. Danach kann man sagen, daß im Harzgau die alte Hammer... form beibehalten ist. Es ist aber zu bemerken, daß der abgerun... Hammer doch nicht zu den regelmäßigen Fundstücken gehört. ... Deersheim, Langenstein, Sargstedt mit zusammen über 1500 S... geräten ist er nicht gefunden. — Auch der vierkantige Hammer ... nicht häufig; zuweilen ist er mit erhabenen Leisten verziert, wie ... in der Bronzezeit üblich sind; oder mit erhabenem Wulst am B... ende. Wenn die Erweiterung fehlt, ist das Schaftloch meist oval. ... diese Formen hier aus der Steinzeit stammen, ist bisher nicht n... weisbar. Ein schöner Hammer mit ovalem Loch und dreifachem W... (Germann-Sargstedt) lag mit einem Feuersteinkeil in einer ein... stehenden Urne, die zerbrochen wurde.

Der Erwähnung wert wird sein, daß nach dem Zeugnis des Leh... Mäntz, welcher in Deersheim sorgfältig sammelt, in Stötterlingen ...

---

[1]) Geschliffene Steinbeile und geschlagene Feuersteine sind ja noch ... 1000 Jahre später — um 500 n. Chr. — in die Grabstätten gelegt! Da sie ... den alemannischen Gräbern zu Oberflacht in überdachten Truhen oder To... bäumen lagen, ist zweifellos, daß sie ebenso wie die vielen hölzernen Geräte ... die Waffen den Toten mitgegeben wurden. Leider ist nur der kleinste Stein... abgebildet (Württemb. Altert.-V. 3. Heft, 1847). — Die Truhe des Toten, ... neben dem Eisenschwert eine Fiedel im Arme hielt und so an Volker im Ni... lungenlied erinnert, ist bei der Abbildung in „Weltall und Menschheit" mit ... anderen verwechselt und verändert.

Harzgau dieselbe geschmackvoll geschnitzte „Klemme“ mit einem spitzen Steinkeil gefunden ist, die von Stedten in Halle, von Querfurt in Mainz aufbewahrt wird und auf der vorgeschichtlichen Tafel so wie Jahresschrift 1 abgebildet ist. Auch das ist ein Wahrzeichen mehr für die Zugehörigkeit des Harzgaues zu dem südlichen Teil der Provinz.

Auch im Harzgau drängt sich die Wahrnehmung auf, daß in der Steinzeit der Wald nicht ausgedehnter war als jetzt; mehrere Niederlassungen liegen am Rande der jetzigen Bergwälder. Die Ortsnamen Rhoden und Osterrode erzählen dazu, daß der Wald sich danach über steinzeitliche Niederlassungen ausgebreitet hat und erst in geschichtlicher Zeit gerodet wurde. Auch anderwärts bezeugen die Hünengräber, die jetzt wie bei Neuhaldensleben im Walde liegen, daß zur Zeit ihrer Errichtung diese Hügel unbewaldet waren. Wenn die römischen Schilderungen der deutschen Wälder zutrafen, so war seit der Steinzeit eine große Veränderung eingetreten. So muß es ja auch sein, wenn anders richtig ist, daß es in der Eiszeit keinen Wald in Deutschland gab. Die Funde geschliffener Steinwerkzeuge aus der Mitte des Harzes, wie im Forst von Stiege, sind bisher zu wenig zahlreich, als daß sich daraus Schlüsse ziehen ließen; es kann höchstens die Frage angeregt werden, ob damals auch der Harz noch nicht sollte bewaldet gewesen sein. In dem Grade, wie sich erweisen würde, daß in der jüngeren Steinzeit wenig Wald vorhanden war, würde diese bei den gegenwärtigen Voraussetzungen näher an die Eiszeit heranrücken.

Es dürfte noch zu erwähnen sein, daß die einseitig gewölbte Axt nach gütiger Mitteilung Professor Schumachers am Hinkelstein andere Verhältnisse hat: die Breite ist im Verhältnis zur Länge etwa doppelt so groß wie hier; bei gleicher Breite sind die Äxte hier doppelt so lang wie dort. Die Form ist daher viel eleganter und eigenartiger wie dort. Nur ausnahmsweise ist hier — in Deersheim und Osterode — ein ähnliches Stück wie dort gefunden. Nach Sanitätsrat Köhl fehlt die hackenartige Form der einseitig gewölbten Axt am Hinkelstein.

Bärthold.

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiet der sächsischen und thüringischen Länder.

1) In der Zeitschrift für Thüringische Geschichte u. Altertumskunde Bd. 22, Jena 1904, beschreibt in ausführl. Weise Herr Dr. Eichhorn die vor- und frühgeschichtlichen F. der Grafschaft Camburg. Der größte Teil des Aufsatzes (S. 2.. 325) gilt dem großen slawischen Gräberfeld, das in der N. des Amtsgerichtsgebäudes, der Stelle der ältesten Burg von Camb. 1869—1872 größtenteils durch Klopfleisch ausgegraben worden. 56 Skelette werden sorgfältig beschrieben, 11 Schädel abgebildet. Beigaben fanden sich bei vier Skeletten halbierte Tongefäße Wellenornament (2 Abb.), bei fünf Skeletten die eisernen Reifen, und Henkel von hölzernen Eimern (6 Abb.), bei fünfzehn je eisernes Messer mit Griffdorn (an einem noch die Reste der H schalen), bei einigen auch kleine Schleifsteine und Flußkiesel. Z große und elf kleine Schläfenringe sind aufgehoben, erstere tra lose aufgeschnürt drei vergoldete kugelförmige Metallperlen und diesen abwechselnd vier Umwickelungen von feinem Silberdr. unter den kleinen sind 6 aus Silber, 5 aus Bronzedraht; auch G perlen fanden sich in der Halsgegend teils einzeln, teils meh beieinander, von doppeltkonischer, zylindrischer und Dattelkern-F (11 Abb.). Die Skelette lagen von Westen nach Osten, sie geh beiden Geschlechtern und allen Lebensaltern an; viel besprochen seinerzeit der Kretinkopf eines 14jährigen Mädchens mit affenähnl. Prognathie; im übrigen sind die Schädel durchgängig schmal, h und lang. Die Funde werden im Germanischen Museum zu Je aufbewahrt. Es werden ferner Abfallgruben im Westen der St Camburg, und eine große Zahl von einzeln in der Cambu Flur gefundenen Steinbeilen, Äxten und Hämmern angeführt u beschrieben, S. 325—330.

Im ersten Teile des Aufsatzes werden Funde von Eckolst in der Grafschaft Camburg besprochen, bes. Herdgruben auf d Hochplateau nördlich und südlich des Dorfes mit feiner und gr Bandkeramik nebst Wandbewurf von Lehm (S. 100—105); a viele steinzeitliche Einzelfunde der Eckolstedter Flur, unter den besonders 13 hochgewölbte Hacken und 29 flache beachtenswert (S. 106—127). Es folgen noch Einzelfunde aus Münchengosserst

und aus Schmiedehausen; von letzterer Flur auch ein hallstattzeitliches Skelettgrab mit gut erhaltenen Bronzen.

2) Aus dem 20. Bande derselben Zeitschrift 1902 sind nachträglich noch einige Veröffentlichungen zu erwähnen, die mir früher entgangen waren. Herr Prof. Dr. Verworn beschreibt S. 649—655 Skelettgräber und zwischen denselben höher stehende Urnengräber in der Gemeindekiesgrube bei Bodelwitz, Kr. Ziegenrück, also dasselbe Gräberfeld, über welches in dieser Jahresschrift Bd. I, 1902, S. 84—88 Herr Museums-Direktor Dr. Förtsch berichtet hat; die Skelettgräber sind slawisch, die Urnen scheinen der Völkerwanderung anzugehören. Wir erfahren hier, daß Funde von dieser Stelle auch in die Sammlung der Realschule in Pößneck und in die des Vogtländischen Vereins zu Schloß Reichenfels gelangt sind. Verworn beschreibt außerdem S. 642 ein späthallstattzeitliches Skelettgrab bei Liebstedt mit Wendelring, 10 geperlten und 2 glatten Armringen, auch Bernstein; S. 655—658 Einzelfunde von Steingerät aus den Fluren von Eckolstedt und Hirschroda, ferner S. 659—662 drei interessante Gußformen: 1. die einer Radnadel mit drei Ösen in Schiefer geschnitten, gefunden bei Groß-Schwabhausen; 2. die in einen Sandstein geschnittene Form eines Hängezierates vom Pferdegeschirr (Br. Per. IV), gefunden auf der vorderen Spitze des Jenzig bei Jena; 3. eine doppelte Gußform, eingraviert auf die beiden geglätteten Seiten eines Kalksteins; in beiden Formen wurden Ziernadeln der merowingischen Periode gegossen, eine mit herzförmiger, eine mit kreisförmiger Kopfplatte, beide mit Gitterwerk gefüllt, das vermutlich die Rahmen für Glasschmelz gebildet hat; die zweite Nadel trägt außerdem oben einen Vogel mit einem Ring im Schnabel, ähnlich einem römischen Feldzeichen. Gefunden wurde diese Form bei Rastenberg an der Finne. Abbildungen sind beigefügt.

3) Aus demselben Bande ist auch eine Veröffentlichung des Herrn Oberlehrers Quantz dankenswert, die nach einem Überblick über die früheren Funde bei Ranis uns die Auffindung eines Skelettes ebendaselbst im Jahre 1900 beschreibt und die Bronzebeigaben durch Abbildungen veranschaulicht. Letztere bestehen aus einem Halsring der älteren Tènezeit mit Petschaftenden und anschließenden Wulstknoten (je 6 auf jeder Seite); mehreren Armringen, die nach außen geperlt, offen und mit zwei keulenförmig verdickten Enden versehen sind, und Bügelfibeln; alles aus Bronze. Die Veröffentlichung ist mir deshalb wertvoll, weil sie geeignet ist, die vielfach unklaren Beschreibungen von Adler über zahlreiche bei Ranis aufgedeckte Skelett-

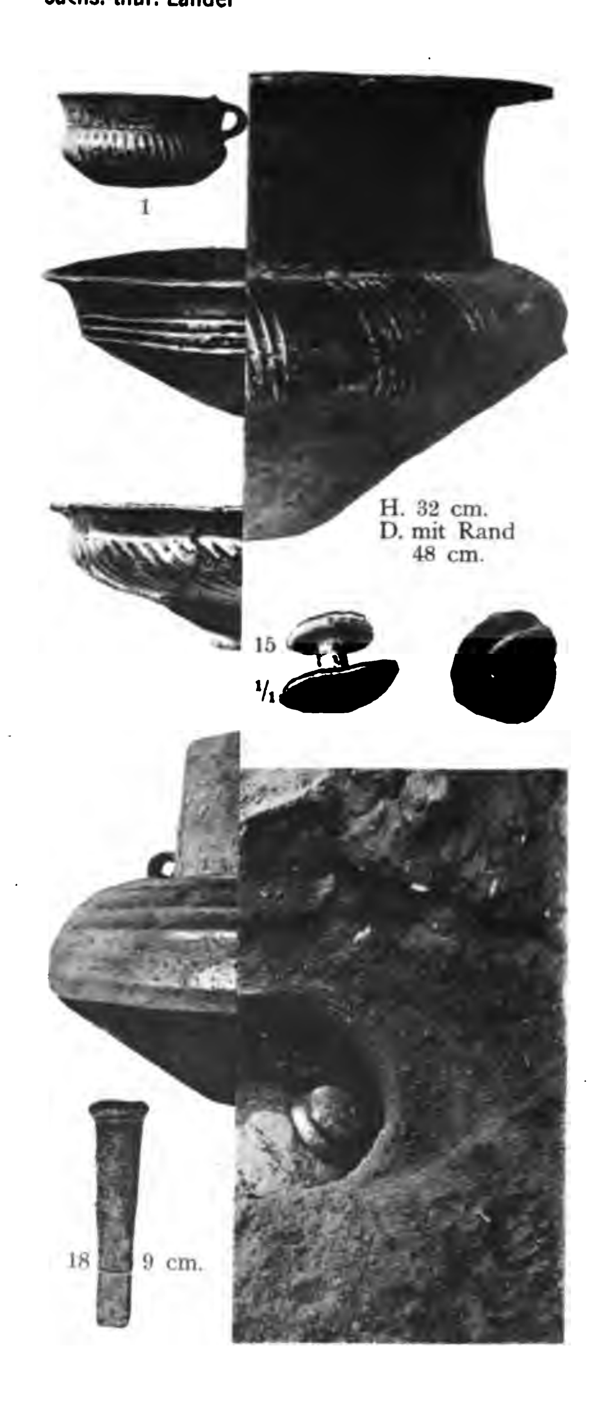
gräber (Grabhügel im Orlagau 1837) durch ein klar beschriebenes Beispiel verständlich zu machen.

4) In den Altertümern unserer heidnischen Vorzeit Bd. V, H. 3, gibt Herr Museums-Direktor Dr. Schumacher gute Abbildungen und Beschreibungen der in dieser Jahresschrift, Bd. I, von mir veröffentlichten Funde aus dem Baalberger Hügel und der zum Vergleich herangezogenen Gefäße aus der Opperschöner Mark bei Halle; als neues Vergleichsstück ist eine Kanne aus Wimmelburg (in der Eisleber Sammlung) hinzugefügt (s. oben S. 95[4]). Im Anschluß an diese Funde, an die Fundverhältnisse im Hügel von Kalbsrieth (Weimar) und an meine Erörterungen über die Steinzeitfunde im Spitzen Hoch bei Latdorf gelangt der Herr Verfasser in bezug auf die Chronologie der betreffenden keramischen Typen zu dem Schluß, daß das hier charakterisierte Stadium der Schnurkeramik in Norddeutschland erst aufkam, als daselbst der Bernburger Typus und die Kugelamphora längst in Blüte stand. Von dieser Erkenntnis zu der oben S. 97 ausgesprochenen Ansicht, daß die Schnurkeramik überhaupt eine jüngere Entwicklung aus den Bernburger und norddeutschen Stilarten sein dürfte, ist kein weiter Weg mehr.

5) In der wichtigen und grundlegenden Arbeit des Herrn Prof. Dr. Kossinna über die Archäologie der Ostgermanen, die in Heft 2 und 3 der Zeitschrift für Ethnologie Jahrg. 1905 unter dem Titel „über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen" erschienen ist, kann unser Gebiet naturgemäß nur gestreift werden; es wird u. a. das goldene Tierkopfarmband von Flurstedt bei Apolda als ein ostgermanisches Einfuhrstück skandinavischer Form erwähnt; es wird aber auch die für Thüringen wichtige Südgrenze der Germanen gegen die Kelten in der Früh- und Mittel-Latènezeit noch einmal festgestellt, nämlich die Linie von Gotha nach Gera, bis zu der die keltischen Skelettgräber der genannten Periode reichen, während nördlich davon die für die Westgermanen charakteristischen Segelohrringe längs der Saale und Elbe in Brandgräbern verbreitet sind. — Ich habe diese kurze Notiz hierhersetzen wollen, um auch an dieser Stelle auf die wichtige Untersuchung Kossinnas hinzuweisen, welche aus sorgfältig gesammelten, geprüften und chronologisch streng geordneten archäologischen Materialien die Kriterien gewinnt, um die periodisch wechselnde Grenze der Ostgermanen gegen die Westgermanen, die Berührung der ersteren mit Karpodaken und Kelten, die Vorwärtsbewegungen und Rückströmungen der ostgermanischen Kultur klarzulegen.

6) Ein schon früher gestörtes Hügelgrab mit Schnurkeramik am Nordabhang des Steigers bei Erfurt hat Herr Oberlehrer Dr. Krauth sorgfältig untersucht und im Programm des Kgl. Realgymnasiums daselbst beschrieben. Da der Hügel durch Aufrichten einer Kletterstange zur Zeit Jahns und durch Wiederentfernung derselben gerade in seiner Mitte schwer beschädigt worden war, so hat Krauth von dem menschlichen Skelett nur einige Bruchstücke und Splitter, von den keramischen Beigaben nur wenige Scherben auffinden können; letztere reichten aber hin, um den Rest einer schnurkeramishen Amphora mit Sicherheit zu erkennen; außerdem fanden sich noch einige tierische Knochen (Pferd und Geflügel). Wenn die archäologische Ausbeute demnach auch gering war, so erfreut die Sorgfalt und Genauigkeit der Beobachtung, die sich besonders auf die ursprüngliche Schichtung des Hügels bezog, und die Vergleichung mit verwandten Vorkommnissen. Es ist zu wünschen, daß der Herr Verfasser Gelegenheit haben möge, Beobachtung und Fleiß bei einer dankbareren Ausgrabung zu bewähren.

7) In den Mitteilungen der Vereinigung für gothaische Geschichte und Altertumsforschung, Jahrg. 1905, gibt Herr Prof. Dr. Florschütz einen aktenmäßigen Bericht über „die erste Aufdeckung des Elephas antiquus in den Sandbrüchen bei Gräfentonna“, den er mit Recht einen „Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften“ nennt. Denn man kann wohl kaum deutlicher den Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ermessen, als wenn man hier liest, wie angesichts der deutlich erkennbaren Skeletteile, der Beine mit den Gelenkköpfen, des Rückgrates mit Rippen, des Schulterblattes, des Genickes und des Kopfes mit 4 Back- und 2 großen Stoßzähnen, wie sie im Dezember 1695 der Gothaische Historiograph Tentzel gesehen hat, von der damals kompetenten Behörde, dem Collegium medicum, das Gutachten abgegeben wurde, daß es sich keineswegs um ein animal handle, sondern um ein mineralisches Gebilde, nämlich das Unicornu fossile, das aus Vermischung von fetter tonichter Erde und mineralischem Wasser koaguliere und in Stein verwandelt werde und nach Beschaffenheit des Ortes mancherlei Figuren formiere etc. Auch als Beispiel von der Verstocktheit der Zunftgelehrsamkeit gegenüber neuen Erkenntnissen hätte Florschütz den Gelehrtenstreit bezeichnen können, der sich an die Auffindung des Elefanten anschloß. Obwohl Tentzel mit gesundem Verstand und guter Beobachtungsgabe deutlich macht, daß es sich nicht um ein Naturspiel, sondern um wirkliche Knochen handelt, die noch die Röhren haben, in denen vormals das



Gebr. Plettner, Halle-Saale.

Jahresschrift

für die

›RGESCHICHTE

der

ächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

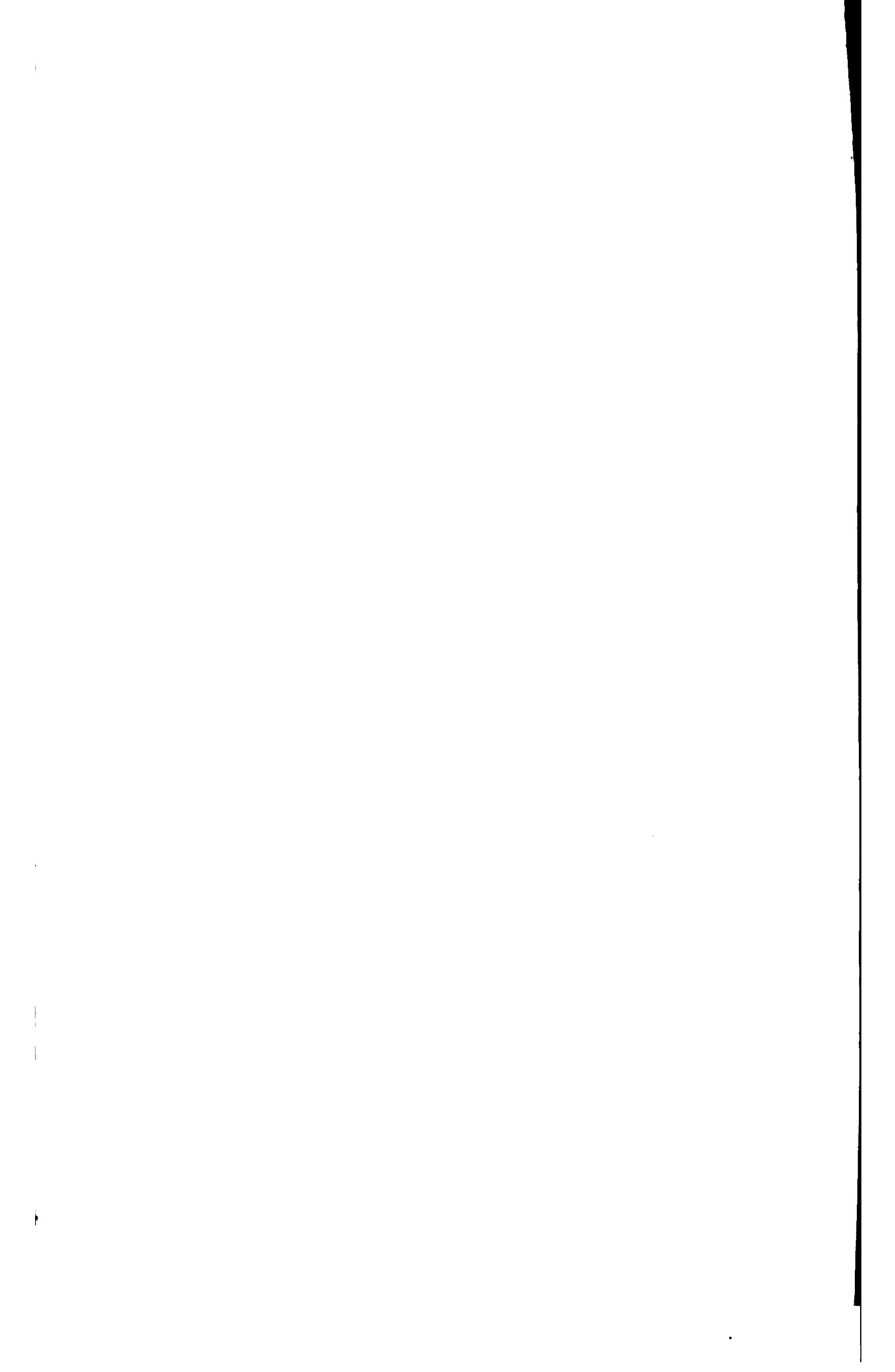
von dem

inzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

1. Band.

Mit 25 Tafeln und 4 Plänen.

HALLE,
Druck und Verlag von Otto Hendel.
1902.



Tafel I.

Förtsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

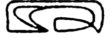
1. Randaxt;
2 u. 3. Schmaläxte;
4. Bernsteinperlen;
5. Armspirale aus Bronze;
6. Spiralröllchen aus Bronze;
7. Offene Halsringe;
7a. Halsring unvollendet, aus Mähren, zum Vergleich;
8. Geschlossener Beinring;
9. Offener Beinring mit drei Löchern;
10. Offener Beinring.



Tafel II.

Förtsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

1. Ring mit knopfartigen Enden und Ketten von Radewell; zum Vergleich.
2. Beinring von Halle; zum Vergleich.
3 und 4. Armringe mit knopfartigen Enden;
5. Facettierter Armring;
6. Kinderarmring;
7 und 8. Dolchstäbe.





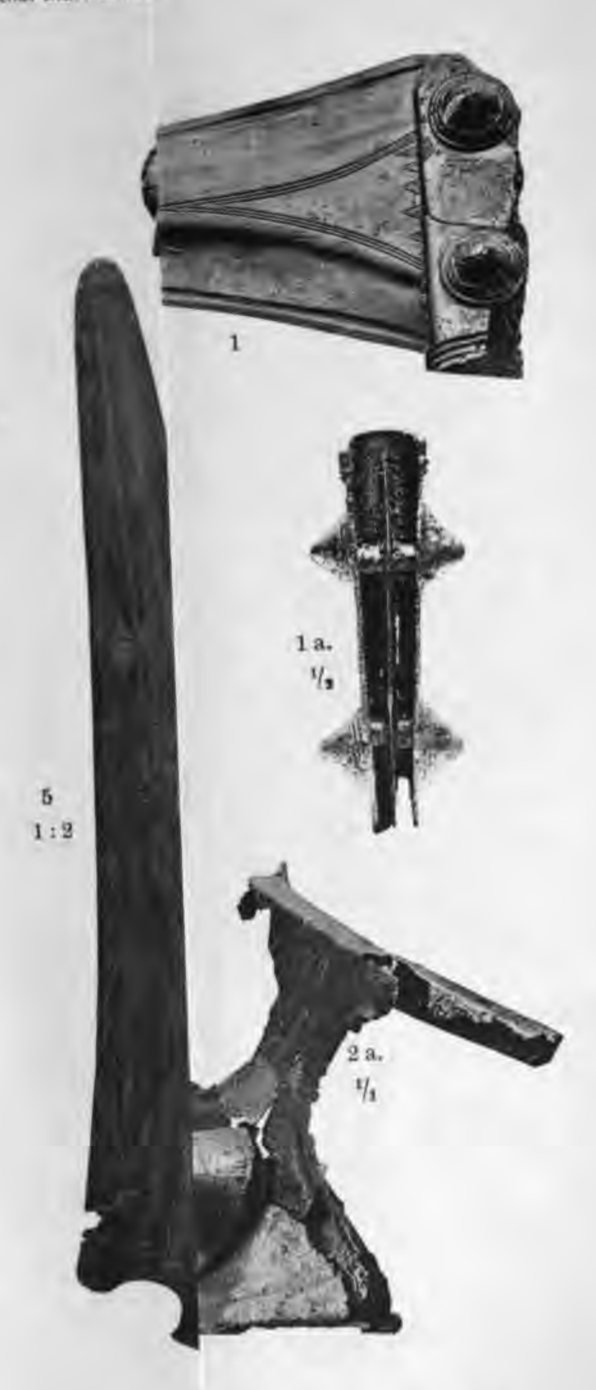
Gebr. Plettner, Halle-Saale.

Tafel III.

tsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit
aus Dieskau bei Halle.

Dolchstab mit zertrümmertem Schaftkopf; hierzu 1a.
Dolchstab mit Blechbelag; hierzu 2a und 2b.
. Lose Klinge mit zwei starken Nieten;
, 5, 6 und 7 Lose Klingen.





Gebr. Plettner, Halle-Saale.

Tafel IV.

---

tsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit
aus Dieskau bei Halle.

, 2, 3 und 4. Lose Klingen;
. Bruchstück mit Bodenrand des Gefässes.

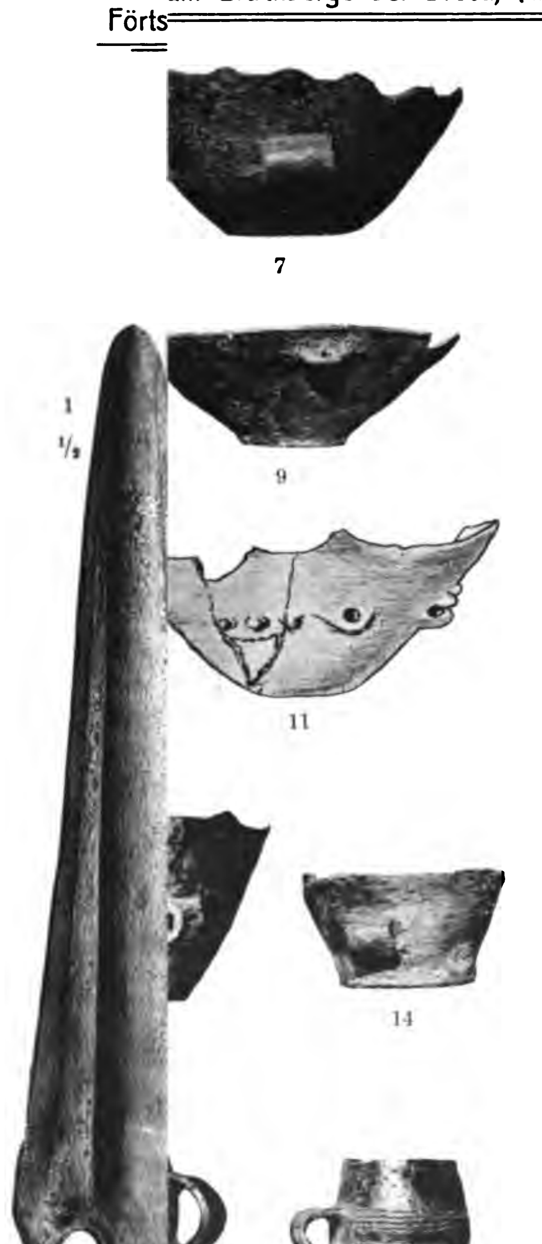
rges und Seelmann: Riesenstube am Bruchberge
bei Drosa, Anh.

6—10. Schüsseln;
11. Schüsselrest;
12—13. Näpfe;
14—17. Töpfe.



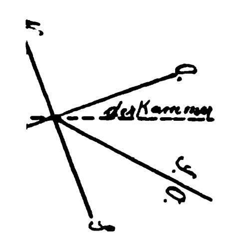
am Bruchberge bei Drosa, Anh.

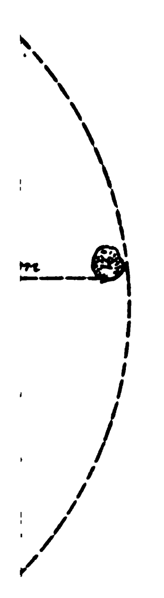
Förts



Gebr. Plettner, Halle-Saale.

Zu Tafel IV.

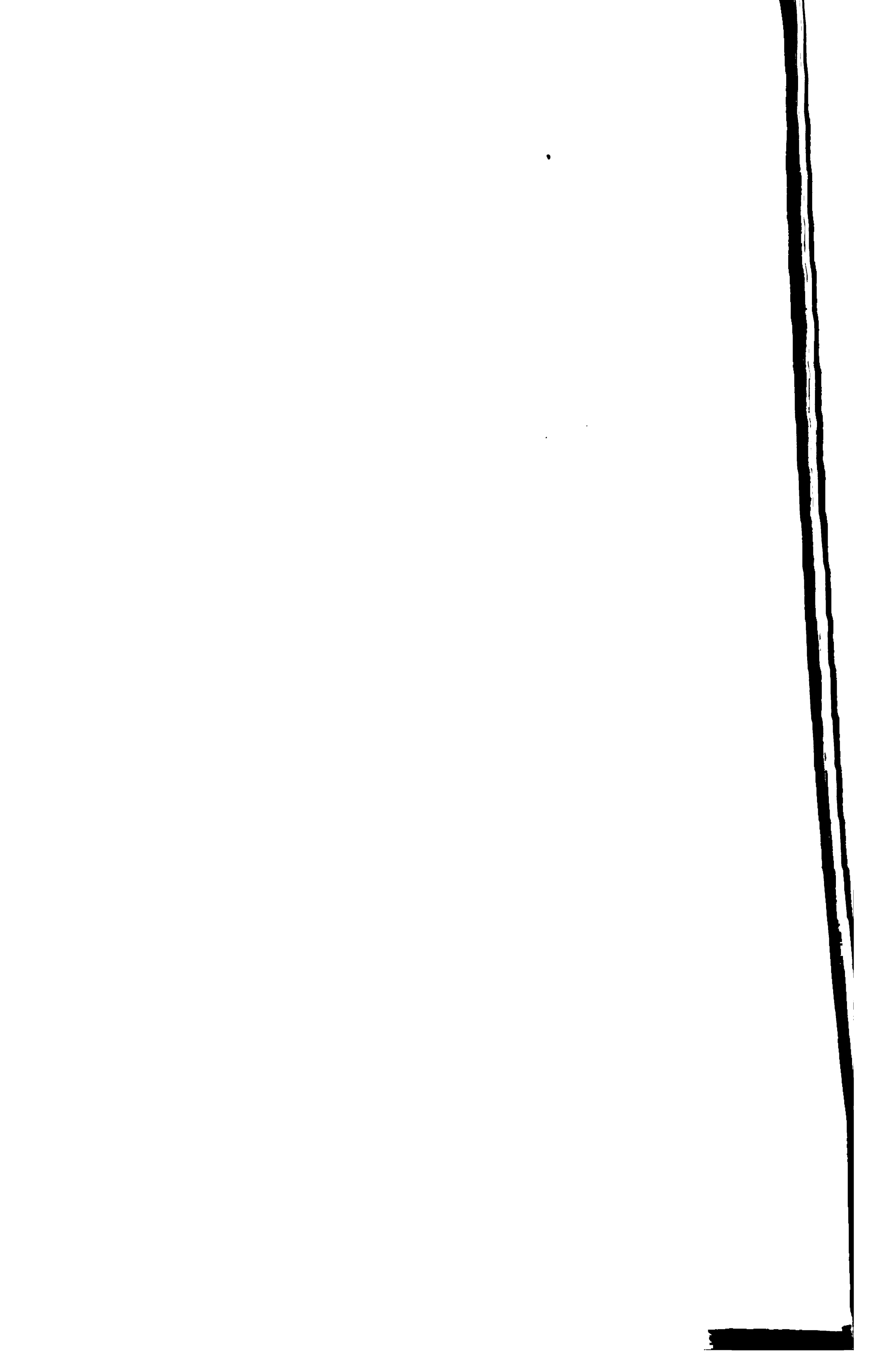




am Bruchberge bei Drosa, Anh.

gez. von Gorges.

1 : 200.



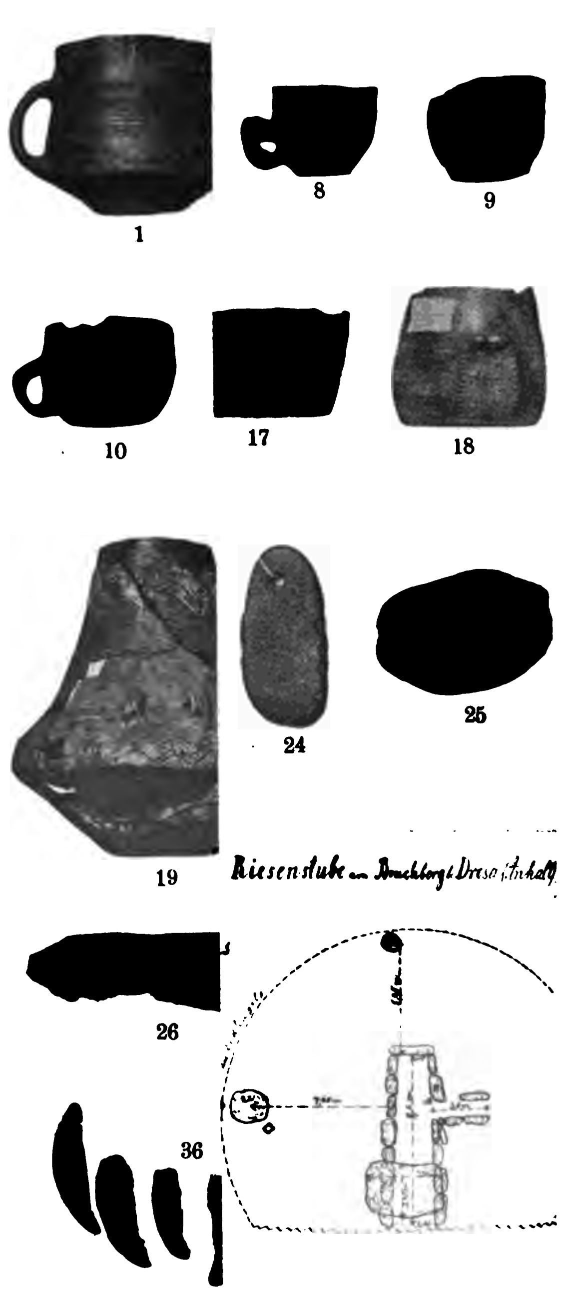
Tafel V.

·ges und Seelmann: Riesenstube am Bruchberge bei Drosa.

1 u. 2. Töpfe;
3—15. Tassen;
16—18. Becher;
19. Gefäss:
20. Henkelkrug;
21a u. b. Dose mit Deckel;
22. Scherbe;
23. Klinge aus graugrünem Stein;
24. Schmuckstück (?) aus Schiefer;
25. Wetz- oder Polierstein;
26—28. Messer aus Feuerstein;
29—34. Pfeilspitzen aus Feuerstein;
35. Schaber;
36. Zähne vom Hunde; } Schmuckstücke;
37. Zahn, unbestimmt; } Schmuckstücke;
38. Zahn vom Pferd; } Schmuckstücke;
39. Rest vom Nagezahn eines Biebers; } Schmuckstücke;
40. Anhänger aus Knochen;
41. Halbkugelig gewölbte Koralle mit zwei senkrecht aufeinanderstossenden Durchbohrungen;
42. Plan der Fundstelle.



Tafel V.



Gebr. Plettner, Halle-Saale

Tafel VI.

ın: Frühgeschichtliche Gräber von Ammern II.

ewandspange aus Silber, vergoldet;
oldene Rundfibel mit Zellenschmelz;
cheibe aus Weissmetall (Wirtel?);
chmuckstück aus Bronze (Schlüssel?);
. 6. Gewandspangen, Legierung aus Weissmetall, vergoldet;
u. b. Ring, vergoldet;
Situationsplan.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

). Ansicht des Steingeheges von der Nordostseite; vorn links die nordwestliche Ecke des geöffneten Schwertgrabes, vergl. Lageplan Tafel VII.







rf. Vergl. Tafel VII—IX.

Gebr. Plettner, Halle - Saale.

Tafel VII.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

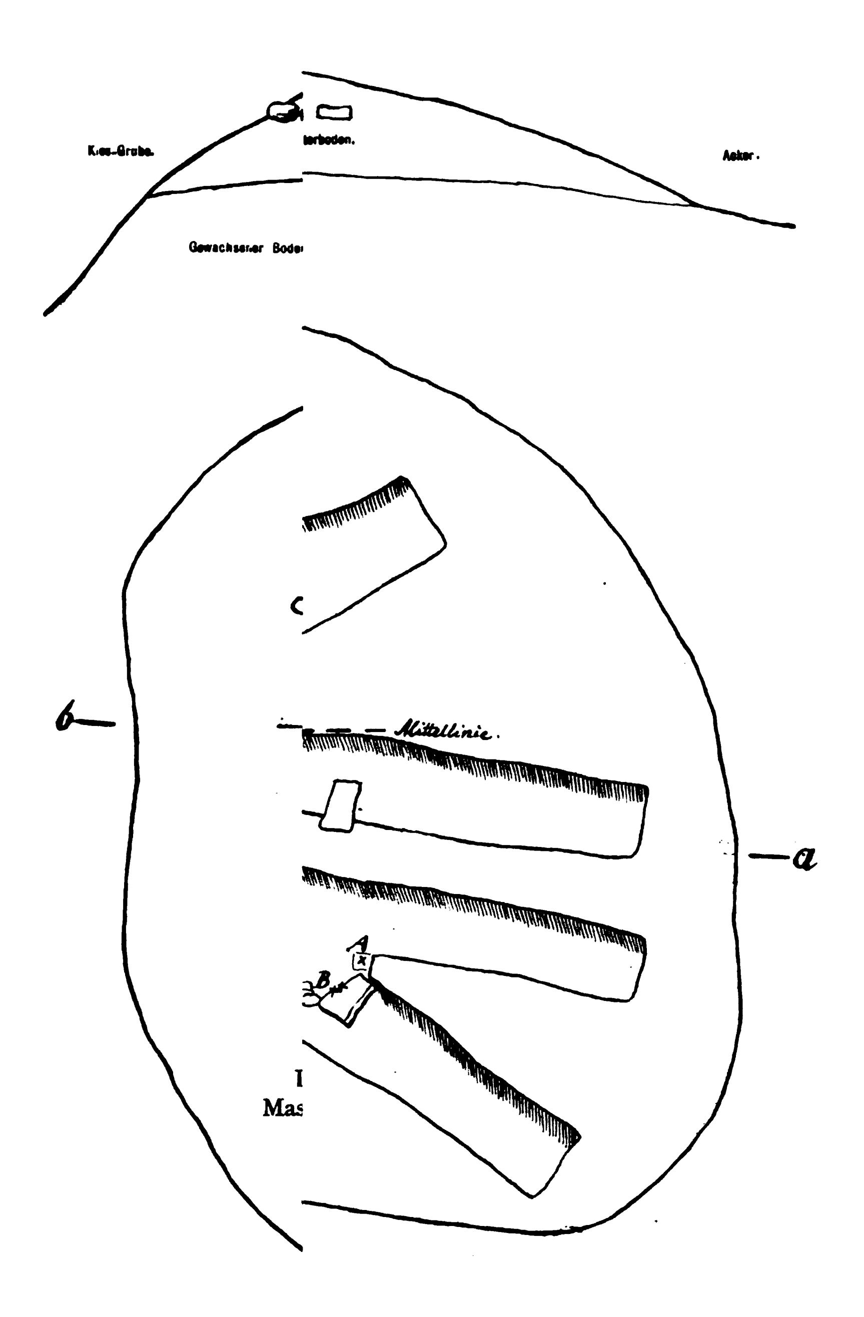
Längendurchschnitt und Lageplan, Massstab 1 : 200.

Abkürzungen:

Gr. = Grab; Ob. Gr. = Oberes Grab; Centr. Gr. = entralgrab; Schw. Gr. = Schwertgrab; L. Gr. = leeres rab; M. B. = Messbaum; A. B. C. D. = Fundstellen.



Latdorf.



Tafel VIII.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

1. Offene Amphore, Fragment; 2. Bruchstück einer Kugelamphore; 3. Verzierter Randscherben;	Fundstelle B
4. Topf von Bernburger Typ. (Fundstelle C.);	
5. Scherben von Bernburger Typ.;	
6. Amphore, oben unvollständig; 7. Schnurenbecher; 8. Facettierter Steinhammer; 9. Scherben von einem Becher; 10. Perlen aus Kupfer;	Oberes Grab.
11. Schnurenbecher; 12. Kurzhalsige Amphore;	in Scherben gefunden: Fundstelle D.
13. Doppeltkonische Urne; 14. Kesselförmiges Gefäss; 15 a. Tönerner Ring; 15 b. Knöcherne Röhre;	Grab I.
16. Schwarzer Topf; 17. Terrinenförmige Urne; 18. Schüssel, gestülpt auf 17;	Grab IV—V. (Fortsetzung Tafel IX.)





H. 14 cm.

8

L. 14 cm.

9

3.

H 26 cm.

11

17

H. 25 cm.
D. mit Rand 32 cm.

Gebr. Plettner, Halle-Saale.

Tafel IX.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

Nr.	Gegenstand	Fundstelle
1. 2.	Kannelierte Tassen in Urne 17 (Tafel VIII) vgl. Fig. 20	Grab IV—V. (Fortsetzung).
3.	Schüssel, Deckgefäss in Urne 6;	
4. 5.	Tassen in Urne 6, deren unterseitige Delle s. Fig. 20.	
6.	Grosse terrinenförmige Urne;	
7.	Kannelierte Schüssel;	Grab II.
8.	Deckeldose;	
9.	Horizontal kannelierte Vase;	Grab III.
10.	Kannelierte Schale in Vase 9;	
11.	Bronzene Speerspitze;	
12.	Bronzenes Griffzungen-Schwert;	Schwertgrab.
13.	Deckeltopf, Behälter des Schwertes 12;	
14.	Gegossene Bronzeringe;	
15.	Bronzene Doppelknöpfe;	
16.	Bronzene Nadel;	
17.	Bronzene Pinzette;	
18.	Bronzener Tüllenmeissel;	
19.	Henkelkanne aus dem Centralgrabe;	
20.	Die Urnen VIII, 17 und IX, 6 mit Inhalt in ihrer ursprünglichen Lage von oben photographiert.	



Gebr. Plettner, Halle-Saale.